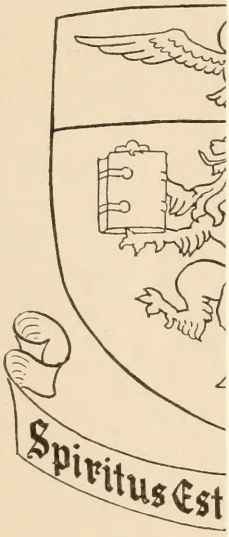
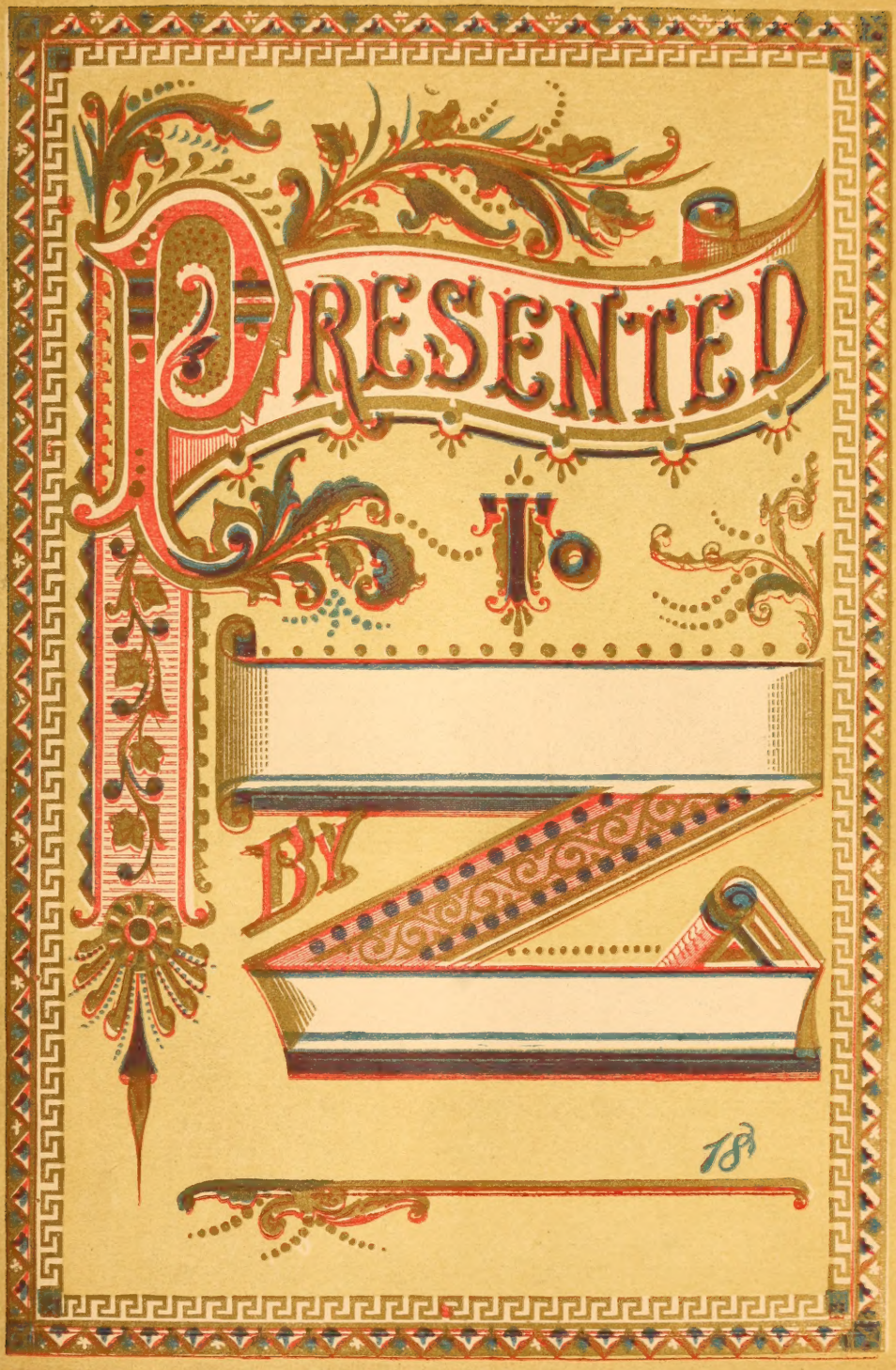
Entdeckungen und
Abenteuer
von
Henry M. Stanley

·Ex
Duquesne



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/diewunderdertrop00henr


PRESENTED
TO
BY
18

PRESENTED

TO

Uganga Doktor einen Zauber entdeckend.

Die Wunder der Tropenwelt,

oder

Entdeckungen und Abenteuer

von

HENRY M. STANLEY

und anderen weltberühmten Reisenden,

wie

Livingstone, Baker, Cameron, Speke, Emin Pasha, Du Chaillu, Anderson, etc., etc.,

enthaltend:

Spannende Erzählungen berühmter Expeditionen,

wunderbare Errettungen, wilde Jagden im Dickicht und in der Ebene, merkwürdige Sitten der Eingeborenen, Reisen in unbekannte Länder, staunenerregende Entdeckungen in den afrikanischen Wildnissen,

gleichzeitig

deutliche Beschreibung schöner Landschaften, fruchtbarer Thäler, unermeßlicher Waldungen, mächtiger Ströme und reißender Wasserfälle, Binnenseen, Bergwerke von unermeßlichem Reichthum, reißender Thiere ꝛc., ꝛc.

Als Ganzes genommen

eine reiche Fundgrube für alle Wunder und Geheimnisse

des schwarzen Erdtheils.

Von Henry Davenport Northrop, D.D.,

Verfasser von: *"Earth, Sea and Sky," etc.*

Enthält mehr als 200 naturgetreue Illustrationen.

Entered according to Act of Congress, in the year 1890, by
J. R. JONES,
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Vorwort.

Die wunderbaren Entdeckungen und spannenden Abenteuer des größten Entdeckungsreisenden der Welt, Henry M. Stanley, werden in diesem neuen Werke erzählt. Es ist ein Bericht der kühnsten Leistungen und größten Heldenthaten der Neuzeit, und beschreibt die langen und gefahrvollen Märsche, die schrecklichen Leiden, die ruhmvollen Kämpfe mit wilden Menschen und Thieren, die großartigen Entdeckungen, die das regste Interesse und die enthusiastische Bewunderung aller civilisirten Nationen erweckt haben.

Das Werk beschreibt die tapferen Kämpfe und die schwererrungenen Erfolge von Stanley's Jugendzeit, vom armen der Wohlthätigkeit anheimfallenden Knaben bis zum unternehmungslustigen jungen Soldaten mit Torniſter und Büchse. Er wird Correspondent einer der größten Tageszeitungen, wird plötzlich nach Afrika geschickt, um den berühmten Forscher Livingstone aufzusuchen und beginnt seine bewundernswerthe Laufbahn.

Stanley's erste große Reise im schwarzen Kontinent ist lebenswahr beschrieben. Der Leser folgt dem mächtigen Forscher, nimmt Theil an seinen Leiden und Gefahren, und reist mit durch ein Land wunderbar durch seinen Reichthum und die Verschiedenartigkeit seiner Hülfsquellen, die Größe und Schönheit der Scenerie, die Reichhaltigkeit des Thierlebens und die wunderlichen Sitten und Gebräuche der eingeborenen Stämme.

Vor dem Anmarsch des berühmten Forschers öffnet sich ein Pfad durch das dichteste Dickicht; schrumpfen breite Ströme zu Bächlein; wird der felsige Paß zur bequemen Heerstraße; fliehen wilde Thiere in Angst; die amerikanische Art schlägt Bahnen durch den Urwald; das gebrechliche Kanoe gleitet über schäumende Stromschnellen und große Binnenseeen; der schwarze Kontinent giebt seine Geheimnisse auf, die der Welt für tausende von Jahren verhüllt waren.

Der Leser nimmt Theil an der Aufregung, der Freude und dem Triumph, als Stanley nach heldenmüthigem Ringen Livingstone findet und ihm die Hand schüttelt!

Stanley's nächste Expedition von Zanzibar quer durch den Kontinent nach dem Kongo ist so reich an gefährlichen Abenteuern, so bemerkenswerth an Muth und Entschlossenheit, daß sie zu den größten Unternehmungen unsrer Zeit gehört. Er entschwindet den Augen der civilisirten Welt, Wochen und Monate vergehen und keine Nachricht kommt von dem unerschrockenen Forscher. Neugierde über sein Geschick wurde zur Furcht, und die Furcht zu schrecklicher Spannung. Die Jahreszeiten wechseln und noch keine Nachricht von Stanley!

31900 FEB 1 8 1938

Nach unsagbaren Entbehrungen, kühnen Thaten und staunenswerthen Triumphen taucht Stanley unter dem Jubelruf beider Hemisphären aus den Wildnissen des schwarzen Kontinents auf. Das 19. Jahrhundert verzeichnet keinen erhabeneren Triumph, als das Durchreisen dieser Wildniß von Meer zu Meer, wo bisher alle Versuche, den Schleier zu lüften, vergeblich waren. Aber die überraschenden Errungenschaften unsres Helden waren noch nicht vollständig. Emin Pasha hielt sich noch irgendwo in der tropischen Wildniß auf und kämpfte um das Land, dessen Herrscher er war. Wieder eilte Stanley zur Rettung herbei; wieder verlor er sich in den Wildnissen Afrika's; wieder wurde das Interesse der Welt an seinem Geschick rege; und in diesem letzten großen Triumph erreichte er den Gipfelpunkt aller seiner früheren Expeditionen und Siege, indem er nochmals den Kontinent durchkreuzte, dieses Mal von Westen nach Osten.

Dieses Werk bringt ferner einen vollständigen und interessanten Bericht über die wunderbaren Entdeckungen anderer weltberühmter Reisender in den Tropen. Der Leser wird Reisegefährte des unsterblichen Livingstone, welcher unbegrenzte Strecken durchwanderte, welche nie der Fuß eines civilisirten Menschen betreten hatte; er begleitet Sir Samuel Baker, Speke und Grant, deren kühne Expeditionen in Central-Afrika sie in die ersten Reihen der modernen Heroen stellen; er folgt Du Chaillu, Cameron, Anderssson, Baldwin und Anderen, deren unübertroffene Kühnheit im Angesicht von Gefahren und Siege über blutdürstige Wilde und reißende Thiere einen unwiderstehlichen Reiz haben.

Ein glänzendes Panorama tropischer Wunder zieht vor den Augen des Lesers vorüber. Er durchwandert weite und fruchtbare Ebenen, herrliche Thäler und einsame Wüsten. Er sieht wilde Stämme mit ihren wunderlichen Gebräuchen, ihren fremdartigen Heirathsceremonien, ihrem lächerlichen Aberglauben, ihren unverantwortlichen Gewaltthaten, ihren monströsen gesellschaftlichen und religiösen Anschauungen, einschließlich der entsetzlichen Menschenopfer. Er ist Zeuge der grotesken Kriegstänze; der sonderbaren Gaunereien der Medizinmänner, Regenmacher und Zauberer. Er lernt den majestätischen Löwen kennen, das gigantische Flußpferd und das gefährliche Krokodill; die Affenarten, die Gorillas und die giftigen Riesenschlangen; den leichtfüßigen Strauß, die Giraffe und das Zebra; das plumpe Nashorn und die graciöse Gazelle und den gewichtigen Elephanten, unter dessen Tritt die Erde bebt. Er ist Zeuge von Jagdabenteuern und muthigen Thaten, die wie Romangeschichten klingen. Er wird bezaubert durch tropische Vögel mit Gefieder von unübertrefflicher Schönheit und durch herrliche Bilder aus der Insektenwelt, ebenso wunderbar wie die gigantischen Thiere der Ebene und des Dickichts.

Stanley's letzte Expedition zur Rettung des weltberühmten Emin Pasha lenkt die staunenden Blicke der ganzen civilisirten Welt auf ihn. Die letzten Entdeckungen und Abenteuer werden in diesem Werk vollständig erzählt.

Inhalts-Verzeichniß.

Kapitel I.

Stanley's Jugendjahre.

Ein hervorragender Mann — Löst die Geheimnisse, welche den mysteriösen Erdtheil seither umgaben — Wales sein Geburtsland — Als Knabe im Armenhause von St. Asaph erzogen — Wird Lehrer in Flintshire — Bemüht sich die Mittel zu erwerben, um seine Ausbildung zu vervollkommnen — Legt dabei Proben unerschütterlicher Geistesstärke ab — Schifft sich nach der neuen Welt ein — Dient als Schiffsjunge auf der Ueberfahrt von Liverpool nach New Orleans — In New Orleans wird der walliser Junge durch einen Menschenfreund adoptirt — Ist brav und tüchtig — Erbt als Adoptivsohn nichts beim Tode seines Wohlthäters — Geht nach Californien — Freie und glückliche Tage in Gesellschaft kühner Abenteurer — Schule menschlicher Natur — Starke Willenskraft und Lust zu kühnen Thaten — Trägt Tornister und Flinte — Soldat bei den Conföderirten — Als Herald-Correspondent in der Türkei während des Balkanfeldzuges — Von Räubern gefangen genommen — Fährt nach England zurück — Giebt den Kindern im St. Asaph Armenhause ein Fest — Wird von James Gordon Bennett als Berichterstatter über die Englisch-Abyssinische Expedition nach Afrika geschickt — Seine Depeschen kommen als erste in London an — Livingstone's Spur in Afrika verloren — Merkwürdige Unterredung um die Mitternachtsstunde zwischen Bennett und Stanley — „Suchen Sie Livingstone, koste es was es wolle." 33

Kapitel II.

Erschütternde Abenteuer in Afrika.

Afrika eine Welt der Ueberraschungen und Wunder — Livingstone's Reisen — Der junge Schotte von vornehmer Herkunft — Seine Vorfahren von echt schottischer Zähigkeit — David's Leben in der Fabrik — Sein Trieb sich Kenntnisse anzueignen — Sein Hang zum Lernen am Webestuhle — Studirt Latein — Bewunderer heroischer Thaten — Verspricht schon in der Jugend ein bedeutender Mann zu werden — Entschließt sich als ärztlicher Missionar nach China zu gehen — Abreise nach Afrika — Körperstärke und Ausdauer — Kampf mit dem wilden Löwen — Livingstone's knappes Entkommen — Gordon Cummings beschreibt das edle Thier — Ein prachtvolles Thier — Schönheit des Löwen — Brüllen des Waldkönigs — Furchtbare Wildheit — Furchtlosigkeit des Löwen — Was ein Löwenjäger nothwendig gebraucht — Livingstone's braver Charakter 49

Kapitel III.

Livingstone unter den Wilden.

Livingstone's Leben unter den Backwains — Ein intelligenter Häuptling versucht die Heiden durch die Peitsche zu bekehren — Aeußeres der Backwains — Merkwürdige Kopfbekleidung — Schlaue Diebe — Ein behexter Kochkessel — Schreckliche That — Afrikanischer Congreß — Erschütternde Kriegsgesänge — Führen Krieg für Ruhm — Livingstone's Interesse an diesem

Stamme — Merkwürdiger Aberglaube — Medizinmann und Regendoktor — Barbarische Sitten — Strenge Erziehung der Knaben — Die Prüfung der Mädchen — Romantische Tänze — Bau der Häuser — Sonderbare Begräbnißformen — Grabtänze — Ein thätiger Häuptling — Arme nicht besser wie Reiche — Sonderbare Decorationen — Hübsche Bewegung 61

Kapitel IV.

Ein berühmter afrikanischer Stamm.

Livingstone's Interesse an dem Makololo Stamm — Das Schicksal alter Nationen — Außerordentliche Veränderungen in Süd-Afrika — Dunkler Ursprung der Hottentotten — Werden durch die stärkeren Kaffern vertrieben — Der große Häuptling der Makololo — Strenge Strafe für Feiglinge — Ein junger königlicher Windbeutel — Furcht vor dem wilden Löwen — Angriff von Büffeln auf Jäger — Livingstone's Erzählung von seinem Wagen — Ein Eßwetten — Furchtbare Schlacht mit Flußpferden — Ein schwaches Boot wird von diesen Unthieren umringt — Hervorragende Makololo Weiber — Art des Häuserbaues — Starke Wände und schräge Dächer — Seltsame Ideen eines Bootführers — Missethäter werden den Krokodillen vorgeworfen — Vertheilung der Jagdbeute — Spiel afrikanischer Kinder — Ein wunderlicher aber aufregender Tanz 86

Kapitel V.

Gefahren tropischer Entdeckungsreisen.

Wunderbare Erfolge von Livingstone — Legt in der Wildniß eine Station an — Baut ein Haus — Sucht nach dem großen See — Eine Wüste mit zahlreichen Heerden wilder Thiere — Tritt eine gefährliche Expedition an — Wagen bei Eingeborenen zurückgelassen — Reisen in schwachen Kanoes — Jagd auf das Flußpferd — Schreckliches Abenteuer mit Krokodillen — Fieberhafte Anstrengungen sich vom Tode zu erretten — Erschießt eines der Ungethüme — Von plötzlichem Schrecken befallen — Sturz in's Wasser und Freudenschrei — Alte Krokodille mit ungeheuren Rachen — Aufregendes Abenteuer mit einem Flußpferde — Merkwürdiger Häuptling — Sümpfe und Flüsse, die Fieber ausathmen — Ankunft am Ufer des Sambesi — Lästige Fliegen — Prachtvoller Fluß — Livingstone's 1000 Meilen-Reise mit seiner Familie — Boshafter Angriff der holländischen Boers — Livingstone's Haus wird geplündert — Der Entdecker erreicht die Hauptstadt von Makololo — Herzlicher Willkomm seitens der Eingeborenen — Schifft den großen Sambesi-Fluß hinauf — Attentat auf den König — Architektur der Makololo — Großer Tanz — Expeditionen nach dem Westen des Balonda Land — Besuch bei Shinti — Wenig Lebensmittel — Ankunft in Loanda — Durch Wilde angegriffen — Auf dem Leeba — Ankunft in Linyanti 103

Kapitel VI.

Seltsame Plätze und Leute.

Gefahren der Flußschifffahrt — Prachtvolle Waldungen — Geschicktes Fahren der Kanoes durch die Eingeborenen — Schöne Scenerien — Hübsche Blumen und wilder Honig — Häuptlinge, die sich die Haut mit Fett und rothem Okker beschmieren — Pompöser Häuptling — Merkwürdiges Piano — Portugiesische Händler — Warmer Empfang für die Entdecker — Häuser werden abgedeckt, um die Reisenden zu beherbergen — Ein Häuptling, der seine Unterthanen tödtet, um sich zu amüsiren — Sonderbare Sitten bei Schließung von Freundschaft — Wahrsagerinnen, die Geld haben wollen — Livingstone leidet am Fieber — Wilder Angriff auf die Expedition — Amulets und Zaubermittel gegen Fieber — Ein schwarzer

Corporal als Führer — Eine schöne Gegend geht zu Grunde — Große Rinderheerden — Ein Schmuckgarten — Die Eingeborenen werden durch seltsame Visionen aufgeregt — Großmüthige Gaben von Theerjacken — Eine Stadt von großer Anziehungskraft — Der unwiderstehliche Esel — Glaube an böse Geister — Auffallende Haarfrisuren — Hübsche Jagd mit Gewehren — Die Expedition reist auf schmalen Kanoes — Livingstone wird von einem Büffel angegriffen — Lärmender Empfang für die Entdecker — Heerden von Elephanten..... 121

Kapitel VII.

Abenteuerliche Reise nach der Ostküste.

Livingstone entschließt sich zur Erreichung der Ostküste — Eine schöne Negerrasse — 114 zuverlässige Leute — Die tapferen Führer der Gesellschaft — Ein schrecklicher Sturm — Fahrt den Fluß hinab — Die weltberühmten Victoria Fälle — Ein Anblick von erhabener Schönheit — Aufsteigende Schaumwolken — Hoher Baobab Baum — Seltsame Begrüßungsmethode — Handel in Elfenbein — Geschenke eines friedliebenden Häuptlings — Ungeheure Flußpferde und deren Junge — Wie die Eingeborenen Elephanten fangen — Feindseligkeiten eines Dorfhäuptlings — Ueberreste einer alten portugiesischen Ansiedlung — Die Ochsen des Doktor entlaufen ihm — Seltsame Rufe und das Schwenken von Feuerbränden — Besuch zweier alter Männer — Amerikanischer Calico in fernen Landen — Wie das Riesenthier zur Arbeit abgerichtet wird — Eine neuere Methode des Holzfällens — Merkwürdige Erzählung eines englischen Officiers — Außerordentlicher Scharfsinn des Elephanten — Gefahren auf dem Marsche — Furcht von Löwen angegriffen zu werden — Furchtbare Begegnung mit dem Könige der Wälder — Ein „civilisirtes Frühstück" — Freundlicher Empfang durch einen englischen Major — Eingeborene pflanzen Gold als Samen in die Erde — Ein Baum, der medizinische Eigenschaften besitzen soll — Vier Jahre von der Kapstadt abwesend — Verwüstungen durch Hungersnoth — Ein Häuptling, der England besuchen möchte — Wird wahnsinnig und springt über Bord — Livingstone's Ankunft in England 139

Kapitel VIII.

Fahrt auf dem Zambesi-Fluß.

Anfang einer neuen Entdeckungsreise — Englische Dampfer in afrikanischen Gewässern — Schlacht zwischen den Portugiesen und einem wilden Häuptling — Entsatz des Gouverneurs — Die Ma Robert fängt ihre Reise an — Staunen der Eingeborenen — Strapazen bei Reisen in den Tropen — Ein Häuptling verliert sein kleines Mädchen — Eingeborene widersetzen sich der Expedition — Suche nach einem großen See — Durch einen Büffel verfolgt — Falle für Flußpferde — Vergebliche Anstrengung ein verlorenes Kind wiederzufinden — Furchtbarer Angstschrei vom Flusse — Kampf eines Wilden mit einem Krokodill — Entdeckung des großen Sees — Mangel an Wasser — Rückkehr der Ma Robert — Ein auffälliger Betrug — Feindliche Häuptlinge versöhnt — Ueberfluß an Wildbret und zahlreiche Löwen — Beschreibung des Batoka Stammes — Merkwürdige Haartrachten — Meister der Kanoes — Sehr höfliche Wilde — Sonderbare Gewohnheiten und Ceremonien — Furchtlose Jäger — Glauben an ein zukünftiges Leben — Melodische Musik — Afrikanische Dichter — Unverbesserliche Lügner — Hingerichtet, weil er einen Häuptling behext — Eine Bande Viehdiebe — Abenteuer mit einem Flußpferde — Ein Mann rettet sich auf einen Felsen — Ein tropisches Chamäleon — Ein wunderbares Reptil — Wechselnde Farben — Von einem Krokodill ergriffen — Pferd und Reiter schrecklich zugerichtet 159

Kapitel IX.

Kampf gegen Schwierigkeiten und Gefahren.

Fahren in einem untüchtigen Boote ab — Ein verlustreiches Abenteuer — Ankunft von Bischof Mackenzie — Der „Pioneer" geräth auf den Grund — Beschreibungen eines wohlbekannten

Stammes — Ackerbau in Afrika — Großartige Gastfreundschaft — Hübsche Tätowirungen — Eingeborene die sich selten waschen — Eine afrikanische Tänzergesellschaft — Glauben an den Besuch abgeschiedener Geister — Brennende Dörfer — Schlacht mit Ajawa Kriegern — Die Boote werden über Land transportirt — Plötzlicher und schrecklicher Sturm — Enorme Krokodille — Das Lager durch Räuber geplündert — Vermehrte Gefahren — Ankunft von Frau Livingstone — Tod von Bischof Mackenzie und Frau Livingstone — Einsame Gräber auf fremder Erde — Kugeln und vergiftete Pfeile — Ungeheure Schaaren schöner Vögel — Der stolze Flamingo — Palmwein — Ein seltsames Vogelnest — Alte Gattung Affen — Verlassene Gegend — Lord Russell ruft die Expedition nach England zurück — Werden von einheimischen Eindringlingen beunruhigt — Der „Pioneer" wird unbrauchbar — Livingstone in Bombay..... 188

Kapitel X.

Livingstone auf dem dunklen Continent verloren.

Sensation durch Livingstone's Entdeckungen hervorgerufen — Neue Expedition — Ankunft in Zanzibar — Beschwerlicher Marsch über Land — Desertion von Sepoys — Ankunft an den Ufern des Sees — Keine Kanoes — Bericht von Morden durch Araber — Desertionen unter den Leuten — Geschichte von Livingstone's Tod — Aufregung in England — Expedition, die ausgeschickt wird, das Schicksal des Erforschers zu erfahren — Verwüstungen durch wilde Stämme — Diebe im Lager — Verlust der Medicinkiste — Leiden durch Fieber — Ankunft in Tanganyika — Ein neuer See im Westen — Weiterer Fortschritt aufgehalten — Geduldiges Warten — Endlicher Aufbruch nach dem neuen See — Den See bis nach Cazembe hinunter — Mächtige Potentaten — Formeller Empfang Livingstone's — Geschenke an den Häuptling — Grausige Geschichten von Menschenopfern — Abschneiden von Ohren und Händen — Ein Stamm, der Kupfererz schmilzt — Heiße Quellen und häufige Erdbeben — Erforschung von Lake Bangweolo — Grab im Walde — Merkwürdige Entdeckung — Bescheidenheit des großen Erforschers..... 215

Kapitel XI.

Schreckliche Entbehrungen und knappes Entkommen.

Große Erregung der Eingeborenen über die Ankunft des weißen Mannes — Kreuzt auf einem großen See — Die Kanoe-Leute striken — Nur ein Vorwand, um ein anderes Kanoe miethen zu müssen — Büffel geschossen, um den Leuten Fleisch zu verschaffen — Feines Terrain für Jäger — Wie der Büffel gejagt wird — Ergreifendes Abenteuer mit einem riesigen Ungethüm — Gefährliche Begegnung mit zwei Löwen — Angriff eines mächtigen Büffels — Fürchterlicher Feind — Erlebniß eines Freundes von Livingstone — Verfolgt seine Reisetour — Ein durch Kriege erschüttertes Land — Mohammed und andere arabische Händler — Kampf um's Leben — Livingstone begütigt die Wilden — Rückkehr von Deserteuren — Abreise nach Ujiji — Ernste Krankheit — Furchtloser Held — Begegnung mit einem Elephanten — Schöne Affen — Lebendige Beschreibung von Manyuema — Entartete Stämme von Menschenfressern — Marktscene in Manyuema — Fürchterliches Blutbad — Unglücklicher Versuch, vorwärts zu dringen — Ein See zu Ehren des Präsidenten Lincoln benannt — Bericht über Sokos — Züge eines seltsamen Thieres — Wildes Thier, welches nie Frauen angreift — Weibliche Sokos — Zehn Leute bringen Livingstone Vorräthe — Entsetzliche Barbarei — Hunderte von Leben eingebüßt — Schamlose Grausamkeit und Zerstörung — Zu Fuß nach Ujiji — Dem Tode nahe — Menschen, die ihre Feinde verzehren — Ankunft in Ujiji — Krank, erschöpft und in verzweifelter Stimmung..... 240

Kapitel XII.

Stanley eilt Livingstone zu Hülfe.

Livingstone's Spur bis Ujiji verfolgt — Hülfsexpedition in England arrangirt — Gerücht von Livingstone's Tod und darob tiefe Trauer in England — Sir Roderick Murchison glaubt nicht daran — Mr. Young wird von England zur Aufsuchung Livingstone's ausgesandt — Der kleine Stahlkreuzer — Hört von einem weißen Mann — Spuren von Livingstone — Eingeborene, die Livingstone nach der ihnen gezeigten Photographie wiedererkennen — Ermuthigende Nachrichten — Eine zweite Aufsuchungsexpedition — Geld reichlich dafür gezeichnet — Leute für das Unternehmen ausgewählt — Stanley kommt allen zuvor — Stanley unterwegs — Führer, Träger und Esel — Musikbande und lustige Lieder — Eingeborene tragen schwere Lasten auf dem Haupte — Gefahren und Schwierigkeiten der Reise — Eigenschaften, die ein Entdecker unbedingt haben muß — Wilde Thiere — Das furchtbare Rhinoceros — Aufregende Jagd — Eine ungeheure Gazelle — Kampf zwischen Elephanten und Rhinoceros — Knappes Entkommen von Mr. Oswald — Auf Lebenszeit mit Narben gezeichnet — Stanley's Widerwärtigkeiten — Ein Deserteur zu fünfzig Peitschenhieben verurtheilt — Die Eselspeitsche — Tochter eines elenden Königs — Drängt die Karawane zum Avanciren — Schickt einen kranken Mann zurück — Erschreckt einen arabischen Sheik — Durch Flüsse und Moräste — Halb in einem Sumpfe begraben — Jagd auf einen Deserteur — Wird wieder eingebracht — Vierundzwanzig Peitschenhiebe und dann in Eisen gelegt — Der Häscher belohnt — Korallen und Perlen für eingeborene Frauen.. 270

Kapitel XIII.

Stanley's heroische Thaten.

Wunderbarer Muth und Unternehmungsgeist Stanley's — Ueberfluß an Mundvorrath — Gefahren, welche die Expedition bedrohen — Zahlt den Häuptlingen Tribut — Dichtes Gestrüpp und Dickichte von Dornen — Eine Gegend, die von Edelwild strotzt — Ein lustiger Bläser und sein Horn — Stanley wird in das Haus eines Sheiks eingeladen — Drei seiner Karawanen langen glücklich an — Briefe von Livingstone werden lange Zeit aufgehalten — Stanley krank — Zwei Wochen bewußtlos — Shaw bricht wieder zusammen — Häuptling Mirambo verbietet der Expedition den Durchzug — Stanley vereinigt sich mit den arabischen Streitkräften — Tödtlicher Kampf mit Mirambo — Stanley's fesselnde Beschreibung des Conflikts — Verhängnißvolle Niederlage der Araber — Stanley's eilige Flucht — Eilt um Mitternacht weiter — Treibt die Esel vorwärts — Endlich in Sicherheit — Arabischer Knabe, der treu zu seinem amerikanischen Meister steht — Nachricht von Farquhar's Ableben — Niederbrennung eines Dorfes — Mirambo's Rückzug — Stanley's kleiner Sklavenknabe — Wie der Name Kalulu entstand — Shaw wird zurückgesandt — Knappe Rettung vor einem Krokodill — Fang eines ungeheuren Reptils — Furchtbares Abenteuer eines Reisenden — Meuterei in Stanley's Lager — Sichert sich die Freundschaft eines mächtigen Häuptlings — Heimath der Löwen und Leoparden — Stanley auf der Suche nach Abenteuern — Kampf mit einem wilden afrikanischen Eber — Kalulu stark eingeschüchtert — Kreuzt einen gefährlichen Fluß — Aufregende Berichte eines Weißen — Stanley sehnt sich nach einem Pferde — Die Reisegesellschaft ist freudig erregt — Abermals Tribut verlangt — Ein stilles Bivouac — Passiren ein afrikanisches Dorf — Großer Lärm unter den Eingeborenen — Endliche Ankunft — Ein Marsch von zweihundert und sechs und dreißig Tagen..... 288

Kapitel XIV.

Stanley findet den verschollenen Entdecker.

Stanley's Beharrlichkeit — Ueberwindet Berge von Hindernissen — Will Livingstone um jeden Preis auffinden — Charakteristische Eigenschaften beider Entdecker — Rührende Erinnerung

Livingstone's an seine heimgegangene Gattin — Wundervolle Ergebnisse afrikanischer Forschungen — Stanley nähert sich Ujiji — Nachrichten von einem weißen Bruder — Große Erregung unter der Reisegesellschaft — Entfalten Flaggen und feuern ihre Gewehre ab — Ganz Ujiji in Aufregung bei der Ankunft der Karawane — Hunderte schlagen sich darum, Stanley die Hand zu drücken — Fröhlicher Willkomm — Begegnet Livingstone's Diener — Flaggen, Munition und Begrüßungen — Livingstone ist überrascht — Die beiden großen Reisenden stehen sich Aug' in Auge gegenüber — Stanley erzählt Livingstone die großartigen Ereignisse der letzten sechs Jahre — Aeußere Erscheinung Livingstone's — Erzählt ihm die Riesenschlachten des deutsch-französischen Krieges — Ein Soldat von Unyanyembe — Berühmter Briefsack — Briefe, die ein Jahr unterwegs waren — Was Livingstone über Stanley's Ankunft dachte — Brief von James Gordon Bennett — Der Entdecker von aller Verbindung mit der Civilisation abgeschnitten — Am Rande des Todes bei Stanley's Ankunft — Livingstone ist von Bennett's Güte tief gerührt — Einige Mittheilungen über die erforschten Gegenden — Weitere Expeditionen geplant — Stanley's Beschreibung von Livingstone — Ein schönes Exemplar angelsächsischer Intelligenz — Hat den äthiopischen Kindern frisches Leben eingehaucht — Rührende Zuneigung Livinstone's zu Afrika..... 307

Kapitel XV.

Livingstone's letzte Reise.

Stanley und Livingstone in Ujiji — Fahrt auf dem Tanganyika See — Riesen unter den Afrikaforschern — Feindliche Begegnung an der Küste — Geographen, welche niemals reisen — Schwarze Gestalten springen von Fels zu Fels — Berge von siebentausend Fuß Höhe — Wichtige Entdeckung — Livingstone's desperater Entschluß — Stanley reist nach Zanzibar — Rührende Abschiedsscene zwischen den beiden Entdeckern — Livingstone's neue Pläne — Spätere Expeditionen zur Auffindung von Livingstone — Traurige romantische Erzählung von Livingstone — Stanley empfängt rechtzeitig Verstärkungen — Bricht endlich nach dem Südwesten auf — Ohne Nahrungsmittel während acht Tagen — Abermals westwärts — Fortwährendes Waten durch Moräste — Reißende Flüsse und sumpfige Gewässer — Furcht der Eingeborenen vor den Weißen — Auszüge aus dem letzten Tagebuche Livingstone's — Sehr krank — Bleich, blutarm und schwach von Blutstürzen — Verfaulte Zelte zerreißen wie Zunder — Ueberschreiten den Chambeze — Sein letzter Gottesdienst — Livingstone wird auf einer Tragbahre transportirt — Fällt vom Esel herunter — Nachtquartier in einer Hütte — Eingeborene versammeln sich um die Tragbahre — Ein bekannter Häuptling besucht die Karawane — Letzte geschriebene Worte Livingstone's — Der sterbende Held wird von seinen Dienern langsam weitergetragen — Letzte Staffel — Verliert das Bewußtsein — Wird unter das breite Dach einer Hütte gelegt — Livingstone's letzte Worte — Der große Held des schwarzen Erdtheils todt — Trauriger Marsch zur Küste — Der Leichnam wird nach England transportirt — Leichenbegängniß in der Westminster Abtei — Zahlreiche Trauerversammlung und Lobreden auf den Verstorbenen — Inschrift des Denkmals..... 321

Kapitel XVI.

Stanley und der Kongo.

Stanley's großes Interesse an den Livingstone'schen Entdeckungen — Sein Entschluß, Afrika von Osten nach Westen zu durchkreuzen — Wunderbar unternehmender Mann — Entschlossen, seinen Plan unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen — Beschreibung des Kongo Gebietes — Einstmals das größte Reich in Afrika — Ein König, der auf seine Trinkgeschirre stolz ist — Seine Unterthanen werfen sich vor ihm in den Staub — Tödtet Männer, um deren Frauen seinem Harem einzuverleiben — Seltsame und wilde Gewohnheiten — Läßt

durch Abgesandte Sklaven und Elfenbein einsammeln — Berühmt als Elephantenjäger und Sklavenräuber — Verehren ein abscheuliches Götzenbild — Priester haben absolute Gewalt — Heiliges Feuer, das stets brennend gehalten wird — Priester so heilig, daß sie keines natürlichen Todes sterben können — Glühendes Eisen zur Prüfung der Unschuld — Wie die Eingeborenen sich verunstalten — Fremdländische Kleidung — Ehemänner werden verachtet, wenn sie ihre Frauen nicht prügeln — Seltsame wilde Gebräuche — Pfeifen und Palmwein — Eine bekannte Königin — Hat eine Menge Anbeter — Mord männlicher Kinder — Tragisches Ende der Königin — Königin Shinga und ihre kühnen Thaten — Weiblicher Dämon — Allgemeine Vielweiberei — Eßgebräuche am Kongo — Krämpfe und Unverdaulichkeit — Begrüßungsform — Stanley's Beschreibung wie Fremd ebewillkommnet werden — Lieben Titel und wohlklingende Namen — Wie Frauen die Männer behandeln — Berühmter alter König von Gaboon — König William's erste Frau — Ein Monarch in Purpur — Wilde Stämme — Händler und deren Waaren — Beschreibung der Kongo Gegend — Aberglauben und Heidenthum — Thierleben am Kongo — Antilopen, Zebras und Büffel — Schöne Affenart — Wilde Angriffe von Menschenfressern — Ungeheures Kriegsschiff — Ewiges Trommeln — Hörner von Elephantenzähnen — Wildes Kriegsgeschrei — Merkwürdiger Tempel von Elfenbein — Entsetzlichen Monument von Unrath und Menschenschädeln 338

Kapitel XVII.

Stanley's große Reise von Ocean zu Ocean.

Die größte Reise, die je unternommen wurde — Stanley's Tour quer durch den schwarzen Erdtheil bis zur Kongomündung — Die Expedition im Auftrage des „Daily Telegraph" in London und des „Herald" in New York unternommen — Englische Mitglieder der Expedition — Das Schiff wird „Lady Alice" getauft — Großes Gefolge zum Tragen der mitgenommenen Vorräthe — Reise zum Victoria Nyanza — Muthmaßungen, die Nilquellen betreffend — Reisen im schwarzen Erdtheil von stetigen Gefahren begleitet — Schleichen durch Dickicht — Eine Gegend, wo Hungersnoth herrscht — Zwei junge Löwen, um den Hunger zu stillen — Stanley's Fürsorge für seine hungernden Mannschaften — Tod eines jungen Engländers — Wird unter einem Baume begraben — Die südlichsten Quellen des Nil aufgefunden — Ankunft in Vinyata — Sonderbarer alter Zauberer — Ausbruch der Feindseligkeiten — Schwerer Verlust an Mannschaften — Sechs neue hübsche Kanoes angekommen — Verrath der Eingeborenen — Stanley wird von einem Könige eingeladen — König Mtesa heißt den Reisenden willkommen — Verschwenderische Gastfreundschaft — Große Marineparade zu Ehren Stanley's — Uganda, das Reich des Königs Mtesa — Erschreckende Greuel afrikanischer Sitten — Strenge Strafen durch den König verhängt — Laufburschen in buntfarbiger Kleidung — Gewalt des Königs über Leben und Tod — Knappe Lebensrettung einer Königin — Folterinstrumente — Ein mächtiger Despot — Parade über die Krieger — Seltsame Märchen aus vergangenen Zeiten — Wie König Mtesa in seiner Jugend aussah — Prächtige militärische Parade — Eigenthümliche Begräbniß-Ceremonien — Auf welche Weise der König seine Besuche empfängt — Abergläubische Furcht vor einem Wassergeist — Verzierungen und geheimnißvolle Symbole — Götzendienst mit Pfeife und Trommel — Träges Wesen des Afrikaners — Stanley's Urtheil über König Mtesa — Eine zweifelhafte Lobrede 357

Kapitel XVIII.

Stanley's Gefahren bei seiner Durchkreuzung von Afrika.

Stanley reist nach dem Victoria-See — Ein gefährlicher General, der in Eisen gelegt werden muß — Stanley wird mit feierlichem Ceremoniell von einem Könige empfangen — König

Mtesa willigt ein, die Expedition zu begleiten — Prächtige Armee des Königs — Kämpfe mit den Eingeborenen stehen bevor — Mtesa's stolze Armee wird zurückgeschlagen — Stanley's genialer Plan, um den Feind zu besiegen — Bau eines formidablen Kriegsschiffes — Proklamation, in welcher denen, die sich freiwillig unterwerfen, Amnestie verheißen wird — Dieser Schachzug hat Erfolg — Berühmter Araber — Stanley erhält Hülfe von Tippo-Tip — Markerschütternde Beschreibung von Menschenfressern, die vergiftete Pfeile abschießen — Erzählungen, die an Tausend und Eine Nacht erinnern — Zwerge, die wie Dämonen schreien — Die Luft von abgeschossenen Pfeilen verdunkelt — Zahllose Leoparden und andere wilde Thiere — Beschreibung des Gorilla — Stanley's Vertrag mit Tippo-Tip — Ankunft in Nyangwe — Livingstone's Schilderung des berühmten Marktes in Nyangwe — Wilde als Stutzer und schwer arbeitende Weiber — Amüsante Scene — Neue Reisen und Entdeckungen — Wüthende Angriffe seitens feindlicher Eingeborenen — Kämpfen mit vier und fünfzig bemannten Booten — Stanley's Leute treiben ein Kriegsschiff in die Flucht — Sieben und fünfzig Wasserfälle auf eine Entfernung von achtzehnhundert Meilen — In fünf Monaten nur hundert und achtzig Meilen vorwärts gedrungen — Ein Mann verunglückt in einem tosenden Wasserfalle — Leute werden an einen gähnenden Abgrund getrieben — Wunderbare Errettung eines von Stanley's Begleitern — Entsetzliche Erlebnisse von Zaida — Der tapfere Pocock ertrinkt — Stanley kann seine tiefe Trauer nicht beherrschen — Nähert sich der Mündung des Kongos an der Küste des Atlantischen Oceans — Schreiben Stanley's, in welchem er um Hülfe bittet — Weiße Männer erfüllen bereitwillig seine Bitte — Stanley dankt herzlich — Endlich an der lang ersehnten Küste angekommen — Stanley's Ruhm erfüllt die ganze civilisirte Welt.. 381

Kapitel XIX.

Reisen von Sir Samuel und Lady Baker.

Stanley und Emin Pasha — Andere berühmte Afrika-Reisende — Beinahe übermenschliche Thaten — Tropische Entdeckungen — Sir Samuel und Lady Baker — Lady Baker besteht darauf, ihren Gemahl zu begleiten — Reisebeschwerden in Afrika — Intensive Hitze in dem Gebiete des Nils — Nackte Felsen und Sandwüsten — Blauer Himmel über einem verkommenen Lande — Die unglückselige Stadt Koroso — Suche nach einer Nilquelle — Ankunft in Berber — Complimente eines Exgouverneurs — Die Reisenden schlagen ihr Zelt in einem Garten auf — Eine reizende Oase — Schöne Sklaven vom weißen Nil — Gute Behandlung der Sklaven durch ihre Herren — Beschreibung einer schönen Sklavin — Eine Wache türkischer Soldaten — Ausgiebige Jagdgründe zu Wasser und zu Lande — Plötzliches Steigen des Nils — Ein Schlüssel zur Lösung des Nilräthsels — Die Regensaison beginnt — Unterredung mit einem Sheik — Ehrwürdiger Araber auf einem schönen schneeweißen Dromedar — Vollendeter Typus eines Wüstenpatriarchen — Herzlicher Willkomm für Baker und Gefolge — Ein Stück arabischer Gastfreundschaft — Ankunft im Dorfe Sofi — An den Ufern des Atbara — Die Reisenden leben in Hütten — Ein Deutscher in der afrikanischen Wildniß — Mann von Löwen zerrissen — Baker's Kampf mit einem Flußpferde — Wildes altes Flußpferd — Berühmte arabische Jäger — Wundervolle Waffenstücke — Erzählung eines Arabers von einer Flußpferdfalle — Ein riesiges Monster gefangen — Aggageers jagen auf Elephanten — Erschütternde Erzählungen eines arabischen Jägers — Ein Elephant, der sich wie eine Lawine auf seine Angreifer stürzt — Tödtlicher Streich mit dem scharfen Säbel — Heldenmüthige Lady Baker — Ursachen der Nilüberfluthungen — Ein Elfenbeinhändler — Baker langt in Khartoum an — Eine Stadt von romantischer Schönheit durch Schmutz verunstaltet..... 407

Kapitel XX.

Das berühmte Thal des Nil.

Ungeheure Ausdehnung des Soudan — Charakteristik Gordon's — Hart wie Damascener Stahl — Kriegsmann aber kein Entdecker — Baker und Frau durchkreuzen die nubische Wüste — Ungemach während der langen Wüstenreise — Die Romantik des Reisens in der Wüste gründlich zerstört — Reise durch einen Gluthofen — Nubisches Gewitter — Baker's Beschreibung eines Kameelrittes — Komische Erfahrungen — Leichter Ritt garantirt — Ein Naturwunder — Dornen wie Angelhaken — Ein Kameel stürzt in einen Dornenbusch — Afrikanischer Scorpion — Sechs Zoll Wasser in den Zelten — Drängen vorwärts — Die Expedition, als sie Khartoum verließ Schreiner Johann — Krankheit und Tod Johann's — Berühmter Negerstamm — Sehr billiger Anzug — Sitten des Neuhr-Stammes — Lächerlicher Versuch, Schuhe anzuziehen — Begrüßungssaft —Mosquitos in Afrika — Baker wird von einem Häuptling und dessen Tochter besucht — Leoparden-Fell und Schädelmütze mit weißen Perlen — Große schlankgebaute Männer — Zarte Kinder — Träges, darbendes Volk — Große Viehheerden — Heiliger Ochse mit verzierten Hörnern — Wie ein preußischer Baron sein Leben einbüßte — Ende der Reise — Aussehen des Landes — Baker mit Mißtrauen empfangen — Hütten der Eingeborenen — Das non plus ultra von Reinlichkeit — Hütten mit vorstehenden Dächern und schmalem Eingange — Der berühmte Bari-Stamm — Kriegerische und gefährliche Wilde — Geschichte eines Regenschirmes — Systematische Erpressung — Geschichte von zwei braven Knaben 424

Kapitel XXI.

In einer wilden Gegend.

Baker mit Meuchelmord bedroht — Meuterei in Baker's Lager — Ankunft berühmter Männer — Zusammenkunft mit Speke und Grant — Der kleine Negerknabe von Khartoum — Neues Complot von Baker's Mannschaften — Die Verschwörer werden verhaftet — Heldenmuth in drohender Gefahr — Aufrührerische Türken werden einen Abhang hinuntergetrieben — Schreckliches Loos der Deserteure — Aufregende Elephantenjagd — Marsch durch schöne Jagdgründe — Ergreifende Scene — Das Riesenthier stürzt sich auf seinen Angreifer — Feige Begleiter — Der Elephant wird beinahe eingefangen — Wilde Bestien pfeifen ähnlich einer Dampfpfeife — Schilderungen knapper Errettung — Afrikanische und indische Elephanten — Elephanten im Kriege — Die Entdecker langen in Obbo an — Energischer Häuptling — Bemühungen, um Regen zu bekommen — Animirter Tanz der Obbos — Versuche, Weiber zu verhandeln — Satanische Eskorte — Groteske Parade — Ernste Krankheit der Frau Baker — Schöne Landschaft — Reisen in Kanoes — Sturm auf dem See — Tropischer Wirbelsturm — Gefahren einer Rundreise auf dem See — Die Entdecker rücken unter großen Mühseligkeiten vorwärts — Erneute Fieberanfälle — Lebensgefahren bei Reisen in den Tropen 440

Kapitel XXII.

Der Niagara von Afrika.

Eine vegetationsreiche Wildniß — Herzliches Willkommen durch einen Häuptling und Eingeborene — Der Blinde führt den Blinden — Reise den Victoria-Nil hinauf — Schwerer Fieberanfall — Leiden von Lady Baker — Ein wunderbarer Fluß — Ende einer Kanoe-Reise — Beginn einer beschwerlichen Reise — Gerüchte von einem großen Wasserfall — Der Donner des Kataraktes — Felsenklippen und steile Ufer — Prachtvolle Aussicht — Herrlicher Absturz

schneeweißen Wassers — Die Murchison-Fälle — Der Niagara der Tropen – Ein Flußpferd greift das Kanoe an — Ein gefährlicher Stoß — Schleichende Wanderthiere — Wunderliche Erfrischungen — Ankunft eines Inselhäuptlings — Uebergang über Schluchten und Stromschnellen — Krankheit auf dem Marsche — Zuflucht in einer baufälligen Hütte — Am Rande des Verhungerns — Baker im Hochlandkostüm — Aufregende Abenteuer — Zusammentreffen einer Sklavin mit ihrer früheren Herrin — Abenteuerlicher Tagesmarsch — Vordringen nach Shooa – Jagd für Lebensunterhalt — Die Reisenden hungrig wie die Wölfe — Lustiger Empfang der Forscher — Marsch durch das Bari-Land — Pfeile sausen über ihre Köpfe hinweg — Ein Wilder schwer verwundet — Nacht in einem feindlichen Distrikt — Lebhaftes Scharmützel mit Eingeborenen - Ankunft in Gondokoro — Aufregung und Hurrah — Schreckliche Verwüstungen einer Seuche — Sir Samuel und Lady Baker kommen in Kairo an — Baker erhält als Anerkennung die goldene Medaille — Der Held wieder in Afrika. . 465

Kapitel XXIII.

Eine nochmalige Expedition.

Der Khedive von Aegypten — Baker zum Pascha ernannt — Zweite Expedition nach den Nilquellen — Eine Scene der Verwüstung — Transport von Stahldampfern für den Albert See — Die Ausrüstung der Expedition — Spieldosen und Zauberlaternen — Die militärischen Kräfte — Baker's sehr irreguläre Cavallerie — Groteske Manöver — Der Transport mit Kameelen — Geschützlafetten und schwere Maschinen — Dampfer fährt den Nil hinauf — Eine der kühnsten Leistungen der Neuzeit — Ein gewaltiger Strom — Unermeßliche Ebene und unbegrenzte Tiefländer — Die Strömung durch schwimmende Inseln gehemmt — Mühselige Passage — Rückzug der Expedition — Verfolgung von Wild — Ein schönes Thier — Baker im Lager — Der Stamm der Shillook — Hervorragende Wilde — Gewaltthätige Uebelthäter — Ein alter Häuptling mit sehr ausgedehnter Familie — Ein prunkliebender Herrscher — Heirathen in Massen — Braune Männer werden verschmäht — Ein schwarzer kleiner Liebling — Eingeborene in Waffen — Eine gefährliche Begegnung — Angriff durch die Baris — Ein niederträchtiger Verräther — Der Haushalt — Schwarze Burschen, die keinen Zucker stehlen wollen — Der kleine „Cuckoo" — Ein merkwürdiger Felsen — Ein alter Aberglauben — Auf dem Marsch — Abenteuer mit einem Flußpferd — Ein Pferd angegriffen — Zeitgemäßer Schuß — Die wilde Bestie erlegt — Ankunft in Unyoro — Blutige Schlacht — „Chinese" Gordon in Khartoum – Gordon's vorzeitiger Tod. 484

Kapitel XXIV.

Zwei berühmte Entdecker.

Speke und Grant auf der Reise — Soldaten und Hottentotten — Rother Flanell und Wollköpfe — Theilen sich in die auszuübenden Funktionen — Strike um höhere Löhne zu erlangen — Hallunken und Räuber — Ausgesuchte Höflichkeit gegen Damen — Poliren ihre schwarze Haut — Eingeborene rennen davon und verbergen sich — Schwarze Knaben mit bösen Narben — Speke auf einer Rhinoceros-Jagd — Verzweifelter Kampf zur Erlangung eines Preises — Der Jäger wird in die Luft geschleudert — Eine merkwürdige Bestie — Verwendung des Rhinoceroshorns — Eigenthümliche Augen — Besonderheiten des Thieres — Läuft rascher als ein Pferd — Heiße Verfolgung — Sonderbare, aber tödtliche Wunde — Ein Rhinoceros in London — Die Bestie gezähmt — Frißt Feuer — Die Reisenden treffen mit einem Vagabunden zusammen — Rührende Aufmerksamkeit eines alten Freundes — Sonderbare afrikanische Etiquette — Wie eine Frau ihren Mann bei dessen Wiederkehr zu begrüßen pflegt — Mord und Raub — Speke erlangt für einen Sklaven die Freiheit — Ent-

setzliche Menschenfresser — Beliebtes afrikanisches Getränk — Wie „Pomba" zusammengebraut wird — Ankunft in Mininga — Ein Führer, der „Schwein" titulirt wird — Hartköpfigkeit und Dummheit — Ein Häuptling, der einen Weißen sehen will — Ein dem „Schwein" gespielter Streich — Ein englischer alter Reisender — Krankheit des Entdeckers — Aufnahme bei einem befreundeten Häuptling — Beunruhigende Nachrichten — Bestehen hartnäckig auf Tribut — Halsbänder von Korallen — Die Führer lassen die Erforscher im Stich — Beschleunigter Marsch — Ankunft von Grant's Trägern..... 514

Kapitel XXV.

Höchst merkwürdige Entdeckungen.

Ein afrikanisches Dorf — Wie Korn geschält wird — Ausmöblirung einer Hütte — Eigenthümliche Gewohnheiten — Abendtänze — Beliebtes Spiel — Weezee-Knaben mit Pfeil und Bogen — Absonderliche Methode des Zielens — Warme Begrüßung — Schöne menschliche Typen — Behandlung der Sklaven — Glückliche Errettung — Habgierige Araber — Scheußliche Torturen für Uebelthäter — Durch schwarze Räuber angegriffen — Rohan, der kleine Seemann — Tapfere That eines Knaben — Diebe werden angeschossen — Speke und Grant in Karague — Kämpfe mit wilden Thieren — Schöne Scenerien — Interessante Familie eines Königs — Ein Ausbruch königlicher Lustigkeit — Berühmte fette Weiber — Wie die Weiber fett gemacht werden — Modelle von Schönheit — Wie man sich im königlichen Palaste amüsirt — Empfang beim Könige — Eine sehr fette Frau wird gemessen — Verzweifelter Kampf mit einem Flußpferde — Gebirgsgazellen — Der wunderbare Weiße — Schießpulver setzt den König in Erstaunen — Frauen rühren die Kriegstrommel — Musikalische Instrumente — Wilder Musikant — Eine komische Musikbande — Fröhliche Weihnachten — Speke auf dem Marsche nach Uganda — Boten von König Mtesa — Auffallend wohlhabendes Land — Das Mondgebirge — Drollige Gewohnheiten der Wilden — Wie der Teufel verscheucht wird — Unterredung mit König Mtesa — Eine schwarze Königin — Der König schießt einen Adjutanten-Vogel — Wilde und fantastische Gegend — Ein berühmter Oberst — Grant's Ankunft — Die Reisenden rücken vorwärts — Speke büßt einen seiner Begleiter ein — Ankunft an den Ufern des Nil — Eigenthümliches Communikationsmittel — Brutaler Angriff der Wilden — Speke und Grant am Ziele — Deren Rückkehr und Ankunft in Alt-England — Wichtige Entdeckungen von Speke und Grant..... 536

Kapitel XXVI.

Stanley's meisterhafte Schilderung des afrikanischen Continents.

Prächtige Scenerien in Central-Afrika — Gewaltige Felsengebirge — Blattpflanzen, die in allen Regenbogenfarben schillern — Stattliche Höhe von Schilfen und Gräsern — Mannigfaltigkeit afrikanischen Thierlebens — Das Guinea-Huhn — Der heilige Ibis — Der langbeinige Storch — Urwälder und rauschende Ströme — Hübsche Exemplare von Blumen — Andauernde Feuchtigkeit — Die Vorliebe des Negers für Honig — Der Fischadler — Majestätischer Flug — Ein alter Vogel — Wie der Adler um sein Weibchen wirbt — Scharfe Krallen — Turteltauben und Goldfasanen — Raben und Habichte — Leichtfüßige Antilopen — Ernstdreinschauende Affen — Liebliche Thäler und Hügelketten — Die Schönheit der Natur durch Menschen verunstaltet — Städte, die durch Insekten gebaut werden — Wellige Landschaften — Dörfer afrikanischer Wilden — Stanley's Beschreibung des Tanganyika-See's — Bemerkenswerther See — Liebliche Landschaft — Ein afrikanischer Vogel — Be-

rühmter Ibis — Ein gefiedertes Götzenbild — Glühende Schilderung einer tropischen Landschaft — Die Wüste Sahara — Schrecklicher Staubwirbel — Feuer in der Luft — Außerordentliche Staubsäulen — Außerordentliche Schlangenarten — Der merkwürdige Gekko — Glänzende Insekten — Pest der Reisenden — Bemerkenswerthe Bäume und Pflanzen — Wilde Büffel — Wilde Schweine — Zehn Arten von Antilopen — Stattliche Thiere — Rasche Reise — Die weltberühmten Gorillas — Unverbesserliche Diebe — Rascher Rückzug — Der Orang-Utang — Längere Arme als Füße — Fruchtbare Gegend — Jagd auf den Orang-Utang — Schwingt sich mit Leichtigkeit von Zweig zu Zweig — Geübter Kletterer — Verbirgt sich im Laubwerk — Der junge Orang-Utang — Eine mütterliche Ziege — Schlauer Affe — Kleiner Dieb — Mensch gegen Thier 569

Kapitel XXVII.

Berühmter afrikanischer Jäger.

Baldwin's Erlebnisse — Ein Mann von seltenen Fähigkeiten — Kühner Jäger — Kaffern und Hottentotten — Schreckliche Dürre — Zwei stattliche Giraffen — Gebrechlicher Wagen — Eine alte Muskete — Gieriger Kaffer — Feindliche Wilde — Lautes Schreien und Renommiren — Die Gegend für brilliante Jagdabenteuer — Schaaren von Elephanten — Büffel und Rhinoceros — Klare, brennende Sonne — Erzählung eines jungen Afrikaners — Baden in einem reißenden Flusse — Bei Verfolgung eines Elephanten. — Fettes Fleisch und darbende Eingeborene — Ungeheure Bestien verschwinden mit einem Zauberschlage — Kanoes kentern und die Insassen ertrinken — Wilde Männer, die sich fortwährend im Kriegszustande befinden — Vorsichtiger Häuptling — Prunkmahl unter freiem Himmel — Kaffernmädchen als Aufwärterinnen — Kaffernschönheiten werden beschrieben — Geröstetes Giraffenfleisch — Gewissenloser Schurke — Sucht größtmöglichen Vortheil aus dem Handel zu ziehen. — Jagd auf Elenthiere — Halsbrechende Fahrt — Gefahren der Fallgruben — Noch ein Abenteuer mit einem Elephanten — Gefahrvolle Lage — In gefährlicher Nähe eines Riesenthieres — Schüsse, welche saßen — Bekannter Vogel — Ergreifender Tod eines Hundes — Kämpfe mit Tigern — Aufregendes Abenteuer im Urwalde — Ungleicher Kampf — Wilde jagen einen Büffel — War zwischen stachelichem Dorngestrüpp gefangen — Eine Bestie, die sich nicht treiben läßt — Giraffenjagd — Eigenartiges Thier — Wunderbar schöne Augen — Flinke Antilope — Eine Krisis des Schicksals — Heerden von Steinböcken — Gefiederter Strauß — Geniale Methode Wasser zu finden. — Die Küchlein des Straußes. — Schmecken nicht besonders fein 607

Kapitel XXVIII.

Auszüge aus Berichten verschiedener Entdecker.

Ein großer Gorilla-Jäger — Du Chaillu im Dickicht — Erster durch einen Weißen erlegter Gorilla — Furchtbare Bestie — Unheimliche Amulets — Kampf mit einem Stier — Der Jäger aufgespießt — Der Camma Stamm — Satanisch aussehender Doktor — Schlangenknochen und kleine Glöckchen — Außerordentliche Anstrengungen, den Verzauberer zu finden — Grober Betrug — Anderssson in Afrika — Führer verirren sich — Nothwendigkeit ohne Verzug den Rückzug anzutreten — Zwei Leute, welche die Gegend für Wasser durchstreifen, werden zurückgelassen — Menschen und Thiere vom Durst gequält — Große und entsetzliche Feuersbrunst — Großartiger Anblick — Das Vieh volle hundertundfünfzig Stunden ohne Wasser — Elephantenheerden — Eine Nachtwache — Wilde Thiere an dem Wasser — Gefecht zwischen Löwe und Jäger — Hunde und Eingeborene — Aufregende Jagdscene — Hundert Eingeborene im Felde — Cameron in Afrika — Berühmter Entdecker — Zog von Ocean zu Ocean — Wichtige Entdeckungen — Uebereinkommen zwischen afrikanischen Entdeckern — Stanley's Ruhm für alle Zeiten gesichert 644

Kapitel XXIX.

Der berühmte Emin Pasha.

Hervorragender Mann — Der letzte der Soudan-Heroen — Emin Pasha's Geburt — Jugenderziehung — Begeistert für den Beruf eines Entdeckers — Entschlossen Afrika zu erforschen — Macht die Bekanntschaft des „Chinesen" Gordon — Gordon's hohe Schätzung von Emin's Charaktereigenschaften — Wird mit einer wichtigen Aufgabe betraut — Gouverneur der unter dem Aequator belegenen Provinz — Schwierige Lage — Nervige Faust und eiserner Wille im Verkehr mit den Eingeborenen erforderlich — Emin's irreguläre Truppen — Märchenhafter Erfolg der Emin'schen Verwaltung — Großes Deficit in gewaltige Einnahmeüberschüsse verwandelt — Bau neuer Straßen — Dörfer neu aufgebaut — Großartige Fortschritte auf allen Gebieten — Emin's völlige Hingabe an seinen Beruf — Ausgezeichneter Takt und unermüdliche Ausdauer von Emin Pasha — Große Sorge um Emin — Allerlei Vermuthungen werden über Emin's Lage aufgestellt — Plan, eine Rettungsexpedition auszusenden — Stanley mit der Ausführung eines großartigen Unternehmens betraut.... 670

Kapitel XXX.

Emin Pasha in den Wildnissen Afrika's.

Emin's spannende Beschreibung — Wird durch den „Chinesen" Gordon nach Unyoro gesandt — Emin's Gesellschaft auf dem Marsche - Vom Regen durchtränkt — Kleider von Ochsenhäuten — Schönes Geschenk — Schwieriger Marsch — Stattlicher junger Häuptling — Menschenähnliches Thier — Affenhütten in den Bäumen — Afrikanischer Papagei — Verschiedene Arten von Pavianen — Der König schickt eine Eskorte — Schallende Hörner und rasselnde Trommeln — Ankunft bei Kabrega — Kühe ohne Hörner — Gut bevölkertes Land — Hohe Gräser und riesige Wurzeln — Begrüßung des Königs — Kabrega auf einem Stuhle sitzend — Wie er gekleidet war — Leibesfülle Kabrega's — Amüsirt sich mit einem Revolver — Jovialer Monarch — Ein Wilder, der verzeihen kann — Zahlreiche Albinos — Interessante Gebräuche — Gesandtschaft an General Gordon — Unwürdiger Gouverneur — Aufregendes Durcheinander..... 681

Kapitel XXXI.

Emin Pasha's Beschreibung der Wanyoros.

Emin's wissenschaftliche Leistungen — Scharfer Beobachter — Die Wanyoros — Reinliche Gewohnheiten — Süße Düfte — Dreieckige Fingernägel — Wanyoro-Küche — Essen Erde — Wie große Häuptlinge essen — Wie Frauen essen — Was die Afrikaner trinken — Stolze Häuptlingsfrauen — G brauch des Tabaks — Freunde mit Kaffeebohnen beschenkt — Wilde Gebräuche der Unyoro — Berühmter Hexenmeister — Scenen an einem Feuer — Wie Liebschaften angeknüpft werden — Eine Frau auf Abschlagszahlung — Bestrafung von Verbrechern — Die Landesregierung — Die Heerden des Königs — König Kabrega verlangt alle jungen Mädchen — Die Sage der Schöpfung — Glaube an Götzenbilder — Sonderbarer Aberglaube — Elephanten Legende — Chimpanse-Legende..... 702

Kapitel XXXII.

Emin Pasha's gefahrvolle Lage.

Der Krieg des falschen Propheten bricht aus — Emin's Besorgniß um Amadi — Schickt Boten aus, um die neuesten Nachrichten zu erforschen — Markerschütternde Beschreibung des Konflikts — Heldenmuth einiger Soldaten Emin's — Verächtliche Verrätherei einiger Abtheilungen von Emin's Streitkräften — Hochfahrendes Schreiben des Höchstkommandirenden der Streitkräfte des Mahdi — Wird von Gordon's Tode benachrichtigt. — Aufregung unter den moslemitischen Arabern über Gordon's Tod — Emin ruft seine Officiere zu einem Kriegsrathe zusammen — Die darin gefaßten Beschlüsse — Wollen sich nach dem Süden zurückziehen — Emin will den Rückzug persönlich übernehmen — Auf welche Weise Emin die Aufforderung zur Ergebung empfing — Die Aequator-Provinz in gefährdeter Lage — Emin's Schreiben an Dr. Felkin — Projektirte Expedition zur Befreiung Emin's — Dankt für die herzliche Theilnahme — Emin's unabänderlicher Entschluß, bei seinen Leuten auszuharren — Gordon's selbstaufopfernde Arbeit muß zu Ende geführt werden —Emin sagt offen, was er von England erwarte —Uebelbeleumundete Araber — Emin's Sorge ob des Ausganges der Krisis — Feuer zerstört die Station Wadelai — Wird neu aufgebaut — Emin's Schätzung seiner Verbündeten — Ergreifende Demonstration zu Gunsten seines Verbleibens im Territorium... 714

Kapitel XXXIII.

Stanley's letzte große Expedition.

Stanley abermals in Afrika — Befürchtungen wegen Emin Pasha — Der König von Belgien entschlossen, eine Expedition auszurüsten — Entscheidung der einzuschlagenden Route — Ein Land, welches nicht zahlt — Bauen Wachs und Guttapercha — Schneiden den Nil ab — Gegend, wo Hungersnoth ausbrechen kann — Stanley's Sendung freundlich—Alter Freund Tippo-Tip — Sechshundert Mann lassen sich anwerben — Die Expedition verläßt Zanzibar für die Kongomündung — Ueberlandreise von circa siebzehnhundert Meilen — Erschreckende Schwierigkeiten — Transport von Munition und Vorräthen — Schwierigkeit Träger zu finden — Geheimniß des weißen Pascha — Abscheuliche über Emin verbreitete Lügen — Trübe Prophezeihungen — Sorge ob Stanley's Befinden — Furcht, daß die ganze Expedition ermordet sein könnte — Fest im Soudan und in Südafrika — Feindseligkeiten zwischen eingeborenen Stämmen — Gefahren, die stets eine Karawane begleiten — Räuber gierig auf Beute — Kritik von Stanley's Reise nach dem Kongo..... 723

Kapitel XXXIV.

Stanley's erschütternder Reisebericht.

Erste Nachrichten von dem großen Entdecker — Gerücht, daß er Emin getroffen — Interessanter Brief Stanley's — Beschreibung des Fortschreitens der Expedition — Warten auf einen Dampfer—Tippo-Tip abermals auf dem Plan—Lebhaftes Scharmützel mit Eingeborenen — Dörfer werden eingeäschert — Angriff unter Schutz des Rauches — Marsch längs des linken Aruwimi-Ufers — Abermals in der Wildniß — Durch giftige Pfeile getödtet — Machen stetige Fortschritte — Ankunft im Lager — Versuch, die Expedition zu ruiniren. — Der „schreckliche Monat" — Bessere Aussichten — Leiden Hunger — Büßen viele Leute ein — Dreizehn Tage Halt — Anblick des gelobten Landes — Nach hundertundsechszig Tagen Waldesdunkel jetzt endlich helles Tageslicht — Schlacht bevorstehend — Wilde bereiten sich

zum Kampfe vor — Von Berg zu Berg ertönt der Kriegsruf — Verhandlungen mit den Wilden — Versuch, die Expedition zurückzutreiben — Scharfschützen räumen mit den Wilden auf — Stanley's Krankheit — Tod und Desertion — Neuer Aufbruch — Erhält Zufuhren — Abermals Nachricht vom „weißen Manne" 732

Kapitel XXXV.

Stanley findet Emin Pasha auf.

Wunderbare Erzählungen der Eingeborenen — Schiffe von Inselgröße mit Leuten gefüllt — Note von Emin Pasha — Streifen amerikanischen Deltuches — Ein Boot nach Nyanza abgeschickt — Gastfreundliche Aufgabe durch die ägyptische Garnison — Fröhliches Wiedersehen — Emin und Stanley tête à tête — Von 56 nur 16 übrig — Günstige Nachrichten vom Fort — Befreien sich von Anhängseln — Gehen vorwärts — Reichliche Proviantvorräthe — Immense Flotille von Kanoes — Haarbreites Entkommen — Die Expedition wird reorganisirt — Stanley wird todtgesagt — Ungeheure Menschenverluste — Gute Nachricht von den Ueberlebenden — Ausgedehnte Waldungen — Erhabene Scenerie — Hohes Tafelland — See Nyanza — Gespräch mit Emin — Was zu geschehen hat — Pläne zum Abzuge — Was mit den Weibern und Kindern geschehen soll — Letzte Worte Stanley sendet den Truppen eine Botschaft — Emin besucht das Fort — Stanley macht es kurz ab — Die Expedition seither erfolgreich 743

Kapitel XXXVI.

Stanley im unermeßlichen Urwalde.

Die von Stanley gewählte Route — Ein mit tödlichen Gefahren verbundener Marsch — Tod lichtet die Reihen — Buschwerk und Schlinggewächse — Ausgedehntes Waldgebiet in Afrika — 160 Tage im dichten Urwald — Treue Schwarze — Insekten und Affen — Zwerge und vergiftete Pfeile — Dämmerlicht bei Tage und ägyptische Finsterniß bei Nacht — Quellen der Feuchtigkeit — Wilde und grausame Eingeborene — Kurzlebige Vision — Endlich Licht — Die Expedition in ausgelassener Freude — Scene an einem Derby-Tage — Wild vor Aufregung — Eine Aussätzige — Der Schöne und die Bestie — Nachricht über einen mächtigen Stamm — Aufgeregtes Volk — Hühner gerupft und gebraten — Skelette werden wieder fett — Vor- und rückwärts an den Ufern des Aruwimi — Emin Pasha — Siehe Herr, welch' hoher Berg — Albert-Nyanza See — Wichtige Entdeckungen..... 753

Kapitel XXXVII.

Die Schrecken von Stanley's Marsch.

Stanley abermals spurlos verschwunden — Lange und peinliche Ungewißheit — Willkommdepesche von Zanzibar — Wunderbarer Marsch — Hervorragende Tapferkeit — Stanley's markerschütternde Schilderung — Ermordung von Major Barttelot — Missionskirche — Außerhalb der gesegneten Civilisation — Lebhafte Schilderung — Stanley's Brief an einen Freund — Jephson's Bewegungen — Stanley's Beschreibung seiner Reise — Brief an den Vorsitzenden der Emin-Hülfsexpedition — Die Nachhut in beklagenswerthem Zustande — Der Landmarsch wird angetreten — Sammeln Proviantmengen für den Marsch — Pocken — Schreckliche Sterblichkeit — Ein Fluß überbrückt — Kriegerische und feindliche Zwerge — Spuren von Elephanten — Kämpfen gegen Verhungern — Stanley findet bei seiner Rückkehr die verschollenen Leute — Befreundet sich mit Eingeborenen — Staunenerregender Brief

von Jephson — Emin ein Gefangener — Die Aufständischen kommen nach Lado — Emin's Anhänger wie Ratten in der Falle — Stanley's Ankunft wird ängstlich erwartet — Emin hängt an seiner Provinz — Stanley's Schreiben an Jephson — Unverständliche Unentschlossenheit — Brief an Emin — Verzweifelte Lage — Emin's nobler Charakter — Stanley's Brief an Marston — Erzählung entsetzlicher Ereignisse.....761

Kapitel XXXVIII.

Stanley's Triumph.

Stanley setzt seine Reisebeschreibung fort — Emin's Ankunft in Stanley's Lager — Vorbereitungen für die Reise — Araber, die stets zustimmen — Das gestohlene Gewehr — Selim Bey abgesetzt — Treue des Arztes — Ein Doktor, der seine Patienten liebt — Die Flüchtlinge und ihre Baggage — Falstaff's Tragekorb — Alter Plunder — Uebelgelaunte Träger — Emin's Anfrage — Abgesandter der Regierung — Stanley's Antwort an Emin — Der Aegypter schwankende Haltung — Stanley überschlägt noch einmal die Lage — Gefahr für den Pascha — Ueberall Rebellen — Emin wird aufgeregt — Rebellen bedrohen Stanley — Versuche, Stanley's Expedition in der Wildniß umkommen zu lassen — Selim Bey's Nachlässigkeit — Rebellen haben genügend Munition — Wann der Marsch beginnen soll — Antwort der Officiere — Fragen von Ehre und Pflicht — Europäer, die Afrika nicht verlassen wollen — Ein gebrochener Vertrag — Emin von jeder unehrenhaften Handlung freigesprochen — Seine nie wankende Zuversicht — Wenige, die Emin nach Aegypten folgen wollen — Beschreibungen von Armuth und Unordnungen — Forcirte Musterung und Abreise — Alle, zwei ausgenommen, wollen nach Zanzibar — Stanley bedroht die verrätherischen Araber — Die Rückfahrt — Fünfzehnhundert Mann im Gefolge — Stanley's Krankheit — Verschwörungen — Der Leiter derselben wird gehängt — Ein Packet Briefe — Freche Botschaft von Selim Bey — Der gefahrvolle Marsch — Großes, schneebedecktes Gebirge — Uebersteigen das Gebirge — Strapazen der Reise. 783

Kapitel XXXIX.

Brillante Resultate von Stanley's Reise.

Die Welt vernimmt staunend die neue Mähr — Stanley's und Emin's Ankunft in Mpwapwa — Zeitungen vollgefüllt mit Berichten — Ungeheures Interesse der ganzen civilisirten Welt — Unseliger Bericht über Emin's Tod — Allgemeine Freude, als die Nachricht dementirt wird — Der „Herald" beschließt, eine Hülfsexpedition auszusenden — Wißmann's Depesche aus Zanzibar — Die deutsche Regierung giebt alle mögliche Unterstützung — Stanley's spannende Erzählungen — Zwischenfälle beim Rückmarsche — Der Entdecker bei guter Gesundheit — Stanley's Aufforderung, die Expedition anzuführen — Zwanzig verschiedene Aufträge — Ein Held, der vor nichts zurückschreckt — Große geographische Entdeckungen — Der Aruwimi von der Quelle bis zur Mündung erforscht — Der unermeßliche Kongowald — „Cloud King" in ewigem Schnee — Verbindung zwischen den beiden Seen — Bergketten überstiegen — Unter dem sengenden Aequator — Leben von Waldbeeren — Sechstausend Geviertmeilen Wasser dem Victoria-Nyanza hinzugefügt — Vögel — Thiere und Pflanzen — Neue Wissensquellen — Die Hand der Gottheit — Wie die Ereignisse sich abspielten — Verluste und Leiden — Schrecklicher Anblick von mit Aussatz behafteten Männern — Tod eines Weißen — Emin und Jephson mit sofortigem Tode bedroht — Gefangene in Händen der Mahdisten — Jephson's Briefe — Stanley's Ueberzeugtheit von der Reinheit seiner eigenen Motive — Durch höhere Mächte geleitet — Schreckliche Entbehrungen auf

dem Marsche — Fieberagonie — Was gewöhnliche Leute Glück nennen — Seltsame Dinge auf und über der Erde — Aufzählung von Heldenthaten — Die Helden des schwarzen Erdtheils beklagen sich nie — Anspornung zur Pflicht — Stanley's Schreiben an den britischen Konsul in Zanzibar — Zahlreiche Personen aus Centralafrika mitgebracht — Neunundfünfzig Kinder — Achtzehn von Emin's Leuten verschollen — Die Leiden mehren sich mit vorschreitendem Zuge — Die Hülflosen werden 1000 Meilen mitgetragen — Vier Tage Kämpfens — Vorurtheil gegen den Pascha unter den Eingeborenen — Reden hilft nichts — Werthvolle Entdeckung — Größte Ausdehnung des Sees — Gebirgige Inseln — Vollständigkeit der Stanley'schen Berichte — Rückblick auf die Expedition. — Glänzende Resultate — Unsterblicher Ruhm des großen Helden..... 796

Kapitel XL.

Was Stanley und Emin für Afrika gethan haben.

Stanley's Ankunft in Kairo — Warmer Empfang — Unterhaltung mit dem Forscher — Ein Vermögen zurückgelassen — Große Vorbereitungen für Stanley's Empfang — Bankett von hervorragenden Personen besucht — Stanley's Brief an Bruce — Eine Geschichte, die Livingstone in Staunen gesetzt hätte — Zweihundertausend Speere — Weiße Baumwollen-Anzüge — Unerwartetes Zusammentreffen — Der König findet einen Zufluchtsort — Mohammedanische Intriguen — Entsetzliches Blutbad — Christen in Afrika — Stanley hat Gelegenheit für ein Abenteuer — Imposante Deputation — Bekehrte Christen mächtiger als Könige — Schüler von Bibel und Gebetbuch — Ein zäher Schotte — „Frieden und den Menschen ein Wohlgefallen" — Stanley findet Grüße und Glückwünsche — Stanley's Rückkehr in London erwartet — Ausschreiben eines Preisgedichtes — Eine Amerikanerin gewinnt den Preis — Das Gedicht zur Feier von Stanley's Rückkehr — Von den Todten auferstanden..... 809

Liste der Illustrationen.

Titelblatt.

Seite.

Henry M. Stanley, der weltberühmte Entdecker 35
Die weltberühmten Entdecker 39
Die Expedition geht nach dem Inneren von Afrika 43
David Livingstone 50
Der verwundete Löwe greift Livingstone an 53
Löwen greifen einen Büffel an 56
Tödtlicher Angriff eines Löwen auf einen Eingeborenen . . . 59
Sonderbare Haarfrisur 62
Erfolgreiche Krieger feiern ihren Sieg 67
Krieger mit Speeren und Schild 70
Zaubere verkaufen Amulets und Bilder 73
Gewöhnung der Knaben an Leiden 75
Merkwürdige Ameisenhäuser 79
Der Grabtanz bei den Latooka 82
Commoro, zur Schlacht eilend 84
Wilder Angriff eines Büffel auf Jäger 88
Aufregender Kampf mit Flußpferden 92
Krokodille werden in's Wasser getrieben 94
Häuserbauten in Afrika 96
Livingstone auf der Elephantenjagd 101
Ein todtes Krokodill 106
Ein gewaltiges antediluvianisches Krokodill 108
Angriff auf ein wildes Flußpferd 111
Großer Baobab-Baum in Afrika 113
Wunderliche Hügel, von den Kriegsameisen erbaut 115
Riesiger afrikanischer Löwe, seine Beute ergreifend 117
Tanzfest zu Ehren eines Königs 119
Die Expedition auf den Marsche 123
Die Marimba oder afrikanisches Piano 125
Gallopirende afrikanische Gnus 127
Scene in einem südafrikanischen Dorf 129
Austreiben böser Geister durch Zauberei 131
Eigenthümliche Haarfrisur 132
Schöne Zebras in Afrika 133
Eingeborene, eine Riesenschlange in's Lager bringend 135
Alter Elephant sein Junges gegen die Speere der Eingeborenen schützend 137
Der Baobab, Riesenbaum an den Victoria Fällen 141

Seite.
Sonderbarer Begrüßungsweise der Eingeborenen . . . 143
Alte und junge Flußpferde 145
Elephanten von Eingeborenen mit Speeren getödtet 147
Elephanten legen Holz 149
Todesringen mit einem wüthenden Löwen 153
Verzweifelte Schlacht bei Mazaro 161
Igubo stößt einem Krokodil sein Messer in die Weichen . . . 165
Afrikanischer Häuptling mit Schild und Kriegskeule 169
Zerstörung eines Bootes durch ein Flußpferd 180
Langzungiges afrikanisches Chämäleon 183
In demselben Augenblicke wurde er aus dem Sattel gerissen . . . 185
Muster eleganter Tätowirung 193
Niederbrennen eines Dorfes 195
Transport eines Bootes durch einen Urwald 197
Gigantischer afrikanischer Heron 199
Der Pelican 203
Gruppe von Flamingos 205
Wunderliches Nest von Flamingos 207
Der wunderbare Brillenaffe oder Lemur 209
Eingeborene tragen ein zerlegbares Boot über Land 211
Zanzibar 217
Seegegend von Central Afrika 219
Dr. Livingstone, an seinem Journal schreibend 223
Livingstone und seine Leute passiren durch einen Erdschwamm oder Moor 225
Großer Empfang des Dr. Livingstone 229
Eines Häuptlings vornehmstes Transportmittel 233
Casembe im Hofstaat zum Empfang Livingstone's 235
Jagd auf afrikanische Büffel 243
Der König der Wälder 245
Jäger von einen männlichen Elephanten angegriffen 249
Eine Familie von Löwen-Affen 251
Ameisen auf dem Marsch 253
Markt in Manyuema 257
Kannibalen jagen Sokos 259
Araber zerstören Dörfer und ermorden Eingeborene 263
Stanley auf dem Marsche 273
Träger, der einen Karren auf dem Kopfe trägt 275
Aufregende Jagd auf ein Rhinoceros 277
Das Rhinoceros treibt seine Hörner in die Brust des Elephanten . . 283
Stanley's Expedition kreuzt einen Fluß 285
Waffenstücke, die in afrikanischen Kriegen verwendet werden . . . 291
Krokodille in einem tropischen Sumpfe 295

Seite.
Eingeborene schleppen ein Riesenkrokodill an's Land 297
Weißköpfiger wilder Eber von Central-Afrika 301
Landkarte des Landes der großen Seeen 309
Begegnung Stanley's und Livingstone's 311
Stanley und Livingstone entgehen Eingeborenen 323
Afrikanische Häuser mit Kuppeldächern 329
Transport von Livingstone's Leiche zur Küste 331
Die Giraffe oder Cameleopard 341
Junger „Fetisch" im Kongo-Distrikt 347
König William von Gaboon und seine erste Frau 349
Guereza mit schönem, wallendem Haar 351
Immenses Kriegsboot von Kannibalen auf dem Wege zur Kampf . 353
Ein mit Schädeln geschmücktes Denkmal für einen Häuptling . . 355
Afrikanischer Krieger zur Schlacht eilend 359
König Mtesa und seine Minister 363
Sonderbare Hinrichtungsmethode 365
Eine Königin begnadigt 367
Wilde Bewegungen einer Zauberin 373
Menschenopfer zu Ehren eines Besuchs bei König Mtesa . . . 377
Wilder Kriegstanz der Eingeborenen 383
Von eine ungeheuren Riesenschlange (Boa) angegriffen 387
Schöner afrikanischer Leopard und seine Jungen 391
Gefahrvolle Fahrt über einen Wasserfall 393
Wassergefecht zwischen Stanley und einer Flotille von 54 Kanoes . 395
Heroische Errettung des Zaidi 400
Eine Berberfamilie durchschreitet mit ihren Hausthieren einen Fluß . 409
Das schöne Sklavenmädchen von Berber 411
Aufregender Kampf mit einen Flußpferde im Atbara 415
Alter Araber, der ein Flußpferd attackirt 419
Eines Elephanten wüthender Angriff auf seine Feinde 421
Herrn und Frau Baker's Wüstenritt 425
Rascher Ritt eines wilden Arabers 429
Giftiger Skorpion 431
Eingeborene der Nilgegend 435
Eingeborene fangen einen Elephanten 445
Männlicher Elephant, der Früchte von den Bäumen schüttelt . . 447
Elephanten in militärischen Diensten 451
Merkwürdiger Kriegstanz der Obbos 455
Kamrasis bewillkommen Herrn und Frau Baker 457
Die Reise von M'Rooli nach dem See mit der satanischen Eskorte . 459
Heerden von Flußpferden am Albert Nyanza See 461
Die Murchison-Fälle: Der Niagara von Afrika 467

Seite.
Wilder Angriff eines Flußpferdes 469
Großer Bewillkommnungs-Tanz bei Herrn und Frau Baker's Rückkehr . 475
Lebhaftes Scharmützel mit den Eingeborenen 477
Kameele transportiren Dampfer durch die Wüste 489
Antilopen von einer Schildwache bewacht 493
Shillook Krieger mit Schmuck und Waffen 495
Die schwarzen Soldaten griffen das Krokodill sofort an . . . 501
Eigenthümlicher Tafelfelsen im Nilthale 505
Eine Kugel durchbohrt seine Schulter 509
Ein Wazaramo-Dorf 517
Gierige Wilde fallen über ein erlegtes Flußpferd her 519
Die Bestie schleudert ihn hoch in die Luft 521
Wilde Hetzjagd 523
Rhinocerosjäger, von den Bestien angegriffen, entfliehen . . . 525
Großer Fackeltanz bei den Weezees 527
Tanzkränzchen zu Ehren eines heimkehrenden Ehegatten 529
Sonderbar geformter afrikanischer Büffel 531
Gesellige Vergnügungen der Weezees 537
Junger Weeze Tauben schießend 539
Lager eines Elfenbeinhändlers 541
Verzweifelter Kampf mit einer wüthenden Löwin 545
Ein glücklicher Eingeborener 547
Ein riesiges Flußpferd wird an's Ufer gezogen 551
Angeschossenes Rhinoceros greift die Jäger an 553
Eigenthümliche Musikinstrumente 555
Sonderbarer Adjutanten-Vogel 559
Grant's beschleunigte Tour von Karagne 561
Elephanten entschlüpfen ihren Verfolgern 565
Afrikanische Schuhschnäbel 571
Fischadler, die sich um die Beute streiten 573
Leben und Verwandlung der Drachen-Fliege 575
Verzweifelter Kampf mit dem Könige des Urwaldes 579
Schöner Fasan 581
Sandsäulen, die der Sturm aus Wüstensand bildet 585
Afrikanischer Gekko oder Wandeidechse 587
Riesenkäfer 589
Eingeborene durch einen wüthenden Leoparden angegriffen . . . 593
Weltberühmtes Gorilla 595
Ein Orang-Utang wird eingefangen 599
Affen auf den Bäumen 603
Afrikanische Elephantenheerde 611
Von einem wüthenden Elephanten verfolgt 613

Seite.
Prunkmal bei einem Kaffernhäuptling 615
Wilde Jagd auf drei Elenthiere 617
Dem Elephanten unheimlich nahe 621
Gefährliche Position 623
Verzweifelter Kampf mit Tigern 625
Knappes Entkommen vor einem Büffel 627
Ein Wettlauf um's Leben 629
Giraffen fliehen von einem Jäger 631
Heerde von Springböcken in voller Flucht 633
Sonderbare Methode Strauße zu fangen 635
Aufregende Straußenjagd 637
Südamerikanische Strauße mit Jungen 639
Schrecklicher Kampf mit einem Gorilla 645
Er warf ihn ein, zwei, drei Mal hoch in die Luft 647
Eine Flotille Eingeborener greift eine Expedition an 649
Ein Kampf um's Leben 651
Leopard und Ameisenbär in tödtlichem Kampfe 653
Südafrikanische Känguruhs 655
Krieger mit Schlachtaxt 657
Geschnitzte Elfenbeintrompeten 658
Häuptling mit einem riesigen Zwickelbart 659
Arabisches Kameel 660
Reisender und Kameel in der Wüste 661
Jagd auf das afrikanische Wildschwein 663
Verzweifelter Kampf mit einem Löwen 665
Animirter Kriegstanz der Kaffern 667
Die durch Cameron bereisten Gegenden 668
Emin Pasha (Dr. Schnitzer) 671
Einige der Irregulären Emin Pasha's 673
Afrikanischer König und seine Häuptlinge erwiedern einen Besuch . . 675
Im Rachen des Todes 677
Zirpende Grillen 687
Ankunft bei Kabrega 691
Landkarte von Aequatorial Afrika 725
Die Expedition kreuzt eine provisorische Brücke 727
Stanley mit seinem automatischen Gewehre 729
Abyssinischer Fußsoldat 735
Stanley droht mit Erschießen, falls die Blechbüchse in's Wasser fallen sollte 739
Tropische Thiere 745
Gefechtsübungen von Kaffernkriegern 747
Außerordentlicher Baumwuchs in Afrika 749
Affendorf in Central-Afrika 755

CENTRAL AFRICA
BY J. ARROWSMITH, F.R.G.S.
Route of the Stanley Expedition
Projected Routes from Zanzibar
Route of the Stanley Expedition from London
EUROPE
ASIA
Sahara or Great Desert
ATLANTIC OCEAN
INDIAN OCEAN
Nubia
Arabia
Egypt
Abyssinia
Soudan
Guinea
Congo State
Cape Town
Cape of Good Hope
Natal
Madagascar
Mozambique
Zanzibar
Aden
Suakin
Berber
Khartum
Kassala
Massowah
Kordofan
Darfur
Bahr el Ghazal
Galla Country
Somali Country
Danakil Country
Shoa
Harar
Ogaden
Equator
Longitude East 25 of Greenwich
Lake Victoria Nyanza
Lake Albert Edward Nyanza
Lake Tanganyika
Lake Nyassa
Lake Bangweolo
Lake Moero
Lake Tchad
Lake Ngami
Lake Shirwa
Lake Rudolf
Lake Dembea
Lake Zwai
Lake Haik
Lake Abbe
Lake Aschangi
Lake Margherita
Lake Tzana
Lake Ashangi
Lake Kamolondo
Lake Kisale
Lake Kassali
Lake Kisigi
Lake Kivu
Lake Mohrya
Lake Kioga
Lake Kyoga
Lake Kwania
Lake Leopold II
Lake Mweru
Lake Kamal

Die Wunder der Tropenwelt

oder

Entdeckungen und Abenteuer

von

Henry M. Stanley.

Kapitel I.

Stanley's Jugendjahre.

Ein hervorragender Mann. — Löst die Geheimnisse, welche den mysteriösen Erdtheil seither umgaben. — Wales sein Geburtsland. — Als Knabe im Armenhause von St. Asaph erzogen. — Wird Lehrer in Flintshire. — Bemüht sich die Mittel zu erwerben um seine Ausbildung zu vervollkommnen. — Legt dabei Proben unerschütterlicher Geistesstärke ab. — Schifft sich nach der neuen Welt ein. — Dient als Schiffsjunge auf der Ueberfahrt von Liverpool nach New Orleans. — In New Orleans wird der walliser Junge durch einen Menschenfreund adoptirt. — Ist brav und tüchtig. Erbt als Adoptivsohn nichts beim Tode seines Wohlthäters. — Geht nach Californien. — Freie und glückliche Tage in Gesellschaft kühner Abenteurer. — Schule menschlicher Natur. — Starke Willenskraft und Lust zu kühnen Thaten. — Trägt Tornister und Flinte. — Soldat bei den Confederirten. — Als Herald-Correspondent in der Türkei während des Balkanfeldzuges. — Von Räubern gefangen genommen. — Fährt nach England zurück. — Giebt den Kindern im St. Asaph Armenhause ein Fest. — Wird von James Gordon Bennett als Berichterstatter über die Englisch Abyssinische Expedition nach Afrika geschickt. Seine Depeschen kommen als erste in London an. — Livingstone's Spur in Afrika verloren. — Merkwürdige Unterredung um die Mitternachtsstunde zwischen Bennett und Stanley. — „Suchen Sie Livingstone, koste es was es wolle."

Stanley's Ruhm erfüllt die Welt. Was Cicero als Redner, Newton als Naturforscher, Gladstone als Staatsmann, hat Stanley auf dem Gebiete der Erforschung unbekannter Länder geleistet. Als kühner Unternehmer, waghalsiger Mann der That, von unbezähmbarer Ausdauer, ausgerüstet mit der Gabe des Herrschens über Andere, unverzagt, selbst in Momenten der größten Gefahr, so steht Stanley ohne Nebenbuhler als erster unter den Helden der Neuzeit. Es will dies viel sagen Angesichts der Thatsache, daß die Geschichte der neuesten Zeit Namen wie Livingstone, Baker, Emin Bey, Cameron und Speke für Mittelafrika, sowie Franklin, Kane und Greeley für die Nordpolregionen zu verzeichnen hat.

Auf diesen Mann sind die Augen des Universums gerichtet; der dunkle Erdtheil hat ihm seine Geheimnisse entschleiert und jemehr Afrika der Civilisation erschlossen wird um so größer werden die Lobpreisungen auf Stanley sein, dem das Hauptverdienst an der Civilisation des schwarzen Erdtheils für einige Zeiten unbestritten bleiben wird.

Gleich so manchen Männern, die sich auf allen Gebieten ausgezeichnet haben ist auch Stanley von sehr niederer Herkunft, hat aber Kraft seines Genies, seiner Entschlossenheit und aufopfernden Hingabe an sein Werk, den ersten Rang unter den Entdeckern aller Zeiten eingenommen. Die Schilderung seiner Erlebnisse übertrifft alles was die kühnste Phantasie sich auszudenken vermöchte.

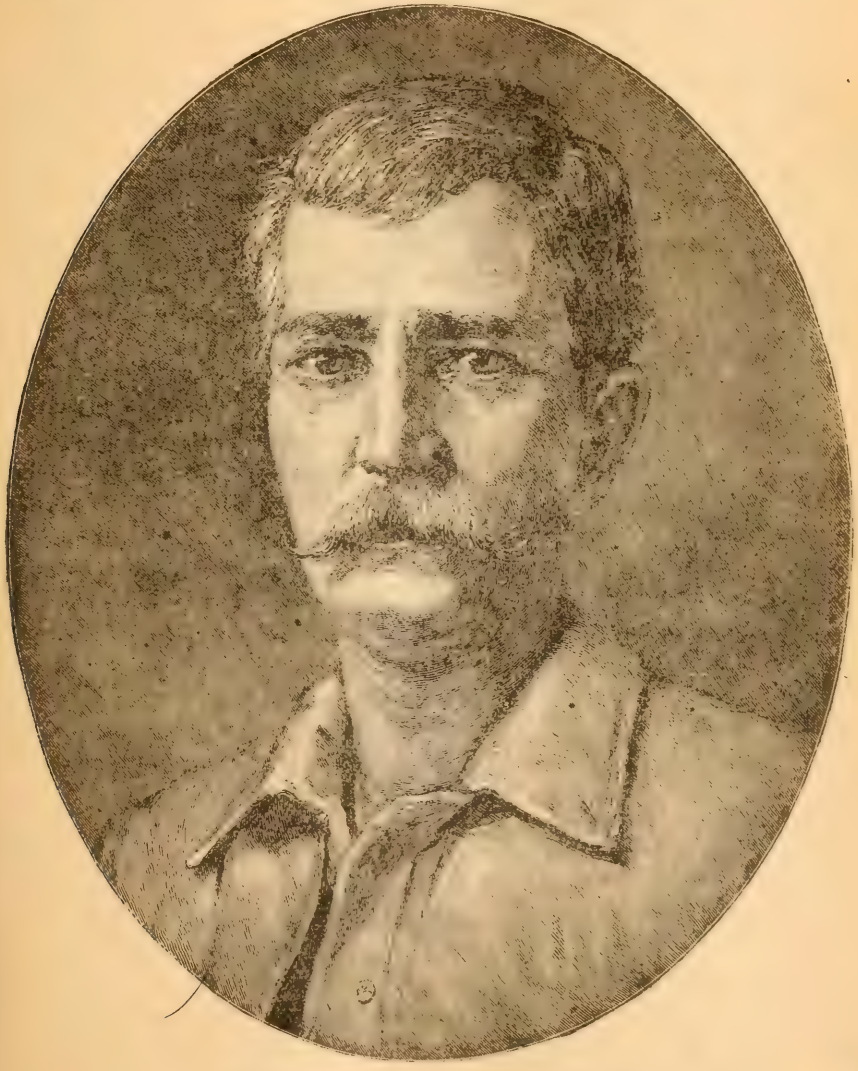
Henry M. Stanley, obschon durch Erziehung und Wohnsitz Amerikaner, erblickte in England (Denbigh in Wales) im Jahre 1840 das Licht der Welt. Seines Vaters Name war Rowland. Obgleich sehr arm waren seine Eltern achtbare Leute, da sie jedoch außer Stande waren für seinen Unterhalt zu sorgen, so wurde er im zarten Alter von drei Jahren im Armenhause von St. Asaph untergebracht, woselbst er die in solchen Anstalten übliche dürftige Pflege und Erziehung genoß.

Sucht die neue Welt auf.

Bis zu seinem dreizehnten Jahre blieb Stanley in dem Armenhause von St. Asaph. Von da ab ist eine Lücke von mehreren Jahren in seiner Carriere, da wir ihn erst verschiedene Jahre später als Lehrer in Flintshire wiederfinden; woselbst er versuchte, sich durch Stundengeben die Mittel zur Vervollkommnung seiner eigenen Ausbildung zu verschaffen. Allem Anscheine nach blieb er dort nur ein Jahr. Um diese Zeit begann sich die Sturm- und Drangperiode seiner Jugend zu zeigen und es mehrten sich die Anzeichen, daß ihm ein abenteuerliches Leben beschieden sein werde. In Liverpool schiffte er sich als Schiffsjunge auf einem nach New Orleans segelnden Schiffe ein, fest entschlossen, sein Glück in der neuen Welt zu versuchen. Seine jugendliche Phantasie war erfüllt von glühenden Bildern der unermeßlichen Landstrecken in den Vereinigten Staaten, welche dem fleißigen und unternehmungslustigen Einwanderer günstige Gelegenheit boten, sein Glück zu machen.

Kurz nach seiner Ankunft in New Orleans fand er Beschäftigung bei einem Kaufmanne Namens Stanley. Dieser Mann fand an dem offenherzigen, aufrichtigen Charakter des Jünglings Gefallen und nahm ihn nicht nur in sein Haus auf, sondern adoptirte ihn auch als Sohn. Bald machte der alte Herr die Erfahrung, daß er sein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatte, daß der strebsame Walliser großer Dinge fähig, daß er ehrenhaft und zuverlässig sei. Obschon damals noch Niemand vorhersehen konnte, welch' wundervolle Laufbahn dem Jüngling

bevorstand, so konnte man doch mit Fug und Recht von ihm sagen, daß er auf die eine oder andere Weise bedeutendes leisten werde.



Henry M. Stanley, der weltberühmte Entdecker.

Stanley's Wohlthäter starb plötzlich ohne ein Testament hinterlassen zu haben, sodaß er sich plötzlich wieder einsam und verlassen sah, und mit der Thatsache zu rechnen hatte, daß er wieder der Schmied seines eigenen

Glückes sein müsse. Es ist interessant in diesem wie in anderen Fällen zu beobachten, wie eine Kette von Ereignissen ihn dahin führte, die großen Unternehmungen erfolgreich auszuführen, die seinen Namen weltberühmt gemacht haben.

Stanley in Californien.

Ein starker Trieb führte ihn an die Küste des stillen Oceans, dem goldreichen Californien. Es lohnt sich nicht an dieser Stelle die Abenteuer und Entbehrungen, welche er in diesem Lande durchzumachen hatte, aufzuzählen; es genügt, wenn wir sagen, „Wo der gute Wille vorhanden ist, da gibt es auch Mittel und Wege die zum Ziele führen." Dies hat sich auch bei Stanley in seiner californischen Laufbahn bewahrheitet. Er durchstreifte einen großen Theil des Landes, bewunderte dessen großartige Naturschönheiten, machte die Bekanntschaft von Goldgräbern, mit denen er in ihren Zelten verkehrte und an ihren Feuern saß, horchte mit athemloser Spannung den Erzählungen ihrer Abenteuer, genoß den Anblick der Wunder des Yosemite-Thales und wurde mit dem Charakter der kühnen Männer vertraut, die durch die Goldentdeckungen nach diesem Lande hingezogen waren. In dieser Periode seines Lebens hatte er wirkliche Gelegenheit Studien der menschlichen Natur zu machen, wobei er in Folge seines liebenswürdigen Wesens, sowie seiner Gabe sich den gegebenen Verhältnissen leicht anzuschmiegen, sich viele Freunde unter den Goldgräbern erwarb. Er hätte kaum eine bessere Schule durchmachen können als diese, namentlich auch in Bezug auf körperliche Entwickelung. Das harte Leben, welches er zu führen gezwungen war, stärkte seinen ganzen Körper, machte ihn zu einem Mann mit Nerven von Stahl. Seine Ausdauer zeigte sich schon damals, und nur wenige dieser gewiß an Anstrengungen jeder Art gewöhnten Männer konnten es ihm in der Ertragung von Strapazen gleich thun. Wurde irgend ein Unternehmen geplant, welches Kühnheit und Tapferkeit erforderte, so war Stanley der Mann. Er war ein braver muthiger Jüngling, ganz dazu geschaffen Meere zu durchkreuzen, Berge zu ersteigen, Flüsse zu durchwaten, Entbehrungen zu erdulden, Erdtheile zu erforschen.

Stanley trägt Tornister und Gewehr.

Von Californien zurückgekehrt, war es ganz natürlich, daß Stanley, der früher im Süden gewohnt hatte, sich bei Ausbruch der Rebellion den Confederirten anschloß und in deren Armee eintrat. Für einen Mann von seinem Charakter mußte das Leben eines Soldaten viel anziehendes haben, war er ja doch der Mann nicht irgend einer Gefahr den Rücken zu drehen. Sein bisheriges Leben hatte ihn gerade für solche Thaten vorbereitet, wie sie mit kühnen, militärischen Unternehmungen verbunden zu sein pflegen. Und obwohl seine Verbindung mit der confederirten Armee

nur kurze Zeit währte, so war es doch bald klar, daß er das Zeug zu einem guten Soldaten hatte. So wurde er denn auch gerade in Folge seiner Tollkühnheit von den Truppen der Union zum Gefangenen gemacht.

Er wurde an Bord des Panzerschiffes Ticonderoga gebracht wo ihm seine männliche Haltung, sowie sein offenes geniales Wesen bald allgemein beliebt machten. Der Commandant des Schiffes bot ihm die Freiheit an unter der Bedingung, daß er in den Flottendienst der Vereinigten Staaten eintrete. Obschon das Matrosenleben für ihn wenig Anziehungskraft hatte, willigte er doch, um seine Freiheit wieder zu erlangen ein und blieb bis zum Schluß des Krieges im Dienste der Union. Beim Friedensschluß erhielt er seine Entlassung und stand nun wieder einsam und verlassen in der Welt. Dieser Umstand hatte jedoch nichts beängstigendes für einen Mann von Stanley's Charakter, er acceptirte die neue Situation leichten Herzens und da Müßiggang seiner ganzen Natur zuwider war, so entschloß er sich kurzer Hand nach Europa zu reisen um dort wenn sich Gelegenheit dazu bieten möchte, seine militärische Carriere fortzusetzen.

Auf zum Schlachtfelde.

Bei seiner Ankunft in Europa, war die Türkei in Aufregung wegen einer auf der Insel Creta ausgebrochenen Revolution, deren Einwohner das türkische Joch abzuschütteln trachteten. Es war nur zu natürlich, daß Stanley Sympathie mit den Aufständischen fühlte und so entschloß er sich denn auch rasch, den unterdrückten Cretensern Beistand zu leisten.

Um diese Zeit machte er eine Bekanntschaft, die seinen Lebenslauf seitdem wesentlich beeinflußt hat und von der folgenschwersten Tragweite für ihn gewesen ist. Bevor er sich nach dem Orient begab, wurde er in London mit dem Besitzer der großen New Yorker Zeitung „Herald" bekannt, der ihn als Berichterstatter über die cretensische Revolution engagirte, woraufhin Stanley sofort nach dem Schauplatz abreiste. Das alte Sprüchwort, daß die Entfernung die Aussicht verschönerte bewährte sich auch in diesem Falle, denn nachdem Stanley in Creta angekommen war und sich die Verhältnisse an Ort und Stelle angesehen hatte, verlor er alle Sympathie mit den Aufständischen und änderte vollständig seine Ansichten über den Werth der Rebellion. Er legte deshalb seine Stellung als Berichterstatter des Herald nieder, weil er sich nicht mit den Aufrührern identificiren wollte, deren Bestrebungen er nach sorgfältiger Prüfung keine Sympathien entgegen zu tragen vermochte.

Stanley war abermals ein freier Mann und konnte irgend eine Arbeit oder Beschäftigung übernehmen, welche sich ihm gerade bot. Glücklicherweise hatte er von New York die volle Freiheit bekommen überall hinzugehen wo es ihm paßte.

Er konnte dadurch Kenntniß von dem erlangen, was in anderen Gegenden passirte, eine Beschreibung von dem liefern, was sich auf dem Kriegsschauplatze ereignete und seine Berichte an die Zeitung schicken, welche ihn momentan beschäftigte, wobei er die Gewißheit hatte, daß seine Briefe mit Interesse gelesen werden würden. Amerikaner sind im Allgemeinen gewohnt, sich Nachrichten aus anderen Welttheilen rasch zu verschaffen und ihr Eifer ist in dieser Hinsicht durch das Faktum gekennzeichnet, daß die meisten großen amerikanischen Zeitungen Correspondenten in allen Theilen der Erde haben; die Erziehung unserer Nation, befähigt dieselbe ganz speciell dafür, daß sie ein lebhaftes Interesse an Allem nehmen, was von Wichtigkeit in irgend einem Theile der Erde vorkommt.

Von Banditen beraubt.

Stanley und seine Freunde hatten bald nach ihrer Ankunft ein Abenteuer zu bestehen, welches zeigt, welchen Gefahren sie ausgesetzt waren und welcher Art die Leute, denen sie begegneten. Eine Abtheilung türkischer Räuber, machte einen Angriff auf sie und beraubte sie all' ihres Geldes und ihrer Kleider. Es ist dies kein ungewöhnliches Ereigniß im Orient, wo Reisende fortwährend Gefahren ausgesetzt sind und stets gegen marodirende Räuber auf ihrer Hut sein müssen. Zu der damaligen Zeit war Herr Morris Gesandter der Vereinigten Staaten in Constantinopel. Stanley legte ihm seine Beschwerde vor und brachte daraufhin der Gesandte die Angelegenheit vor die türkischen Behörden. Herr Morris war außerordentlich hilfreich gegen seine Landsleute, und nachdem er ihnen alles gegeben hatte, was sie bedurften, setzten sie ihre Wanderung fort.

Während dieser Zeit schrieb Stanley zahlreiche Briefe an den „New York Herald", in welchem eine lebhafte Beschreibung der orientalischen Sitten und Lebensweise gegeben war. Nachdem er dieser Pflicht Genüge geleistet, kehrte er nach England, dem Lande seiner Geburt und seiner frühesten Jugend abermals zurück.

Es ist ein charakteristisches Merkmal edler Naturen, daß sie ihre frühzeitigen Kämpfe und Erfahrungen nicht vergessen.

Armuth hat keine Schrecknisse für einen Mann der sich aus derselben emporgearbeitet hat und jetzt Herr der Situation ist. Es macht Herrn Stanley alle Ehre, daß er nicht das Armenhaus vergaß, wo er seine früheste Jugendzeit verlebt hatte. Es war eine seiner ersten Aufgaben nach seiner Ankunft in England, daß er diesen Platz besuchte und sich Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrief an das, was er in seiner Jugend an diesem Platz erlebt hatte.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß sein Besuch sehr interessant war und zwar nicht minder für ihn selbst, als auch für die, den er denselben machte.

Die weltberühmten Entdecker.

Die Kinder, welche zu Stanley's Zeiten Insassen des Armenhauses gewesen waren, fand er zwar nicht mehr, sie waren aufgewachsen und in die weite Welt gezogen, aber wie es in der Bibel heißt, „Arme hat es jederzeit unter euch," so gab es auch in dem Armenhause jetzt wieder andere kleine Wesen mit hohlen Wangen, deren Anblick dem großen Reisenden tief in's Herz hineinschnitt.

Stanley entschloß sich diesen jungen Wesen ein recht gutes Essen zu geben und wir dürfen annehmen, daß diese Absicht bei den armen Kindern keinen geringeren Enthusiasmus hervorrief, als es das Herz des edlen Gebers bewegte.

Das Kinderfest im Armenhause.

Bei dieser Gelegenheit erschien Stanley in seiner wahren Gestalt, ein edler warmherziger Mann. In allen seinen Entdeckungsreisen war er nur dann streng und stolz, wenn dies gegenüber den Eingeborenen geboten war, im Uebrigen war seine Natur voller Güte und Weichherzigkeit. Als solcher zeigte er sich auch den Waisen-Kindern im Armenhause von St. Asaph. Ihre Anstrengungen, bei der Bewältigung der reichlichen Mahlzeit war wahrhaft bewunderungswürdig, aber nachdem des Leibes Nahrung und Nothdurft gestillt war, wartete der Kleinen eine andere Ueberraschung; sie hörten jetzt eine Ansprache von dem Manne, in welcher er einige seiner Reise-Erlebnisse zum Besten gab. Stanley sprach zu ihnen in einfachen, jedem Kinde verständlichen Worten, wobei er die Leichtigkeit bewies, mit der er sich allen Classen und Lagen des Lebens anzupassen versteht. Die guten Kinder freuten sich natürlich unendlich seinen Erzählungen zu lauschen, aber mehr als das hörten sie von ihm Worte der Belehrung und der Aufmunterung, durch deren Beachtung ihnen der Weg gewiesen wurde, den sie zu gehen hatten, um nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Im Jahre 1867 finden wir Stanley abermals in den Vereinigten Staaten. Er zählte damals erst 25 Jahre, hatte aber bereits mehr erlebt als die meisten Leute mit dem doppelten und dreifachen Alter, hatte mehr Gefahren ausgestanden, als so Viele, welche recht wundersame Märchen über ihre Abenteuer geschrieben haben. Dabei hatte er sich eine allgemeine Weltkenntniß erworben, welche für einen gebildeten Mann unentbehrlich ist. Von dem Besitzer des „New York Herald", James Gordon Bennett, wurde er auf das Herzlichste empfangen. Dieser scharfsichtige Mann sah sofort, was für einen Schatz er an diesem Manne gewonnen hatte.

Während dieser Zeit bekam England Streit mit dem Könige von Abyssinien und sah sich genöthigt, eine militärische Expedition dorthin zu senden, um den übermüthigen Vasallen zur Unterwerfung zu zwingen.

Ueber einer derartigen Expedition schwebt stets ein abenteuerlicher Zug.

Nicht nur die regulären Truppen sehnen sich nach den Aufregungen eines Feldzuges und zu erhoffenden Sieges, es schließen sich einer solchen Expedition auch stets eine Menge von sogenannten Schlachtenbummlern an; zu diesen zählen auch die Kriegs-Correspondenten der großen Zeitungen, wenn auch in der besseren Bedeutung des Wortes.

Beschreibung Abessinischer Kriegsführung.

Wir haben kaum nöthig zu sagen, daß Abessinien damals den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bildete, und so war es denn auch nur natürlich, daß Stanley den Auftrag erhielt, sich dorthin zu begeben und über den Gang der dortigen Ereignisse dem New Yorker Weltblatt Bericht zu erstatten. Seine Briefe von dem Kriegsschauplatze fanden die beifälligste Aufnahme und wurden überall mit regem Eifer gelesen. Obschon nicht von einem hochgebildeten Manne geschrieben, trugen sie den Stempel seines Geistes, eines Mannes, der sich in hervorragender Weise für den Beruf eines Kriegs-Correspondenten qualificirte und gerade die Punkte hervorzuheben wußte, welche das Publikum am meisten interessirten, dabei war sein Styl zwar einfach, aber sehr verständlich, so daß jeder halbwegs gebildete Mann sich dadurch über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze leicht orientiren konnte.

Stanley war nicht der Mann, den Schwierigkeiten irgend welcher Art abschrecken konnten, im Gegentheil suchte er begierig nach einer Gelegenheit, um Thaten zu vollbringen, welche kein anderer Mann zu unternehmen den Muth haben würde, und die ihm deshalb Ruhm und Ansehen bringen müßten.

Während die letzte Schlacht des abessinischen Feldzuges im Gange war, wurden seitens des Oberbefehlshabers officielle Depeschen nach London geschickt. Nun ereignete sich der wunderbare Fall, daß Stanley's Depeschen eher in London ankamen, als die officiellen, so daß die Engländer den Sieg in Abessinien zuerst durch den amerikanischen Correspondenten des „Herald" erfuhren.

Dies allein war genügend, Stanley als Zeitungs-Correspondenten berühmt zu machen, es war nicht wenig kränkend für die schwerfälligen englischen Beamten, die in der Regel langsam arbeiten, zu sehen, daß ein Yankee ihn dermaßen zuvorgekommen war, und den Engländern die Siegesnachricht um mehrere Stunden früher brachte, als sie dazu im Stande waren; aber Stanley zeigte sich nicht nur als Meister in der raschen Beförderung von Depeschen, sondern auch in der Beschreibung des ganzen Feldzuges, die jetzt allgemein, als correkt und mustergültig von allen Autoritäten anerkannt wird.

Im nächsten Jahre 1868 finden wir Stanley abermals in den Vereinigten Staaten, wo er jedoch nicht lange blieb. Um diese Zeit war in Spanien ein Bürgerkrieg ausgebrochen und sandte ihn der „Herald" dorthin, um über den Verlauf desselben zu berichten.

Seine Briefe aus dieser Zeit geben eine ungemein klare Darstellung dieser spanischen Revolutions-Epoche. Er sah nicht nur die Ereignisse, sondern auch die Kräfte, welche die Lage geschaffen hatten. Spanien hat seit Jahrzehnten revolutionäre Kämpfe gehabt. Stanley gab eine klare Darstellung der kämpfenden Parteien, sowie der Ideen, für welche sie kämpften, alles das in so klarer Darstellung, daß sie Jedermann verständlich war und zum Verständniß des spanischen Parteigetriebs wesentlich beitrug.

Was ist aus Livingston geworden.

Es muß unseren Lesern aus dem Vorhergegangenen klar geworden sein, daß Stanley eigentlich überall zu Hause war. Er hielt sich nicht damit auf, Betrachtungen über Klima, Land, Sprache oder Entbehrungen anzustellen, wenn er im Begriff war eine neue Reise anzutreten. Sein erster Plan war für längere Zeit in Spanien zu bleiben, um das Land zu durchstreifen, welches in Amerika verhältnißmäßig wenig bekannt war. Plötzlich wurde dieser Plan jedoch fallen gelassen, es bot sich ein anderes größeres Feld für seinen Thatendurst und Geist. David Livingston war in Afrika, dieser Mann, dessen Name über die ganze Welt ausgesprochen wird, war das Wunder seiner Zeit, er besaß auch in Wirklichkeit manche der Eigenschaften, welche den Helden unserer Erzählung charakterisiren.

Es war ein kühnes Unternehmen seitens Livingstons, als er in die Wildniß des schwarzen Erdtheils eindrang, um die Geheimnisse zu durchforschen, welche der Welt seit Jahrhunderten verschlossen geblieben waren. Er studirte den Charakter der afrikanischen Stämme, lernte die Geographie dieses großen Festlandes kennen, und bahnte dadurch den Weg für den Handel und für die Missionsarbeiten, die dem Lande Civilisation bringen sollten, welches Jahrhunderte lang im tiefsten Dunkel dahingelebt hatte. Livingston hatte lange Jahre nichts von sich hören lassen und die Neugierde betreffs seines Schicksals, fing an sich in Aengstlichkeit zu verwandeln. Er hatte viele persönliche Freunde in England und Schottland, die mit großem Interesse seinen Reisen folgten, und jetzt begierig waren, genaue Nachricht über ihn zu erhalten; in den Zeitungen wurde die Möglichkeit, daß er ein Opfer seines Berufes geworden sei vielfach erörtert, so daß die Frage: „Was ist aus Livingston geworden?" ein stündiges Thema in den Zeitungen beider Hemisphären, bildete.

James Gorden Bennett war gerade der Mann, diese alle Welt beschäftigende Frage zu lösen, war Livingston noch am Leben? Und in welchem

Die Expedition geht nach dem Innern von Afrika.

Theile von Afrika befand er sich? Oder war er todt? Wie konnte man Nachricht von ihm erhalten? Wo war der kühne Mann zu finden, der es wagen wollte, sich in diese wilden und gefährlichen Gegenden zu begeben um die Fragen zu beantworten, welche die ganze civilisirte Welt bewegte?

Man glaubte, daß wenn der große Entdecker noch am Leben sei, man seiner Spur folgen könnte, und, wenngleich mit übermenschlichen Anstrengungen, gefunden werden könnte. Ihn aufzufinden wäre ein Ruhm der irgend einem Manne zur größten Ehre gereichen würde, und die Zeitung die ein solches Resultat zu Wege brächte, würde dadurch den ersten Rang unter den Zeitungen der Welt einnehmen. Herr Bennett entschloß sich den Versuch zu machen und natürlich war Henry M. Stanley der Mann, den er für die gefährliche Expedition auserwählte. Herr Bennett war in Paris, als er plötzlich Stanley von Spanien zu sich beorderte, diese unerwartete Berufung setzte Stanley nicht wenig in Erstaunung, er ahnte jedoch, daß irgend ein kühnes Unternehmen geplant war, und die Brust geschwellt mit Hoffnungen auf kühne Abenteuer, reiste er sofort nach Paris ab. Er kam dort in später Nachtstunde an, wollte sich aber nicht schlafen legen, bevor er eine Unterredung mit Bennett gehabt hatte. Die ganze Nacht wurde der Plan von den beiden Männern diskutirt und als der Morgen graute, war das Uebereinkommen getroffen, daß Stanley, Livingston im Herzen von Afrika aufsuchen sollte.

Anerbietungen zur Hülfe werden abgelehnt.

Bei der königlichen geographischen Gesellschaft in London lief die Nachricht ein, daß ein Versuch gemacht werden solle, den verschollenen Entdecker Livingston aufzusuchen. Diese Gesellschaft, welche eine lange und ehrenvolle Vergangenheit hat, und viel zur Erforschung unseres Erdkreises beigetragen hat, machte Herrn Bennett die Offerte, einen Theil der Unkosten zu tragen, die durch die Entsendung des Herrn Stanley nach Afrika entstehen würden. Herr Bennett lehnte indessen ab, da er entschlossen war, die Angelegenheit allein zu unternehmen und dadurch aller Vorschriften seitens dritter überhoben zu sein. Dieser Entschluß des Herrn Bennett kann nur allseitig gebilligt werden, weil Stanley dadurch volle Freiheit behielt, seinen eigenen Ideen zu folgen, zu gehen wohin er wollte, und zu bleiben, wo es ihm gefiel, und nur das Ziel im Auge zu behalten, Livingston zu finden, um damit ein Problem zu lösen, an welchem alle Länder der Christenheit betheiligt waren.

Einigermaßen amüsant ist der Bericht, den Stanley selbst von dem Auftrage gibt, den er von Herrn Bennett empfangen habe. Er lautet folgendermaßen:

„Am 16. October des Jahres unseres Herrn 1869 war ich in Madrid, noch in dem frischen Eindrucke der Schlächterei von Valencia. Gegen

10 Uhr Morgens erhielt ich ein Telegramm: „Eile nach Paris wegen wichtiger Geschäfte."

Das Telegramm war von Herrn James Gordon Bennett, jr., dem jungen Besitzer des „New York Herald".

Plötzliche Abreise nach Paris.

Meine Photographien wurden heruntergenommen und zusammen mit meinen Büchern und anderen Andenken in die Koffer gepackt.

Meine Kleider sowie die Wäsche, die theilweise ungewaschen, wurden in der Eile zusammengepackt, und nach zweistündiger harter Arbeit waren meine Koffer auf der Eisenbahn, markirt „Paris".

Um 3 Uhr war ich unterwegs und da der Zug in Bayonne mehrere Stunden anhielt, kam ich erst die folgende Nacht in Paris an. Ich begab mich direkt zum Grand Hotel und klopfte an Herrn Bennett's Zimmerthür.

„Herein rief eine Stimme."

Ich trat ein und fand Herrn Bennett im Bett.

„Wer sind Sie?" fragte Bennett.

„Mein Name ist Stanley."

„Ach ja, setzen Sie sich, ich habe ein wichtiges Geschäft für Sie."

Nachdem er seinen Schlafrock angezogen hatte, fragte Herr Bennett: „Wo denken Sie Livingston zu finden?"

„Ich weiß wirklich nicht."

„Glauben Sie, daß er lebt?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Ich glaube er lebt, und denke, daß man ihn auch finden kann, und ich bin im Begriff Sie zu senden, um ihn aufzufinden."

„Was? sagte ich, glauben Sie wirklich, daß ich Dr. Livingston finden kann, wollen Sie mich wirklich nach Central Afrika schicken."

Jawohl, ich wünsche, daß Sie gehen und ihn da aufsuchen, wo immer Sie hören, daß er sich befinden könnte.

Ernst und gedankenvoll fügte er hinzu: „Der alte Mann mag in Noth sein! Nehmen Sie genug mit sich, um ihm helfen zu können, wenn es nothwendig sein sollte."

„Natürlich müssen Sie nach Ihren eigenen Plänen handeln und das thun, was Ihnen am besten erscheint." — „Aber finden Sie Livingston."

Voll Verwunderung ob des ruhigen Befehls, daß ich nach Central Afrika gehen sollte, um einen Mann zu suchen, den ich ebenso wie die meisten übrigen Menschen längst todt glaubte, erwiderte ich:

„Haben Sie ernstlich die großen Kosten erwogen, welche Ihnen aus dieser Reise erwachsen werden?"

„Was wird es kosten? fragte er kurz. Burton und Spekes Reise nach Afrika kostete zwischen 15 und 25,000 Dollars, und ich fürchte die Meinige wird nicht unter 12,500 Dollars zu machen sein."

„Nun, ich will Ihnen sagen was Sie zu thun haben; ziehen Sie 5000 Doll. sofort, wenn Sie dies aufgebraucht haben weitere 5000 Doll., sind diese draufgegangen nochmals 5000 Doll.; sind auch diese verbraucht, so ziehen Sie wieder 5000 u. s. w. Aber finden Sie Livingston."

Ich war überrascht aber nicht verwirrt, denn ich wußte, daß Herr Bennett, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, nicht leicht von seinem Plane abzubringen ist, dachte aber in Anbetracht des colossalen Projects, daß er die Vor- und Nachtheile des Falles nicht genügend erwogen hätte, und bemerkte: „Es ist mir gesagt worden, daß im Falle Ihr Vater sterben sollte, Sie die Absicht hätten, den „Herald" zu verkaufen und sich von dem Geschäft zurückzuziehen."

„Wer Ihnen das erzählt hat, ist falsch berichtet. Es gibt nicht Geld genug in der Stadt New York um den „Herald" ankaufen zu können. Mein Vater hat eine große Zeitung daraus gemacht, meine Absicht ist, sie noch größer zu machen. Ich will daraus eine Zeitung im wahren Sinne des Wortes machen. Dieselbe soll alles veröffentlichen was das Publikum vorzugsweise interessirt. Der Kostenpunkt darf dabei keine Rolle spielen."

„Dann habe ich nichts mehr weiter zu sagen," erwiederte ich. „Sie wünschen also, daß ich gradewegs nach Afrika gehe um Livingston aufzusuchen?" „Nein! Sie sollen zuerst nach Aegypten gehen und der Eröffnung des Suez Canals beiwohnen und dann den Nil hinauffahren. Ich höre, daß Baker im Begriff ist nach Ober-Aegypten zu reisen, berichten Sie alles Wünschenswerthe über seine Expedition und geben Sie eine Beschreibung für Alles, was Touristen am Nil interessirt und dann schreiben Sie ein praktisches Reisebuch für Unter-Aegypten, welches in knapper Weise alles Sehenswerthe beschreibt."

Plan einer großen Reise.

„Alsdann könnten Sie auch nach Jerusalem gehen, wie ich höre, hat Capitän Warren dort verschiedene interessante Entdeckungen gemacht, von da besuchen Sie Constantinopel und erkundigen Sie sich was eigentlich zwischen dem Sultan und dem Khedive für Streitfragen bestehen, dann könnten Sie auch nebenbei die Krim besuchen und die alten Schlachtfelder. Von dort gehen Sie über den Kaukasus nach dem Caspischen Meere. Wie ich höre ist eine Expedition nach Khiwa unterwegs. Von dort mögen Sie durch Persien nach Indien gehen. Sie könnten einen interessanten Brief von Persepolis schreiben."

„Auf Ihrem Wege kommen Sie nahe bei Bagdad vorbei; ich wünsche, daß Sie dorthin gehen und Bericht einsenden über die Euphrat-Thal-Bahn. Wenn Sie dann in Indien gewesen sind, dann können Sie Livingston aufsuchen, wahrscheinlich werden Sie inzwischen hören, daß Livingston auf dem Wege nach Zanzibar ist; ist dies nicht der Fall, dann gehen Sie in's Innere und suchen ihn. Lebt er noch, so berichten Sie alles was Sie über seine neuen Entdeckungen erfahren können. Ist er dagegen todt! so bringen Sie alle Beweise die Sie dafür finden können und nun leben Sie wohl und Gott sei mit Ihnen."

„Gute Nacht," erwiederte ich, „Alles was im Bereich menschlicher Natur liegt, will ich thun." Und bei einer Reise wie ich Sie jetzt machen will, wird Gott mit mir sein.

Wir haben in vorstehendem Herrn Stanley's interessanten Bericht über die Art und Weise wiedergegeben, in welchem er einen der wichtigsten und schwierigsten Aufträge empfing, der je einem Sterblichen gegeben wurde.

Die ganze Erzählung zeigt die kühne, rasche, energische Natur von Männern, die die Welt bewegen. Zu denken heißt zugleich entscheiden. Zu entscheiden heißt handeln. Zu handeln heißt vollenden.

Ohne den wunderbaren Ereignissen vorzugreifen, welche Stanley begegneten, so genüge es hier zu sagen, daß er zur richtigen Zeit in Afrika eintraf. Die Expedition nahm ihren Anfang in Zanzibar, allwo Stanley eine Truppe bildete, deren Auswahl ein Beweis für seine Ausdauer und seinen Takt war.

Schwierigkeiten, die die meisten Männer von dem Vorhaben abgebracht haben würden, zählten bei ihm für nichts.

Hindernisse wurden beseitigt in einer Weise, die an das Bibelwort erinnert, wonach der Glaube Berge in's Meer versetzen kann. Drohende Gefahren konnten ihn nicht von seinem erhabenen Ziele abschrecken.

Vorwärts ging er. Quer durch Ebenen, hinab durch Thäler, mitten durch Dickichte, über beinahe unpassirbare Flüsse. Ueberall zeigte er den wunderbarsten Heldenmuth und Ausdauer sondergleichen, bis die Welt staunend seine Entdeckung erfuhr, die auch noch durch die späte Nachwelt bewundernde Anerkennung finden wird.

Ein wildes barbarisches Land.

Niemand der nicht selbst die Wildnisse Afrika's durchstreift hat, kann die Größe des Unternehmens, welches sich Stanley gestellt hatte, gebührend würdigen. In unserem Lande können wir beinahe jede Gegend durch Bahnen, Postkutschen oder Dampfschiffe erreichen. Keine dieser Reise-Erleichterungen kennt man in Afrika, wenigstens nicht in dem Theile den Stanley zu besuchen hatte. Man hat erschütternde Erzählungen gelesen,

welche die Reisenden in dem dunkelen Erdtheile zu bestehen hatten. Alle Bücher, welche hierüber geschrieben sind, sind voll von Erzählungen gefährlicher Abenteuer. Bisher ist kein Werk über Afrika publicirt worden, welches sich nicht mehr als Roman, denn als Wirklichkeit liest, wir sehen auf die Landkarte, sehen auf die Lage der verschiedenen Provinzen, folgen dem Lauf der großen Flüsse, welche in Schlangenwindungen ihren Weg zum Ocean suchen, und da wir den wahren Charakter des Landes nicht kennen, so erscheint es uns eine einfache Sache zu sein, von einem Punkte zum andern zu kommen. Es ist jedoch viel leichter auf der Landkarte zu reisen, als auf einem anderen Wege.

Als Livingston nach Afrika ging konnte er nur eine kurze Strecke in's Inland gehen, als er den Weg schon versperrt fand.

Während Stanley seinen Spuren zu folgen hatte, hatte er häufig Schwierigkeiten zu erfahren, welchen Weg Livingston genommen hatte.

Es war überhaupt für einen Mann der mit afrikanischen Verhältnissen vollständig unbekannt war, sehr schwierig, eine so lange Reise zu vollenden ohne vorher das Terrain gekannt zu haben.

Alle diese Umstände machen den schließlichen Erfolg von Stanley's Aufgabe um so wunderbarer und es kann nicht fehlen, daß Alle die seine Reise lesen auf's Tiefste davon gefesselt werden, namentlich aber mit Bewunderung erfüllt für den Mann, der solche Thaten vollbringen konnte.

Viele Fehler sind von anderen Entdeckern gemacht worden, während solche die ausgezogen sind, wie z. B. Gordon Cumming, lediglich zum Zwecke des Jagdvergnügens die Gefahren kennen gelernt haben, welche jeder Schritt, den man in dem afrikanischen Dickicht vorwärts thut, in sich birgt. Es erfordert einen Mann von waghalsigem Geiste, starken Nerven, unbezähmbarer Willenskraft und rascher Entschließung, und großer Opferfähigkeit, um das auszuführen, was neuerdings geschehen ist um die heiße Zone der Civilisation zugängig zu machen. In den folgenden Seiten wird man sehen, was Stanley vollbracht hat. Und das große Wunder besteht darin, daß es einem einzelnen Manne geglückt ist, nicht nur Livingston zu finden, sondern auch den ganzen Erdtheil von Meer zu Meer zu durchkreuzen.

Die Sympathie, welche das Publikum den Reisen des Herrn Stanley entgegenbringt, deutet an, daß man an ihm und seinem Wohlbefinden regen Antheil nimmt.

Wir geben uns ganz der wunderbaren Beschreibung der Abenteuer dieses Mannes hin, wir folgen ihm begierig Schritt für Schritt, wir staunen über jede neue Enthüllung und fragen uns, welche größere Thaten werden noch folgen. Henry M. Stanley ist einer der großen Heroen der Neuzeit.

Vierfüßler, Reptilien und Fische der Tropen.

Kapitel II.

Erschütternde Abenteuer in Afrika.

Afrika eine Welt der Ueberraschungen und Wunder. — Livingstone's Reisen. — Der junge Schotte von vornehmer Herkunft. — Seine Vorfahren von echt schottischer Zähigkeit. — David's Leben in der Fabrik. — Sein Trieb sich Kenntnisse anzueignen. — Sein Hang zum Lernen am Webestuhle. — Studirt Latein. — Bewunderer heroischer Thaten. — Verspricht schon in der Jugend ein bedeutender Mann zu werden. — Entschließt sich als ärztlicher Missionar nach China zu gehen. — Abreise nach Afrika. — Körperstärke und Ausdauer. — Kampf mit dem wilden Löwen. — Livingstone's knappes Entkommen. Gordon Cumming's beschreibt das edle Thier. — Ein prachtvolles Thier. — Schönheit des Löwen. — Brüllen des Waldkönigs. — Furchtbare Wildheit. — Furchtlosigkeit des Löwen. — Was ein Löwenjäger nothwendig gebraucht. — Livingstone's braver Charakter.

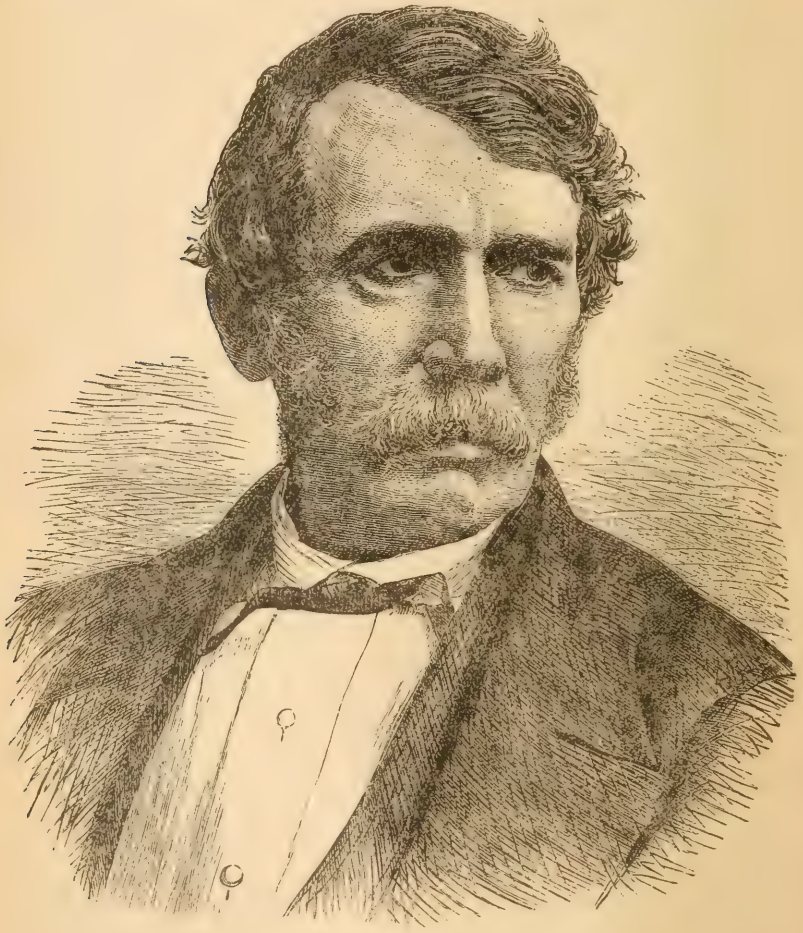
Eine Welt von Ueberraschungen, von bezaubernden Wundern öffnet sich vor unsern Augen, wenn wir den afrikanischen Continent betreten. Ehe wir die großen Thaten Stanley's im einzelnen schildern, namentlich seine weltberühmte That, die Auffindung von Livingstone, wird es unsern Lesern interessant sein, etwas über das Leben und die Reisen des berühmten Forschers zu erfahren, den Stanley suchte und fand. Die Reisen von Livingstone sind von ganz besonderem Interesse, weshalb wir sie hier kurz erzählen wollen.

David Livingstone war ein echter Schotte, es schien etwas von dem Granit, den man in den Hochlanden seines Vaterlandes findet, auf ihn übergegangen zu sein, seine Knabenzeit verlebte er in Blantyre, am schönen Flusse Clyde, oberhalb Glasgow.

Hier wurde der Knabe im Jahre 1813 geboren. Das bescheidene Vaterhaus bewahrte einige stolze Traditionen, die durch 8 Generationen in der Familie überliefert worden waren.

Der junge David tauschte mit klopfendem Herzen und funkelndem Auge, wenn sein Großvater die Geschichten und Legenden alter Zeiten erzählte. Die Haupterzählung bezog sich auf die Schlacht von Culloden; sein Urgroßvater fiel dort, während er für die Sache der alten Könige focht; alte schottische Gesänge zitterten von den Lippen seiner Großmutter. Es wehte ein heroischer Geist in dem Hause, unter den Traditionen des Hauses ragten besonders die einer außerordentlichen Tugendhaftigkeit hervor. Er stellte das Sterbewort eines seiner Vorgänger, als die stolzeste Auszeichnung seiner Familie hin, dies Wort lautete: „Sei ehrenhaft." Ehrenhaftigkeit ist ein unvergleichliches Geburtsrecht. Er nahm es für sich in Anspruch. Es war sein einziger Stolz. Sein Vater war ein

Mann von unbeugsamer Ehrenhaftigkeit. Er war in Arbeit bei dem Eigenthümer der Blantyre Works, wobei er sehr große Geldsummen von Glasgow zu holen hatte. Durch die ehrenwerthe Güte seiner Firma wurde seine Ehrlichkeit so belohnt, daß er seine alten Jahre in seinem Vaterhause in behaglichen Verhältnissen zubringen konnte.



David Livingstone.

Er war ein Mann dem seine Kinder von Herzen anhingen. Seine Güte und seine tiefe Liebe war süßer zu den Kindern als aller Reichthum denselben hätte geben können.

Er erzog seine Kinder in religiösem Sinne nach dem Ritus der Schottischen Hochkirche.

Sein berühmter Sohn sagt von ihm: „Mein Vater verdiente meine ewige Dankbarkeit und Anerkennung, indem er mir von meiner Kindheit mit einem stets frommen Beispiele voranging. Ich verehre sein Andenken."

Von seiner Mutter weiß man wenig, sie ist nicht in die Oeffentlichkeit getreten, sie war eine ruhige, liebende, fleißige, entsagende, betende Mutter.

Gott weiß, wie er Mütter für hervorragende Männer zu wählen hat. Livingstone's Mutter war die Mutter eines großen und guten Mannes. Sie war eine Frau, die durch ihre Tugend und Bescheidenheit, durch ihre Festigkeit und ihren Muth, einen Helden für seine Bestimmung vorbereiten konnte. Eine besorgte Hausfrau, stets bemüht sparsam zu wirthschaften, fand jedoch Zeit und Platz eines wahren Weibes eigenthümlichen und mächtigen Einfluß auf ihren kleinen Knaben auszuüben. Wir maßen uns nicht an, die Größe dieses Einflusses abschätzen zu wollen. Wir wollen auch nicht sagen, welchen Einfluß solche Heimath auf die eigenthümliche Hartnäckigkeit des Kindes hatte.

Als David Livingstone kaum 10 Jahre alt war trat er in die Fabrik als Lehrling ein.

Ein Verehrer von heroischen Thaten.

Knaben aus der Nachbarschaft von großen Universitäten haben in der Regel größere und frühere Strebsamkeit als Kinder aus ländlichen Distrikten.

So erfahren wir, daß ein Theil von Livingstone's erstem Verdienst für den Ankauf einer lateinischen Grammatik Verwendung fand und, daß er das Studium dieser Sprache mit besonderem Eifer betrieb und zwar in einer Abendschule, von 8—10 Uhr, während einer Reihe von Jahren. Es gibt eine Menge erwachsener Männer, welche ihre Unwissenheit beklagen, die aber viel weniger als 14 Stunden pro Tag arbeiten. In diesen Abendstunden studirte Livingstone mit einem schwachen Körper die lateinische Sprache, in welcher er es zu großer Vollkommenheit brachte. Mit 16 Jahren war er seinem Alter bedeutend vorangeeilt; der Fleiß und die Selbstbeherrschung des Knaben prophezeiten den kommenden Mann. Zu dieser Zeit zeigten sich auch bei dem Knaben seine speciellen Anlagen und Talente, die sein späteres Leben so ungemein erfolgreich gestalteten.

Die Heimath seiner Kindheit war wunderbar geschickt für die Entwickelung eines edlen Charakters.

Die Bevölkerung des Städtchens bezifferte sich auf 3000. Die Bewohner waren Muster schottischer Armuth, in Ehrbarkeit, Moralität und Intelligenz. Natürlich gab es dort allerlei Sorten Leute, sie interessirten sich allgemein für alle öffentliche Fragen. Sie waren intelligent. Es befanden sich unter ihnen einige von besonders edlem Charakter, und

gerade diese Leute nahmen ein besonderes Interesse an dem ernsten, fleißigen Knaben. Ganz in der Nähe gab es mehrere Plätze, die durch die schottische Geschichte geheiligt sind, Plätze mit alten, ehrwürdigen Vereinen. Die Schotten lieben alte Vereine, dieselben schützen die alten Erinnerungen der Vergangenheit.

Das alte Schloß von Bothwell stand mit diesen geachteten Dorfbewohnern offen. David Livingstone war einer von den Leuten und liebte die Scenerie; er kannte ihre Geschichte, alle ihre alten Traditionen kannte er auswendig. Selbst der Knabe schien mehr als ein Knabe zu sein. Der Mann stand schon im Hintergrunde und war deutlich im Charakter ausgeprägt.

Abreise nach Afrika.

In diesem frühen Alter gab David bereits Zeichen, daß er über seine Jugendgenossen hervorragte, indem er eine Auszeichnung durch eine ehrenvolle Erinnerung bekam, wodurch er ein glänzendes Beispiel von Energie und Begabung gab. Im Alter von 19 Jahren wurde er zum Baumwollspinner befördert. Er nahm seine Bücher mit zur Fabrik und las, indem er eines der Bücher auf den Webestuhl legte, sodaß er Zeile für Zeile lesen konnte wenn er von seiner Arbeit aufsehen konnte. Er hatte einen guten Verdienst und da er sich entschlossen hatte sich als medizinischer Missionar vorzubereiten, so war er im Stande, indem er im Sommer in der Fabrik arbeitete, so viel zu verdienen, daß er im Winter medizinischen und griechischen Vorträgen an der Universität in Glasgow beiwohnen konnte.

Ebenso den theologischen Vorträgen von Dr. Wardlow. Er war auf diese Weise im Stande, die verlangten Prüfungen zu bestehen und wurde im Laufe der Zeit als Candidat in der Facultät der Aerzte zugelassen.

Im Sommer 1840 wurde Livingstone durch die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft beauftragt, die Arbeit des Missionars Moffath fortzusetzen. Im Sommer des genannten Jahres kam er in der Capstadt an und begab sich nach kurzer Rast nach dem Innern über die „Algoa Bay". Eine Reise von 700 Meilen, über welche, soviel uns bekannt ist, kein Bericht veröffentlicht wurde, brachte ihn nach Lattaku, damals die entfernteste Station von Süd-Afrika. Hier blieb er lange genug, um seine Ochsen zu ergänzen, bevor er weiter nordwärts ging, nach dem Bezirke, der durch die Bechuanen bewohnt ist. Nachdem er sich da vergewissert hatte, daß hier ein vielversprechendes Feld für Missionszwecke war, kehrte er zur Kuruman Station zurück, blieb dort 3 Monate und schlug dann sein Quartier in dem Bakwain Lande selbst auf, dem gegenwärtigen Litubaruba, zur damaligen Zeit Lepelole genannt.

Der verwundete Löwe greift Livingstone an.

Entschlossen, nichts zu vernachlässigen, was in irgend einer Weise seinen Erfolg mit den Eingeborenen befördern konnte, brach Livingstone jetzt allen Verkehr mit Europäern für 6 Monate ab, indem er sich darauf beschränkte, eine Kenntniß der Gewohnheiten, Denkweise, Gesetze und Sprache der Bechuanen zu erlangen, wodurch er die Grundlage zu einer Ansiedelung legte, indem er einen Canal bauen ließ, der zu Bewässerungszwecken für die umliegenden Gegenden diente.

Ein Mann der stärker ist als er aussieht.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, besuchte unser Held noch drei andere Süd-Afrikanische Stämme. Der größere Theil dieses Ausfluges wurde zu Fuße zurückgelegt, da die Zugochsen krank waren, und als einige der Eingeborenen im Gefolge von Livingstone in seiner Gegenwart bemerkten: „Er ist nicht stark, er ist sehr dünn, er scheint nur dick weil er in den weiten Hosen steckt, er wird zusammenbrechen." Für diese verkehrten Bemerkungen rächte sich Livingstone, indem er mit seinem Gefolge doppelte Märsche machte, sodaß er sich die Hochachtung der Eingeborenen durch seine Fußfertigkeit erwarb. Nachdem er ohne es zu wissen, bis auf zehn Tage-Reisen dem See „Ngami", den er später entdeckte, nahe gekommen war, ging unser Held nach Kuruman zurück, um sein Gepäck an den Platz der in Aussicht genommenen Ansiedelung zu bringen.

Aber ehe er dies konnte, kam die unangenehme Nachricht, daß die Backwainer, mit denen er auf freundlichem Fuße stand, von Lepelole vertrieben seien, wodurch es ihm unmöglich gemacht wurde, seinen ursprünglichen Plan auszuführen.

Mit dem Muth und der Energie, die ihn von dem Beginn an auszeichnete, suchte Livingstone sofort einen anderen Platz aus und erwählte dazu das schöne Thal Mabotsa, die Heimath der Bechuanen.

Die Hauptschwierigkeit, mit der er hier zuerst zu kämpfen hatte, war die Zahl und die Wildheit der Löwen, die nicht nur Nachts in die Viehställe des Dorfes hineinsprangen, sondern zuweilen die Heerden bei offenem Tage angriffen. Expeditionen, welche gegen die Räuber ausgesandt wurden, kehrten ohne Erfolg zurück, und da er wußte, wenn nur einer von dem Trupp der Löwen getödtet werden könne, die anderen Furcht bekommen und die Gegend verlassen würden, so beschloß er, an einer Jagd gegen dieselben Theil zu nehmen.

Nach einigem Suchen entdeckten sie das Thier auf einem kleinen baumbewachsenen Hügel. Die Eingeborenen bildeten anfänglich einen weiten Kreis um den Hügel, schlossen sich aber allmählich näher an, sodaß der Kreis, jemehr sie sich dem Hügel näherten, enger wurde.

Ein eingeborener Schulmeister, der in der Nähe von Livingstone stand, sah einen der Löwen auf einem Feldstück sitzen, feuerte aber fehlte, während

die Kugel auf dem Felsen aufschlug. Der Löwe, wüthend, biß erst an die Stelle, wo die Kugel aufschlug, sprang dann über den Kreis hinweg und entkam, da die Eingeborenen nicht den Muth hatten, ihn mit ihren Speeren zu durchbohren, was sie gekonnt hätten. Der Kreis schloß sich abermals, da sich innerhalb desselben zwei andere Löwen befanden, auf welche aber nicht gefeuert werden konnte, weil sonst einige der Leute auf der entgegengesetzten Seite getroffen worden wären.

Abermals ein Sprung und ein Gebrüll eines Löwen, noch ein Gebrüll und die Eingeborenen stoben auseinander und flohen, während die Löwen frei waren, um ihre Verwüstungen fortsetzen zu können. „Er ist geschossen, er ist geschossen!" riefen die Eingeborenen. Die Löwen hatten sich aber nicht weit zurückgezogen, denn als die Jäger um das Ende eines Hügels auf ihrem Heimwege zum Dorfe vorbeikamen, lag einer der königlichen Räuber ruhig sitzend da. Er war nur kurz von Livingstone entfernt, welcher sein Gewehr anlegend beide Läufe abfeuerte. „Er ist getroffen, er ist getroffen!" riefen die Eingeborenen und schickten sich an, auf ihn zuzulaufen, aber Livingstone warnte sie, denn er sieht, daß er seinen Schweif in Aerger peitschte. Livingstone hatte gerade auf's Neue geladen, als er einen Angstschrei hörte und den Löwen im Begriff sieht, auf ihn zu springen. Er sieht nur zwei blitzende Augen, fühlt den heißen Athem des Löwen auf seinem Gesicht, eine momentane Angst und er ist bei der Schulter gefaßt und geschüttelt wie eine Ratte durch einen Dachs, dann wurde er ohnmächtig. Livingstone fühlte, daß der Löwe eine Klaue an seinem Hinterkopfe hatte und als er sich umdrehte, um sich von dem Druck zu befreien, sah er die Augen des Unthieres auf den Häuptling „Mebalwe" gerichtet, der in einer Entfernung von 15 Yards sein Gewehr auf den Löwen richtete. Beide Schüsse verfehlten ihr Ziel und sofort wurde der eingeborene Häuptling durch die Bestie angegriffen und in die Hüfte gebissen. Ein anderer Mann, der es versuchte, den Löwen mit dem Speer anzugreifen, wurde an der Schulter verwundet. Dann aber begannen die Kugeln, die ihn durchbohrt hatten, ihre Wirkung zu äußern und mit einem Schütteln, das durch den ganzen Körper des Löwen ging, fiel er auf eine Seite und war todt.

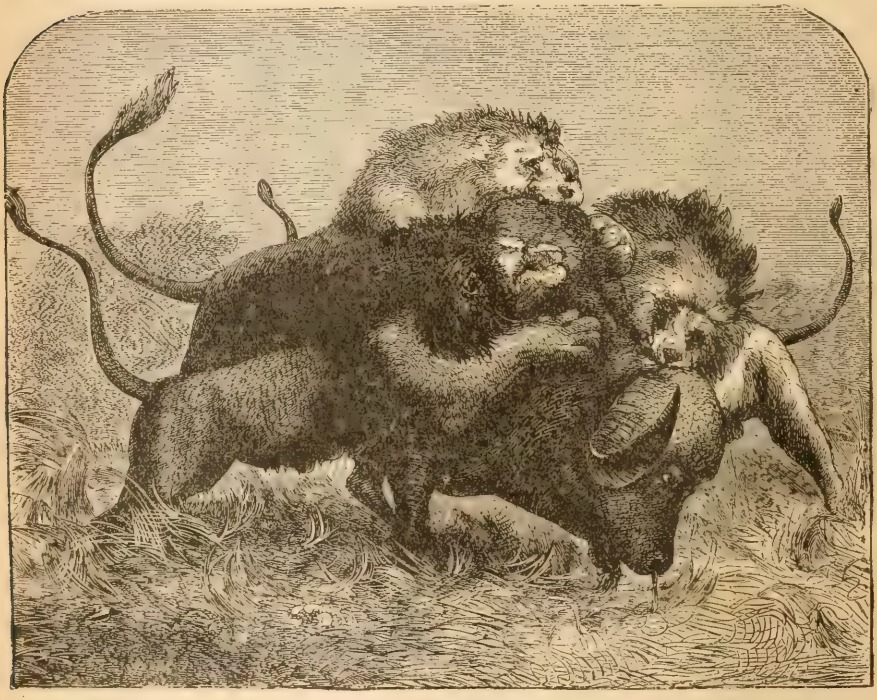
Ein knappes Entkommen.

Alles dies nahm nur wenige Augenblicke in Anspruch; der tödtliche Schuß war ihm von Livingstone beigebracht worden, ehe er, schon im Todeskampfe, auf ihn einsprang. Nicht weniger wie 11 Zähne waren in Livingstone's Arm eingedrungen und hatten den Knochen gebrochen. Es dauerte lange ehe der Arm geheilt war, und durch sein ganzes Leben trug der furchtlose Missionar die Zeichen von diesem tödtlichen Zusammentreffen und fühlte dessen Wirkungen in dem verletzten Gliede.

Das wollene Unterhemd, welches er trug, saugte, so wie er wenigstens annahm, den giftigen Speichel von der Wunde auf, wodurch er von manchen Schmerzen befreit war.

Obschon weniger als vier Fuß hoch macht es dem Löwen wenig Schwierigkeit, die große und allem Anschein nach kräftige Giraffe zu Boden zu fällen, obschon das Haupt der Giraffe manche kleine Bäume überragt und ihre Haut nahezu einen Zoll dick ist.

Der Löwe ist der beständige Begleiter der großen Büffelheerden, welche



Löwen greifen einen Büffel an.

die unermeßlichen Waldungen im Innern bevölkern. Ein ausgewachsener Löwe, dessen Zähne noch nicht abgebrochen sind, überwindet spielend jeden alten Büffel, der doch in Stärke und Höhe die größten amerikanischen Büffelochsen übertrifft. Ein ganz besonders beliebtes Wild für den Löwen ist die Antilope, und das Gnu beider Arten ; das Zebra, welches man in großen Heerden im Innern findet, ist ebenfalls ein beliebtes Wild für ihn.

Es ist nicht richtig, wie man vielfach annimmt, daß der Löwe nur das Wild frißt, welches er selbst getödtet hat. Ich habe wiederholt Löwen

gefunden von allen Altersstufen, die sich gütlich an Wild thaten, welches von meiner Büchse getödtet war. Der Löwe findet sich in allen noch weniger bekannten Theilen von Süd-Afrika, man findet ihn aber nirgends in großer Anzahl, und ist es selten, daß man mehr als drei oder gar nur zwei Familien von Löwen findet, welche in demselben Distrikt hausen und aus der gleichen Quelle trinken.

Wenn ich einmal einer größeren Anzahl von Löwen begegnete, so war dies eine Folge langer Dürre, welche, weil nahezu alle Brunnen ausgetrocknet waren, die Löwen gezwungen hatte, sich bei den übrig bleibenden Quellen zu versammeln, wo sie dann ihre ebenfalls nach Wasser lechzenden Opfer überfielen.

Schönheit des Löwen.

Es ist gewöhnlich, daß man bei einem voll ausgewachsenen Löwen und Löwin drei oder vier noch nicht ausgewachsene findet; der männliche Löwe ist mit einer langen glatten Mähne geschmückt, die bei manchen beinahe bis auf die Erde reicht. Die Farbe dieser Mähnen ist verschieden, einige sind dunkel, andere goldgelb. Diese Erscheinung hat Veranlassung zu einem Glauben unter den holländischen Bauern gegeben, als ob es zwei Arten von Löwen gebe, welche sie mit den Namen schwarzer und gelber Löwe bezeichneten, diese Idee ist jedoch irrthümlich. Die Farbe der Löwenmähne wird im Allgemeinen durch dessen Alter beeinflußt. Die Mähne bildet sich drei Jahre nach seiner Geburt. Ich habe bemerkt, daß sie erst eine gelbliche Farbe hat, in seinen besten Lebensjahren ist sie am schwärzesten, und wenn er älter wird, jedoch im vollen Besitz seiner Kräfte ist, nimmt sie zuerst eine gelblich graue und später eine Pfeffer- und Salz-Farbe an.

Diese alten Knaben sind schlau und gefährlich und sehr zu fürchten. Die weiblichen Thiere haben gar keine Mähne. Die Mähnen der Löwen, welche offene baumlose Gegenden bewohnen, sowie die Ufer der großen Kalahari Wüste, sind hübscher als diejenigen, welche dichte Waldungen bewohnen.

Furchtbare Wildheit.

Es kommt öfter vor, daß wenn sich zwei männliche Löwen bei einem Brunnen treffen, ein heftiger Kampf zwischen denselben entbrennt, der nicht selten mit dem Tode des einen der Kämpfer endet. Die Thätigkeit des Löwen beschränkt sich beinahe ausschließlich auf die Nachtzeit. Während des Tages liegt er meist behaglich ausgestreckt unter einem schattigen Baume; sobald die Nacht hereinbricht verläßt er sein schattiges Lager und geht auf Raub aus.

Wenn er hierin Erfolg und seine Beute gesichert hat, so brüllt er während der Nacht sehr wenig, nur läßt er von Zeit zu Zeit ein gelindes

Knurren hören. Vorausgesetzt natürlich, daß keine Eindringlinge sich ihm nähern, in welchem Falle seine natürliche Wildheit zu Tage tritt.

Die größte Thätigkeit und Verwegenheit zeigen die Löwen in dunkeln, stürmischen Nächten, weshalb bei solchen Gelegenheiten der Reisende besonders auf seiner Hut zu sein hat. Es ist mir aufgefallen, daß die Löwen bei hellem Mondlicht die Trinkquellen nicht zu besuchen pflegten, sodaß, wenn der Mond früh aufging, die Löwen erst gegen Morgen zur Quelle kamen.

Umgekehrt aber, wenn der Mond erst spät aufkam, die Trinkstätte bereits kurz nach Sonnenuntergang aufsuchte.

Durch dieses schlaue Manöver hat mancher Löwe seine Haut gerettet und amüsirt sich jetzt in den süd-afrikanischen Wäldern, während er bei minderer Vorsicht meiner Kugel zum Opfer gefallen sein würde.

Die Furchtlosigkeit des Löwen.

In Folge der dunkeln Farbe seines Felles ist derselbe bei Nacht vollständig unsichtbar und ist es mir häufig vorgekommen, daß ich kaum 20 Yards von mir den Löwen das Wasser auflecken hörte, aber doch nicht die Umrisse seiner Figur sehen konnte. Wenn ein durstiger Löwe zur Quelle geht, so streckt er seine massiven Vorderbeine aus und legt sich auf seine Brust um zu trinken, wobei er mit der Zunge ein lautes Geräusch macht. Er braucht lange Zeit um seinen Durst zu stillen, pausirt aber 4 oder 5 Mal etwa eine halbe Minute um Athem zu schöpfen. Einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren die Augen des Löwen, die im Dunkel der Nacht gleich zwei Flammenkugeln schimmern. Die Löwin ist lebhafter und fleißiger als der Löwe. Löwinnen, die nie Junge geworfen haben, sind viel gefährlicher als die, welche deren geboren haben.

Zu keiner Zeit ist der Löwe so gefährlich als wenn sein Weib Junge geworfen hat. Er kennt dann keine Furcht und würde sich ganz unverzagt einer Colonne von 1000 Mann entgegenstellen.

Ich habe hiervon ein merkwürdiges Beispiel erlebt, wodurch die Berichte, welche mir die Eingeborenen über die Lebensweise des Löwen gegeben hatten, bestätigt wurden.

Als ich eines Tages auf der Elephanten-Jagd war, begleitet von 250 Eingeborenen, alle bewaffnet, war ich erstaunt, plötzlich einen majestätischen Löwen langsam und bedächtig auf uns zuschreiten zu sehen. Er näherte sich mit würdigem Schritt und in furchtloser Haltung, und bot dadurch ein imposantes Schauspiel dar.

Indem er seinen Schweif von Seite zu Seite peitschte und furchtbar brüllte, richtete er seine glühenden Augen jetzt auf uns, wobei er er eine Reihe von Elfenbein-Zähnen zeigte, die wohl geeignet waren, Schrecken und Furcht unter den Eingeborenen zu verbreiten.

Tödtlicher Angriff eines Löwen auf einen Eingeborenen.

Die unmittelbare Folge war, daß meine 250 Eingeborene Hals über Kopf die Flucht ergriffen, bei welcher Gelegenheit auch 4 Koppel meiner besten Hunde losgelassen wurden, diese Hunde griffen den Löwen muthig an, der, nachdem er die Eingeborenen in die Flucht getrieben hatte, nunmehr auf Beschützung seiner kleinen Familie, welche mit der Mutter im Hintergrunde unter einem Baume lagerten, seine Aufmerksamkeit lenkte.

Das Gesicht gegen seine Angreifer gekehrt, retirirte er langsam und machte Front vor dem Baume, unter welchen die Familie lag. Inzwischen waren 3 Trupps Elephanten entdeckt worden, gegen welche ich zum Angriff vorging. Als ich nun den Hügel hinunterlief um meine Hunde zurück zu rufen, bemerkte ich wie die Löwin mit ihren Jungen langsam im Dickicht verschwand. 20 Minuten später hatte ich zwei prächtige Elephanten erlegt.

Livingstone selbst erzählt in detaillirter Weise sein furchtbares Abenteuer mit einem Löwen, welches er stets als eine seiner gefährlichsten Lebenserfahrungen betrachtete.

Es ist nur zu verwundern, daß das wilde Thier den berühmten Entdecker nicht sofort getödtet hat, da Livingstone vollständig in Gewalt des Ungeheuers war. Nur ein paar Momente hätten genügt, das Leben eines der größten Entdecker aller Zeiten vorzeitig zu Ende zu bringen, bevor er seine Epoche machende Entdeckung ausgeführt hatte.

Kapitel III.

Livingstone unter den Wilden.

Livingstone's Leben unter den Backwains. — Ein intelligenter Häuptling versucht die Heiden durch die Peitsche zu bekehren. — Aeußeres der Backwains. — Merkwürdige Kopfbekleidung. — Schlaue Diebe. - Ein behexter Kochkessel. — Schreckliche That. - Afrikanischer Congreß. - Erschütternde Kriegsgesänge. - Führen Krieg für Ruhm. — Livingstone's Interesse an diesem Stamme. — Merkwürdiger Aberglaube. — Medizinmann und Regendoktor. — Barbarische Sitten. — Strenge Erziehung der Knaben. — Die Prüfung der Mädchen. — Romantische Tänze. - Bau der Häuser. — Sonderbare Begräbnißformen. — Grabtänze. — Ein thätiger Häuptling. — Arme nicht besser wie Reiche. — Sonderbare Decorationen. — Hübsche Bewegung.

Livingstone verkehrte Jahre hindurch unter den Backwains, deren Häuptling ein Mann von großer Intelligenz war, dabei aber ganz nach seinem eigenen Sinne verfuhr. Als er selbst das Christenthum annahm, versuchte er seine Unterthanen zu bekehren, daß er sie mit Peitschen aus Rhinocerushäuten traktirte. Livingstone konnte sich mit dieser Art von Bekehrung nicht befreunden und redete dem Häuptling zu, eine mildere Praxis einzuführen.

Da Livingstone Jahre hindurch unter den Backwains wohnte, so dürfte ein genauer Bericht über die Sitten, Gewohnheiten und dem eigenthümlichen Charakter dieses Stammes am Platze sein.

Aeußerlich bilden die Backwains eine hübsche Menschenrace, in mancher Beziehung den Kaffern ähnlich, mit denen sie auch manche Gebräuche gemeinsam haben. Ihr Anzug bietet wenig Bemerkenswerthes, außer etwa der Umstand, daß sie die besten Gerber in Süd-Afrika sind. Die Weichheit der Häute steht unübertroffen da. Sie sind gute Metallarbeiter und liefern den benachbarten Stämmen sowohl Metallverzierungen sowie Waffen.

Die Bekleidung bedeckt den Körper bei den Backwains mehr als bei den andern Stämmen, so tragen die Frauen mehrere Unterröcke, der erste ist von Shirting gemacht, über demselben tragen sie einen zweiten von Leder, wenn sie die Mittel dazu hat, so fügt sie noch weitere hinzu, immer aber sorgt sie dafür, daß der äußere Unterrock mit Perlen und anderem Schmuck verziert ist. Diese Fülle von Unterröcken ist übrigens alles was die Frau zur Bekleidung für nothwendig hält. Nur bei schlechtem Wetter trägt sie eine Art Jacke.

Von Körper sind sie nicht so hübsch gebaut wie viele der benachbarten Stämme, gewöhnlich sind sie kurz von Statur, stark und massiv. Die

letztere Eigenschaft wird noch verschärft durch die große Menge von Glasperlen, welche sie um die Taille und um den Hals legen.

Selbst ihr Haar behängen sie soviel wie möglich, sie theilen dasselbe in dünne Flechten, schmieren sie mit Fett ein und hängen allen möglichen Zierrath daran, sodaß es auf einige Entfernung so aussieht, als trügen sie Reifen von polirtem Stahl um den Kopf.

Ein reichliches Einschmieren von Fett und rothem Oker halten sie für unentbehrlich für eine feine Toilette, wohingegen sie das Waschen und Baden des Körpers für eine widerwärtige Gewohnheit halten. Nur die Weiber rauchen, während die Männer das Schnupfen vorziehen, und mit Verachtung auf die Pfeife herabblicken.

Sonderbare Haarfrisur.

Die Bechuanen können kaum als Vorbilder guten moralischen Charakters gelten, man kann ihnen einfach kein Wort glauben, dabei stehlen sie alles, was ihnen in den Griff kommt. Sie entwickeln eine außerordentliche Geschicklichkeit beim Diebstahle, dabei ist die Gewohnheit des Stehlens ihnen dermaßen angeboren, daß wenn man beim Stehlen ertappt wird, der Dieb durchaus keine Scham darüber empfindet, sondern sich höchstens darüber beklagt, daß er es so ungeschickt angefangen hat. Kleine Gegenstände werden auf höchst raffinirte Weise gestohlen; hängen dieselben an der Wand, so versuchen sie dieselben nachlässig zu berühren und auf die Erde fallen zu lassen. Alsdann beginnen die eigentlichen Operationen; sie stellen sich ganz in die Nähe des gefallenen Gegenstandes, machen dabei aber ein Gesicht, als ob sie nichts von dem Gegenstand wüßten, graben dann mit der Fußzehe ein Loch in den Sand, stoßen den betreffenden

Gegenstand hinein und ebnen das Loch wieder mit Sand, sodaß keine Spur davon übrig bleibt, daß der Boden aufgewühlt worden ist.

Obschon sie sich auch untereinander bestehlen, so macht es ihnen doch das größte Vergnügen, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Kunst gegen einen weißen Mann zur Anwendung zu bringen, zumal dessen Eigenthum des Stehlens besser werth ist. Ein Reisender, der ihre Gegend durchstreift, hat deswegen einen bösen Stand, da er weiß, daß nicht ein einziger Gegenstand vor Stehlen durch die Eingeborenen gesichert ist, wenn er sein Gepäck nur einige Minuten unbewacht läßt. Es gibt in Wirklichkeit nicht eine einzige ehrliche Sehne oder Muskel am Körper eines Bechuanen. Von der Wurzel der Zunge bis zu den Zehenspitzen ist jeder Körpertheil auf den Diebstahl eingerichtet. Wenn dieselben in der Nähe eines Gegenstandes von mäßigem Umfange sitzen, so ist der Gegenstand verschwunden, sobald sie aufstehen und zwar auf eine Weise, die keiner versteht, der Hosen zu tragen gewohnt ist.

Selbst Mr. Moffat, der die Gewohnheit hatte, auch bei den Wilden mancherlei gute Eigenschaften zu entdecken, drückt sich in sehr energischer Weise über die absolute Unehrlichkeit der Bechuanen aus.

Viehdiebstähle bei Nacht.

Dr. Moffat erzählt, daß er eines Morgens folgende Dieberei zur Anzeige bringen mußte: „Einbruch in seinem Hause, der Schmiedewerkstätte, dem Garten und von Vieh auf der Weide."

Gewöhnlich trieben sie das Vieh in einen Sumpf und benachrichtigten zu später Stunde die Eigenthümer von dem Vorfall. Da es dann zu dunkel war um Hülfe zu leisten, so fiel gewöhnlich ein oder mehr Stück den Hyänen oder den hungrigen Eingeborenen zum Opfer. Eines Nachts brachen sie in den Viehstall, tödteten einen unserer besten Zugochsen und schleppten das getödtete Thier, mit Ausnahme einer Schulter, die sie zurückließen, fort.

Wegen Mangels an Getreide und Gemüse waren die Missionäre hauptsächlich auf Fleisch angewiesen. Die Schafe mußten von weither gekauft werden und doch mußten die Missionäre dankbar sein, wenn sie die Hälfte der gekauften Schafe für eigenen Gebrauch verwenden konnten. Es war etwas alltägliches, wenn einem Schafe ein Fuß gebrochen oder der Schweif abgeschnitten wurde. Noch häufiger stahlen die Diebe das ganze Thier.

Werkzeuge wie Sägen, Aexte und Bohrer wurden häufig gestohlen, was um so bitterer empfunden wurde, als man sie nicht so rasch ersetzen konnte, da die Verbindung mit dem Seehafen oft Monate lang unterbrochen war. Messer mußten auf's Sorgfältigste verborgen werden. Die Zinnlöffel schmolzen sie ein und als dieselben durch eiserne ersetzt wurden, welche

sie nicht einschmelzen konnten, glaubten sie dieselben waren verhext. Sehr häufig waren die Missionäre gezwungen, wenn sie ihre Häuser verlassen wollten, ihre Werthsachen einzupacken und mit auf's Feld zu nehmen, weil sie sonst sicher sein konnten, ihre Wohnung bei der Rückkehr ausgeraubt zu finden.

Ein verhexter eiserner Kessel.

Einmal ereignete sich folgender komischer Zwischenfall, der dem Schreiber dieses durch einen Eingeborenen wie folgt erzählt wurde: Zwei Männer hatten einen eisernen Topf gestohlen. Da sie denselben gerade vom Feuer genommen hatten, so war er zu heiß um in das Haus getragen zu werden, so wurde ein Draht an den Henkel befestigt und der Kessel so getragen. Nun ereignete sich, daß bei dem Ueberschreiten eines Zaunes der Kessel auf einen Stein stürzte und zerbrach. „Es ist Eisen," riefen sie und rannten mit ihrer Beute davon, entschlossen, die Bruchstücke in Messer und Speere umzuwandeln. So brachten sie nach einiger Zeit die gebrochenen Stücke zu einem eingeborenen Schmied, der zu dem Zwecke einen Vorrath von Holzkohle sich angeschafft hatte. Der Topf wurde in noch kleinere Stücke geschlagen, um ihn besser mit der Zange halten zu können. Der eingeborene Vulcan kannte nicht die Natur von Gußeisen, legte die Stücke in das Feuer und fachte dasselbe mit seinem kleinen Blasebalg an. Nachdem das Eisen rothglühend geworden war, zog er ein Stück aus dem Feuer und hämmerte auf dem Ambos darauf los, als zu seinem größten Erstaunen das glühende Eisen in mehrere Stücke brach. Ein zweites und drittes Stück wurde aus dem Feuer geholt, hatte aber kein besseres Schicksal als das erste, sodaß natürlich der Dieb wie der Dorfschmied mit starrem Blick und weit geöffnetem Munde die Ueberreste des Eisens wehmüthig betrachteten und sich dahin aussprachen, daß der Kessel behext, sowie das Stehlen von Kesseln eine schlechte Speculation sei.

Im Allgemeinen muß der Charakter der Bechuanen als ein wenig empfehlenswehrter bezeichnet werden und selbst die Missionäre, die sich dorthin begeben haben und naturgemäß geneigt sind, die besten Seiten der ihnen anvertrauten Heerde herauszustreichen, wissen sehr wenig zu deren Gunsten zu sagen, so viel mehr aber zu ihren Ungunsten. Gegen die schwachen und alten Leute sind sie ebenso herzlos wie die „Namaquas," und wenn einer von ihnen krank oder verwundet ist, sodaß er sich nicht zu helfen vermag, so bringt man ihn außerhalb des Dorfes und läßt ihn liegen, bis er besser wird oder stirbt. Man baut ihm eine kleine elende Hütte, bringt ihm täglich etwas Nahrung, und Abends macht man ihm ein Feuer an und legt Holz daneben, damit er es aushalten kann. Bei einer Gelegenheit wurde der Sohn eines Häuptlings durch einen Büffel verwundet und wurde er alter Gewohnheit gemäß zum Dorfe hinaus-

getragen. Das Feuer ging während der Nacht aus, ein Löwe kam zur Hütte und schleppte den verwundeten Mann fort.

Man hat vielfach geglaubt, daß diese grausame Gewohnheit, aus Furcht vor Ansteckung beibehalten sei, dies ist jedoch nicht der Fall, da Leute, welche ansteckende Krankheiten haben, so lange in Ruhe gelassen werden, als sie sich selbst helfen können; wahrscheinlich ist Aberglauben die wahre Ursache für dieses grausame Verfahren.

Eine schreckliche That.

Menschliches Leben hat nur geringen Werth bei diesen Wilden, namentlich das der Frau und jeder Ehemann mag seine Frau tödten wenn es ihm beliebt, ohne daß man darauf besondere Rücksicht nimmt.

Ein Reisender erwähnt die Thatsache, daß ein Ehemann mit seiner Frau wegen einer unbedeutenden Ursache in Streit gerieth, seinen Speer ergriff und sie auf der Stelle tödtete. Der Leichnam wurde an den Füßen heraus und in den Wald geschleppt, wo er von den Hyänen verschlungen wurde; damit war die Sache zu Ende. Der Reisende, starr ob solcher Grausamkeit, machte Anzeige bei dem Häuptling der ihn gründlich auslachte und nicht begreifen konnte, wie sich Jemand durch solche Kleinigkeit so aufregen konnte.

Uebrigens haben die Bechuanen auch ihre guten Eigenschaften, sie sind nicht streitsüchtig, und Burchell behauptet, daß er während der ganzen Zeit die er unter ihnen verweilte niemals Männer sich streiten sah, überhaupt keine Verletzung der guten Sitten gesehen hatte. Sie sind ausdauernd und fleißig bei friedlichen Arbeiten und wie wir gesehen haben, lernten sie mit Leichtigkeit die Bearbeitung des Eisens und der Holzschnitzerei, in welcher sie erstaunlich rasche Fortschritte gemacht haben.

Sie hängen mehr an ihrer Scholle als die benachbarten Stämme. Verwenden große Sorgfalt auf die Bearbeitung des Bodens und sind in dieser Beziehung den Kaffern bedeutend überlegen. Ihre Häuser sind überdies recht sorgfältig und mit einer Solidität gebaut, welche beweist, daß die Bechuanen nicht Nomaden, sondern fest ansässige Leute sind.

Die Regierungsform der Bechuanen ist streng monarchisch, aber nicht ganz despotisch. Der König geht in den meisten Angelegenheiten seinen eigenen Weg, doch können die Häuptlinge Einfluß auf ihn ausüben, indem sie ein Parlament oder, wie sie es nennen, ein „Picho", einberufen. Ein solches Picho gewährt ein sehr wildes und farbenreiches Bild. Die Krieger in ihrer vollen Waffenrüstung setzen sich in einen Kreis, in dessen Mitte der Thron des Königs steht. Die verschiedenen Redner sprechen der Reihe nach zu der Versammlung und zwar mit größtem Freimuth, wobei sie selbst den König nicht schonen, ihn vielmehr öffentlich für alle Mißgriffe verantwortlich machen, wobei sie häufig den Sieg davontragen.

Der König selbst eröffnet gewöhnlich das Parlament mit wenigen Worten, und setzt sich dann ruhig nieder, bis Alle geredet haben. Er antwortet dann auf die gegen ihn erhobenen Anklagen, und wird dann gewöhnlich sehr aufgeregt, springt im Kreise umher, indem er mit dem Speer an den Schild schlägt und sich beinahe in einen wahnsinn gen Zustand hineinredet. Es ist dies ein gewöhnliches Manöver unter Wilden, und je aufgeregter ein Mann wird, desto besser kann er später reden.

Ein afrikanischer Congreß.

Ein Auszug aus Herrn Moffatt's Beschreibung eines Picho lautet folgendermaßen, obschon das ganze ein wenig übertrieben erscheint, so wird das Geschäft doch mit der größten Ruhe abgewickelt. Man hört nur sehr wenig Beifalls Rufe, aber noch weniger Zischen, während jeder Redner furchtlos seine Meinung ausspricht. Die Zuhörer kauern auf dem Boden, wobei jeder Mann seine Kriegskeule vor sich liegen hat. Manche haben sich mit Tigerfellen und Schweifen umhängt und haben Federbüsche von ihren Köpfen herunter hängen, in der Mitte ist ein genügender Platz offen gelassen für die Priviligirten. Es sind dies Leute, welche einen oder mehr Feinde in der Schlacht getödtet haben. Dieselben tanzen und singen, wobei sie die heftigsten und phantasiereichsten Grimassen schneiden, wofür sie von den Zuschauern von lautem Beifall belohnt werden.

Nachdem sie geendigt, beginnt der Vorsitzende Ruhe zu gebieten, indem er jedem einzelnen Namen zuruft: „Schweige du Batlapis, schweige du Barolongs", wobei er auch die Anwesenden Weißen nicht ausnimmt, worauf die Angeredeten mit einem Grunzen antworten. Er reißt dann von seinem Schild einen Speer und zeigt damit nach der Richtung, von welcher der Feind im Anrücken begriffen ist. Verflucht denselben und erklärt ihnen den Krieg, indem er den Speer nach der Richtung der Feinde hinausschleudert, als wolle er ihn einem Feinde in's Herz schleudern, dies ruft einen rasenden Beifallssturm hervor, dann schleudert er seinen Speer gegen das Land der Buschmänner, indem er auch auf diese „Ochsenesser", wie er sie nennt, den Fluch herabruft.

Der König redet dann die Krieger als „ihr Söhne von Molchabanque" an, begrüßt alle Anwesenden als Freunde und Verbündete seines Reiches, welches unter der Herrschaft zu größerer Macht emporgestiegen sei, als je zuvor. Dann ruft er aus: „Die Mantatees sind ein starkes und siegreiches Volk, sie haben manche Nationen überwunden und rücken jetzt heran um auch uns zu vernichten, wir haben über ihre Manieren, ihre Thaten und ihre Waffen Kenntniß erlangt. Wir müssen uns jetzt entschließen was zu thun ist."

Erfolgreiche Krieger feiern ihren Sieg.

„Der Fall ist sehr ernst, ich warte nun um zu hören, was die allgemeine Meinung ist, spreche Jeder seine Meinung aus, dann will ich antworten.“ Der König ergriff dann seinen Speer wie zu Anfang der Rede, streckte ihn zum Himmel empor, worauf die Zuhörer riefen „Pula“. In den Zwischenpausen werden ein oder zwei Kriegslieder gesungen, dann das Gebärdenspiel wie oben wiederholt, dann allgemeines Schweigen commandirt.

Nachdem verschiedene Sprecher ihre Ansichten geäußert und hauptsächlich zu Einigkeit und Muth ermuntert hatten, nahm der König wieder seine Stellung in der Mitte ein und befahl Stillschweigen, dann rief er aus: „Der beste Plan ist offenbar, daß wir dem Feinde entgegen ziehen, damit er uns nicht zu nahe kommt. Sorgen wir dafür, daß nicht unsere Städte zum Kriegsschauplatze werden, bewahren wir unsere Häuser vor den Schrecknissen des Blutbades und der Zerstörung, vergießen wir lieber das Blut des Feindes in seinem eigenen Lande und fern von unseren Weibern und Kindern.“ Dann zu einem alten Häuptling gewendet, fügte er hinzu: „Ich verstehe Dich, mein Vater, Deine Worte sind wahr, sie sind gut für das Ohr, ich wünsche denen alles Böse, welche nicht gehorchen wollen und, daß sie in Stücke zerbrechen mögen.“

Dann redete er die Krieger folgendermaßen an: „Es gibt viele unter euch, die nicht verdienen, daß sie aus einer Schüssel essen, sondern aus einem zerbrochenen Topf, denket an das, was ich euch gesagt habe und gehorcht ohne Murren. Ich befehle euch, ihr Häuptlinge, daß ihr alle eure Stämme von den Verhandlungen dieses Tages benachrichtigt, laßt es Alle wissen. Ich sage euch abermals, ihr Krieger, bereitet euch für die Schlacht vor, laßt eure Schilder stark sein, füllt eure Köcher mit Pfeilen und eure Streitäxte scharf wie Hunger. „Seid still ihr Nierenesser“ indem er sich zu den Alten wendet, „ihr taugt für nichts anderes als nach den Nieren zu lungern, wenn ein Ochse geschlachtet wird; wo wollt ihr noch Ochsen hernehmen, wenn der Feind sie uns wegholt.“ Dies war im wesentlichen die begeisterte Anrede des Königs an die Krieger.

Der Orden der Narbe.

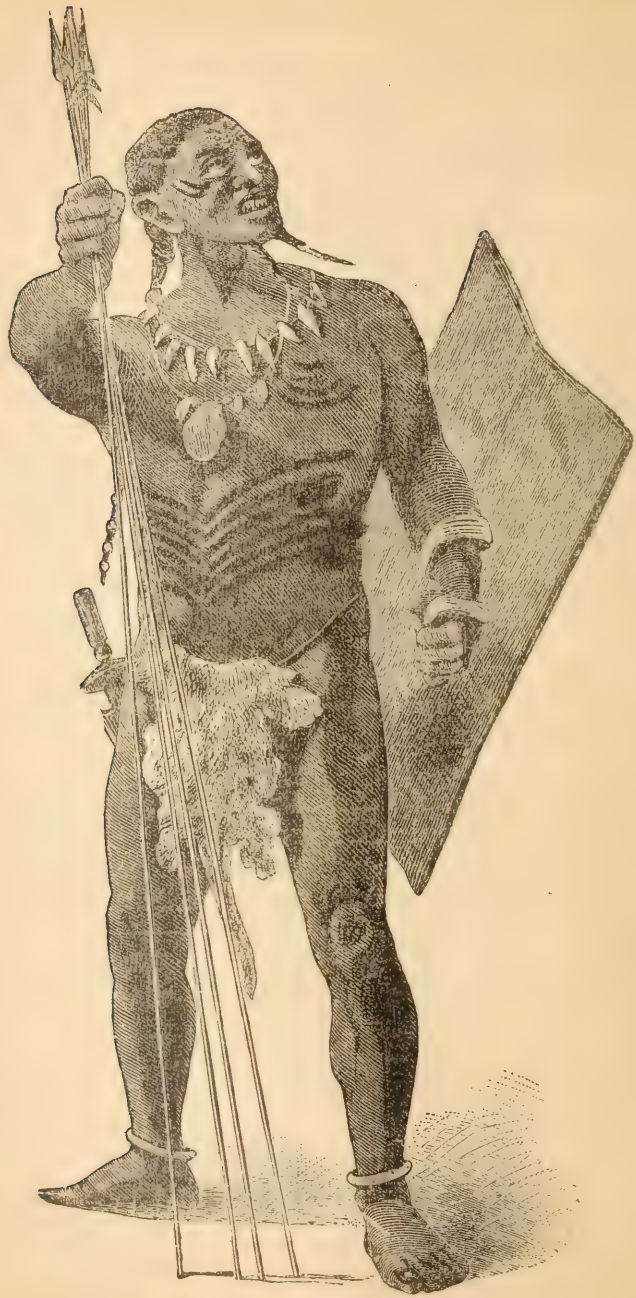
Nach einer Schlacht versammeln sich diejenigen der Krieger, welche einen Feind getödtet haben bei Nacht, und gehen, indem sie ihre Siegeszeichen mitbringen zu dem Propheten oder Priester, der einen scharfen Speer nimmt und damit einen tiefen Schnitt von der Hüfte bis zum Knie macht. Einer dieser Schnitte ist für jeden Feind den er getödtet hat, und es gibt einige vorzügliche Krieger, welche ihren ganzen Schenkel mit Narben bedeckt haben. Da die Wunde ziemlich tief ist und dieselbe häufig mit Asche eingerieben wird, so bleibt die Narbe für's Leben und ist deutlicher sichtbar, als sie bei einem weißen Manne sein würde, weil sie einen

weißen Strich auf einer schwarzen Haut zurückläßt. Trotz der heftigen Wunde vereinigen sich die dekorirten Krieger zu einem Tanze der die ganze Nacht anhält und erst mit dem Morgen endet. Keiner darf den Einschnitt selbst machen, und wer es doch thäte, würde sofort von den eifersüchtigen Kameraden entdeckt werden. Nichtsdestoweniger ist jeder Krieger der einen Feind getödtet hat verpflichtet, sein Siegeszeichen vorzuzeigen. Es ist dies ein kleines Stück Fleisch, an welchem die Haut befestigt ist, die von der Leiche des Feindes genommen ist. Wenn die Ceremonie der Einführung in diesen Orden stattfindet, so wird ein großes Feuer angemacht, wodurch kein Mensch schreiten darf, als der Priester und Derjenige, der ein Siegeszeichen aufzuweisen hat. Außerhalb dieses Kreises versammeln sich die Weiber und alle die Männer, die nicht glücklich genug waren sich auszuzeichnen. Einzeln nähern sich die Krieger dem Priester, zeigen die Trophäen, lassen sie segnen und nehmen dann ihren Platz in dem Kreise vor dem Feuer ein, dort legt jeder Krieger seine Trophäe auf die glühenden Kohlen und nachdem sie genügend geröstet, ißt er sie auf. Diese Gewohnheit hatte ihren Ursprung in dem Glauben, daß der Muth des erschlagenen Kriegers in den Körper des Mannes der ihn getödtet übergeht, und auch dazu dient ihn unverwundbar zu machen. Die Bechuaner lieben diese Gewohnheit zwar nicht, verabscheuen sie vielmehr wie wir Europäer, fügen sich aber derselben, von dem Wunsche geleitet keinen alten Gebrauch ihrer Nation zu zerstören.

Schlächterei für Ruhm.

Man kann sich wohl vorstellen, daß diese Ceremonie die Krieger, sowohl alte wie junge, anspornt, sich in der Schlacht auszuzeichnen, damit sie das Recht haben in den heiligen Kreis einzutreten und öffentlich mit der ehrenvollen Tapferkeitsnarbe ausgezeichnet zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit konnte ein Mann, dessen Tapferkeit allgemein bekannt war, trotz aller Anstrengung nicht dazu kommen einen Feind zu tödten. In der folgenden Nacht war er außer sich vor Wuth und weinte bitterlich weil er nicht zu dem heiligen Kreise am Feuer zugelassen wurde, zuletzt ging er nach Hause, tödtet einen seiner Sklaven und kehrt zum Feuer zurück, indem er die verlangte Trophäen vorlegte; man hielt seine Handlungsweise für vollständig gerechtfertigt, weil der getödtete Mann ein Kriegsgefangener war, dessen Leben nach bechuanischem Gesetze seinem Herrn gehörte, der es ihm nehmen konnte, wenn es ihm nützlicher war als der lebende Sklave.

Im Kriege sind die Bechuaner grausame Feinde, sie tödten die Verwundeten ohne Gnade und schlachten selbst die wehrlosen Frauen und Kinder ab, wahrscheinlich ist der Wunsch, den Orden der Narben zu besitzen die Triebfeder für so grausame Handlungsweise. Bei einigen



Krieger mit Speeren und Schild.

bechuanischen Stämmen essen die siegreichen Krieger die Trophäen nicht, sondern trocknen sie und hängen sie an ihren Hals und essen an deren Statt einen Theil der Leber des Erschlagenen. In allen Fällen muß aber ein Stück von der Leber des Erschlagenen gegessen werden.

Seltsamer Aberglaube.

Eine eigentliche Religion existirt bei den Bechuanen gar nicht, aber um so mehr Aberglauben, und so sind sie vollständig unter dem Einflusse von Zauberern, welche sie vollständig beherrschen und doch ist das Leben dieser Zauberer voller Gefahren. Sie üben ihre Kunst mit dem vollen Bewußtsein aus, daß wenn sie Fehler machen, ihr Leben auf dem Spiele steht. So stirbt denn auch ein Zauberer, namentlich wenn er dabei das Gewerbe eines Regenmachers betreibt, selten eines natürlichen Todes. Im Allgemeinen fällt er als Schlachtopfer unter den Keulen seiner Gläubigen.

Diese Leute betreiben gewöhnlich die Kunst des Beschwörens und sie leisten in dieser Kunst wirklich Erstaunliches. Einer dieser Gaukler zeigte verschiedene seiner Künste dem berühmten Reisenden Baines und zeigte dabei eine erstaunliche Geübtheit in Taschenspielkünsten. Sein erstes Kunststück bestand darin, einen ledernen Sack und einen alten Hut zu leeren, dann den Sack über den Hut zu stülpen, worauf ein Stück Fleisch oder ein anderer Gegenstand aus dem Sack in den Hut fiel.

Ein anderes Kunststück bestand darin, daß ein Halsband von Glasperlen in ein Bündel Gras gebunden wurde, worauf es einem der europäischen Zuschauer eingehändigt wurde, mit dem Auftrage, es zu verbrennen, hierauf übergab er den Sack dem Ungläubigsten unter den Zuschauern und gestattete demselben, den Sack genau zu prüfen und sich zu überzeugen, daß er leer sei, ein gleiches geschah mit dem Hut. Hierauf rief er den, der den Sack in der Hand hielt und als der Sack tüchtig herumgeschüttelt wurde, fielen die Perlen in den Hut.

Man muß dies sicherlich ein nettes Zauberstückchen nennen; wenn auch die europäischen Collegen darin noch Erstaunlicheres leisten, so ist doch bei dem niedrigen Bildungsgrade die Geschicklichkeit immerhin anzuerkennen. Der Erfolg dieses Kunststückchens war um so bemerkenswerther, als der Besitzer des ledernen Sackes sich alle Mühe gab, den Zauberer zu düpiren.

Wie der Zauberer blosgestellt wurde.

Bei einer späteren Gelegenheit versuchte der Zauberer einen ähnlichen Kunstgriff, indem er den Vorschlag machte, die Perlen zu zerschlagen, anstatt dieselben zu verbrennen. Der Besitzer der Perlen gebrauchte nun die Vorsicht, dieselben mit Tinte zu zeichnen, was zur Folge hatte, daß der Zauberer sein Kunststück diesmal nicht erfolgreich zur Ausführung zu bringen vermochte.

Derselbe Künstler besaß auch eine große Geschicklichkeit in der Handhabung des Seiles und lud uns eines Abends ein, seinen Experimenten damit beizuwohnen. Der Zauberer war diesmal von einem Kreise junger Mädchen und Frauen umgeben. Er leitete seine Vorstellung durch einen gefälligen aber eintönigen Gesang ein, zu welchem die Frauen in die Hände klatschten, dann rieb er sich seine Gliedmaßen, Brust und Stirn mit Oel ein, schrille Töne wechselten mit stellenweisen Verrenkungen der Glieder ab, und jetzt wurde es klar, daß es sich bei dieser Abendvorstellung um eine chirurgische Operation an einem Manne handelte, der außerhalb des Kreises auf Häuten ausgestreckt lag. In dem hinteren Theil der Hüfte wurden zahlreiche Einschnitte mit dem Messer gemacht, da aber das Feuer nach dieser Richtung keinen Schein gab, und der Doktor, sowie die Angehörigen eine Betastung des Patienten nicht gestatteten, so konnte man sich nicht von der Tiefe der gemachten Einschnitte überzeugen. Wahrscheinlich waren sie nur eben tief genug um Blutungen zu verursachen.

Ein kranker Mann wird kurirt.

Das Singen und Händeklatschen wurde immer stärker, der Doktor legte sich auf den Patienten, saugte die Wunde aus, und theilte uns mit, er habe die Krankheit eingeathmet. Er wurde von heftigen Convulsionen erfaßt, und da er ein kräftig gebauter Mann war, hielt es schwer ihn festzuhalten. Plötzlich erfaßte er mit stierendem Blick und den Anzeichen drohender Erstickung sein Messer, stieß es sich in den Mund und zog dann aus demselben ein großes Stück Haut und Fleisch, von welchem seine bewundernden Zuschauer behaupteten, er habe es aus dem Körper des Patienten geschnitten und dadurch den Grund der Krankheit beseitigt.

Eine Halsverzierung.

Wenn die Kinder zu gehen beginnen, so wird den Eltern derselben eine Art Amulet angepriesen. Dasselbe ist aus der großen afrikanischen Hornisbiene verfertigt. Man tödtet eine Anzahl derselben, trocknet sie und reiht sie an lederne Striemen, welche um den Hals getragen werden können. Die Bechuanen setzen großes Vertrauen in dies Mittel und glauben, daß das Hervorbrechen der Zähne dadurch wesentlich erleichtert wird.

Gleich den Kaffern sind auch bei den Bechuanen gewisse religiöse Ceremonien im Schwunge, die vor Beginn eines Kriegszuges aufgeführt werden. Eine davon besteht darin, daß man eine Beschwörungsformel über die Viehheerden ausspricht, damit dieselben nicht vom Feinde geraubt werden. Die Ochsen werden dem Priester einzeln vorgeführt, der einen Topf schwarzer Tinte vor sich stehen hat mit einem Fuchsschwanze, der als Bürste dient. Mit dieser primitiven Bürste macht er auf der Hüfte des Thieres ein gewisses Merkmal, während ein Gehülfe, der neben ihm

Zauberer verkaufen Amulets und Bilder.

kniet, zur gleichen Zeit den Vorderfuß des Thieres markirt. Diesem Markiren wird eine große Kraft zugeschrieben, und da in Süd-Afrika die Kriege fast nur zu dem Zwecke des Stehlens von Rinderheerden geführt werden, so kann man es den Bechuanen schon verzeihen, wenn sie sich auf irgend eine Weise gegen eine derartige Beraubung zu schützen suchen.

Eine merkwürdige Sitte herrscht bei der Aufnahme der Knaben als Männer. Die Einzelheiten der dabei angewendeten Ceremonien werden zwar streng geheim gehalten, doch ist Manches davon bekannt geworden. So glückte es Dr. Livingstone einmal die zweite Abtheilung der Ceremonien wenigstens für einige Zeit beiwohnen zu können.

Eine Anzahl Knaben im Alter von ungefähr 14 Jahren, ganz nackt, stand in einer Umzäunung; ihnen gegenüber eine gleiche Anzahl Männer, von denen Jeder einen langen Stock aus Grewia-Holz in der Hand trug. Männer und Knaben hielten erst einen langen Rundtanz, worauf jedem Knaben ein Paar gewöhnliche lederne Sandalen gegeben wurden, die er jedoch an den Händen statt an den Füßen trug. In gegebenen Zwischenpausen wurden den Knaben von den Männern gewisse Fragen vorgelegt, die sich auf ihre bevorstehende Aufnahme in die Mitgliederschaft der Männer bezogen.

Grausame Gewohnheiten.

So wird beispielsweise ein Junge gefragt: „Willst Du das Vieh sorgfältig hüten?"

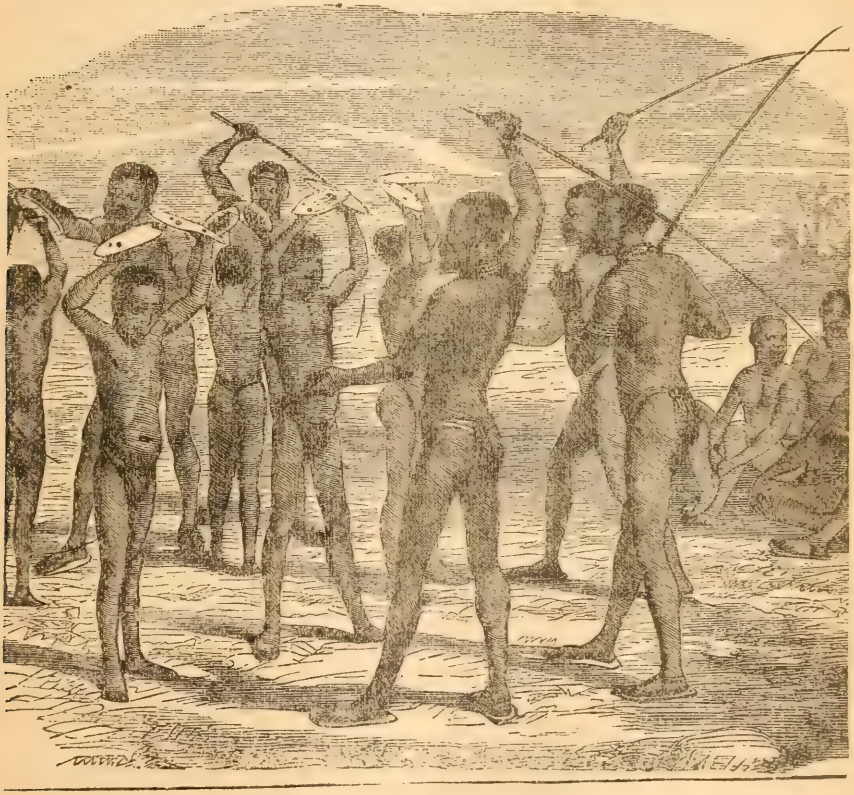
„Jawohl", antwortet der Knabe, indem er gleichzeitig seine Sandalen über den Kopf hält. Dann springt der Mann vorwärts und haut den Knaben mit seinem Stock auf den Kopf, und zwar sehr wuchtig. Der Schlag wird zwar von den Sandalen aufgefangen, in Folge der Biegsamkeit des Stockes trifft derselbe jedoch den Rücken mit solcher Force, daß eine klaffende Wunde entsteht, aus welcher das Blut spritzt, als ob die Wunde mit einem scharfen Messer gemacht worden wäre. Man nimmt an, daß die Lehre, wie er das Vieh hüten soll, ungestörter seinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben wird.

Eine andere Frage lautet: „Willst Du Deinen Häuptling treu bewachen?"

„Jawohl", lautet die Antwort, und wieder saust ein furchtbarer Schlag auf das Haupt des Knaben nieder, um ihm auch diese Lehre peinlich einzuprägen.

So geht es weiter bis der ganze Katechismus durchgesagt ist. Die härteste Prüfung für die Knaben besteht darin, daß sie verpflichtet sind den Tanz ununterbrochen fortzusetzen, und dabei fröhlich und wohlgemuth dreinzuschauen, während ihnen das Blut an Kopf und Rücken herabläuft, und ihr Körper mit Wunden bedeckt ist, deren Narben zeitlebens sichtbar

bleiben. Der Leser darf übrigens nicht glauben, daß dies Schauspiel, grausam wie es dem Europäer und Amerikaner erscheinen mag, von den Bechuanen im gleichen Lichte betrachtet wird. In erster Reihe ist das Nervensystem der Weißen weit empfindlicher als das der afrikanischen Schwarzen, und Verletzungen, die den erstgenannten auf's Krankenlager werfen würden, berühren den Neger ungleich weniger, da ihre Haut, weil



Gewöhnung der Knaben an Leiden.

stets der Luft ausgesetzt, außerordentlich unempfindlich wird, sodaß die bei der oben beschriebenen Procedur vorkommenden Wunden dem Neger kaum den zehnten Theil der Schmerzen verursachen werden als einem Weißen.

Zur Theilnahme an diesen Ceremonien werden nur ältere Männer zugelassen, und wenn irgend einer sich Zutritt verschaffen würde der nicht dazu berechtigt ist, so würde er für seine Zudringlichkeit in unangenehmer Weise dadurch bestraft werden, daß er selbst die Schläge empfangen würde,

welche er dem Knaben zugedacht hatte. Die alten Männer sind bei solchen Gelegenheiten Richter und Henker zu gleicher Zeit. Rang und Stand bilden hiergegen keine Schutzwehr und Sekomi, der Häuptling des Stammes, erhielt wegen Uebertretung der bezüglichen Ceremonien eine tüchtige Tracht Prügel. Uebrigens beschränkt sich dieser Gebrauch auf drei Stämme deren Chef Sekomi ist.

Das Fest findet nur alle 6—7 Jahre statt, sodaß eine Menge von Knaben zusammen kommt. Sie werden in Abtheilungen vertheilt die vom Sohne des Häuptlings commandirt werden. Jedes Mitglied wird dadurch ihr Gefährte für's ganze Leben. Die alten Männer bringen sie in die Wälder, wo sie eine Zeitlang zu verbleiben haben, und zwar nach ihrem geschundenen Aeußeren zu urtheilen, nicht in angenehmster Weise.

Die Mädchen haben eine Prüfung ähnlicher Art zu bestehen, ehe sie den erwachsenen Frauenzimmern zugezählt werden und dadurch den Gipfel ihres Ehrgeizes, die Heirath erreichen können.

Wie afrikanische Mädchen abgehärtet werden.

Das Commando über die Mädchen führt eine alte erfahrene Frau, die stets eine ernste energische Person sein muß. Dieselbe bringt die Mädchen in den Wald und belehrt sie dort eben alle ihre Pflichten, welche sie bei Eingehung der Ehe zu erfüllen haben. Mit seltsamen Costümen angethan müssen sie zuerst schwere Töpfe mit Wasser auf dem Kopfe tragen. Man wählt absichtlich Brunnen aus, die weit entfernt sind, um die Mädchen an Ausdauer zu gewöhnen, dabei wählt die Lehrerin stets die regnerischen Tage aus, um die Mädchen große Wegstrecken machen zu lassen. Sie müssen große Lasten Holz tragen, ebenso Ackerbaugeräthe, sowie überhaupt alle Arbeiten verrichten, die im ehelichen Leben ihnen zufallen.

Auch die Mädchen werden daran gewöhnt, Schmerzen zu ertragen und ist dabei die beliebteste Methode, daß man ihre Arme mit glühender Holzkohle versengt. Da alle diese schweren Arbeiten eine schwielige, hornige Hand verlangen, so besteht die letzte Prüfung der sich die Mädchen zu unterwerfen haben, darin, daß sie ihre Hände für eine gewisse Zeit auf glühendes Eisen legen müssen.

Unreinliche Manieren beim Essen.

Besonderer Reinlichkeit beim Essen kann man diesen Wilden nicht nachrühmen. Fleisch essen sie mit der Hand an's Feuer gelegt und so geröstet. Das auf die Finger triefende Fett streichen sie an ihrem Körper ab wo es kleben bleibt. Im Uebrigen werden die Speisen gewöhnlich gekocht. Das Fleisch essen sie in der Weise, daß sie ein großes Stück zwischen die Finger nehmen, dasselbe langziehen und mit dem Messer so viel abschneiden, als sie im Munde halten können. Eine ähnliche Methode wird von den

Eskimos und Abessiniern gemeldet und bei allen Fällen bleibt nur das zu bewundern, daß sich die Menschen nicht die Nase verletzen.

Seltsam ist die Form ihrer Milchsäcke. Sie sind aus großen Thierhäuten verfertigt (meistens Ochsen- und Zebrafellen) und gewöhnlich zwei Fuß lang bei einem Fuß Breite. Die Säume sind durchweg sehr fest und gut gearbeitet. Die Haut wird von dem Rücken als dem besten Theile ausgewählt, zuerst auf den Beinen ausgestreckt mit hölzernen Pflocks befestigt und die Haare mit einem Meißel entfernt. Sie wird dann in passende Stücke geschnitten und in Wasser gelegt bis sie weich genug ist um verarbeitet werden zu können. Es ist aufgefallen, daß sie länger halten, wenn sie mit Milch, als wenn sie mit Wasser gefüllt werden. Die Milch wird von oben hinein gegossen wenn sie ganz frisch ist und abgelassen, wenn sie geronnen, die Molke wird von unten abgelassen. Weder bei den Kaffern, noch bei den Bechuanen werden die Milchsäcke jemals gereinigt, ein kleiner Rest saurer Milch wird stets zurückgelassen, wodurch das Gerinnen der zugegossenen Milch beschleunigt wird, die übrigens von den Eingeborenen niemals frisch getrunken wird.

Musik und Tanz.

Als musikalisches Instrument wird nicht die goura (Cimbel) verwendet, sondern eine sehr primitive Rohrpfeife. Die darauf gespielten Töne sind einfacher Art, und beschränken sich auf eine Note, die so oft wiederholt wird, als der Musikant es für gut findet. Eine recht gute Vorstellung der bechuanischen Musik kann man sich dadurch schaffen, daß man eine penny Pfeife kauft und darauf nach Herzenslust bläst. In Ermangelung einer Pfeife genügt auch ein Schlüsselloch. Singen ist bei den Bechuanen etwas besser ausgebildet als bei den übrigen Stämmen, wenigstens ist es nicht gerade abschreckend für europäische Ohren, noch für unsern Kunstgeschmack. Die Melodien sind einfach genug und bestehen meistens aus auf- und absteigenden Terzen, auch ist genügend Harmonie darin für Duette, ohne die Disharmonie, durch welche sich die Gesänge der Hottentotten auszeichnen.

Die Rohrpfeifen, „Lichaka" genannt, haben verschiedene Längen und sind genau wie die Pandeanpfeifen geformt. Jedes Individuum hat nur eine Pfeife und bläst auch, wie oben erwähnt, nur eine Note. Sie haben jedoch genügendes musikalisches Gehör um ihre Pfeife nach dem verlangten Tone zu stimmen, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie einen beweglichen Pflock in das untere Ende der Pfeife stecken und diesen vorwärts strecken oder zurückziehen.

Wenn sich eine Gesellschaft versammelt um Musik zu machen, so stimmen sie ihre Pfeifen vorher, wobei sie besonders Sorge tragen, daß sie den richtigen Ton herausbekommen, und dabei sie so sorgfältig zu Werke

gehen, als ob sie einem europäischen Musikkorps angehörten. Der Gesammteindruck den die Musik herausbringt, ist durchaus nicht unharmonisch und nicht mit Unrecht mit dem Geräusch, welches durch Schlittengeläute verursacht wird, verglichen worden. Die Pfeife halten sie so, daß der Daumen gegen die Wange, der Vorderfinger über die Oberlippe gedrückt wird, und die anderen drei Finger das Instrument umfassen. Diese kleinen Pfeifen umfassen eine Scala von 11—12 Noten.

Elegante Körperbewegungen.

Die Tänze der Bechuanen gleichen einigermaßen denen der Kaffern, unterscheiden sich jedoch von den letzteren durch ihre etwas eigenthümliche Haarfrisur, wenn sie in Gala sind. Dieselbe ist aus Schweinsborsten verfertigt, die in kunstvoller Weise dermaßen arrangirt sind, daß sie eine Art Krone bilden. Die dicken, starken Borsten werden nicht verwendet, sondern nur die langen und zarten Haare, welche sich am Nacken des Schweines befinden und in Folge ihrer Länge sich elegant auf die Seite legen. Diese Krone wird von den Männern getragen, welche sich dabei so bewegen, daß die Borsten rück- und vorwärts wehen und so in Wirklichkeit einen hübschen Effect hervorbringen. Uebrigens bildet dieser Kopfschmuck keinen nothwendigen Schmuck für die Tänzer, sondern wird nur bei besonderen Gelegenheiten getragen.

Beim Tanzen setzen sie sich in einen Kreis, die Augen nach innen gerichtet, ohne sich im Uebrigen an eine bestimmte Anzahl der Mitwirkenden zu binden. Die Größe des Kreises hangt somit ganz von der Anzahl der Mittänzer ab, die sich übrigens eng zusammen drängen. Jeder kann das Tanzbein so schwingen wie es ihm paßt und dabei seine Pfeife nach Belieben blasen. Dabei bemüht sich aber Jeder, in der Kreislinie sich fortzubewegen, sodaß sich der ganze Kreis auf der gleichen Linie bewegt, und in ungefähr einer Minute den Kreislauf vollendet hat.

Die Richtung, in welcher er sich bewegt, ist ganz gleichgiltig; einmal bewegt er sich von Rechts nach Links, dann wird ohne irgend welche Ursache die Bewegung umgekehrt gemacht. Die Tänzer treten ein und aus, ganz nach ihrem Belieben, einige der Alten bleiben nur ein Paar Minuten im Kreise, Andere jedoch ebenso viele Stunden, worauf sie sich einige Minuten niedersetzen um auszuruhen. Gesprochen wird während des Tanzes sehr wenig, wohl aber werden öfters Kriegsgesänge dabei vorgetragen. Um die Tänzer herum bildet sich ein weiter Kreis von Frauen und Kindern, die ihnen bei ihren Drehungen folgen und durch Händeklatschen den Takt angeben.

Ersatz für Taschentücher.

Da die Tänze große körperliche Anstrengungen erfordern so bricht, wie natürlich bei den Tänzen, ausgiebiger Schweiß aus, wobei sie auch noch

Merkwürdige Ameisenhäuser.

durch das Schmelzen des Fettes, womit sie ihre Haare und den Oberkörper beschmiert haben, belästigt werden. Für uns Weiße würde da ein Taschentuch unentbehrlich sein, die afrikanischen Wilden besitzen diesen Luxusartikel jedoch nicht, und gebrauchen daher ein Substitut, welches uns dazu wenig geeignet erscheint. Dasselbe ist aus den buschigen Haaren des Schackalschweifes gefertigt und wird wie folgt zubereitet:

Die Schwänze werden den Thieren lebendig abgehauen und die Haut vom Knochen abgezogen, sodaß sich eine hohle Röhre von Pelzhaut bildet. Vier solcher Röhren werden alsdann quer an einem Strick befestigt, der ungefähr vier Fuß lang ist, wodurch eine große und sehr weiche Bürste hergestellt wird, welche dann als Taschentuch gebraucht wird.

Bemerkenswerth ist das Geschick der Bechuanen für künstliche Arbeiten. Sie sind nicht nur die besten Pelz- und Metallarbeiter, sondern auch allen übrigen süd-afrikanischen Männern in Beziehung auf Architektur bedeutend überlegen. Da sie keine Nomaden sind und an ihrer Scholle hängen, so genügen ihnen Zelten, wie die Hottentotten sie bewohnen, in keiner Weise, ebensowenig die einfachen Hütten der Kaffern. Sie bauen deshalb keine Hütten, sondern regelrechte Häuser, wobei sie eine Originalität entfalten, die mehrfach bewundernswerth ist. Woher sie diese Kenntnisse der Baukunst haben, weiß Niemand. Zu verwundern ist nur, daß die Kaffern, ihre nächsten Nachbaren, nichts von dieser Kunst gelernt haben. Soviel steht fest, die Bechuaner leisten großartiges, ja einziges in der Architektur und keine der angrenzenden Nationen kann sich in dieser Beziehung auch nur mit ihnen messen.

Das Haus von Dingan, dem Despoten der Kaffern, gleicht genau dem seiner Unterthanen, nur ist es etwas größer und die Tragpfosten sind mit Glasperlen bedeckt. Nun würde aber ein Bechuane von mittlerem Rang sich schämen ein solches Haus zu bewohnen, und selbst die Häuser der Aermsten sind besser als das von Dingan. Statt der Rundbücher an den Kaffernhäusern sind die der Bechuaner konisch angelegt und gleichen einigermaßen einer großen Schaukel, deren Boden nach oben gekehrt ist. Auch die von der großen weißen Ameise (selbst eins der Wunder der Tropenwelt) gebauten Häuser haben damit große Aehnlichkeit.

Leute des Mittelstandes bauen ihre Häuser auf folgende Weise, oder lassen dieselben vielmehr durch ihre Weiber bauen, da diese die einzigen Architekten sind:

Man schneidet eine Anzahl Pfosten aus Akazienholz, deren Länge nach ihrer Bestimmung verschieden ist. Angenommen, das Haus habe von 16—20 Fuß Durchmesser, so sind 10 bis 12 Pfeiler nothwendig, die in Höhe von 9 Fuß über dem Grunde eingerammt werden und zwar in Kreisform. Dann kommt ein kleinerer Kreis mit kleineren Pfosten.

Beide Kreise sind durch Querbalken verbunden, die an den Enden festgenagelt werden. Auf diese Pfosten wird dann eine genügende Anzahl Sparren gelegt, die alle an einem Punkte auslaufen und dort festgemacht werden. Dieser Punkt liegt selten gerade im Mittelpunkte, sodaß das Haus schiefwinkelig erscheint. Ein Dach von Bambusrohr wird dann über die Sparren gelegt und das Gerippe des Hauses ist fertig. Die Steigung des Daches ist sehr gering, aber doch genügend, das Wasser abfließen zu machen, sowie das Innere trocken zu halten.

Eigenthümliche Hauswände.

Jetzt kommen wir an die Hauswände. Die Pfosten, die den inneren Kreis bilden, sind mit einer Wand von 2—6 Fuß Dicke verbunden. Die Wände jedoch, welche den inneren Kreis abschließen, sind 8—10 Fuß hoch und reichen bisweilen an das Dach des Hauses. Diese Wände sind gewöhnlich von Mimosa Dornen construirt, die so geschickt in einander gefügt sind, daß die Kleider, welche sie berühren, nicht zerreißen, während sie doch so dicht sind, daß auch nicht das kleinste Thier durchschlüpfen kann. Das Innere der Wand ist durch eine Lage Lehm verdichtet. Die Familie lebt in einem Mittelzimmer des Hauses, während die Bedienten den anderen Theil desselben bewohnen, der auch als Veranda dient, in welcher die Familie während des Tages sitzen und die doppelte Annehmlichkeit von Kühle und Schatten genießen kann.

Schutz gegen Feuersgefahr.

Die Thüreingänge sind ganz eigenthümlich construirt. In der Wand ist eine Oeffnung angebracht, die oben weiter als unten, aber groß genug ist, einen erwachsenen Menschen durchzulassen, dessen Schultern natürlich breiter sind, als der untere Körpertheil. Diese Formation hat zwei Vortheile. Einmal vermindert sie die Größe der Oeffnung und damit die Zugluft, und weiter bildet sie eine bessere Vertheidigung gegen einen Angreifer als eine weite Oeffnung.

Merkwürdige Begräbnißfeierlichkeiten.

Die Bestattung der Todten wird auf eigenthümliche Weise bewerkstelligt. Die Ceremonien beginnen in Wirklichkeit schon, ehe der Kranke gestorben ist, und müssen dazu beitragen, dessen Auflösung zu beschleunigen. Sobald die Verwandten des kranken Mannes sehen, daß sein Ende nahe ist, werfen sie ihn auf eine Matte oder zuweilen auf eine Haut und ziehen dieselbe soweit zusammen, daß der Sterbende in eine liegende oder vielmehr gebückte Lage gedrängt wird, die Arme gebogen, der Kopf gesenkt, und die Kniee in Berührung mit dem Kinn gebracht. In dieser Lage verfliegt der letzte Lebenshauch sehr rasch und die eigentlichen Trauerfeierlichkeiten nehmen ihren Anfang. Die Verwandten höhlen ein Grab aus, gewöhnlich auf der Ochsenweide, nicht in der Form europäischer Gräber, sondern ein

Der Grabtanz bei den Latuka.

rundes Loch von drei Fuß Durchmesser. Man macht dann eine Oeffnung in den das Haus umgebenden Zaun, der Todte wird hindurch getragen, noch immer eingehüllt in die Matte und eine Haut über seinen Kopf gedeckt. Der Leichnam wird dann in das Loch gelegt, wobei man sorgfältig darüber wacht, daß sein Gesicht genau nach Norden schaut, welche Prozedur viel Zeit erfordert, schließlich aber genau gelingt.

Nachdem dies zur Zufriedenheit erledigt ist, bringen sie kleine Stückchen eines sehr feinen Lehms und legen sie zu Füßen des Leichnams, an welchen er durch zwei Männer, die zu diesem Zwecke engagirt sind, fest angepreßt wird. Mehr und mehr Lehm wird in hölzernen Schüsseln gereicht und fest eingestampft, wobei die Matte in dem Maße, wie die Erdanfüllung steigt, weiter emporgezogen wird. Besondere Sorgfalt wird angewendet, daß nicht das kleinste Steinchen der Erde beigemengt werde; da nun Lehm selten Steine enthält, so ist er das beste Material für diesen Zweck.

Wie die Häuptlinge beerdigt werden.

Sobald die Erde die Oberfläche erreicht hat, wird ein Akazienzweig auf das Grab gepflanzt und einige Graswurzeln auf das Haupt des Todten gelegt. Die ausgegrabene Erde wird dann angehäuft, sodaß ein kleiner runder Hügel gebildet wird, über welchen verschiedene Eimer Wasser gegossen werden, wobei die Zuschauer fortwährend ausrufen: „Pula, Pula", wie sie rufen, wenn sie einem Redner in ihren Volksversammlungen zujauchzen. Die Waffen und Kleider des Todten werden dann zum Grabe gebracht, ihm gezeigt, dann aber wieder hübsch nach Hause getragen. Die Ceremonie endigt damit, daß die ganze Gesellschaft den Platz verläßt unter den Klagerufen der Weiber, die ein andauerndes Trauergeheul erklingen lassen.

Dies sind die ganzen Ceremonien, welche am Grabe der Häuptlinge und anderer hervorragender Eingeborenen stattfinden. Es ist vorgekommen, daß in Zeiten von Dürre die „Regenmacher" alle Begräbnißfeierlichkeiten verboten haben, da dies das Eintreten von Regenwetter hintertreiben würde. Während der Zeit dieses Verbots werden die Leichname einfach in den Wald geschleppt, wo sie den Hyänen zur Beute fallen. Selbst die Berührung des Todten ist dann verboten und unter dieser strengen Tyrannei hat man gesehen, wie ein Sohn den ledernen Strick um den Hals seiner todten Mutter geworfen, den Leichnam in den Busch geschleppt und sie dann verlassen hat.

Schreckliche Behandlung der Leichen.

Weder den Leichen noch den Knochenresten bringt man sonderliche Rücksichten entgegen. Die Knochen dringen im Laufe der Zeit an die Oberfläche, wo sie unbeachtet liegen bleiben. In Folge dieser Rücksichtslosigkeit bietet die Nachbarschaft größerer Orte einen eigenthümlichen Anblick, der

sogar widrig genannt werden muß. Der Boden ist mit Knochen, Schädeln und Topfscherben bedeckt, die sich in verschiedenen Stadien der Verwesung befinden, sodaß der Reisende beim Anblick dieser Schädelreste sicher sein kann, sich in der Nähe eines Dorfes oder einer Stadt zu befinden.

Während der drei bis vier Wochen, die zwischen dem Begräbniß und der Wiederausgrabung liegen, werden Grabtänze ausgeführt. Große Schaaren beider Geschlechte nehmen Theil daran, wofür sie sich in ganz eigenthümlicher Weise dekoriren. Die Haarhelme erhalten einen weiteren

Commoro, zur Schlacht eilend.

Schmuck von Straußfedern, deren Jeder so viele trägt, als er an seinem Kopfe befestigen kann. Ihre Schultern behängen sie mit Leoparden- oder Affenfellen. Der Hauptschmuck bildet jedoch eine eiserne Schelle, die auf dem Rücken festgebunden ist und durch eigenthümliche Drehungen des Körpers zum Läuten gebracht wird. Eine auf diese Weise costümirte große Gesellschaft machte einen Heidenlärm, der auch durch das Blasen von Hörnern und Schlagen von Becken gesteigert wurde. Alle Tänzer trugen Antilopenhörner, welche sie um den Hals gehangen hatten und in

der Hitze der Unterredung abwechselnd bliesen. Die denselben entlockten Töne hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Eselsgeschrei oder dem Krächzen der Eule. Schaaren von Männer eilten ab und zu und folgten dann dem Führer, der abwechselnd vor und rückwärts tanzte.

Die Weiber blieben ausseits des Zuges der Männer, einen kurzen unförmlichen Schritt tanzend, während ein langer Zug junger Mädchen und kleiner Kinder, Kopf und Nacken mit rothem Ockker und Fett eingerieben und um die Lenden mit aneinander gereihten Glasperlen behangen, in sehr guter Ordnung marschirten, von Zeit zu Zeit ihre Füße gegen einander schlugen und die zahlreichen eisernen Ringe, welche ihre Fußknöchel verzierten, in Ordnung brachten.

Ein Frauenzimmer folgte dem Zuge der Männer, einen Korb mit Holzasche am Arme, von dem sie von Zeit zu Zeit eine Handvoll auf die Köpfe der Männer warf, wodurch dieselben gepudert wie Müller ausschauten; zu welchem Zwecke diese Prozedur vorgenommen wurde, konnte man nicht in Erfahrung bringen. Die erste Tänzerin (prima ballerina) war ungemein fett, sie hatte die erste Jugendblüthe beträchtlich hinter sich, aber trotz ihrer plumpen Figur hielt sie Schritt bis zum Ende, und, ganz der Erregung des Tanzes hingegeben, schien sie nicht zu merken, daß ihre Erscheinung wenig sympathisches hatte.

Diese seltsamen Tänze finden bei jedem Begräbnisse statt, sodaß, wenn mehrere Personen hinter einander sterben, die Leichentänze sich über mehrere Monate erstrecken. Der Häuptling Commoro war bekannt ob seiner Geschicklichkeit bei Begräbnißtänzen, er nahm an allen Trauerfeierlichkeiten Theil, mochte sie für einen Armen oder Reichen stattfinden, da Jeder ohne Unterschied des Ranges zu dem Leichentanze berechtigt ist.

Kapitel IV.

Ein berühmter afrikanischer Stamm.

Liv'ngstone's Interesse in dem Makololo Stamm. — Das Schicksal alter Nationen. — Außerordentliche Veränderungen in Süd-Afrika. — Dunkler Ursprung der Hottentotten. — Werden durch die stärkeren Kaffern vertrieben. — Der große Häuptling der Makololo. — Strenge Strafe für Feiglinge. — Ein junger königlicher Windbeutel. Furcht vor dem wilden Löwen. — Angriff von Büffeln auf Jäger. Livingstone's Erzählung von seinem Wagen. — Ein Eßwetten. — Furchtbare Schlacht mit Flußpferden. — Ein schwaches Boot wird von diesen Unthieren umringt. — Hervorragende Makololo Weiber. — Art des Häuserbaues. — Starke Wände und schräge Dächer. — Seltsame Ideen eines Bootführers. — Missethäter werden den Krokodillen vorgeworfen. — Vertheilung der Jagdbeute. — Spiel afrikanischer Kinder. — Ein wunderlicher aber aufregender Tanz.

Livingstone nahm auch an einem anderen Stamm, den berühmten Makololo, großes Interesse, weshalb auch über diesen einige Notizen von Interesse und belehrend zugleich sein dürften.

In ganz Afrika, südlich dem Aequator wiederholen sich die großen Ereignisse der civilisirten Welt in verkleinertem Maßstabe. Aus der Geschichte lernen wir den Ursprung und das Aufsteigen wie den Niedergang und Sturz der großen Reiche. Im Laufe der Jahrhunderte sind Dynastien entstanden und haben das Scepter lange Generationen geführt, um von Stufe zu Stufe zu sinken und stärkeren Geschlechtern Platz zu machen. Die Königreiche von Egypten, Assyrien, Babylon, Rom, Persien und andere mehr haben Jahrhunderte gedauert, bestehen zum Theil noch jetzt, wenngleich in verkleinerter Weise. Die Pharaonen sind von der Bildfläche verschwunden. Ihre Hauptstadt, das hundertthorige Theben, ist ein riesiger Trümmerhaufen, wogegen Athen und Rom nach langem Verfall zu neuer Blüthe erstehen.

In Südafrika vollziehen sich die Veränderungen in ähnlicher Weise, wenngleich auch in viel kleinerem Maßstabe und in kürzerer Zeitdauer, so daß ein Reisender, der ein Jahrzehnt in diesen Regionen weilt, während dieser Zeit einen Wechsel von vier bis fünf Dynastien erleben kann. So vereinigte in der kurzen Spanne eines Menschenalters der geniale Tchaka eine Anzahl zerstreuter Stämme zu einer Nation und schuf eine Dynastie, die, sobald ihr leitender Geist von der Schaubühne abgetreten war, in Verfall gerieth und von Jahr zu Jahr wieder in die kleinen Bruchtheile zurückging, aus denen sie entstanden war.

Später sind die Hottentotten von irgend einer unbekannten Gegend gekommen und haben die Eingeborenen des Caplandes so gründlich ver-

trieben, daß Niemand mehr weiß, wohin sie gekommen sind. In Australien, im stillen Ocean, in Amerika wissen wir, wer die Eingeborenen waren, nicht so in Südafrika, nur soviel wissen wir, daß es nicht die Hottentotten, waren. Diese wurden hier wiederum durch die Kaffern unterjocht und die letzteren durch die Holländer und später durch die Engländer.

So ist es auch dem Lande der Makololos ergangen, das obschon dünn bevölkert und weit zerstreut, doch einen großen Theil von Westafrika umfaßt hat. Ihren Ursprung leiten sie von dem großen Bechuanen Stamme ab, haben auch manche von dessen Eigenthümlichkeiten beibehalten, ebenso deren Geschicklichkeit im Bauwesen und industriellen Erzeugnissen. Nachdem sie sich Stufe um Stufe über das große Land ausgebreitet hatten, erfolgte der Verfall, dessen Spuren Livingstone, als er 1861 ihr Land bereiste, deutlich wahrnehmen konnte.

Feiglinge werden hingerichtet.

Sie waren durch einen großen und weisen Häuptling, Namens Sebituane gut organisirt worden, der ganz nach dem altrömischen Grundsatze handelte: Gnade für die sich Unterwerfenden, Krieg den Hochmüthigen. Sebituane verdankte seine größten Erfolge dem Umstande, daß er seine Truppen in Person in der Schlacht anführte. Wenn er den Feind zu Gesicht bekam, berührte er die Schneide seiner Streitaxt und sagte: „Ah, sie ist scharf und wer dem Feinde den Rücken zukehrt, wird ihre Schärfe spüren.“ Da er besonders flink zu Fuß war, so konnte ihm keiner seiner Krieger entschlüpfen, welche bald erkannten, daß es sicherer war, sich auf den Feind zu stürzen mit der Aussicht, ihn in die Flucht zu schlagen, als zurück zu laufen und dabei gewärtig zu sein, durch die Streitaxt des Häuptlings getödtet zu werden. Zuweilen kam es aber doch vor, daß sich ein Feigling verbarg oder Krankheit vorschützte. Sebituane war jedoch nicht zu täuschen, er erlaubte dem Feiglinge zwar nach Hause zu gehen, ließ denselben aber nach Beendigung des Feldzuges holen und nachdem er ihm höhnend gesagt, daß der Tod in der Heimath dem Tode auf dem Schlachtfelde vorzuziehen sei, ließ er ihn zur sofortigen Enthauptung abführen.

Sein Sohn und Nachfolger Sekeletu, war unfähig in die Spuren seines Vaters zu treten. Er ließ den Racevorurtheilen die Zügel schießen und amüsirte sich damit, daß er aus seinem Harem sorgfältig alle Frauen ausschloß, die nicht vom Stamme Mokololo waren, auch keine anderen als Mokololo-Männer zu Aemtern zuließ.

Ein unwürdiger Regent.

In Folge derartiger Fehlgriffe wurde er sehr unpopulär und zwar bei denselben Männern, die sein Vater zu versöhnen verstanden hatte. Da nun alle Beamte Mokololo-Männer waren, so vermochten sie das Vertrauen der übrigen Männer nicht zu erwerben, so daß das von Sebituane

gegründete Reich in Zerfall gerieht. Ohne Vertrauen in seinen Herrscher kann kein Volk seine Position als große Nation bewahren und Sekeletu erschütterte somit mit eigener Hand das Fundament seines

Wilder Angriff eines Büffel auf Jäger.

Thrones. Unzufriedenheit begann ihr Haupt zu heben, seine Unterthanen fingen an, ungünstige Vergleiche zwischen ihm und seinem Vater zu ziehen, wobei einige so weit gingen Zweifel darüber zu äußern, ob er überhaupt der Sohn eines solchen „Löwenvaters" sein könne. Zu seiner Zeit, sagten

sie, hatten wir große und kleine Häuptlinge und Aeltesten und der König Sebituane kannte sie alle und das ganze Land wurde weise regiert. Jetzt aber kennt Sekeletu nichts und mit der Macht der Makololos geht es rasch bergab.

So lange Sekeletu lebte, blieb das Reich noch scheinbar zusammen, aber schon ein Jahr nach seinem Tode brachen im ganzen Reiche Bürgerkriege aus; das Reich wurde getheilt und war nicht im Stande, sich gegen die eindringenden Nachbarstämme wirksam zu vertheidigen.

Nach Dr. Livingstone's Ansicht war dies Ereigniß Angesichts der guten Charaktereigenschaften der Makololo Nation sehr zu bedauern.

Die ächten Makololo sind eine schöne Menschenrasse, heller als ihre Nachbarn, da ihre Gesichtsfarbe eher hellbraun als schwarz ist, dabei haben sie eine markante Betonung ihrer Worte, indem jede Silbe langsam und deutlich ausgesprochen wird.

Der Grundcharakter des Volkes scheint ein guter zu sein, in vieler Beziehung hält dasselbe den Vergleich mit den Stämmen der Ovambos aus. Durch mehrere erfochtene Siege haben sie ihre Tapferkeit bewiesen, obschon es sehr bemerkenswerth ist, daß sie nicht den gleichen Muth besitzen, dem Löwen entgegenzutreten, als eine unmenschlichen Gegner. Immerhin sind sie nicht ohne Muth und Geistesgegenwart bei den Jagden, obschon der gewaltige König der Wälder einen derartigen Einfluß auf sie ausübt, daß sie sich fürchten, dessen Einbruch in ihre Heerden mannhaften Widerstand zu leisten.

Der Büffel ist übrigens in seiner Weise nicht minder furchtbar als der Löwe und doch taxiren ihn die Mokololos erheblich geringer bei seiner Verfolgung. Dies Thier hat die unangenehme Gewohnheit, dem Jäger die Spur zu verlegen, indem es sich seitwärts in die Büsche schlägt, die Jäger ruhig vorbei passiren läßt und dann urplötzlich auf sie einstürzt und zwar mit einer Wuth und Kraft, daß die Jäger wie die Spreu vor dem Winde auseinander stieben.

Gastfreundschaft ist eine ihrer Haupttugenden, die mit wahrhaft rührender Bescheidenheit geübt wird. Livingstone sagt darüber: „In allen Dörfern wurden wir gastfrei empfangen, man bot uns außer Ochsen, noch Butter, Milch, Mehl und zwar in Hülle und Fülle an, sodaß wir in unseren Canoes nicht alles aufstapeln konnten. In diesem Thale geben die Kühe momentan mehr Milch als man gebraucht und Männer und Frauen präsentiren uns solche Quantitäten Butter, daß ich für mein Gefolge Monate damit ausreichen werde." Durch Einreiben von Fett in ihre Haut verhüten sie unmäßiges Schwitzen, wobei dies Mittel gleichzeitig einen Schutz, sowohl gegen Sonne als Schatten bildet.

Alle ihre Geschenke werden in liebenswürdiger Weise gemacht. Wird ein Ochse dargeboten, so sagt der Eigenthümer: „Hier ist etwas Brod für Sie.“ Es war dies für mich um so angenehmer, als die Bechuaner, wenn sie mir eine halb verhungerte Ziege präsentirten, mit Stolz ausriefen: „Da hast Du einen Ochsen.“ Die Weiber gefielen sich darin, mir ganz überschwängliche Titel zu geben, wie: „Großer Herr, großer Löwe,“ und obschon ich sie wiederholt ersuchte, sich bescheidenerer Worte zu bedienen, so waren sie doch dermaßen darauf versessen mir Ehre zu erweisen, daß ich mich nur über die guten Wünsche, welche die armen Geschöpfe meinem Unternehmen wünschten, freuen konnte.

Livingstone erzählt ein bemerkenswerthes Beispiel von der Ehrlichkeit dieses Stammes. Im Jahre 1853 hatte er in Linyanti am Sambesi Fluß einen Wagen, der Proviant und Schriften enthielt, zurückgelassen, da er wußte, daß Briefe und Paketsendungen für ihn dorthin geschickt waren. 1860 wieder dort angelangt, fand er, daß in seinem Wagen alles noch dalag, wie er es vor 7 Jahren verlassen hatte. Die Häuptlinge des Dorfes freuten sich außerordentlich ihn wieder zu sehen und bedauerten nur, daß er nicht ein Jahr früher gekommen sei, weil damals eine sehr großartige Ernte eingeheimst worden war.

Diese Ehrlichkeit war um so bemerkenswerther, weil man in Befürchtungen ob eines Angriffes von Matabele lebte, der schon auf die Nachricht hin, daß ein Wagen mit europäischen Artikeln in Linyanti sich befinde, sofort das Dorf angegriffen haben würde, ungeachtet seiner starken Lage zwischen Flüssen und Marschen. Aber die Makololo Leute waren entschlossen, für die Vertheidigung des Wagens zu fechten und setzten für den, der zuerst einen Feind verwunde, einen Ochsen als Siegesprämie aus. Sehr wahrscheinlich war übrigens der große persönliche Einfluß, den Livingstone über den König und den Stamm ausübte, die Hauptursache, welche die Eingeborenen zu solch' energischer Vertheidigung seiner Zeit anspornte.

Wie Fremde aufgenommen werden.

Wenn Eingeborene reisen, namentlich mit dem Häuptling an der Spitze, so finden verschiedene Empfangsfeierlichkeiten statt, wobei den Frauen die Aufgabe zufällt, die Besuche zu empfangen. Dies geschieht durch einen schrillen, langen, gellenden Schrei, der durch eine ungemein rasche Bewegung der Zunge hervorgebracht wird und in der Makololo-Sprache „lullilooing“ heißt. Die Männer folgen dem Beispiele der Weiber und es ist Sitte, daß der Häuptling alle diese Ehrenbezeugungen mit vollständig gleichgiltiger Miene entgegennimmt. Sobald sich die Neuankömmlinge gesetzt haben, wird ein Gespräch begonnen, wobei Neuigkeiten ausgetauscht werden. Es wird dann Bier in großen Kannen herumgereicht,

und jeder setzt eine Ehre darin, so rasch als möglich zu trinken, bei welchem Eifer die zerbrechlichen Trinkgeschirre häufig genug in Stücke gehen.

Außer Bier werden auch Kübel mit Milch herumgereicht und jeder Kübel den vornehmsten Besuchern überreicht, die sie wieder beliebig an die minderen Gäste vertheilen. Die Makololos verschmähen den Gebrauch der Löffel, sie ziehen vor, die Milch in ihre hohle Hand zu gießen und dann behaglich aufzuschlürfen. Sie thun das nicht in dem Falle, wenn ihnen ein Löffel dargereicht wird. Man erwartet, daß der Häuptling seinem Gefolge mehrere Festlichkeiten giebt. Hierzu pflegt er einen Ochsen auszuwählen, den er irgend einem Günstling übergibt, der damit beginnt, das Thier durch einen Lanzenstich zu tödten. Die Wunde wird dann sorgfältig verklebt, sodaß das Thier sich innerlich verblutet. Alles Blut nebst den Eingeweiden fällt dem Schlächter zu.

Geschicklichkeit beim Gebrauche von Kanoes.

Da die Makololos vielfach am Sambesi-Fluß wohnen, so kennen sie natürlich den Gebrauch der Kanoes, bei welchem sie eine bedeutende Geschicklichkeit an den Tag legen. Diese Kanoes haben flachen Boden, wodurch es denselben möglich wird, über die zahllosen Untiefen des Flusses hinwegzusetzen. Gewöhnlich haben sie eine Länge von circa 41 Fuß und haben 6—11 Ruderer an Bord. Die Ruder haben eine Länge von 8 Fuß; geräth das Boot auf Sandbänke, so werden die Ruder als Abstoßstangen benutzt. Die Ruderer arbeiten stehend und halten so genau Takt, als ob ein Wettfahren zwischen Oxford und Cambridge stattfände; dabei bringen sie das Fahrzeug rasch vorwärts.

Da es Flachboote sind, so bedürfen sie besonders erfahrener Leitung, namentlich in einem Flusse, der wie der Sambesi so viele Untiefen, Wasserfälle und Klippen hat. Geriethe das Kanoe mit der Breitseite gegen die Strömung, so würde es unbedingt kentern. Da nun viele Makololos nicht schwimmen können, so wäre ein Verlust an Menschenleben unvermeidlich. Sobald nun eine solche Gefahr eintritt, springen die des Schwimmens kundigen Bootsleute in's Wasser und führen das Kanoe durch die Felsblöcke und Untiefen hindurch bis sie wieder ruhiges Fahrwasser haben. Besondere Geschicklichkeit in der Handhabung der Kanoes ist bei der Jagd auf die Flußpferde erforderlich. Sie jagen diese Ungethüme in deren eigenem Element und zwar mit gutem Erfolge, trotz dem wilden Charakter, dem furchtbaren Rachen und der enormen Größe derselben.

Schrecklicher Kampf mit Flußpferden.

Ueber die Gefahren bei der Jagd auf Flußpferde, giebt ein Reisender, der den Nil hinauffuhr, folgende Beschreibung:

„Auf dieser Fahrt bin ich nur mit Mühe und Noth der Gefahr, von einem dieser Ungethüme getödtet zu werden, entgangen. Diese Bestie

Aufregender Kampf mit Flußpferden.

wird wohl niemals bis zum unteren Laufe des Nils herabgekommen sein, da sich keine einzige Abbildung derselben unter den zahllosen Hieroglyphen, welche die Tempel und Obelisken bedecken, vorfindet. Auch in den Beschreibungen, welche römische Geschichtsschreiber über die Thierkämpfe in der Arena geben, geschieht des Hippopotamus keine Erwähnung, während Elephanten, Löwen und Tiger unzählige Male vorkommen. Man findet die Thiere erst oberhalb der Katarakte, bei der Insel Phila. Sie liegen gewöhnlich mit dem ganzen Körper im Wasser, sodaß nur Nase, Ohren, Augen hervorstehen. Männchen und Weibchen sind stets zusammen. An dem Tage, wo mein Abenteuer passirte, begegneten wir dreien dieser Ungethüme, und zwar waren es wahre Prachtexemplare ihrer Gattung. Die Herrschaften sonnten sich am linken Flußufer, wobei das Weibchen ein Junges auf dem Rücken trug, welches wo möglich noch häßlicher war als seine Eltern. Wir waren unserer Sechs, darunter ein Eingeborener, der uns ruderte, und einer meiner Gefährten, ein Franzose, legte mit dem seiner Rasse eigenen Leichtsinn an und feuerte auf das Junge. Ein furchtbares Platschen folgte, sodaß das Wasser auf Ellen im Umkreise eine See von Schaum war. Unser Führer stieß einen Warnungsruf aus, und machte sich auf und davon. „Wozu erhebt der Bengel einen solchen Angstschrei?" fragte der leichtsinnige Franzose.

„Es gilt Ihr Leben", schrie ich ihm zu, „in wenigen Minuten werden die Ungethüme um uns herumschwimmen." Unser Boot hatte nur geringe Schnelligkeit, sodaß wir noch eine ziemliche Strecke vom Lande waren, als die Flußpferde bereits auf Pistolenschußweite in unserer Nähe waren. Im nächsten Augenblicke waren sie dicht an unserem Boot und machten schon Miene dasselbe umzuwerfen. Wir legten die Ruder nieder, denn die Flucht war uns abgeschnitten, und ergriffen unsere Gewehre. Ich legte die Mündung meiner Flinte hart an's Auge des einen Ungeheuers und leerte beide Läufe in dessen Kopf, worauf es ohne Todeskampf in den Schlamm sank. Am anderen Ende unseres Bootes waren meine Kameraden weniger glücklich gewesen. Das andere Flußpferd biß sich in den Stern des Bootes fest, den es wie weiches Brot zermalmte. Glücklicher Weise war noch ein geladenes Doppelgewehr vorhanden, (der Franzose hatte, wie oben erwähnt, das seinige thörichter Weise auf das Junge abgeschossen,) ich ergriff dasselbe, und wenige Augenblicke später folgte das Unthier seinem Kameraden in die Tiefe. Es ist wirklich staunenerregend, daß ein solch' enormes Thier so leicht unter dem Schuß unserer modernen Gewehre zusammenbricht, namentlich wenn man bedenkt, wie schwierig es im Alterthum war, Löwen, Elephanten, Tiger und andere wilde Thiere zu erlegen. Doch um zu unserer Erzählung zurückzukehren, als das Weibchen endlich mit dem Jungen uns nahe kam, hatten wir unsere

Gewehre wieder geladen. Es schien dies zu bemerken, tauchte plötzlich unter, ohne einen Angriff auf uns zu wagen, und war bald am andern Flußufer, wo wir es durch den Morast waten und die Krokodille, die sich dort sonnten, aufscheuchen sahen, bis es unsern Augen entschwand. Wahrlich, Keiner von uns war darüber sonderlich traurig!

In ihrer Kleidung unterscheiden sich die Makololos nur wenig von den

Krokodille werden in's Wasser getrieben.

übrigen süd-afrikanischen Nachbarstämmen. Sie besteht gewöhnlich aus einem um die Hüften befestigten Fell, sowie einem Mantel von gleichem Material, der über die Schultern geworfen, aber nur in kalten Zeiten benutzt wird.

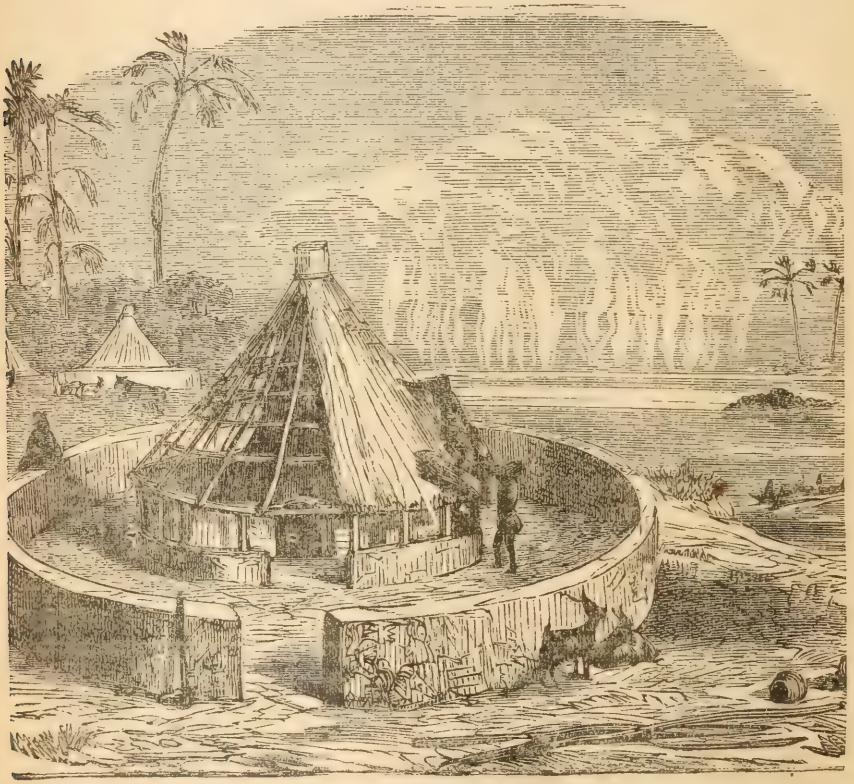
Die Frauen kleiden sich viel eleganter, wie die Männer, sie sind große Liebhaber von Schmuckſachen, indem sie ihre Kleider mit so vielen Glasperlen und anderen Verzierungen besetzen, als sie nur irgendwie auftreiben

können. Der von uns wiederholt citirte Reisende erwähnt, daß die Schwester des großen Häuptlings Sebituane so viele Schmuckſachen an ihren Kleidern trug, daß ſie eine Traglaſt für einen Mann ausmachten. An jedem Schenkel trug ſie 18 Ringe von maſſivem Meſſing, ſo dick wie ein Mannsfinger, dazu unter beiden Knieen drei Kupferringe. Neunzehn ähnliche Ringe verzierten den rechten Arm, acht den linken. Außerdem trug ſie über beiden Ellbogen einen dicken Elfenbeinring, um die Taille einen breiten Gürtel von Perlen und ein gleiches Halsband, alſo im Ganzen etwa hundert breite und ſchwere Ringe. Die Ringe um die Beine waren ſo ſchwer, daß ſie weiche Lappen darunter legen mußte, um zu verhindern, daß ihre Haut verletzt wurde. Natürlich konnte ſie unter dem Drucke einer ſolchen Laſt ſich nur langſam fortbewegen, doch die Mode ſiegte auch hier über die Bequemlichkeit, gerade wie es bei unſeren civiliſirten Damen der Fall iſt.

Häuſerbauende Frauen.

Die einzige wirklich harte Arbeit der Makololo-Frauen iſt der Häuſerbau, der, wie ſchon oben erwähnt, ihnen aufgetragen wird. Die Art der Conſtruktion iſt ſeltſam genug. Zuerſt wird ein cylinderförmiger Thurm aus Pfählen und Bambusrohren gebaut, mit Lehm beſchmiert, um das Eindringen von Inſekten zu verhindern; es wird dann ein ſchräges Dach auf der Erde conſtruirt, welches ganz mit Bambuszweigen bedeckt wird. Dies wird dann in die Höhe gehoben und auf die Spitze des runden Thurmes gelegt. Da das Dach weit über den Thurm hinausragt, ſo wird es durch Pfeiler geſtützt, und werden die Zwiſchenräume zwiſchen denſelben durch eine Wand oder Zaun ausgefüllt oder auch mit Lehm ausgeſchmiert. Das Dach kann auch beliebig verſchoben werden. Kommt ein Beſucher in einem Dorfe der Makololos an, ſo wird gewöhnlich das Dach von einem noch unvollendeten Hauſe abgehoben, auf die Erde gelegt und ihm als Lagerſtätte angewieſen. Da die Bewohner Südafrikas den größten Theil ihres Lebens in freier Luft zubringen, ſo iſt dieſe Lagerſtätte dem Fremden nichts ungewohntes. Die Thüre, welche zum runden Zimmer des Hauſes führt, iſt immer ſehr eng. Das Haus, welches Dr. Livingſtone angewieſen wurde, war 19 Zoll hoch, ſodaß er nur darin liegen, aber nicht ſtehen konnte. Ein eingeborener Makololo, der nicht ſonderlich viele Kleider hat, kann leicht genug ſich durch die Thüre hindurchzwängen, wohingegen ein Europäer oder Amerikaner mit ſeiner weiten, bauſchigen Kleidung große Mühe hat, die Pforte zu überſchreiten. Der Thurm empfängt ſein Licht lediglich durch dieſe Thüre, hat auch keinerlei weitere Ventilation. Einige der vornehmſten Häuſer haben zwei bis drei Thürme. Natürlich iſt die Atmoſphäre darin Nachts ſehr drückend, die Leute ſcheinen aber nichts darauf zu geben.

Unsere Zeichnung ist einer Skizze, welche Herr Baines geliefert hat, entnommen. Sie zeigt ein nahezu vollendetes Makololo-Haus am Ufer des Sambesi-Flusses, gerade über den Victoria-Fällen. Die Weiber haben das Dach auf den Thurm gelegt und sind gerade dabei, dasselbe mit Bambuszweigen zu bedecken. Im Mittelpunkte erblickt man den cylindrischen Thurm, der das innere Zimmer bildet. Weiter sieht man einen Theil der kleinen Thüröffnung, sowie den inneren Kreis, der ebenfalls



Häuserbauten in Afrika.

einen Eingang hat. Die Wände sind mit Sparren durchflochten und mit Lehm verdichtet. Der Zaun, der das Haus umgibt, ist aus dem gleichen Material zusammengestellt.

Es ergiebt sich aus Obigem, daß sich in diesem Gebäude im ganzen vier Umwallungen befinden. Erst kommt der äußere Wall, der das ganze Gebäude umschließt, dann folgt ein niedriger Zaun, der um die Pfosten, die das Dach tragen, gelegt ist. Dazwischen ist eine dritte

Wand, die den Raum des Hauses umschließt, welchen man das eigentliche Wohnzimmer nennen möchte, und endlich kommt der Thurm, der ja auch eine Wand für sich selbst hat. Man wird bemerken, daß die Wände des Hauses regelmäßig an Höhe zu- aber an Umfang abnehmen, und dadurch mit dem konischen Dach correspondiren.

Zur Linken findet sich auf unserem Bilde ein Obstgarten und in dessen Nähe mehrere fertig gebaute Häuser. Unter den Bäumen ragen mehrere Fächerpalmen mit gekrümmten Blättern besonders hervor. Der Baum zur Linken ist ein junger, der noch alle seine Blätter hat, während zur Rechten ein alter Baum steht, dessen Blätter unten am Stamm fehlen. Weitere Palmwaldungen erblickt man in der Ferne, während die weißen Staubwolken die Fälle des Flusses andeuten.

Afrikanische Mormonen.

Vielweiberei ist allgemein unter den Mokololos verbreitet, und, wie man zugeben muß, unter den obwaltenden Verhältnissen eine Nothwendigkeit für die Rasse. Die Weiber würden ebensowenig wie die Männer die Monogamie wünschen. Kein Mann wird von den Nachbarn respektirt, der nicht mehrere Frauen hat; ja ohne dieselben würde er arm sein, da die Weiber die Arbeit zu verrichten haben. Natürlich ist das System auch nicht ohne große Nachtheile, namentlich in Fällen wo alte Männer sehr junge Mädchen ehelichen. Im Ganzen und Großen ist jedoch die Vielweiberei bei den Makololos das einzige mögliche System.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Männer ihre Frauen bei den harten Arbeiten unterstützen. Diese löbliche Sitte herrschte jedoch nur bei den richtigen Makololo-Männern, während die annektirten Stämme der üblichen afrikanischen Sitte den Vorzug gaben, welche darin besteht, daß die Weiber arbeiten, während die Männer müßig sitzen und ihre Pfeifen rauchen.

Die Männer haben die Kunst des Holzschneidens sowie die Anfertigung von hölzernen Mulden, Eimern und allerlei Gefäßen zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht. Leider aber sind die Mokololos während der letzten Jahre zu der Ansicht gelangt, daß es bequemer sei, auf dem Stuhle zu sitzen und eine Pfeife zu schmauchen, als der Arbeit nachzugehen.

Eigenthümliche Idee eines Bootsmannes.

Ebenso wie die Nation, von der sie ihre Abstammung herleiten, sind die Makololos ein gesetz- und ordnungsliebendes Volk. Sie verwalten die öffentlichen Angelegenheiten mittelst eines Parlaments, ähnlich den von uns weiter oben beschriebenen „Pichos" der Bechuanen. Die Versammlung besteht aus einer Anzahl Delegirter, die sich in einem Kreise um den Häuptling, der in der Mitte sitzt, versammeln. Eines Tages zeigte Livingstone dem Bootführer einen Ring, der sich um die Sonne ge-

bildet hatte. Der biedere Mann antwortete sofort: „Dies ist ein Parlament der Barimos, d. h. der Götter oder der abgeschiedenen Geister, die um ihren Chef, die Sonne, versammelt sind."

Bei größeren Verbrechen wird gewöhnlich ein „Picho" einberufen und wird der Angeklagte, wenn schuldig befunden, stets zum Tode verurtheilt. Die gewöhnliche Art der Hinrichtung besteht darin, daß zwei Männer den Verurtheilten beim Handgelenk fassen, etwa eine Meile weit in den Wald führen und dort mit dem Speer durchbohren. Widerstand wird nicht geleistet, auch ist dem Verbrecher das Sprechen verboten. Das ganze Verfahren nimmt einen solch ruhigen Verlauf, daß einstmal ein Häuptling wenige Schritte von Dr. Livingstone's Wohnung verurtheilt und abgeführt wurde, ohne daß dieser etwas davon bemerkt hatte.

Den Krokodillen vorgeworfen.

Zuweilen wird auch der Uebelthäter zum Flusse geführt, in ein Boot gesetzt, dort erwürgt und dann in's Wasser geworfen, wo die Krokodille gierig auf ihn warten, um den Leichnam sofort zu verschlingen. Ungehorsam gegen die Befehle des Häuptlings gilt als Capitalverbrechen, welches nur mit dem Tode gesühnt werden kann. Für kleine Verbrechen wird kein Picho einberufen, der Häuptling setzt dafür selbstständig mindere Strafen fest.

Dr. Livingstone gibt eine frappante Schilderung der bezüglichen Gerichtsverhandlungen.

Der Kläger ersucht den Mann, gegen welchen er eine Klage vorzubringen hat, mit ihm zum Chef zu gehen, was niemals abgelehnt wird. Wenn Beide im Gerichtsgebäude sind, steht der Kläger auf und legt seine Klage dem Häuptling vor. Nachdem er geendigt, bleibt er noch eine kurze Zeit stehen, um sich zu besinnen, ob er vielleicht das eine oder andere vergessen habe. Es treten dann die mitgebrachten Zeugen auf, welche nun erzählen, was sie selbst gesehen haben, aber nichts aussagen dürfen, was sie von anderer Seite gehört haben. Nachdem der Angeklagte einige Minuten hat verstreichen lassen, steht er leise und ruhig auf, faltet seinen Schurz und erklärt in der denkbar harmlosesten Weise, wie sich die Angelegenheit nach seiner Auffassung verhalte. Es kommt zuweilen vor, daß der Ankläger, durch Bemerkungen des Angeklagten verbittert, ein mißbilligendes Wort dazwischen wirft, worauf dann der Beklagte zu ihm gewendet sagt: „sei ruhig, ich schwieg auch still, so lange du sprachst. Kannst du nicht dasselbe thun? Willst du allein das Wort haben?" Da nun auch der Häuptling ihm in seinen letzten Bemerkungen recht gibt, so fährt er in seinem Vortrage fort, wobei er auch Zeugen für sich aufrufen kann. Ein Eid wird nicht geleistet, doch braucht ein Zeuge, wenn seine Aussage angezweifelt wird, gelegentlich das Wort: „Bei meinem Vater," oder „bei dem

Häuptling es ist so." Ihre Wahrheitsliebe unter einander ist bemerkenswerth, aber ihr Regierungssystem ein solches, daß es Amerikanern oder Europäern schwerlich anstehen könnte. So wird ein armer Mann zu einem Reichen sagen: „ich wundere mich, daß ein so großer Mann wie du, eine falsche Anklage gegen mich erheben kannst," gleichsam als wäre die Sünde der Falschheit eine solche gegen die Gesellschaft, welche der Betreffende zu vertreten berechtigt wäre.

Theilung des Raubes.

Es gibt in diesem Lande eine Reihe von Jagdgesetzen, wonach z. B. alles Elfenbein dem Könige gehört und jedes Stückchen an ihn abzuliefern ist. Dies Recht ist jedoch mehr nominell, denn man erwartet, der König werde das Elfenbein mit seinem Volke theilen und wenn er dies nicht thäte, es ihm schwer werden würde, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. In Wirklichkeit läuft das Gesetz darauf hinaus, daß der König den einen Zahn und der Jäger den anderen erhält, während das Fleisch denen gehört, die das Thier getödtet haben. Da nun das Fleisch dem Volke weit werthvoller ist als das Elfenbein, so ist das Arrangement weit besser, als es auf den ersten Blick erscheint.

Unter den Makololos herrscht ebenso wie in Amerika eine große Sucht unter den Kindern zu spielen, wobei die kleinen Afrikaner mit Vorliebe die Arbeiten ihrer Eltern nachzuahmen streben. Doctor Livingstone giebt folgende Schilderung von den Kinderspielen: Die Dämmerstunde wird von den Kindern als Hauptspielzeit benutzt. Einer ihrer Späße besteht darin, daß zwei Mädchen ein drittes auf ihren Schultern tragen. Das getragene Kind sitzt mit ausgestreckten Aermchen und wird herumgetragen, während die umstehenden Kinder dabei in die Hände klatschen, vor jeder Hütte still halten und hübsche Lieder singen. Dies und das Seilspringen ausgenommen, bestehen die Spiele der Kinder beinahe ausschließlich in der Nachahmung der Arbeiten ihrer Eltern, sie bauen kleine Hütten, verfertigen kleine Töpfe, kochen, stampfen Mais in kleinen Quantitäten, und graben kleine Gartenbeete um.

Kinderspiele der Knaben.

Die Knaben spielen mit Speeren von Bambusrohr und kleinen Schildern oder Pfeil und Bogen; auch amüsiren sie sich mit dem Bau kleiner Viehställe, oder bilden Vieh mit Thon nach, wobei sie viel Geschick in der Nachahmung verschieden geformter Hörner an den Tag legen. Man sagt auch, daß von einigen Knaben Schleudern gebraucht werden, sobald sie jedoch alt genug sind, die Ziegen und Kälber zu hüten, werden sie in's Feld geschickt. Oft haben wir die Knaben auf den Kälbern, die sie zu hüten hatten, reiten sehen, doch ist dies eine Neuerung, die erst aufgekommen ist, seit sie die Engländer auf Pferden haben reiten sehen. Eine inländische Frau

sah einst Livingstone mit dem Barometer und Thermometer Beobachtungen anstellen. In dem Glauben, es sei dies ein Spielzeug, rief sie verächtlich aus: „Armer Kerl das, spielt wie ein Kind."

Weiße Leute sehen besser aus, als man früher glaubte.

Eine andere Frau sprach ihre Ansichten über die weißen Reisenden folgendermaßen aus: „Dieselben sind nicht so häßlich, wie ich mir gedacht hatte. Nur das viele Haar, was sie auf dem Kopfe und im Gesicht tragen, ist abscheulich, im übrigen ist ihr Aussehen recht hübsch und ihre Hände wohlgeformt. Aber einen großen Fehler haben sie, sie haben keine Zehen an den Füßen." Die schöne Dame hatte nie etwas von Schuhen gehört, und betrachtete dieselben ganz wie beim Ochsen den Huf. Um sie eines besseren zu belehren, war es nöthig, den Schuh auszuziehen und ihr zu beweisen, daß die Zehen darunter verborgen waren.

Die Makololos amüsiren sich auf ihre Weise ganz prächtig, so wenig dies auch mit europäischen oder amerikanischen Begriffen über Vergnügen übereinstimmt. Tag und Nacht wird bei ihnen gesungen und getanzt, und Dr. Livingstone, von dem man doch annehmen kann, daß er gegen kleine Schreiereien abgehärtet gewesen, beklagt sich darüber, daß das Tanzen, Singen, Scherzen, Fabelnerzählen, Murren und Zanken der Makololos die größte Qual seines Lebens gebildet habe. Er mußte mit dem Volke leben und war deßhalb stets in naher Berührung mit demselben.

Ein verrückter Tanz.

Drei Eigenschaften scheinen allen Wilden eigenthümlich zu sein: Tanz, Singen und Lärmmachen. Dieselben glauben augenscheinlich, daß ein Tanz unbedingt von Seiten der Tanzenden mit Lärmschlagen und seitens der Zuschauer mit Gesang begleitet werden müsse. Livingstone's Beschreibung eines Makololo-Tanzes lautet folgendermaßen:

Da es der erste Besuch war, den Sekeletu diesem Distrikte abstattete, so gab es große Feste. Die Prominenten der Ortschaften gaben Ochsen, Milch und Bier, mehr als die ganze Horde, die den König begleitete, vertilgen konnte, obwohl dieselbe auf diesem Gebiete geradezu Erstaunliches leistete.

Das Volk zeigt seine Freude gewöhnlich im Tanzen und Singen. Beim Tanze stehen die Männer beinahe nackt im Kreise mit Keulen und Schlachtäxten in den Händen, und jeder aus Leibeskräften schreiend, während sie gleichzeitig ein Bein aufheben, zweimal damit auf die Erde stampfen, dann das andere heben und einmal damit stampfen; das ist die ganze Bewegung. Arme und Kopf werden ebenfalls nach allen Richtungen bewegt und die ganze Zeit wird geschrieen, daß Einem fast Hören und Sehen dabei vergeht. Das fortwährende Stampfen

Livingstone auf der Elephantenjagd.

erzeugt viel Staub und in dem Kreise, wo sie getanzt haben, ist die Erde eingetreten.

Würde man das Spiel in einem Irrenhause sehen, so hätte es weiter nichts Auffälliges, da es ein guter Ableiter für die mit Affection des Gehirns behafteten Individuen abgeben müßte. Aber hier, wo Jünglinge und Greise mit gleichem Eifer sich einem solchen Hexensabbath hingeben, sucht man vergebens nach einer Erklärung. Motebe fragte mich, was ich von dem Tanze halte? Ich antwortete: „Es ist harte Arbeit und bringt wenig Nutzen;" worauf er erwiederte: „Jawohl, aber es ist recht hübsch und der Sekeletu wird uns dafür einen Ochsen als Belohnung schenken."

Die Frauenzimmer stehen nebenbei, klatschen in die Hände, und gelegentlich nähert sich eine dem Kreise, macht ein paar Bewegungen und zieht sich dann wieder zurück. Ich habe niemals die Makololo-Polka probirt, bin auch nicht in den Geist derselben eingedrungen, berufe mich jedoch auf die Autorität des großen Motebe, Schwiegervater des Königs Sekeletu, der mir feierlichst versichert hat, daß der Tanz sehr hübsch sei.

Viele Makololo-Männer sind unermüdliche Raucher, wobei sie Hanf lieber als Tabak rauchen, weil ersteres Produkt mehr betäubende Bestandtheile enthält. Sie ergötzen sich damit, sich in eine vollständige Ecstase hineinzurauchen, in welchem Zustande sie folgende geistreiche Aussprüche zu thun pflegen: „Das grüne Gras wächst! Die Fische schwimmen! Der Stier brüllt," und andere nicht minder geistvolle Aussprüche. Keiner von der Gruppe lauscht auch nur im Mindesten diesen platonischen Worten. Sie rauchen den Hanf durch Wasser, indem sie ein Koodoo Horn für ihre Pfeife benutzen, ganz ähnlich wie es die Damaras und andere afrikanische Stämme anwenden.

Mißbrauch in diesem Genuß hat einen ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit und erschüttert das ganze Nervensystem bis zur Unheilbarkeit. Aus diesem Grunde verbieten die Männer ihren Frauen den Gebrauch des Hanfes, was aber lediglich zur Folge hat, daß um so stärker im Geheimen geraucht wird, obschon man es sehr bald am Aussehen der Haut bemerken kann. Die Verführung des Hanfrauchens ist um so größer, als es vorübergehend eine Kräftigung der Muskeln bewirkt, gleichzeitig aber das Gehirn dermaßen entnervt, daß der Raucher bald außer Stande ist, die Gefahr seines Zustandes zu erkennen und auch die Energie verloren hat, sich von der Leidenschaft loszureißen. Sekeletu war ein vollständiges Opfer dieses Lasters, und kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Krankheit, an welcher er starb, verursacht oder wenigstens verschlimmert wurde dadurch, daß er dem übermäßigen Hanfrauchen fröhnte.

Kapitel V.

Gefahren tropischer Entdeckungsreisen.

Wunderbare Erfolge von Livingstone. — Legt in der Wildniß eine Station an. — Baut ein Haus. — Sucht nach dem großen See. — Eine Wüste mit zahlreichen Heerden wilder Thiere. — Tritt eine gefährliche Expedition an. – Wagen bei Eingeborenen zurückgelassen. — Reisen in schwachen Kanoes. — Jagd auf das Flußpferd. – Schreckliches Abenteuer mit Krokodillen. – Fieberhafte Anstrengungen sich vom Tode zu erretten. — Erschießt eines der Ungethüme. — Von plötzlichem Schrecken befallen. – Sturz in's Wasser und Freudenschrei. — Alte Krokodille mit ungeheuren Rachen. – Aufregendes Abenteuer mit einem Flußpferde. — Merkwürdiger Häuptling. Sümpfe und Flüsse, die Fieber ausathmen. – Ankunft am Ufer des Sambesi. Lästige Fliegen. Prachtvoller Fluß. – Livingstone's 1000 Meilen-Reise mit seiner Familie. — Boshafter Angriff der holländischen Boers. – Livingstone's Haus wird geplündert. — Der Entdecker erreicht die Hauptstadt von Makololo. — Herzlicher Willkomm seitens der Eingeborenen. – Schifft den großen Sambesi-Fluß hinauf. — Attentat auf den König. Architektur von Makololo. – Großer Tanz. — Expeditionen nach dem Westen des Balonda Land. — Besuch bei Shinti. — Wenig Lebensmittel. — Ankunft in Loanda. — Durch Wilde angegriffen. — Auf dem Leeba. — Ankunft in Linyanti.

Nachdem wir eine vollständige Beschreibung der Sitten und Lebensgewohnheiten der Stämme, unter welchen Livingstone Jahre hindurch wirkte, gegeben haben, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und folgen ihm durch sein wechselvolles Geschick. Der Häuptling der Bakwains Sechele, entsagte dem Heidenthum, wurde ein besserer Mann, als er zuvor gewesen war, sandte seine Weiber den Eltern zurück und führte ein in jeder Beziehung solides Leben.

Die holländischen Boers hatten sich bis an sein Land vorgedrängt und zeigten sich gegen Livingstone's Mission sehr feindselig, weßhalb sie die Eingeborenen mit sich wegführten und als Sklaven arbeiten ließen. Sechele und sein Stamm ließen sich in Kolobeng, einem Flusse ungefähr 200 Meilen nördlich von Kuruman, nieder, wo Dr. Livingstone eine Station errichtete.

Mit eigenen Händen baute er ein Haus, da er Schreiner- und Schmiedearbeit, sowie Gärtnerei von Dr. Moffat gelernt hatte. So war er jetzt mit beinahe allen Handwerken vertraut, zuzüglich seiner Kenntnisse als Arzt und Prediger, und da seine Frau Lichter, Seife und Kleider zu machen verstand, so besaßen sie zusammen die Eigenschaften, welche für einen süd-afrikanischen Missionär unentbehrlich sind.

Unter den Herrn welche die Station besuchten, befand sich ein gewisser Oswell, der im Dienste der Ostindischen Compagnie stand. Herr Oswell verdient einen Platz unter den afrikanischen Entdeckern. Als er erfuhr, daß Dr. Livingstone die Kalahara Wüste durchkreuzen wollte, um den großen N'gami See aufzufinden, kam er speciell zu dem Zwecke von

Indien nach Südafrika, um Livingstone zu begleiten. Er brachte noch einen Gefährten Namens Murray mit, der sich erbot sämmtliche Kosten der Führer zu tragen.

Die Kalahara beherbergt, obschon sie Wüste genannt weil sie viel Sand und kein Wasser hat, doch eine Anzahl von Elephanten, Rhinocerossen, Löwen, Hyänen, und anderen wilden Thieren. Dieselben nähren sich von der Unmasse Gras, welches dort wächst, sowie von einer Art Wassermelone und von verschiedenen Wurzeln, wovon ein Species die Größe eines Kinderkopfes hat, und einen Saft ähnlich der Rübe enthält. Namentlich bildet die Wassermelone ein Hauptfutter für die Elephanten und andere wilden Thiere.

Reist nach unbekannten Regionen ab.

Solcher Art war die Wüste, die Livingstone mit seinen Begleitern zu durchschreiten beabsichtigte. Am 1. Juni 1849 setzten sich ihre Wagen in Kolobeng in Bewegung, statt jedoch quer die Wüste zu durchkreuzen, entschlossen sie sich zu einer mehr elliptischen Route, welche sie obschon für länger, doch für sicherer hielten.

Nachdem sie gegen Ende des Monats cr. 300 Meilen zurückgelegt, langten sie an den Ufern des Zouga an, eines großen Flusses, die Ufer bedeckt mit Frucht- und anderen Bäumen, manche von riesiger Höhe, der nördlich gegen den See N'gami zu laufen schien. Sie wurden von den friedlichen Uferbewohnern den Bayeiyes auf das Herzlichste aufgenommen.

Nach einer Reise von zwölf Tagen auf dem Flusse, erreichten sie die w: Bucht des N'gami See's, Obgleich breit, ist dieser außerordentlich seicht und salzhaltig während der Regenzeit. Sie hörten hier vom Tamunacle und anderen großen Flüssen, welche in den See fließen.

Livingstone's Hauptzweck war Sebituane, den großen König der Makololos aufzusuchen, welcher Volksstamm circa 200 Meilen nordwärts liegt. Der Districthäuptling Sechulatebe verweigerte jedoch, ihm Lebensmittel zu verkaufen; auch wollte er ihm nicht gestatten, den Fluß zu überschreiten. Nachdem sie vergeblich versucht hatten, die Wagen auf einem Floß hinüberzusetzen, war er gezwungen seinen Plan aufzugeben. Livingstone hatte selbst, an dem Floß mitgearbeitet, nicht ahnend, daß der Fluß so viele Krokodille beherbergte, sodaß er sich bald an's Land zurückziehen und froh sein mußte, den Rachen der Unthiere entgangen zu sein.

Diese Creaturen sind stets der Fluch der Reisenden und selbst die Eingeborenen fürchten sich entsetzlich vor denselben. Wer in ihren Rachen fällt, ist verloren. Livingstone hat verschiedene Male in Gefahr geschwebt mit den Bestien in zu nahe Berührung zu kommen, worüber er eine lebhafte Beschreibung giebt, die wir folgen lassen:

„Plötzlich änderte sich die Scene. Ich hörte einen Angstschrei von den Eingeborenen, die mit Augen, die aus ihren Höhlen zu springen drohten, ostwärts gegen die Sumpfteiche wiesen.

„Was ist los? fragte ich.“

„Krokodille! Krokodille!“

„Mechanisch wiederholte ich das Wort, mein Herz klopfte hörbar, als ich die schwarzen Massen sah, die sich auf uns zuwälzten.“

Im Kampfe mit den Unthieren.

„Ist es auch sicher,“ fragte ich mit heiserer Stimme, wobei mir der Schweiß von der Stirne rann.“

„Jawohl Herr; es sind ihrer vier.“

Ich führte nur sechs Explosivkugeln bei mir und trotz der furchtbaren Wirkung solcher Geschosse mußte ich mir doch sagen, daß das Krokodill im Wasser nahezu unverwundbar ist, weil nur sein undurchdringlicher Panzer aus dem Wasser hervorragt. Immerhin waren die schrecklichen Thiere noch etwas fern und ich würde sie ohne den feinen Instinkt der Eingeborenen nicht entdeckt haben. Es blieb kein anderer Ausweg, als, koste es was es wolle, die nächste der drei Inseln zu erreichen, wobei wir Sorge tragen—mußten, die bodenlosen Sumpfstellen zu vermeiden.“

Der unglückliche Eingeborene, der für unsere Lage verantwortlich war, führte den Zug, indem er rechts und links mit seinem Speer sondirte. Es ist unmöglich, dies Abenteuer zu beschreiben. Wir wateten durch das Wasser durch Krokodille verfolgt, und wagten den Fuß nicht niederzusetzen, bis wir durch den Führer festen Grund hatten sondiren lassen. Obwohl die Insel merklich näher kam, so kamen auch die unheimlichen Thiere näher und näher, und zwar in beschleunigtem Tempo. Immerhin war noch eine Distanz zwischen uns und den Unthieren, die über die Klippen nicht schwimmen konnten, und laufen ist für Krokodille ein langsamer Prozeß, als plötzlich wie der Blitz der Boden uns unter den Füßen wegsank und wir in einem tiefen Morast waren.

„Ich glaube diesmal, daß wir verloren sind“, sagte ich zum Führer. „O nein“, erwiderte dieser, „lassen Sie den Muth nicht sinken, wir stehen so tief im Wasser, daß uns die Thiere nicht sehen können, und uns vielleicht überhaupt nicht finden. Bedecken wir unsere Köpfe mit diesen Blättern, und legen wir uns flach auf das Wasser.“

Kämpfen für ihr Leben.

Dieser Rath war so augenscheinlich gut, daß wir denselben sofort befolgten. Nachdem wir einige Minuten still gelegen hatten, erhob der Eingeborene das Haupt und lugte vorsichtig nach dem Orte, von wo die Krokodille kamen. Ich sah wie seine Züge sich aufklärten, indem er

Ein todtes Krokodill.

sagte: „sie haben unsere Spur verloren und sich getrennt, um uns zu suchen, und nur eines sieht uns und kommt gerade auf uns zu."

„Dann verliere es keinen Augenblick aus dem Auge. Mit einem Feinde wollen wir den Kampf wagen, und dann haben wir doch Aussicht daß er das Spiel verliert."

Als ich ihn abermals fragte, ob das Unthier noch immer auf mich zusteuere, erwiederte er zustimmend, sodaß es mir klar wurde, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich sei, weshalb ich rasch meine Vorbereitungen traf.

Ich nahm mein Gewehr zur Hand und lud es mit der Sprengkugel.

Nun sagte ich zu dem Führer: „Achte genau auf meine Instruktionen. Das Krokodill wird uns sicher entdecken. Ich werde es auf zehn Schritte herankommen lassen und dann auf es feuern, und zwar auf irgend eine verwundbare Stelle, wie sein Auge oder seinen Bauch. Natürlich mag ich ihn verfehlen, oder die Kugel mag an seinen Panzer abprallen."

Die Augen des Schwarzen rollten vor Schrecken.

„Wohlan denn, Ihr müßt Euch ohne Zögern und ohne Uebereilung hinter mich stellen und mir, falls der erste Schuß fehlen sollte, das zweite Gewehr reichen. Verstanden?"

„Jawohl."

„Kann ich auf Euch rechnen?"

„Bis in den Tod."

„Soweit wollen wir es nicht kommen lassen, aber Euer Muth soll belohnt werden."

Wird von Fieberschauern geschüttelt.

Ich wußte, daß mir der Eingeborene die Wahrheit gesagt hatte, da er mir vollständig ergeben war, seit ich ihm bei einem Kampfe mit einem Gorilla das Leben gerettet hatte, sodaß ich unbedingt auf ihn zählen konnte.

Ich erhob mich nun so gut es anging, und sah das Krokodill langsam näher kommen, bei welchem Anblick es mich vom Scheitel bis zur Sohle kalt durchrieselte. Das Ungethüm schien durchaus nicht zu bemerken, daß es seiner Beute so nahe war. Es war eines der größten Exemplare, die mir je vor Auge gekommen sind. Nun formte ich meinen Angriffsplan. Meinen Führer befahl ich sich links von mir zu stellen, damit der Rauch seines Gewehres mir nicht in's Gesicht blies, dann befahl ich ihm auf das Monster zu feuern, um es, wenn auch nur leicht, zu verwunden.

Da dies bewirken mußte, daß das Thier den Kopf erhob und aufblickte, so hoffte ich dadurch eine bessere Zielscheibe zu erlangen, um ihm die Sprengkugel an einem verwundbaren Körpertheile appliciren zu können.

Ein gewaltiges antediluvianisches Krokodill.

Kaum hatte ich den Befehl ertheilt, als schon des Führers Gewehr krachte, und sah ich Blut aus dem Auge des Ungethüms fließen, welches dann auch seinen Vormarsch sofort einstellte. Kaum konnte ich einen Freudenschrei unterdrücken, als ich aber ein gelbes Stück seines Nackens erblickte, zielte ich sofort dahin und drückte los. Ich hörte einen starken Schlag auf's Wasser an der Stelle, wo das Krokodill lag, gefolgt von lautem Triumphgeschrei der Eingeborenen, und fand dann, daß der Erfolg des Schusses größer war, als ich hoffen durfte.

Wie froh ich war, als ich das feste Land wieder erreichte, brauche ich Keinem zu sagen; ich hatte auch nicht das Herz, den Führer, der mich durch falsche Führung in die Gefahr gebracht, ernstlich zu schelten, nahm mir aber vor, künftig vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Alte Krokodille.

Es ist interessant die Veränderungen, welche die Thiere im Laufe der Jahrtausende durchgemacht haben, zu studiren. So haben wir Fossilien aus der vorsündfluthlichen Zeit, welche zeigen, daß die damaligen Krokodille einen größeren Rachen, schärfere und längere Zähne und einen wilderen Blick hatten, als die jetzigen. Auf der beistehenden Abbildung ist ein solches prähistorisches Ungethüm möglichst getreu reproduzirt.

Um nun zu Livingstone zurückzukehren, so war jetzt die Saison weit vorgerückt, weshalb er sich nach Kolobeng zurückzukehren entschloß. Sein Gefährte Oswell erbot sich bereitwilligst, nach der Capstadt zu reisen, und dort ein Boot zimmern zu lassen, welches für die nächste Expedition auf dem Flusse Verwendung finden sollte.

Sechele, der christliche Häuptling der Backwains unterstützte ihn in seinem Bestreben, Sebituane aufzusuchen, und bot seine Dienste an. So trat denn Livingstone in Begleitung dieses Führers, mit Frau Livingstone und ihren 3 Kindern im April 1850 eine neue Entdeckungstour an, wobei er einen mehr östlichen Kurs einschlug. Er erreichte abermals den See, da jedoch die Mehrzahl seiner Begleiter vom Fieber ergriffen war, so konnte er seinen Plan, Sebituane zu besuchen, nicht zur Ausführung bringen. Hier erfuhr er auch den Tod eines jungen Künstlers, Rider, der kurz vorher den See aufgesucht hatte, um Skizzen desselben aufzunehmen. Von der königlichen geographischen Gesellschaft in London wurde um diese Zeit Livingstone die Hälfte des großen Preises, der für epochemachende Entdeckungen ausgesetzt war, zuerkannt.

Die Jagd auf Flußpferde.

Die an den Flüssen, welche sich in den N'gami See ergießen, wohnenden Eingeborenen sind berühmt wegen der Geschicklichkeit, die sie bei der Jagd auf Flußpferde bekunden. Schweigend nähern sie sich in ihren leichten Kanoes und stoßen dann ihre scharfen, mit Widerhacken versehenen

Speere in den Rücken des Ungeheuers, welches dann in den Fluß springt und Boot und Mannschaft mit sich fortreißt. Dies dauert so lange bis das Thier erschöpft ist, worauf dann andere Boote hinzueilen und man dem Monster mit Speeren den Garaus macht.

Es kommt jedoch häufig vor, daß das Flußpferd sich gegen seine Angreifer wendet, das Kanoe in Stücke beißt und dann die Hälfte in seinem gewaltigen Rachen festhält. Die Jäger versuchen dann gewöhnlich das Boot in flaches Wasser zu bringen, worauf sie dasselbe an einen am Ufer stehenden Baum befestigen und dann das Monster mit Speeren tödten.

Herr Oswell kam zu spät vom Kap zurück, um sich an der neuen Expedition von Livingstone betheiligen zu können und vergnügte sich deshalb mit der Jagd auf Elephanten, worauf er liberaler Weise das gewonnene Elfenbein Herrn Livingstone überließ.

Die dritte Expedition wurde im Frühjahr 1851 unternommen; derselben schloß sich Oswell an, ebenso Frau Livingstone mit ihren Kindern.

Die Reise ging erst nördlich, dann nordöstlich durch eine mit Baobab-Bäumen bestreute Ebene mit massenhaften Bäumen, worauf ein trockener öder Landstrich folgte. Hier ging ihnen der Wasservorrath auf die Neige, sodaß man große Sorge um die Kinder hatte, die schwer an Durst zu leiden hatten. Endlich kam ein kleiner Fluß, Mababe, in Sicht, der in einen großen Sumpf mündete, welchen unsere Reisenden durchschreiten mußten. Während der Nacht kamen sie in einen Distrikt, wo die berüchtigte Tsetse Fliege heimisch war, deren Stich für Ochsen und Pferde tödtlich ist.

Sie erreichten dann Chobe, einen breiten Fluß, der sich in den Sambesi ergießt. Nachdem er sein einheimisches Gefolge auf einer Insel im Flusse zurückgelassen, schiffte sich Livingstone mit Frau und Kindern sowie Oswell auf einem Kanoe ein, bis er 20 Meilen flußabwärts an eine Insel kam, auf welcher Sebituane residirte.

Der Häuptling war sehr erfreut über das Zutrauen, welches Livingstone in ihn setzte, indem er Frau und Kinder mitbrachte und versprach, sie durch sein Gebiet zu führen, damit sie sich einen gesunden Platz für eine Missionsstation aussuchen könnten. Er hatte beinahe sein ganzes Leben mit Kriegszügen ausgefüllt und sich zuletzt in fester Position hinter den Chobe und Leeambye-Flüssen niedergelassen. Hier herrschte er über zahlreiche Unterthanen und hatte größere Viehheerden als irgend ein anderer afrikanischer Fürst.

Die Flüsse und Sümpfe des Landes verursachten jedoch allerlei Fieber, durch welche das Volk dezimirt wurde. Längst hatte er gewünscht, mit Europäern bekannt zu werden, weshalb er jetzt, da dieser Wunsch sich

realisiren sollte, Livingstone in jeder Weise unterstützte. Unglücklicher Weise wurde dieser energische Häuptling kurz nach Livingstone's Ankunft von einer Lungenentzündung heimgesucht, die ihren Ursprung in einer alten Wunde hatte. Nachdem er noch einer Predigt, die Livingstone über das Evangelium Jesu Christi hielt, beigewohnt, hauchte er kurz nachher seinen Geist aus.

Doctor Livingstone versichert, daß dieser Häuptling die beste Species seiner Art war, die er in Afrika angetroffen hatte. Seine Anhänger drückten den Wunsch aus, die Engländer möchten die Wohlthaten, die sie dem verstorbenen Häuptling zugedacht, auf dessen Kinder übertragen.

Angriff auf ein wildes Flußpferd.

In Folge der Verwüstungen, welche die Stechfliege unter seinem Viehstande anrichtete, sowie der sich zeigenden Malaria war Livingstone genöthigt, seinen Plan, mit seiner früheren Gemeinde nach hier überzusiedeln, aufzugeben. Er sah aber doch klar ein, daß diese Gegend der Schlüssel von Süd- und Central Afrika war.

Der prächtige Fluß, an dem er nun stand, fließt hunderte von Meilen dem indischen Oceane zu, eine mächtige Wasserader, welche den Lebensnerv der an diesem Flusse wohnenden Eingeborenen bildet.

Er entschloß sich deßhalb, Frau und Kinder für einige Jahre nach England zu senden, selbst aber hier zu bleiben und den armen Eingeborenen das Evangelium christlicher Liebe zu verkündigen.

So kehrte er denn nach Kolobeng zurück und brachte von da seine Frau und Kinder nach der Kapstadt, eine Entfernung von 1000 Meilen. Nach-

dem er seine Familie auf ein nach England segelndes Schiff gebracht, ging er im Juni 1852 wieder nordwärts.

Des Entdeckers Haus ausgeraubt.

Nachdem er Kuruman erreicht, wurde er durch den Bruch einer Wagenachse dort aufgehalten. Während dieser Zeit wurden seine Freunde durch die holländischen Boers angegriffen, die eine große Zahl derselben in die Sklaverei schleppten, wobei sie als Vorwand anführten, daß Sechele zu übermüthig geworden sei, in Wirklichkeit jedoch, weil sie sich darüber ärgerten, daß er den englischen Händlern den Eintritt in sein Territorium gestattet hatte. Die Boers plünderten auch Livingstone's Haus und führten seine Wagen, sowie die eines bei ihm weilenden Händlers mit fort. Es wurde ihm dadurch schwierig, Führer und Gefährt für seine Expedition nach dem Nordwesten zu finden. Der arme Sechele reiste nach der Kapstadt, um, wie er sagte, seine Beschwerden der Königin von England vorzulegen, kehrte aber unverrichteter Sache zurück und beschäftigte sich fortan nur mit der Bekehrung seiner Unterthanen. Livingstone kreuzte nunmehr die Wüste nach Linyanti, der Hauptstadt der Makololos, wo er den Häuptling Sebituane 1851 besucht hatte. Die ganze Bevölkerung, gegen 7000 Menschen, kam ihm entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Er erfuhr, daß die Prinzessin zu Gunsten ihres Bruders Sekeletu abgedankt hatte, welch' Letzterer ihn sehr herzlich empfing. Der junge König rief aus: „Jetzt habe ich einen anderen Vater an Stelle von Sebituane." Das Volk theilte seine Gefühle, da es glaubte, der Aufenthalt des Missionärs würde ihm manche wichtige Vortheile bringen, obschon ihm der eigentliche Charakter dieser Segnungen vollständig unbekannt war.

Bald nachher wurde Livingstone vom Fieber heimgesucht, worauf seine Wirthe ein Interesse an den Tag legten, welches ehrend war, und ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen. Seine eigene Medizin, Chinin und ein nasses Hemd, waren aber erfolgreicher als die Rauch- und Dampfbäder, welche die Eingeborenen anzuwenden pflegten.

Es erscheint am Platze, hier die Lage von Linyanti hervorzuheben, da Livingstone von hier aus seine Expedition nach Loanda machte, und nach seiner Rückkehr von dort den abenteuerlichen Zug nach der Westküste unternahm, der zu solch' großartigen Entdeckungen führte.

Eine bunte Gesellschaft.

Vom Fieber genesen machte sich Livingstone, begleitet von Sekeletu und einem Gefolge von 160 Mann, meistens jungen Leuten, auf den Weg nach Sesheke. Die Gegend war anfänglich ganz flach, mit nur ganz kleinen Hügeln. Auch gab es zahlreiche Hügel, das Werk von Ameisen, die wirkliche gigantische Bauten sind und oft die volle Höhe wilder Dattelbäume erreichen.

Verzweifelter Kampf mit wilden Bestien.

Großer Baobab-Baum in Afrika.

Die Reisegesellschaft bot einen pittoresken Anblick, wie so die Eingeborenen, mit ihren Straußfedern geschmückt, in bunten Schlangenwindungen einhermarschirten. Einige trugen rothe Jacken oder verschieden gefärbte Stoffe, das Haupt geschmückt mit den weißen Enden der Ochsenschwänze, oder mit Mützen aus Löwenmähnen. Die Vornehmeren trugen einen kurzen Stock von Rhinoceroshorn in der Hand; die Diener trugen ihnen die Schilder nach, während die Lastträger das Gepäck schleppten, und die Streitaxtmänner, die Schilder auf dem Arme, als Boten benutzt wurden und häufig große Märsche zu machen hatten.

Die Makololos besitzen zahlreiche Heerden, und da der Häuptling sein Gefolge zu ernähren hat, so gab er entweder seine eigenen Ochsen dazu her, oder empfing dieselben als Tribut von den Dorfhäuptlingen, deren Distrikt er berührte.

Nachdem das Dorf Katonga an den Ufern des Leeambye erreicht war, wurde eine Zeitlang gerastet, um Kanoes zusammenzubringen. Während dieser Ruhepause besuchte Livingstone die Gegend nördlich des Dorfes, woselbst er enorme Heerden von Büffeln, Zebras, Antilopen, Elenthieren und anderes Wild entdeckte. Eine Jagdgesellschaft, welche er hier anstellte, brachte enorme Beute und Ueberfluß von Lebensmitteln.

Endlich war eine genügende Anzahl Kanoes zusammen, worauf mit dem Aufstieg des Flusses begonnen wurde. Sein eigenes Boot hatte 6 Ruderer, während das des Chefs 10 führte. Sie ruderten stehend und hielten mit Pünktlichkeit den Takt. Da die Kanoes flachen Boden hatten, so konnten sie auch bei sehr niedrigem Wasserstande fahren. Die ganze Flotte bestand aus 33 Kanoes und 169 Mann Bemannung.

Ein Mann über Bord.

Wenige der Makololos können schwimmen, und als ein Kanoe kenterte, fiel ein alter Doctor in's Wasser und ertrank, während die übrigen Insassen gerettet wurden. An beiden Ufern des Flusses befinden sich zahlreiche Dörfer, deren Bewohner erfahrene Jäger auf Flußpferde sind, dabei ausgezeichnete Ruderer. Sie fabriziren hölzerne Mulden mit hübschen Handgriffen, dabei zeigen sie viel Geschmack bei Verfertigung geschnitzter Holzstühle. Einige verfertigen hübsche Körbe, andere Erden- und Eisenwaaren. Bei ihrer Ankunft in der Stadt des Vaters von Mpepe, der seinen Sohn zur Rebellion verführt hatte, wurden zwei der Haupträdelsführer herbeigeführt und im Flusse ertränkt.

Naliele ist die Hauptstadt der Barotse, eines Stammes, der den Distrikt bewohnt, wo sich unsere Expedition jetzt befand. Die Stadt ist auf einem künstlichen Hügel gebaut, um dadurch vor Ueberschwemmung gesichert zu sein.

Wunderliche Hügel, von den Kriegsameisen erbaut.

Da er keine Spur europäischer Namen unter ihnen fand, schloß Livingstone, daß er der erste Europäer war, der seinen Fuß in diese Stadt gesetzt. Es wurden dann auch eine Menge von Kindern nach seinem eigenen Sohne benannt, andere erhielten Namen wie Pferd, Gewehr, Wagen etc.

Brüllende Löwen.

Hier sah Livingstone auch wieder viel Wild. Eines Abends passirten 81 Büffel in langsamer Prozession vor den Lagerfeuern der Reisenden vorbei und Heerden prächtiger Elenthiere standen auf 200 Schritte Entfernung, ohne Zeichen von Furcht zu zeigen. Auch Löwen zeigten sich in der Nähe und brüllten die Thiere an. Als die Expedition eines Nachts auf einer sehr großen Sandbank gelagert war, kam ein Löwe an das andere Ufer und amüsirte sich mehrere Stunden, indem er aus Leibeskräften brüllte. Der Fluß war zu breit, als daß ihn eine Kugel hätte erreichen können, und so trabte der Löwe ab, ohne Strafe für seine Unverschämtheit empfangen zu haben. Livingstone sah einst zwei Löwen von der Größe ausgewachsener Esel, wobei die bis zur Erde herabhängenden Mähnen sie noch größer erscheinen ließen.

Löwen haben die Gewohnheit, dem Rindvieh nachzustellen, sodaß die Eingeborenen alles Mögliche aufbieten müssen, um einen Einbruch des Räubers in ihre Heerden zu verhüten. Die Stärke des Löwen ist so groß, daß er mit Leichtigkeit Rinder, die schwerer sind, als er selbst, in seinem Rachen davonschleppt.

Livingstone besuchte auf seiner Tour auch die Stadt der Mutter von Sekeletu, woselbst er mit allen Zeichen der Freude und Hochachtung empfangen wurde. Ein großes Tanzfest wurde arrangirt, wobei sich die Männer mit Speeren und Streitäxten bewaffnet im Kreise drehten und dabei aus voller Kehle schrieen. Mit Händen und Kopf wurden die absonderlichsten Wendungen gemacht, das Brüllen aber auch nicht vergessen, während der Staub in dichten Wolken in die Luft stieg.

Wilde Männer des Urwaldes.

Indem sie auf dem Strome rasch weiter reisten, kamen sie nach Linyanti. Während seiner jetzt neunwöchentlichen Tour war Livingstone mit dem Heidenthume in engere Berührung gekommen, als je zuvor, und obgleich alle bis zum Häuptling hinauf sich in Aufmerksamkeiten gegen ihn erschöpften, war doch das Schreien, Singen, Zanken, sowie die grausamen Sitten der Eingeborenen außerordentlich peinlich für den christlichen Missionär.

Der Chef sowohl als seine Rathgeber waren darin einig, daß der Zweck der Livingstone'schen Expedition ein sehr guter und es deßhalb geboten sei, ihm in jeder Beziehung hülfreich zur Hand zu gehen. Eine Truppe von

Riesiger Afrikanischer Löwe, seine Beute ergreifend.

28 Mann wurde ausgewählt, ihn auf Befehl des Chefs zu begleiten, und war es dessen eifrigster Wunsch, freie und vortheilhafte Handelsverbindungen mit den Weißen anzuknüpfen, ein Wunsch, den Livingstone theilte, weil er überzeugt war, daß sie durch engere Verbindung mit den Weißen allmählig bessere und civilisirtere Menschen werden müßten.

Drei Mann, die er von Kuruman mitgebracht hatte, schickte er mit Fleming, einem Händler, der seinem Zuge gefolgt war, zurück, da sie heftig am Fieber erkrankt waren. Seine neuen Mannschaften nannte er Sambesis, darunter befanden sich nur zwei Makololos, während der Rest aus Barotses, Batokas und anderen Stämmen bestand. Seinen Wagen und die noch übrigen Waaren übergab er der Obhut der Makololos, welche alle Sachen in ihren Hütten unterbrachten. Er nahm nur eine Büchse und ein doppelläufiges glattes Gewehr für sich selbst mit und gab seinen Leuten drei Musketen, in der Hoffnung, auf diese Weise Wildpret für den Unterhalt der Truppe zu bekommen.

In dem Wunsche ferner, seine Begleitung vor dem Tragen schwerer Lasten zu bewahren, nahm er für seinen eigenen Unterhalt nur etwas Zwieback, ein Pfund Thee, Zucker, ungefähr zwanzig Pfund Kaffee, einen kleinen Blechtornister mit etwas Wäsche, Beinkleidern und Schuhen mit, einen zweiten mit Arzneimitteln und einen dritten mit Büchern, während in einem vierten die Laterna magica verpackt wurde. Seine Munition wurde in einzelnen Theilen auf das ganze Gepäck vertheilt, damit, wenn etwas von demselben verloren gehen sollte, wenigstens der Rest in Sicherheit wäre. Seine Feldausrüstung bestand in einem Zigeunerzelt, einem Mantel von Schaafsfellen und einer Roßhaar-Matraze als Bett, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß die Hauptkunst, eine Reise mit Erfolg durchzuführen, darin besteht, so wenig als möglich Gepäck mitzunehmen. Sein Sextant, die Wasserwaage, Thermometer und Compasse wurden apart transportirt.

Obschon er sich in jeder Beziehung einschränkte, fand Livingstone doch, daß er mehr Gepäck bei sich führte, als er bequemer Weise durch die afrikanischen Dickichte und Urwälder transportiren konnte. In civilisirten Gegenden pflegen manche Leute nicht nur alles, was sie brauchen, sondern noch mehr als das, mit auf Reisen zu nehmen, von unserem großen Entdecker kann dies allerdings in keiner Weise behauptet werden. Sein Medizinkasten war natürlich sein ständiger Begleiter; wie wir weiter sehen werden, wurde ihm eines Tages dieser Kasten gestohlen, wodurch die Expedition ganz ohne Medizin war. Häufig mußte er erhebliche Stücke seiner Bagage für Nahrungsmittel mit den Eingeborenen austauschen oder auch als Tribut an unfreundliche Stämme erlegen. Dies zählte mit zu

Tanzfest zu Ehren eines Königs.

den unangenehmsten Erfahrungen und Enttäuschungen, welche der große Entdecker zu erdulden hatte.

Man muß aus dem Vorstehenden bereits die Ueberzeugung erlangt haben, daß Livingstone stets bereit war, das Schicksal seiner Gefährten zu theilen. Er beanspruchte für sich nicht mehr und nichts besseres, als er Jedem von ihnen zuzugestehen bereit war. Schliefen sie auf dem Erdboden, so that er ein Gleiches, durchwateten sie Flüsse, so ging er so tief in's Wasser als sie, hatten sie schlechte oder gar ungesunde Lebensmittel, so theilte er die letzte Kruste Brod mit ihnen. Durch diese Selbstaufopferung und seine noble Natur, erwarb er sich die Sympathien, wie die Achtung seines Gefolges, wie dies überhaupt das große Geheimniß seiner glänzenden Erfolge im schwarzen Erdtheil bildete.

Kapitel VI.

Seltsame Plätze und Leute.

Gefahren der Flußschifffahrt. — Prachtvolle Waldungen. — Geschicktes Fahren der Canoes durch die Eingeborenen. — Schöne Scenerien. — Hübsche Blumen und wilder Honig. — Häuptlinge, die sich die Haut mit Fett und rothem Ocker beschmieren. — Pompöser Häuptling. — Merkwürdiges Piano. — Portugiesische Händler. Warmer Empfang für die Entdecker. — Häuser werden abgedeckt, um die Reisenden zu beherbergen. — Ein Häuptling, der seine Unterthanen tödtet, um sich zu amüsiren. — Sonderbare Sitten bei Schließung von Freundschaft. — Wahrsagerinnen, die Geld haben wollen. — Livingstone leidet am Fieber. — Wilder Angriff auf die Expedition. — Amulets und Zaubermittel gegen Fieber. — Ein schwarzer Corporal als Führer. — Eine schöne Gegend geht zu Grunde. — Große Rinderheerden. — Ein Schmuckgarten. — Die Eingeborenen werden durch seltsame Visionen aufgeregt. — Großmüthige Gaben von Theerjacken. — Eine Stadt von großer Anziehungskraft. — Der unwiderstehliche Esel. — Glaube an böse Geister. — Auffallende Haarfrisuren. — Hübsche Jagd mit Gewehren. — Die Expedition reist auf schmalen Canoes. — Livingstone wird von einem Büffel angegriffen. — Lärmender Empfang für die Entdecker. — Heerden von Elephanten.

Am 11. November 1853 schiffte sich Livingstone, von dem Häuptlinge und den angesehensten Leuten des Stammes, bis zum Landungsplatze begleitet, auf dem Chobe ein. Die Hauptgefahr für die Schiffer auf diesem Strome bilden die männlichen, nicht gepaarten Flußpferde, die von ihrer Heerde vertrieben worden und deshalb sehr aufgeregt und jeder Zeit geneigt sind, die Canoes umzuwerfen. Eines dieser Menschenhasser griff einige Leute der Expedition an und rannte mit großer Schnelligkeit noch eine Strecke am Ufer hinter ihnen her. Die Flußufer waren mit Akazien und Immergrün-Bäumen bestanden, aus welch' letzteren, ein angenehm säuerliches Getränk destillirt wird. Den Chobe verlassend, segelten sie in den Leeambye, den sie in langsamem Tempo hinauffuhren, da sie in verschiedenen Dörfern noch Lebensmittel nehmen mußten. Verschiedene Arten wilder Früchte, wurden ihnen unterwegs angeboten. Die Ruderer arbeiteten ausgezeichnet, waren stets gut aufgelegt und sprangen über Bord, sobald sich irgend welche Gefahr zeigte. Vögel, Fische, Iguanas und Flußpferde waren im Ueberfluß vorhanden, und man konnte sagen, der ganze Fluß war mit lebenden Wesen angefüllt.

Am 30. November wurden die Gonye Fälle erreicht. Da lange kein Regen gefallen war, so war die Hitze kaum erträglich. Gewöhnlich standen die Leute mit Morgengrauen (ungefähr 5 Uhr) auf, worauf Kaffee getrunken und dann weiter gefahren wurde. Die Barotse, ein Stamm von Schiffern, handhabten ihre Canoes außerordentlich geschickt. Gegen 11 Uhr wurde gewöhnlich angehalten und Frühstück eingenommen. Nach

einer Stunde Rast wurde weiter gefahren, Livingstone mit einem Schirm über dem Haupte. Zuweilen erreichten sie eine Landungsstelle, um zwei Uhr vor Sonnenuntergang. Abermals wurde Kaffee servirt, dazu rohes Maismehlbrod gemacht, wenn nicht gerade ein Ochse geschlachtet wurde, in welchem Falle ein großer Topf mit Fleisch gekocht wurde. Die Canoes wurden über die Fälle getragen. Hier wie überall stellte der Doktor seine Zauberlaterne aus, zum großen Gaudium der Anwesenden.

Schöne Scenerie.

Man kann sich keinen lieblicheren Anblick vorstellen, als diese Wasserfälle, deren Erhabenheit jeder Beschreibung spottet.

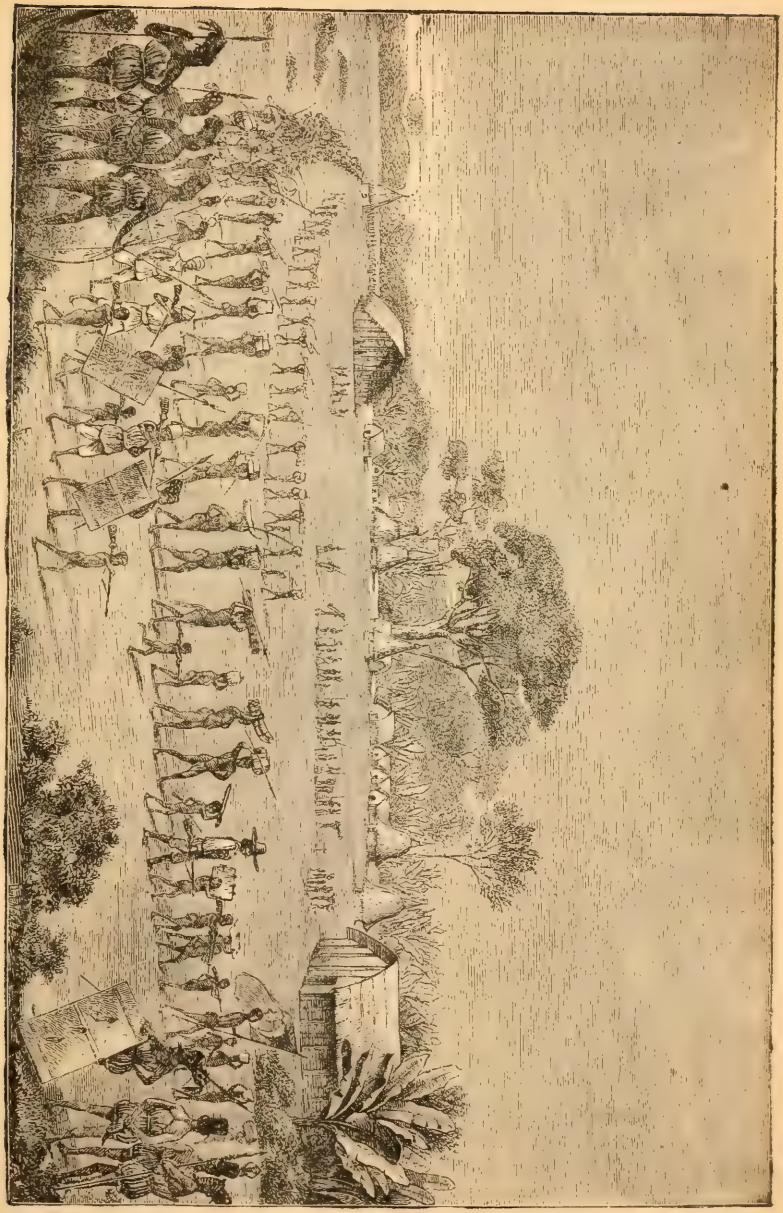
Hier war Livingstone in der Lage einen drohenden Kampf zwischen den Bewohnern zweier Dörfer abzuwenden. Verschiedene Freiwillige boten ihm ihre Begleitung an, er lehnte sie jedoch ab, und hielt sich an die Befehle von Sekeletu, und nahm nur die von diesem bestimmten Begleiter mit. Sie wurden in allen Dörfern mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, und mit mehr Ochsen, Milch und Mehl beschenkt, als sie mitführen konnten. Nach Eintritt in den Leeambye fuhr Livingstone mit einem Kanoe den Fluß hinauf, während seine Ochsen und ein Theil seiner Männer die Reise auf dem Landwege fortsetzten.

Reichlicher Regen hatte der Flur ihren schönsten Schmuck verliehen. Blumen aller Sorten sproßten allerorten aus der Erde, viele der Waldbäume hatten palmenartige Blätter, während überall in den feuchten Niederungen prächtige Farnkräuter zu sehen waren. In den Morgenstunden erklang der Wald mit Vogelgesang, und über dem Grase schwärmten die Insekten.

Nachdem er den Leeambye verlassen, fuhr er auf dem Leeba weiter. Schöne Blumen und ein Uebermaaß von Honig wurde an seinen Ufern gefunden, dabei sah man auf den Sandbänken zahlreiche junge Krokodille mit ihren Eltern sich sonnen.

Man hatte jetzt die Balonda Gegend erreicht, und erhielt einen Besuch von der Frau eines Häuptlings, einer großen Frau, die Kleider mit Schmuckſachen verziert und den Körper, zum Schutz gegen das Wetter, über und über mit Fett beschmiert. Sie lud Livingstone ein, ihren Oheim Shinti zu besuchen. Unter heftigem Regen setzte sich die Expedition in Bewegung, was aber die Dame nicht verhinderte, festen Schritts vorwärts zu eilen. Der Doktor fragte sie, weßhalb sie während des Regens keinen Mantel anziehe, es schien ihr aber nicht passend zu sein, da sich als ein Häuptling zeigen mußte.

In Bewunderung ihrer Marschfertigkeit, riefen die Männer von Zeit zu Zeit aus: „Manenko ist ein Soldat.“ Einige von ihren Folglingen



Die Expedition auf dem Marsche.

führten aus Rohr gefertigte Schilder, die viereckig, fünf Fuß lang und drei breit waren.

Hiermit sowie mit breiten Schwertern und Köchern mit eisengespitzten Pfeilen bewaffnet, sahen sie wild genug aus, sind aber in Wirklichkeit ob ihrer Tapferkeit nicht sonderlich berühmt.

Ein pomphafter Häuptling.

Wie freute sich der Doktor, als die Dame endlich am Stromufer Halt machte, und Vorbereitungen für das Nachtquartier getroffen wurden. Nachdem sie die Gesellschaft mehrere Tage bei sich behalten hatte, begleitete sie dieselbe nach Shinti's Stadt. Der Audienzplatz dieses Häuptlings war hübsch mit zwei Bananenbäumen verziert, unter welchen er auf einem mit Leopardenfellen belegtem Throne saß. Er trug ein buntes Hemd und eine gelbe Jacke, die mit zahlreichen Verzierungen geschmückt war, während er eine Krone von Glasperlen mit Gänsefedern auf dem Haupte trug. Zu seiner Seite saßen drei Knaben mit Köchern, die, mit Pfeilen gefüllt, über ihren Schultern hingen.

Livingstone setzte sich unter den Schatten eines Baumes, der dem des Häuptlings gegenüberstand, während der Sprecher der Gesellschaft auf- und abgehend eine Schilderung Livingstone's und seiner Verbindung mit den Makololos gab. Hinter dem Häuptling saßen hundert Weiber, während seine Gattin ihm gegenüber saß. Während der Zwischenpausen stimmten die Frauen ein dumpfes Trauerlied an.

Eigenthümliches Piano.

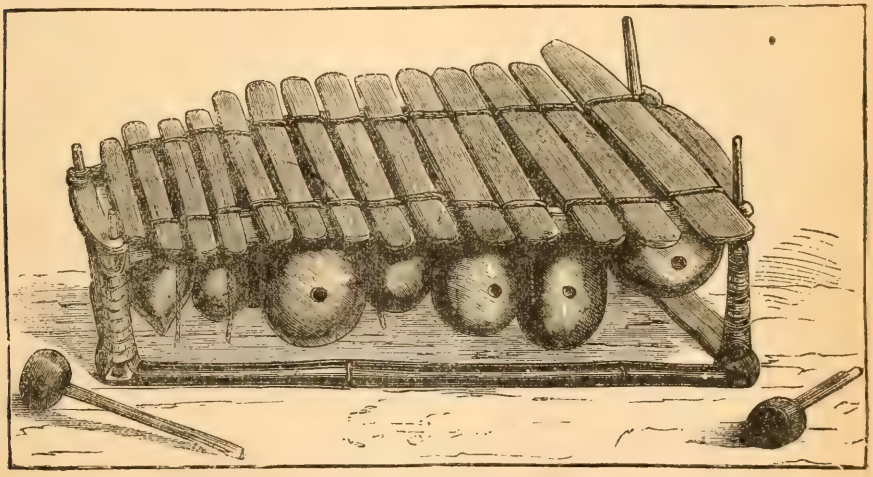
Die Gesellschaft wurde alsdann durch eine Bande Musikanten unterhalten, welche aus drei Trommlern und vier Marimba-Spielern bestand. Die Marimba, welche die Leser nebenstehend abgebildet finden, ist eine Art rohen Pianos. Sie besteht aus zwei Holzbalken, welche Seite bei Seite gelegt werden. Quer über dieselben sind 15 hölzerne Stäbe von je 2—3 Zoll Breite und 18 Zoll Länge befestigt, wobei sich die Dicke nach der Tiefe der erforderten Note richtet. Die Stäbe werden mit kleinen Holzstäben oder Hämmern geschlagen und bringen damit die erforderlichen Töne hervor. Die Portugiesen haben die Marimba nachgeahmt und benutzen dieselbe bei ihren Tänzen in Angola.

Die Weiber werden in diesem Lande mit größerer Achtung behandelt, als in anderen afrikanischen Gegenden. Leider kamen, während Livingstone bei Shinti war, einige portugiesische Sklavenhändler aus Mambari dorthin, und wurden während dieser Zeit mehrere Kinder gestohlen, offenbar, um an die Händler verkauft zu werden.

Am Tage vor Livingstone's Abreise besuchte ihn Shinti und schenkte ihm als Beweis seiner Freundschaft eine Muschel, welche von den Eingeborenen sehr hoch geschätzt wird. „Erkenne darin den Beweis meiner Zu-

neigung," sagte er. Diese Muscheln werden als Auszeichnung (Orden) getragen und sehr hoch geschätzt, sodaß man für zwei derselben einen Sklaven und für fünf einen Elephantenzahn im Werthe von 50 Dollars kaufen kann. Der alte Häuptling gab ihm einen Führer Intemese mit, der ihn in das Gebiet des nächsten Chefs, Katema, führen sollte. Auch gab er ihm eine Menge Lebensmittel und wünschte ihm glückliche Reise. Livingstone's Abreise fand am 26. Januar statt, wobei ihm Shinti acht Mann zum Tragen des Gepäcks mitgab. Er hatte nun das Kanoe zu verlassen und auf Ochsen weiter zu reiten.

Die Aufnahme im Norden war wieder eine recht freundliche und wurde er von den Dorfbewohnern wiederholt mit Lebensmitteln beschenkt. Sie zeigten mehr Begehr nach englischen Baumwollwaaren, als nach Perlen und



Die Marimba oder afrikanisches Piano.

anderen Schmucksachen. Sobald sie in einem Dorfe angekommen waren, hoben die Eingeborenen einige von den Dächern ihrer Häuser ab und brachten sie auf das Feld, um den Reisenden die Mühe, Zelte aufzuschlagen, zu ersparen. Bei der Abreise wurde ausdrücklich jede Vergütung abgelehnt.

Es folgte eine heftige Regenperiode, in welcher der Doctor und seine Genossen wiederholt bis auf die Haut durchnäßt wurden.

Die Balondas schienen einigermaßen Begriff von der Existenz der Seele zu haben, dabei haben sie übrigens recht eigenthümliche Gewohnheiten. Wollen zwei Freundschaft schließen, so wird dies Bündniß gewissermaßen cementirt. Sie setzen sich einander gegenüber und drücken sich die Hände, wobei Jeder einen Krug Bier neben sich stehen hat. Dann machen sie Einschnitte in ihre gefalteten Hände, die Magengruben, Stirn und rechte

Wangen. Alsdann wird die Spitze eines Grashalmes an die Einschnitte gedrückt und endlich wäscht jeder Mann seine Wunden in seinem Bierkruge aus; sie wechseln dann die Krüge und trinken den Inhalt aus, sodaß jeder das Blut des Anderen getrunken hat. Sie betrachten sich dadurch als Blutsverwandte und sind verpflichtet, sich in allen Lebenslagen zu unterstützen. Die Balondas waren übrigens sehr überrascht über die bei den Makololo bestehenden freisinnigen Einrichtungen.

Allerlei Listen um Geld zu erpressen.

Die Reisenden besuchten alsdann Katema, den Häuptling des Distrikts, der sie in einem braunen Galarock mit einem Helm von Glasperlen und Federn auf dem Haupte empfing, während er in der Hand eine Anzahl zusammengebundener Gnu-Schwänze hielt. Auch er gab ihnen einige Gepäckträger mit. Das Regenwetter hielt an und hatte der Doktor in Folge des Schlafens auf nasser Erde viel zu leiden. Als er den Breitegrad von Loanda erreicht hatte, richtete Livingstone seinen Kurs westlich. Am 4. März kam er an der Außengränze von Chiboque an.

Jemehr er sich den civilisirten Niederlassungen näherte, desto mehr fand er die Sitten der Eingeborenen verschlechtert; man stellte ihm allerlei Fallen, um ihn zurückzuhalten und Tribut von ihm zu erheben, ebenso versuchten ihn die Führer in jeder Weise zu prellen. Selbst seine Makololo-Leute gaben dem Bedauern darüber, daß ein solch' schönes Land so wenig cultivirt sei und so wenige Viehheerden besitze, lebhaft Ausdruck.

Livingstone war hier gezwungen, einen seiner Reitochsen gegen Lebensmittel umzutauschen, da sonst nichts zu erlangen war. Die Chiboque's kamen in großer Zahl zu ihm, ihr Häuptling verlangte jedoch Tribut, und einer von ihnen wollte Livingstone thätlich angreifen, wich jedoch zurück, als ihm der Lauf des Gewehres vorgehalten wurde. Endlich willigte der Häuptling und seine Räthe ein, sich zu setzen. Die Makololos umringten sie dann und bekamen sie nun leicht in ihre Gewalt. Zum Ueberfluß brach in Livingstone's Lager eine Meuterei wegen Mangels an Lebensmitteln aus, welche der Doctor jedoch durch sein Auftreten mit einem Doppelpistol rasch im Keime erstickte, sodaß sich dies nie wiederholte.

Aehnliche Versuche um den Durchmarsch durch ihre Gebiete erkaufen zu lassen, wurden von verschiedenen Häuptlingen gemacht, wobei die treuen Makololos ihre Perlen und Hemden einbüßten. Der feigste dieser Räuber hieß Joaga Panza, dessen Söhne ihn, nachdem sie ihren Lohn als Führer erhalten hatten, verließen. Während dieser ganzen Zeit war Livingstone fortwährend von Fieber geplagt, was ihn sehr schwächte, sodaß er kaum auf seinem Ochsen sitzen konnte.

Am 4. April erreichten sie die Ufer des Quango, der hier 150 Yards breit ist. Der Häuptling des Distrikts, der sein Haar in komischer

Form trug, befahl, als ihm der geforderte Tribut verweigert wurde, seinen Leuten, die Expedition nicht über den Fluß zu setzen, ja er ließ sogar auf die Gesellschaft feuern. In diesem kritischen Momente kam ein Mischling (Halbportugiese) Cypriano di Abreu, ein Milizsergeant, an, engagirte andere Bootleute und brachte die Expedition an das andere Ufer, welches zu dem portugiesischen Gebiete der Bangalas gehörte. Dieselben hatten kurz vorher rebellirt, weshalb Truppen bei ihnen einquartirt wurden, welche Cypriano kommandirte. Am folgenden Morgen servirte dieser seinen Gästen ein opulentes Frühstück und bewirthete die Makololos mit Kürbis und Mais; auch gab er ihnen Reismehl zu ihrer Reise nach Kasenge mit, ohne irgend welche Zahlung zu verlangen.

Galloppirende afrikanische Gnus.

Die Weiterreise nach Kasenge nahm vierzehn Tage in Anspruch; es ist ein kleines Städtchen, welches von 40 portugiesischen Händlern und deren Dienern bewohnt ist. Obgleich Livingstone ihnen offen sagte, er sei evangelischer Geistlicher, behandelten ihn doch die Portugiesen mit der größten Aufmerksamkeit und gaben ihm Empfehlungsbriefe an ihre Freunde in Loanda mit.

Er wurde durch einen Milizkorporal eskortirt, der durch Sklaven in einer Sänfte getragen wurde. Dieser konnte lesen und schreiben und war durchweg reinlich, sowie rücksichtsvoll gegen die Sklaven, indem er

den größten Theil des Weges zu Fuße zurücklegte, und nur in die Sänfte sich legte, wenn man sich einem Dorfe näherte, wo er glaubte seine Würde wahren zu müssen. Im Uebrigen hatte er alle Laster afrikanischer Führer und betrog seine Auftraggeber nach Möglichkeit.

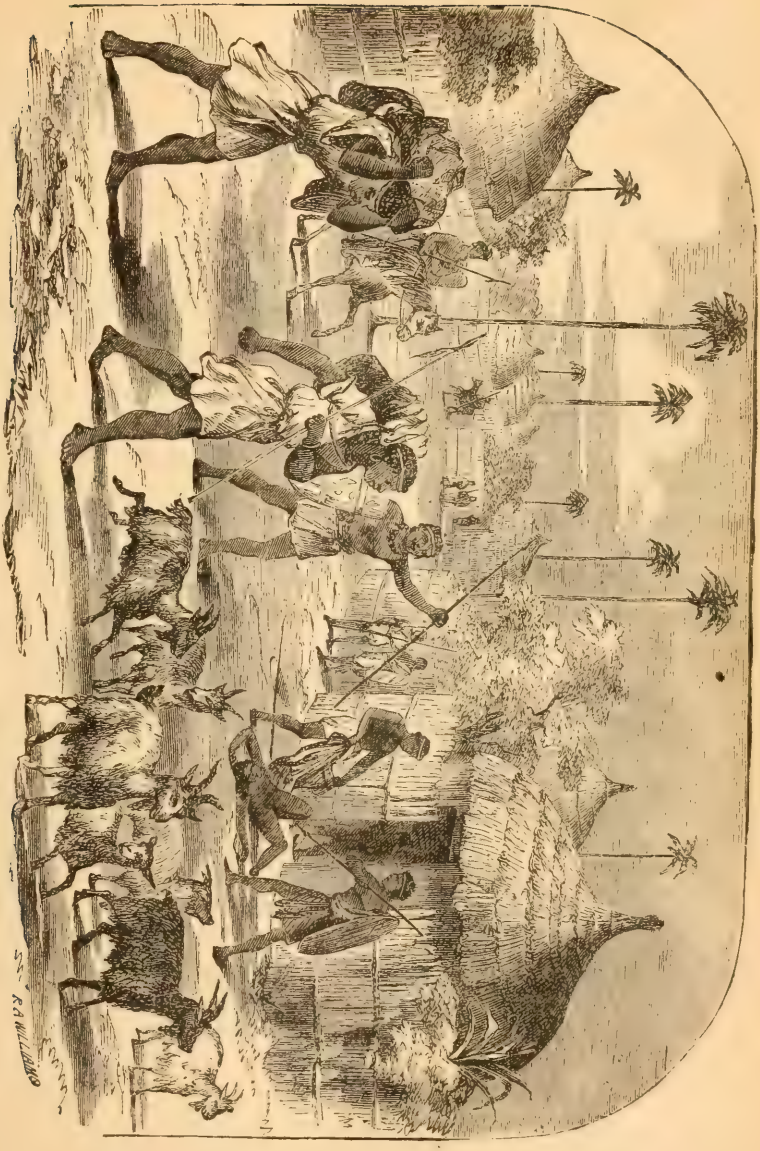
Der Distrikt Ambaca, durch welchen man jetzt passirte, war außerordentlich fruchtbar. Große Viehheerden weideten auf den Fluren, die durch fließendes Wasser reichlich bewässert wurden, während sich hohe Gebirge in der Ferne erheben. Wie es heißt, beläuft sich die Einwohnerzahl auf 40,000 Seelen. Besonders entzückt war Livingstone von dem Golcongo Alto Distrikt, der mit den köstlichsten Fruchtbäumen bedeckt war. Hier wurde er von dem Commandanten, Lieutenant Castro, in einer Weise empfangen, die des Doctors tiefe Dankbarkeit herausforderte. Er rechnete hier eine Bevölkerungszahl von 104,000 heraus, und bedauerte, wie alle intelligenten Leute, daß dieses schöne Land so vernachlässigt wird.

Die Eingeborenen werden in Staunen versetzt.

Als die Expedition weiter vorrückte, passirte sie Ströme mit Wasserfällen, durch welche mit Leichtigkeit Mühlen zu treiben sein würden. Hier waren Schreiner eifrig beschäftigt, die hohen Bäume in Balken zu verwandeln, indem sie dieselben mit Keilen spalteten. In Trombeta hatte der Commandant seinen Garten mit Reihen von Bäumen geschmückt, zwischen welche er Ananas und Blumen gepflanzt hatte. Vor wenigen Jahren hatte er eine Plantage für 80 Dollars erworben, auf welcher jetzt Kaffee, Weinreben, allerlei tropische Früchte, sowie Getreide, Gemüse und Baumwolle in Masse gezogen wurden.

Als die Expedition sich dem Ocean näherte, waren die Makololos vor Erstaunen ganz außer sich, da sie seither geglaubt hatten, die ganze Erde sei eine große Ebene. Weiter befürchteten sie, als Sclaven verkauft zu werden, doch beruhigte sie Livingstone mit der Versicherung, daß, sowie sie treu zu ihm gestanden, er Treue um Treue vergelten werde.

Am 31. Mai stiegen sie einen Abhang hinab, der zur Stadt Loanda führte, wo Livingstone von dem englischen Commissär Gabriel auf's herzlichste begrüßt wurde. Als ihn der Letztere sehr schwach fand, offerirte er ihm sein eigenes Bett und ließ ihn auf's sorgfältigste pflegen. „Nimmer werde ich das wonnige Gefühl vergessen, als ich mich zum ersten Male wieder in ein gutes englisches Bett legen konnte, nachdem ich 6 Monate auf dem harten Erdboden geschlafen hatte", schreibt Livingstone in seinem Tagebuche. Es dauerte übrigens mehrere Tage, bis sich der Doktor von den ausgestandenen Mühsalen wenigstens einigermaßen erholt hatte, wobei ihm der britische Commissär mit der zartesten Aufmerksamkeit an die Hand ging. Auch der portugiesische Bischof von Angola, sowie zahlreiche andere Herren boten ihm Dienste an.



Scene in einem südafrikanischen Dorf.

Inzwischen traf das britische Kriegsschiff Polyphemos in Loanda ein, worauf der Arzt desselben, Dr. Cockin, dem Doctor die so sehr benöthigte ärztliche Hülfe zu Theil werden ließ. Sobald er sich genügend erholt hatte, machte er in Gesellschaft seiner Makololo Leute dem Bischof einen Besuch. Alle waren in Roben von gestreiftem englischen Shirting gekleidet mit rothen Kappen, ein Geschenk von Herrn Gabriel. Der Bischof, der als Chef der portugiesischen Regierung handelte, empfing sie amtlich und erlaubte ihnen nach Loanda zu kommen, und dort so viel Handel zu treiben als sie wollten, worüber sie sehr erfreut waren.

Ueber alles Neue, was sie sahen, waren die Makololos im höchsten Grade erstaunt, namentlich über die steinernen Gebäude und Kirchen, da sie seither nichts als ihre Hütten gesehen hatten. Die Kommandanten der Kriegsschiffe Pluto und Philomel, die im Hafen lagen, luden sie zum Besuche derselben ein. Sie gingen jedoch erst hin, nachdem Livingstone ihnen die heilige Versicherung gegeben hatte, daß sie nicht die geringste Furcht vor irgend einem bösen Anschlag gegen sie zu hegen brauchten. Dann gingen beinahe alle hin.

Theerjacken und afrikanische Wilde.

Als die Makololos auf die Kriegsschiffe kamen, wurden sie von den Matrosen in cordialer Weise empfangen. Man reichte ihnen ein Stück Brod und Fleisch, Ueberreste des eben genossenen Diners. Es wurde ihnen dann gestattet, eine Kanone abzufeuern, worüber sie eine unbändige Freude an den Tag legten. Der Besuch hatte eine durchschlagende Wirkung auf die Wilden, da derselbe ihre Hochachtung für Livingstone womöglich noch steigerte. Uebrigens stiegen auch die Portugiesen, in Folge ihres liebenswürdigen Benehmens gegen Livingstone, ungemein in dessen Werthschätzung.

Livingstone schickte sich nun zur Rückreise an und zwar zuerst über das Meer nach Icollo i Bengo, einst die Residenz eines Königs. Von dort kehrte Herr Gabriel nach Loanda zurück, während Dr. Livingstone nach Golcongo Alto vordrang, wo er einige Leute zurückließ, selbst aber nach Kasenge ging, wo bedeutende Kaffeeplantagen sind. Zurückgekehrt fand er viele seiner Leute fieberkrank, während einer irrsinnig geworden war aber bald wieder genas.

Er bekam hier Gelegenheit, die Sklaverei zu beobachten. Sobald ihr Herr krank war, aßen die Sklaven alles auf, was sie erhaschen konnten, so daß Livingstone kaum noch Brod und Butter hatte. Hier erkrankte auch Sekeletus Pferd an Lungenentzündung und starb kurz darauf. Am 28. Februar erreichten sie die Ufer des Quango, wo sie abermals durch Cypriano empfangen wurden.

Die farbige Bevölkerung von Angola lebt im finsterſten Aberglauben dahin. Sie wähnen ſich vollkommen in der Gewalt der böſen Geiſter und flehen fortwährend deren Mitleid an. Ein Häuptling, Gando mit Namen, war kürzlich wegen Zauberei angeklagt und zum Tode verurtheilt worden, worauf er in den Fluß geworfen wurde.

Austreiben böſer Geiſter durch Zauberei.

Für die Ueberfahrt wurde eine ſchwere Bezahlung verlangt, wobei das Vieh und die Eſel hindurch ſchwimmen mußten. Die Expedition vermied diesmal ihren Freund mit der ſeltſamen Haarfriſur und begab ſich zum Lager von Halbportugieſen, Ambakiſta's die einen ſchwunghaften Handel in Wachs betreiben. Sie ſind berühmt wegen ihrer Lernbegierde

und da sie eine gute Hand schreiben, so werden sie in den Küstenstädten viel als Clerks benutzt, man nennt sie dort die Juden von Angola.

Die Reisenden waren jetzt in dem Lande der Bishinji, welche die niedrigste Negerrasse Südafrika's sind. In einem Dorfe, wo Halt gemacht wurde, erfolgte ein Angriff seitens eines Häuptlings, der auf der Heimreise durch einen Makololo beleidigt worden war, wofür aber Sühne geleistet war. Jetzt rückte ein großer Trupp Dorfbewohner den Reisenden auf den Leib, als sie einen Wald passirten. Schüsse wurden gewechselt, Kugeln pfiffen über ihre Köpfe, die Lage wurde bedenklich. Glücklicher Weise sah Livingstone den Häuptling, rief ihn zu sich heran und zeigte ihm einen sechsläufigen Revolver, bei dessem Anblick sich die kriegerischen Gelüste des Wilden merklich abkühlten. Livingstone befahl

Eigenthümliche Haarfrisur.

dem Häuptling, sich mit seinen Leuten auf die Erde zu legen und ritt dann mit seinem Gefolge von dannen, ohne weiter belästigt zu werden. Er war jetzt von seinen portugiesischen Freunden aus Loanda begleitet, die hauptsächlich von den Ufern des Loajima stammen.

Dieser Volksstamm hat eine eigenthümliche Manier der Haartracht. Es hängt ihnen in natürlicher Form lang auf die Schultern und giebt ihnen in dieser Form große Aehnlichkeit mit den alten Aegyptern. Einige verzieren ihre Köpfe mit Schmuck aus geflochtenem Haar und Haut, woran sie gewöhnlich Büffelschwänze anhängen. Eine andere Mode besteht darin, ihr Haar mit Riemen von Häuten, in der Form eines Büffelhorns zu flechten, wie dies die beifolgende Abbildung zeigt. Häufig

Schöne Zebras in Afrika.

tätowiren sie ihren ganzen Körper, indem sie darauf Figuren in Sternenform malen. Obschon ihr Kopf nunmehr wesentlich geschmückt ist, so bedecken sie die übrigen Körpertheile fast gar nicht.

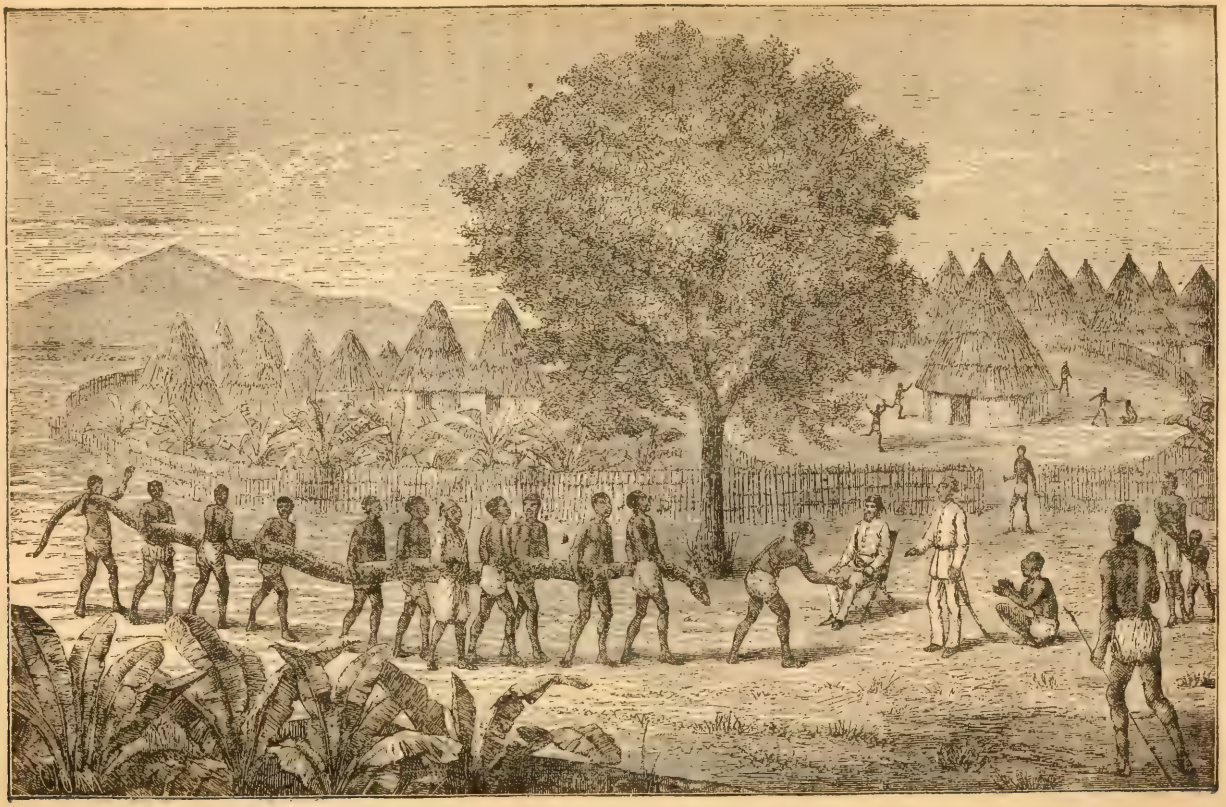
Als Livingstone in Calongo ankam, lenkte er seine Schritte nach dem Gebiete seines alten Freundes, des Königs Katema. Im Allgemeinen wurde er in den Dörfern dieser Gegend gut empfangen. Am 2. Mai langten sie in Kanawa an. Das Dorf zählt 40—50 Hütten, und empfingen die Einwohner Anfangs die Reisenden recht freundlich, plötzlich aber verlangte ihr Häuptling einen Tribut. Auf Livingstone's Weigerung beorderte der Wilde seine Leute zum Angriff. Darauf befahl Livingstone seinen Leuten abzumarschiren. Nur Einer weigerte sich, wurde aber auf einen Schlag mit Livingstone's Pistole anderen Sinnes und folgte den Uebrigen. Als sie den Fluß erreichten, fanden sie, daß Kanawa Leute vorausgeschickt hatte, die Kanoes fortzubringen. Da die Bootführer glaubten, die Fremden könnten die Boote nicht regieren, hatten sie dieselben aber unbewacht am Ufer gelassen. Es gelang daher mit Dunkelwerden eines Kanoes habhaft zu werden, mit welchem dann die ganze Expedition über den Fluß gesetzt wurde.

Jagden auf Hochwild.

Livingstone kam nunmehr zur Hauptstadt seines alten Freundes Shinti, der ihn ebenso freundlich wie früher empfing und ihn reichlich mit Proviant versah. Der Doktor ließ ihm eine Menge Pflanzen und Saamen zurück, namentlich Orangen, Rhabarber, Aepfel und Feigen, sowie Kaffee und Acazien, welche er von Loanda mitgebracht hatte. Man pflanzte dieselben in der Besitzung eines hervorragenden Mannes, der versprechen mußte, dem Häuptling einen Theil des Erträgnisses abzugeben.

Von dort schifften sie sich abermals in sechs schmalen Kanoes auf dem Leeba Flusse ein und gelangten von dort an den Leeambye, wo sie eine Anzahl Jäger fanden, die auf Büffel, Nilpferde und anderes Wild jagten. Sie benutzen zu diesem Zwecke die Haut eines Hirsches mit dem Geweih daran, womit sie durch das Gras kriechen, bis sie nahe genug kamen, ihre Beute zu schießen. Da Livingstone etwas Fleisch für seine Leute zu haben wünschte, so nahm er ein schmales Kanoe und fuhr über einen Teich bis in die Nähe einer Zebraheerde, welche am Ufer weidete.

Er feuerte und verwundete ein Weibchen am Hinterfuße. Seine Leute verfolgten es, und als er langsam folgte, sah er einen einsamen Büffel, der von seiner Heerde abgekommen war, auf sich zu galloppiren. Er feuerte auf dessen Schulter und warf sich unmittelbar darauf flach auf den Boden. Der Büffel rannte an ihm vorbei dem Wasser zu, wo er durch Livingstone's Leute todt gefunden wurde. Seine Leute machten sich



Eingeborene, eine Riesenschlange in's Lager bringend.

Vorwürfe, daß sie ihn allein gelassen hatten, während Livingstone Gott für seine Erhaltung dankte.

Ein freudiger Empfang.

Als er die Stadt Lebonta erreichte, wurde er mit den wärmsten Freudenbezeugungen empfangen, die Frauen begrüßten ihn beim Einzuge mit Singen und Tanzen. Von dort wurde er nach der „Kotlar", dem Parlament, geführt, wo Pitsane eine lange Rede hielt, in welcher die Reise sowie der Empfang in Loanda in glühenden Farben geschildert wurden. Am folgenden Tage hielt Livingstone Gottesdienst ab, wobei die Makololo Getreuen in dem Anzuge, den sie in Loanda erhalten hatten, erschienen, die Gewehre über ihre Schultern gelegt. Als sie das Barotse Thal weiter hinunterfuhren, wurden sie überall in ähnlich enthusiastischer Weise empfangen.

Der Doktor war erstaunt über den ungeheuren Reichthum von Wild, welches er auf dieser Tour sah, ebenso wie auf seiner Reise weiter nach Ost, Elephanten, Giraffen, Büffel, Antilopen und Schweine. Auch der schöne Springbock war hier zu Hause, zuweilen vereinzelt, oft aber in Heerden, soweit das Auge reichte.

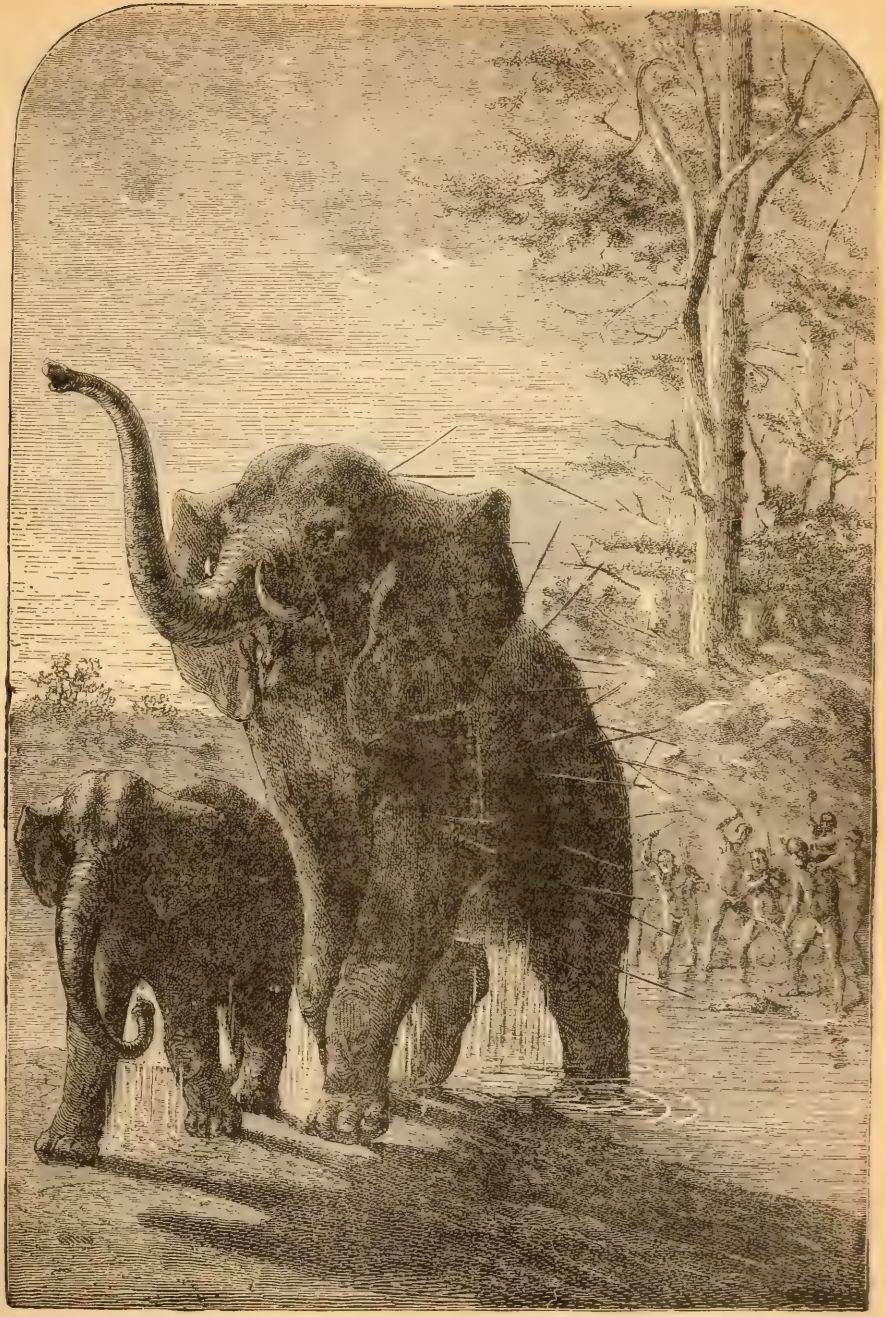
Die Elephantenheerden übertrafen an Zahl ebenfalls alles, was er seither gesehen oder für möglich gehalten hatte. Er und seine Begleiter hatten häufig die Bestien anzurufen und aus dem Wege zu scheuchen, was nicht immer gelang. Mehrere junge Elephanten wurden geschossen und als Proviant für die Expedition mitgeführt, da deren Fleisch als Leckerbissen sehr geschätzt wird. Für die Eingeborenen sind diese Riesenthiere eine große Plage, da sie in ihre Gärten einbrechen und Kürbisse und andere Früchte massenhaft vertilgen; werden sie gestört, so verfolgen sie häufig die Besitzer bis in ihre Hütten, die sie dann in ihrer Wuth demoliren, und oft deren Bewohner tödten.

Von Sesheke gelangte Livingstone nach Linyanti, wo die Wagen und alles Uebrige, was er dort 1853 zurückgelassen hatte, noch unversehrt und unangerührt stand.

Eine große Versammlung wurde berufen, in welcher der Doktor einen Bericht über die Expedition gab und die Artikel, welche ihm in Loanda mitgegeben waren, zur Vertheilung brachte. Pitsane und Andere erzählten dann, was sie erlebt, und wie man annehmen darf, stellten sie ihr Licht dabei nicht unter den Scheffel.

Die Geschenke fanden ungemessenen Beifall, und am nächsten Sonntag erschien Sekeletu in der Kirche mit der Uniform, die man von Loanda für ihn mitgebracht hatte, welche auch allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Der Araber Ben Habed und Sekeletu verabredeten nun mit Livingstone, daß sie eine neue Tour nach Loanda mit einer Ladung Elfenbein



Alter Elephant sein Junges gegen die Speere der Eingeborenen schützend.

machen wollten, und erkundigten sich gleichzeitig nach passenden Geschenken, die dem dortigen Gouverneur und den Kaufleuten gemacht werden könnten.

Im Allgemeinen drückten die Makololos große Freude aus über die Eröffnung des neuen Handelsweges nach Loanda und machten den Vorschlag, in's Barotse Thal überzusiedeln, um Loanda näher zu sein. Die Ungesundheit des Klimas wurde jedoch mit Recht als Hinderniß angesehen.

Wie Livingstone später hörte, hatte die Handelsexpedition, welche damals auszog, Loanda glücklich erreicht, und mußte es ihm eine große Genugthuung sein, daß er diesem fleißigen und intelligenten Volke ein so vielversprechendes neues Absatzgebiet erschlossen hatte. Die Esel, die er mitbrachte, erregten große Bewunderung, namentlich weil der Biß der Stechfliege ihnen nicht schadete, und erhoffte man einen großen Nutzen von ihnen. Nur eines gefiel ihnen nicht, das Geschrei des Esels. Die Eingeborenen versicherten, daß das Brüllen des Löwen nicht einmal so schlimm sei.

Kapitel VII.

Abenteuerliche Reise nach der Ostküste.

Livingstone entschließt sich zur Erreichung der Ostküste. — Eine schöne Negerrasse. — 114 zuverlässige Leute. — Die tapferen Führer der Gesellschaft. — Ein schrecklicher Sturm. — Fährt den Fluß hinab. — Die weltberühmten Victoria Fälle. — Ein Anblick von erhabener Schönheit. — Aufsteigende Schaumwolken. — Hoher Baobab Baum. — Seltsame Begrüßungsmethode. — Handel in Elfenbein. — Geschenke eines friedliebenden Häuptlings. — Ungeheure Flußpferde und deren Junge. — Wie die Eingeborenen Elephanten fangen. — Feindseligkeiten eines Dorfhäuptlings. — Ueberreste einer alten portugiesischen Ansiedlung. — Die Ochsen des Doctor entlaufen ihm. — Seltsame Rufe und das Schwenken von Feuerbränden. — Besuch zweier alten Männer. — Amerikanischer Calico in fernen Landen. — Wie das Riesenthier zur Arbeit abgerichtet wird. — Eine neuere Methode des Holzfällens. — Merkwürdige Erzählung eines englischen Offiziers. — Außerordentlicher Scharfsinn des Elephanten. — Gefahren auf dem Marsche. — Furcht von Löwen angegriffen zu werden. — Furchtbare Begegnung mit dem Könige der Wälder. — Ein „civilisirtes Frühstück". — Freundlicher Empfang durch einen englischen Major. — Eingeborene pflanzen Gold als Samen in die Erde. — Ein Baum, der medizinische Eigenschaften besitzen soll. — Vier Jahre von der Kapstadt abwesend. — Verwüstungen durch Hungersnoth. — Ein Häuptling, der England besuchen möchte. — Wird wahnsinnig und springt über Bord. — Livingstone's Ankunft in England.

Livingstone traf nunmehr Vorbereitungen, für einen neuen gefahrvollen Zug nach der Ostküste. In der Zwischenzeit war er vollauf mit Behandlung der Kranken und seinen Missionspflichten beschäftigt. Es wurde ihm gerathen zu warten, bis ausgiebiger Regen gefallen und der Boden abgekühlt sei. Da es bereits Ende September war, und dunkles Gewölk heranzog, so konnte man den Beginn der Regenzeit täglich erwarten. Die Hitze war sehr intensiv, das Thermometer zeigte im Schatten des Wagens 100° und in der Sonne 110°, während der Nacht sank es bis auf 70°.

Von vielen ihm vorgeschlagenen Reiserouten, wählte er die an dem Nordufer des Sambesi aus. Auf diese Weise hatte er freilich das Gebiet der Matabele zu passiren, die unter ihrem mächtigem Häuptling die Makololos daraus vertrieben hatten. Trotzdem hatte er für sich selbst keine Furcht, da der Häuptling Herrn Moffat, den Schwiegervater von Livingstone, als seinen speziellen Freund betrachtete. Uebrigens war ein beträchtlicher Theil des Distrikts noch von Makololos bewohnt und bei diesen war er einer guten Aufnahme sicher. Wie man sich erinnern wird, bilden die Makololos eine mit Bechuanen gemischte Rasse, welch' letztere das an die Wüste Kalahara grenzende Land bewohnen. Ihre Sprache, das Bechuanische, wird in den vornehmen Klassen der Makololos gesprochen und in diesen Dialekt ist auch, durch die anstrengenden Arbeiten des

Dr. Moffat, nahezu die ganze heilige Schrift übersetzt. Die Masse des Volkes setzt sich aus Negern zusammen und bildet eine ungemein kräftige, stattliche, dabei gelehrige Rasse.

Sobald Livingstone seine Absicht, nach dem Osten vorzudringen, bekannt machte, meldeten sich zahlreiche Freiwillige, die ihre Begleitung anboten. Von diesen wählte er 114 zuverlässige Leute aus und Sekeletu ernannte zwei derselben, Sekwebu und Kanyata, als Führer der Truppe. Sekwebu war als Kind von den Matabele gefangen worden, wo sein Stamm jetzt nahe Tete wohnte. Wiederholt hatte er die Ufer des Sambesi bereist, sich dadurch mit den dort gesprochenen Dialekten vertraut gemacht und war überhaupt ein Mann von gesundem Urtheil und Intelligenz, der denn auch der Expedition gute Dienste leistete.

Furchtbarer Sturm.

Livingstone's Abreise fand am 3. November statt, nachdem er sich in Linyanti von seinen Freunden verabschiedet hatte. Sekeletu gab ihm mit 200 seiner Leute das Geleite. Als man in ein von lästigen Fliegen heimgesuchtes Land kam, wurde es nöthig, Nachts zu reisen. Ein furchtbarer Sturm überfiel die Expedition, wobei die Blitze, die aus den Wolken hervorbrachen, sich in 8 bis 10 Arme, ähnlich denen eines Riesenbaumes, theilten. Zu Zeiten war das Licht des Blitzes so stark, daß man die ganze Umgegend unterscheiden konnte, während es in den Zwischenpausen stockfinster war. Die Pferde zitterten und schlossen sich eng aneinander, während der Donner mit furchtbarem Krachen niederrollte, viel lauter als man sonstirgendwo hören kann. Dabei floß der Regen in Strömen, sodaß die ganze Gesellschaft total durchnäßt wurde und nach der Hitze des Tages gewaltig fror. Endlich kam man an ein Lagerfeuer, welches durch eine vorhergegangene Reisegesellschaft angezündet war. Da Livingstone's Gepäck vorausgeschickt worden war, so mußte er auf dem kalten Boden liegen, worauf hin Sekeletu ihn freundlich unterstützte, indem er ihm seine eigene Decke überwarf und dadurch selbst ohne Schutz war. Vor seiner Rückreise schenkte ihm der großmüthige Häuptling noch 12 Ochsen, darunter drei zum Reiten abgerichtete, genügend Perlen und Schmuckſachen, um ein Kanoe damit zu bezahlen, eine Menge Butter und Honig, ja er that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Pläne des Entdeckers fördern zu helfen.

Nachdem Livingstone sich von Sekeletu verabschiedet hatte, segelte er mit seiner Begleitung den Fluß bis zu dessen Vereinigung mit dem Chobe hinunter. Nachdem er diesen Punkt erreicht, rüstete er sich zum Aufbruche nach dem Nordosten, um auf diese Weise das nördliche Ufer des Sambesi zu erreichen. Vorher besuchte er noch die Victoria-Wasserfälle, von denen er so manches hatte erzählen hören. Der afrikanische Name der Fälle

Der Baobab, Riesenbaum an den Victoria-Fällen.

lautet in der Uebersetzung: „Rauch tönt hier!", was sich auf den Wasserstaub und das durch den Fall verursachte Geräusch bezieht. Nach einer Fahrt von zwanzig Minuten von Kalai sah Livingstone fünf Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von 5—6 Meilen erhoben und vor dem Winde bogen, wobei sich die Spitzen mit den Wolken zu vereinigen schienen. Es war ein wunderbar schöner Anblick. Die Ufer, Sandbänke und Inseln, welche inmitten des Stromes auftauchten, waren mit Bäumen und Strauchwerk bedeckt, von denen manche in voller Blüthe standen. Hoch über allen ragte ein riesiger Baobab-Baum empor, der von einer Gruppe graziöser schlanker Palmen umgeben war.

Da der Wasserstand gerade niedrig war, so ging das Kanoe bis zu einer Insel in der Mitte des Flusses vor, dessen anderes Ende dicht an die Fälle reichte. An der Landungsstelle konnte man unmöglich entdecken, welchen Abfluß die enorme herabstürzende Wassermenge eigentlich hatte. Sie schien plötzlich in die Erde zu sinken, da die entgegengesetzte Seite des Engpasses, in welchem sich das Wasser zusammendrängt, noch 80 Fuß entfernt war. Als er über den Abgrund hinwegblickte, sah Livingstone den Strom tausend Ellen breit hundert Fuß hinunterstürzen, wo er sich plötzlich auf einen Raum von 15—20 Yards zusammendrängt und dann statt wie früher weiter zu fließen, sich rechts wendet und zwischen den Klippen siedet und rauscht.

Der Wasserstaub, welcher durch das zerstiebende Wasser gebildet wird, wechselt, nachdem er sich condensirt hat, seine helle Farbe in dunkelgrün, und fällt dann wie eine Douche nieder. Die Hauptmasse fällt auf die dem Engpaß entgegengesetzte Seite, wo eine Menge immergrüne Bäume stehen, deren Blätter stets naß sind. Die Seitenwände des Abgrundes sind senkrecht. Livingstone erklärt diese Fälle als den grandiosesten Anblick, der ihm in den afrikanischen Tropen zu Gesicht gekommen sei, und doch hatte so viel wunderbares und schönes gesehen.

Nach Kalai zurückgekehrt, begegnete der Doktor Sekeletu, von dem er sich nochmals verabschiedete und dann am 20. November nordwärts nach Lekone aufbrach. Je weiter er vorrückte, um so zahlreicher wurde die Bevölkerung, von denen viele herbeieilten, um den weißen Mann zu sehen, wobei sie stets ein Quantum Mais als Geschenk mitbrachten.

Afrikanische Begrüßung.

Die Eingeborenen dieser Gegend haben eine eigenthümliche Manier die Fremden zu begrüßen. Statt sich zu verneigen, werfen sie sich mit dem Hintertheil auf den Grund, rollen sich mehrere Male herum, schlagen die Füße an ihre Hüften und rufen: „Kina bomba, Kina bomba." Vergebens bat Livingstone diese Art von Begrüßung einzustellen. Sie

glaubten vielmehr ihm dadurch zu gefallen und tummelten sich nur noch um so ungeberdiger.

In den Dörfern wurde die Expedition reichlich mit gemahlenen Nüssen, Mais und Korn versorgt. Der Häuptling Monze kam am Sonntag Morgen in ein langes Tuch gehüllt, und warf sich ebenso wie sein Gefolge in den Staub und schrie: „Kina bomba.“ Es war das erste Mal, daß er einen weißen Mann erblickte, wohl aber hatte er mit schwarzen Händlern verkehrt, die Elfenbein von ihm kauften, aber keine Sklaven. Seine Frau hätte man schön nennen können, hätte sie nicht die abscheuliche Mode ihres Mannes nachgeahmt, sich die Zähne auszuschlagen. Monze

Sonderbare Begrüßungsweise der Eingeborenen.

wurde bald mit der Expedition vertraut, und beschenkte die Reisenden mit soviel Proviant, als sie mitführen konnten.

Als er das Elephantenthal verlassen hatte, traf Livingstone mit einem Häuptling Namens Semalembue zusammen, der ihm kurz nach der Ankunft einen Besuch abstattete und fünf oder sechs Körbe voll Mehl und Mais darbot, sowie auch Nußmehl, hinzufügend, er fürchte, seine Gäste möchten den ersten Abend in seinem Dorfe hungrig zu Bett gehen. Er äußerte große Freude, als Livingstone das Evangelium des Friedens predigte, indem er in die Worte ausbrach: „Fortan werde ich fleißig den Acker bestellen, damit ich in Frieden essen und trinken kann.“

Es ist bemerkenswerth, daß alle, zu denen Livingstone sprach, eifrig auf

die Idee eingingen, daß die Wirkung des Evangeliums dem Frieden förderlich sein müsse. Sekeletu hielt diese Gegend für die bestgeeignete für einen zahlreichen Stamm. Hier hatte früher auch Sebituane wiederholt verweilt. Man kreuzte jetzt den Kafue durch eine Fuhrt. Jedes Fleckchen Erde zwischen Fluß und Hügel war in sorgfältiger Kultur. Die Einwohner hatten diese Stelle gewählt, um sich und ihre Gärten vor ihren Feinden zu schützen. Auch waren sie genöthigt, große Fallgruben zum Schutz gegen die Flußpferde zu graben. Diese Thiere schienen hier, weil nicht verfolgt, sehr zahm zu sein und nahmen von den Reisenden keine Notiz. Eine Menge junger Thiere wurde gesehen, die nicht viel größer als Dachshunde waren und auf dem Nacken ihrer Mutter saßen. Werden sie älter, so sitzen sie auf dem breiten Rücken der Mutter. Da Fleisch knapp war, so schoß Livingstone eine Hippopotamus Kuh, deren Fleisch große Aehnlichkeit mit Schweinefleisch hatte.

Weiter stromaufwärts brachten die Reisenden eine Nacht in einem Baobab-Gehölz zu, wo ihnen folgenden Tages eine Heerde Büffel begegnete, von denen eine Kuh geschossen wurde. Kurz nachher kam ein weiblicher Elephant, der mit drei Jungen mitten durch das Lager rannte und dort große Bestürzung anrichtete.

Die Nähe eines großen Flusses kündigte sich den Reisenden durch eine Menge von Wasserfällen an. Es zeigte sich, daß er unterhalb der Fälle weit breiter war als oberhalb derselben. Sowohl in als um den Fluß wimmelte es von Thieren aller Gattungen. Als sie dem Laufe des Flusses folgten, kamen sie nach der Insel Menyemakaba, die etwa zwei Meilen lang und eine Viertelmeile breit ist. Außer ihrer menschlichen Bevölkerung beherbergt die Insel eine Büffelheerde von 60 Stück. Die geringe Ausdehnung der Insel, auf welcher sich die Thiere mit Nahrung versorgen können, beweist den fruchtbaren Charakter des Landes. Die einzige Gelegenheit für die Eingeborenen, die Büffel anzugreifen, ist dann, wenn der Fluß steigt und einen Theil der Insel überfluthet, sie greifen sie dann von ihren Canoes aus an.

Sowohl Büffel als Elephanten sind in großer Anzahl vorhanden. Um letztere tödten zu können, bauen die Eingeborenen Plattformen auf hohen Bäumen, welche die Elephanten passiren, wenn sie zur Tränke gehen. Von dort senden sie ihre Speere in die Körper der großen Thiere, die sich dann bald verbluten. Auch stellen sie dem Elephanten eine Art Falle, in welcher sie durch vergiftete Lanzen getödtet werden.

An der nächsten Haltestelle, wurden sie weniger freundlich empfangen. Seole, der Dorfhäuptling, rief seine Getreuen zusammen und plante einen Angriff auf die Expedition. Die Ursache wurde bald klar. Kurz zuvor war ein Italiener, der die Tochter des Häuptlings geheirathet hatte, mit

Alte und junge Nilpferde.

(145)

einer Abtheilung von 50 mit Gewehren bewaffneten Sklaven den Fluß hinaufgefahren und hatte mehrere bewohnte Inseln oberhalb Makaba angegriffen, dabei zahlreiche Gefangene und viel Elfenbein erbeutet. Als er wieder den Fluß hinabfuhr, wurde er angegriffen, seine Truppe zerstreut und er selbst getödtet. Seole glaubte, Livingstone sei ein ähnlicher Abenteurer wie dieser Italiener.

Wäre nicht der Dorfhäuptling, bei dem sie vorher übernachtet, hinzugekommen und hätte alles aufgeklärt, so konnte Livingstone leicht in eine gefährliche Lage gerathen. Mburuma, ein anderer Häuptling desselben Stammes, hatte einen Plan ausgeheckt, wie man die Expedition berauben könne, indem man sie trenne; aber Livingstone roch den Braten und hielt seine Leute zusammen. Dieselben Eingeborenen hatten bei einer früheren Gelegenheit eine Karavane geplündert, die englische Waare von Mozambique bei sich führte.

Ruinen einer alten Stadt.

Am 14. Januar erreichten sie die Mündung des Loangwa in den Sambesi Fluß, woselbst Livingstone die Ruinen einer alten Stadt entdeckte mit Ueberbleibseln einer Kirche in der Mitte. Die Lage war hübsch gewählt, luftige Hügel im Hintergrunde und zwei mächtige Ströme in der Front. Nahe der Kirche lag eine zerborstene Glocke, welche die Buchstaben I. H. S. und ein Kreuz trug. Es war eine von Portugiesen gegründete Ansiedlung, Namens Zumbo, die später verlassen wurde.

Das Verhalten von Mburuma und seinem Stamme machte Livingstone viele Sorge, da er befürchten mußte, am folgenden Morgen von denselben angegriffen zu werden. Hauptsächlich bedauerte er, daß seine Anstrengungen für die Wohlfahrt dieser Wilden durch diese Bande vereitelt werden könnte, von denen man wie Christus sagen konnte: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Er legte besonders großen Werth darauf, daß dieser hügelige, fruchtbare Landstrich, den er eben entdeckt hatte, in weiten Kreisen bekannt werden sollte. Es war gerade eine Gegend, wie er sie lange gesucht hatte, und die sich zum Mittelpunkte missionärer Bestrebungen ausnahmsweise gut eignete. Während die Expedition längs des Flußufers ihren Weg verfolgte, brachen mitten in einem dichten Walde drei große Büffel durch ihre Reihen. Der Reitochse des Doctors galoppirte mit ihm davon und als er sich umsah, fand er einen von seinen Leuten in die Luft geschleudert. Kurz nachher kam der arme Schlucker, obschon ihn der Büffel etwa 20 Schritte weg geschleudert hatte, unversehrt wieder zur Truppe zurück. Als sich ihnen der Büffel näherte, hatte er sein Gepäck abgeworfen und das Thier mit der Lanze gestochen, worauf ihn dasselbe auf's Horn nahm und in die Luft schleuderte.

Elephanten von Eingeborenen mit Speeren getödtet.

Bald nachher gab es Anzeichen, daß die Expedition sich den portugiesischen Ansiedelungen nähere; es begegnete ihr nämlich ein Mann, der Hut und Jacke trug. Von diesem, einem Schwarzen, erfuhr Livingstone, daß die portugiesische Ansiedlung auf der anderen Flußseite liege und die Bewohner seit einiger Zeit in einen blutigen Krieg mit den anwohnenden Eingeborenen verwickelt seien. Dies war eine unwillkommene Nachricht, da Livingstone mit beiden Parteien in Frieden leben wollte.

Als sie sich dem Dorfe Mpende näherten, sandte der Häuptling seine Leute mit der Anfrage, wer die Reisenden seien. Beim Herannahen stießen die Wilden seltsame Töne aus und wehten mit einem hellen, rothen Gegenstand vor sich hin. Dann machten sie ein Feuer an, warfen einige Kräuter hinein und eilten davon, ein fürchterliches Geheul ausstoßend, jedenfalls in dem Glauben die Reisenden dadurch einzuschüchtern und machtlos zu machen. Die Makololos lachten jedoch über die ganze Komödie, Livingstone glaubte aber, daß ein Angriff bevorstehe und ließ einen Ochsen schlachten, um die Leute zu stärken, ein Mittel, welches auch Sebituane zu befolgen pflegte, ehe er zur Schlacht zog.

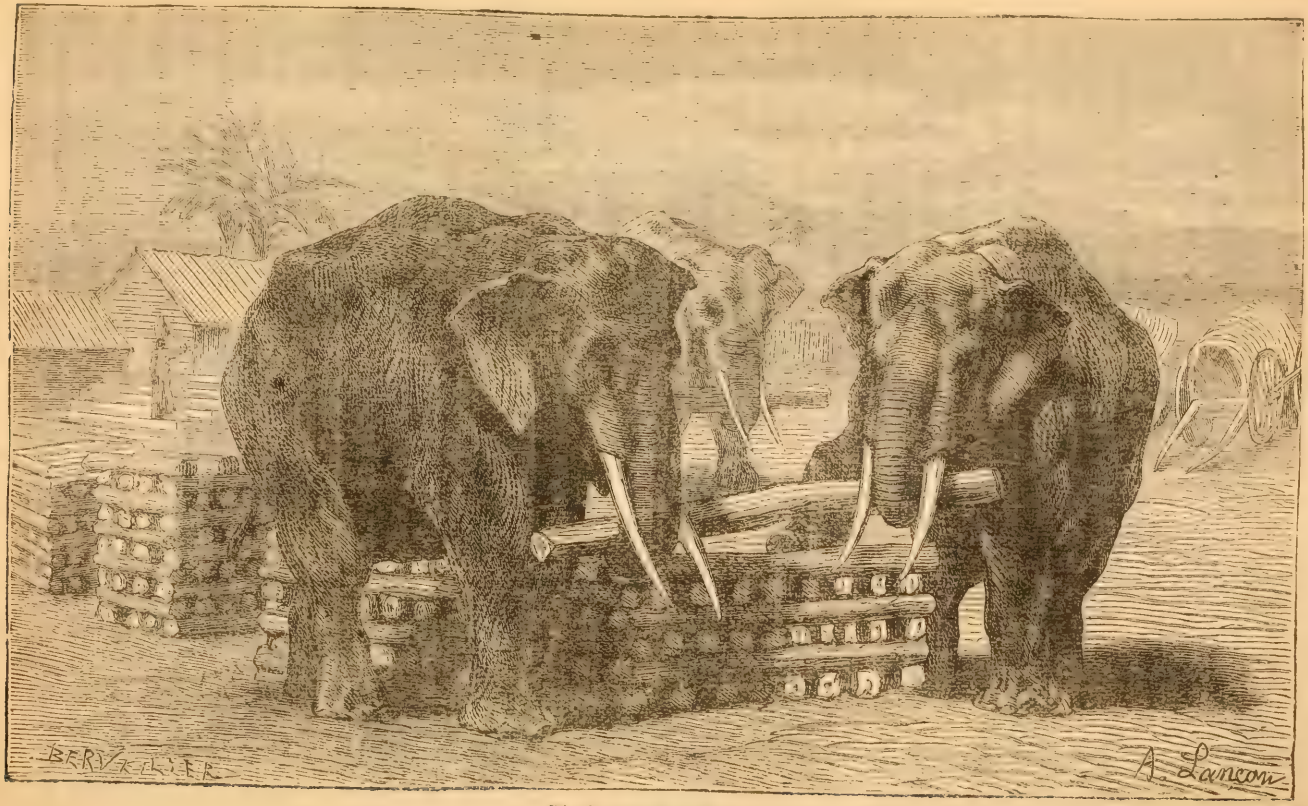
Endlich tauchten zwei alte Männer auf und fragten, ob der Doktor ein Bazunga (Portugiese) sei. Als er ihnen als Antwort sein Haar und seine weiße Haut zeigte, riefen sie aus: „Du wirst zu einem Stamm gehören, der die Schwarzen liebt."

Bei einer Begegnung mit einheimischen Händlern kaufte der Doktor etwas Calico amerikanischen Ursprungs, um seine Leute damit zu bekleiden. Der Calico trug die Marke "Lawrence Mills Lowell" mit zwei schmalen Elfenbeinzähnen, ein bezeichnendes Fabrikzeichen.

Merkwürdiger Instinkt der Elephanten.

Alle Reisenden der Tropen wundern sich über die erstaunliche Gelehrigkeit dieses mächtigen Thieres, sowie die verschiedenen Dienstleistungen, zu welchen es angehalten wird. Ein Elephant kann ähnlich wie ein Kind unterrichtet werden und scheint auch annähernd die gleiche Intelligenz zu besitzen wie dieses.

In den vorhergehenden Abschnitten haben wir den Elephanten in wildem Zustande geschildert, es ist deßhalb nur recht und billig, wenn wir nunmehr dessen Gelehrigkeit und Folgsamkeit als Gefangener gebührend hervorheben, die in Wirklichkeit eine durchaus freiwillige ist, da er mit einem Schlage seines gewaltigen Rüssels die Wärter tödten und wieder in die Wildniß zurückfliehen könnte. Während seiner langen Lebensdauer hat er wiederholt seinen Herrn zu wechseln, doch ist er gegen Alle von der gleichen Anhänglichkeit und dient als Lastträger, Holzschneider, Laufjunge, Jäger, Gladiator im Kampfe mit Tigern und bei der Artillerie mit gleicher Treue und Ausdauer.



Elephanten legen Holz.

Ein Reisender erzählt von ihm: Ich habe in Indien Elephanten gesehen, die von ihrem Eigenthümer als Holzhauer und Tagarbeiter vermiethet werden und Nachts zurückkehren, um im Hause ihres Herrn zu schlafen. Diese gelehrigen Thiere fällen mit langen Aexten, deren Handhabung sie gelernt haben, Riesenbäume, welche zu Schiffskielen verwendet werden, bringen solche dann zum nächsten Hafenplatze und übergeben sie dort anderen Elephanten, die solche behauen, eine Arbeit, die sie mit größter Regelmäßigkeit und einer Kraft ausführen, die eine große Zahl Männer kaum leisten könnte. Ueberdies arbeiten sie allein, ohne Aufsicht des Wärters, der höchstens ein bis zweimal täglich erscheint, um sich das Fortschreiten der Arbeit anzusehen. Trotzdem ist kein Fall bekannt, wo Elephanten den Versuch gemacht hätten, zu dem freien Leben des Waldes zurückzukehren oder ihre früheren Kameraden, die sich in den benachbarten Abgründen amüsiren, wieder aufzusuchen, während sie selbst sich auf den naheliegenden Anhöhen abplagen müssen. Es scheint im Gegentheil, daß sie ihre ungezähmten Vettern hassen und dieselben bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf's Blut bekämpfen.

Ein dankbares Thier.

In allen ihren indischen Feldzügen haben die Engländer die Riesenkraft dieser Thiere sich zu Nutze gemacht, ebenso neuerdings in Afrika, wo, wie in Abessynien, die Truppen ohne die Elephanten über die hohen Berge und tiefen Thaleinschnitte ihre Kanonen nicht hätten transportiren können. Die Dickhäuter trugen dieselben aber mit Leichtigkeit auf ihren breiten Rücken, bewiesen mitunter aber auch eine wunderbare Kaltblütigkeit inmitten des heftigsten Kugelregens. Ein englischer Offizier berichtet darüber wie folgt:

„Bei unseren Märschen in Bengalen benutzten wir Elephanten zum Fortschaffen des Lagers. Dieselben waren so gelehrig, daß sie, ohne auf einen Befehl dafür zu warten, wenn ein Wagen stecken blieb, hinliefen, den Wagen in die Höhe hoben, und nicht eher ruhten, bis derselbe wieder in richtigem Geleise weiter lief. Alsdann kehrte das Thier wieder ruhig zu seinem Standplatze und seiner Arbeit in die Linie zurück. Eines Tages wurde ein Elephant durch ein schweres Wagenrad nicht unerheblich am Vorderbeine verwundet. Da ich in der Nähe war, verband ich den Fuß mit einem in Kampferbrandy getauchten Handtuch und band die Bandage so gut es anging fest, worauf der Elephant zu seinem Stalle hinkte. Nachmittags besuchte ich ihn, um zu sehen, wie es ihm gehe. Er lag auf Stroh ausgestreckt, erkannte mich sofort und hielt seinen verwundeten Fuß nach mir hin. Ich legte einen frischen Verband an, so daß das Thier bald genas. Seitdem konnte das dankbare Vieh niemals bei meinem Zelte vorbeigehen, ohne einen ganz absonderlichen Laut auszu-

stoßen, den es nur bei dieser Gelegenheit gebrauchte. Wenn ich ihm begegnete, rieb er mir ganz sanft mit seinem Rüssel die Schulter und grunzte laut, als wollte er mir das Vergnügen, mich wieder zu sehen, damit zu erkennen geben." Für die nachfolgende Erzählung bürgt Major Skinner, von der englischen Armee, in allen Einzelheiten. Sie zeigt welchen hohen Grad von Intelligenz, Gedächtniß, Stärke, Mutterwitz und Herzensgüte dies Riesenthier besitzt.

Als er eines Tages auf einem sehr engen Pfade nahe bei Kandy in Ceylon, woselbst er in Quartier lag, einen Spazierritt machte, hörte er den lauten Schritt eines Elephanten, der unzufrieden grunzte und dadurch sein Pferd so in Furcht setzte, daß es unruhig wurde und scheute.

„Ich entdeckte bald, woher das Grunzen kam. Ein zahmer Elephant hatte einen langen Balken zu schleppen, den er über seinen Stoßzähnen liegen hatte. Zwischen den Bäumen an beiden Seiten konnte er mit seiner Last nicht durchgehen, so daß er um jeden Baum herumgehen mußte. Natürlich kam er dadurch nur langsam vorwärts, und kein Wunder, wenn er sich beklagte. Als er aber merkte, daß mein Pferd durch sein Knurren unruhig geworden war, stellte er es sofort ein, warf seine Last hin und preßte seinen riesigen Leib hart an einen Baum, um mir Raum zum Vorbeireiten zu schaffen. Mein Pferd zitterte an allen Gliedern und weigerte sich vorwärts zu gehen, worauf der Elephant noch weiter zurückging und durch sanftes Grunzen das feige Pferd zu ermuthigen trachtete. Endlich wurde das Pferd ruhiger und sprang neben dem Elephanten vorbei, worauf letzterer seine Last wieder aufnahm und auf die oben beschriebene Weise seinen Weg fortsetzte.

Dieser Elephant war vor dem Feldzuge durch seinen Eigenthümer als Wächter seiner Besitzung, die an einen Fluß gränzte, beschäftigt gewesen. Gelegentlich kamen Diebe den Fluß hinunter, um die Gärten und Obsthöfe zu plündern, worauf sie zu verschwinden pflegten, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als geplünderte Beete und Bäume. Aergerlich hierüber stellte er den Elephanten als Schildwache an das Flußufer; nahte nun Gefahr, so bellte das kluge Thier gleich einem Hunde, und seinen Rüssel mit Wasser füllend, entleerte er denselben auf die Räuber mit der Kraft einer Dampfpumpe, bis dieselben durchnäßt das Weite suchten.

Gefahr in Sicht.

Wir kehren nunmehr zu Livingstone zurück. Die Leute, welche das Land diesseits des Sambesi bewohnen, heißen Banyai. Ihre beliebteste Waffe ist eine schwere Axt, die sie auf der Schulter tragen. Sie dient hauptsächlich dazu, den Elephanten die Fußsehnen durchzuhauen, in ähnlicher Weise wie die Hamram Amber ihre Schwerter gebrauchen, nur mit

dem Unterschiede, daß die Banyai ihre Opfer beschleichen, während die Hamram sie zu Pferde offen angreifen.

Obschon Livingstone nunmehr den portugiesischen Ansiedelungen recht nahe war, war doch noch stets Ueberfluß von Wild vorhanden. Seine Leute tödteten mit Leichtigkeit sechs Büffelkälber von einer ihnen begegnenden Heerde.

Die Eingeborenen warnten sie vor den Gefahren, denen sie von Löwen ausgesetzt seien, als sie sich vom Wege ab in die Büsche begeben wollten, um Honig zu suchen. Die Warnung schien nicht unbegründet zu sein, denn einer von Livingstone's Führern, der plötzlich einen Anfall von Wahnsinn bekam, verließ während der Nacht das Lager und ward nicht wieder gesehen. Wahrscheinlich hatte ihn ein Löwe weggeschleppt.

Dies beweist allein, welchen entsetzlichen Gefahren die Reisenden in Afrika ausgesetzt sind, wofür auch die folgende Erzählung einen weiteren Beleg liefert.

Da die Einzelheiten von glaubwürdigen Zeugen des Vorfalles herrühren, so kann die Richtigkeit nicht wohl angezweifelt werden. Man hatte einen Löwen verfolgt, der Zuflucht in einem Rohrdickicht gesucht hatte, welches von den Jägern umzingelt wurde. „Wir rangirten uns," so schreibt der Zeuge, „auf Pistolenschußweite vor dem Rohrgestrüpp, wobei wir Sorge trugen, eine gute Aussicht über die Umgebung zu behalten; dann erhoben wir ein betäubendes Geschrei und feuerten wiederholt in das Dickicht. Aber alles war vergebens; die Bestie rührte sich nicht. Wir hatten ein Feuer angezündet, welches durch den Wind angefacht, sich bald bis an das Dickicht ausbreitete, bis zu unserem Aerger der Wind es nach einer anderen Richtung trieb. Da stand ein Eingeborener auf, nahm ein Reisbündel, steckte es an, rannte bis dicht vor das Dickicht und warf es hinein. Die Wirkung war eine plötzliche, denn schon nach wenigen Minuten hatten wir die Genugthuung, den Löwen aus dem brennenden Dickicht herausspringen zu sehen. Wir hatten schon vorher verabredet, daß Diejenigen, welche doppelläufige Gewehre trugen, nur einen Schuß auf den Löwen abgeben, den zweiten aber für dringende Eventualitäten reserviren sollten. Der bloße Anblick des Königs der Wälder hatte jedoch mehrere unserer Jagdgenossen derart aus der Fassung gebracht, daß sie beide Schüsse abgaben und zwar theilweise auf's Gerathewohl oder gar in die Luft. Als die Schüsse fielen, ging die Bestie auf uns los, worauf mit Ausnahme von mir und einem Kameraden alle Uebrigen die Flucht ergriffen. Letzterer war aber dermaßen vom Schrecken gelähmt, daß er weder fliehen noch zielen konnte, sondern bewegungslos, wie eine Bildsäule dastand. Ich hatte inzwischen einige Schritte rückwärts gemacht, immer aber den Löwen im Auge behalten, der plötzlich stehen blieb und sich zum ersten Sprunge

Todesringen mit einem wüthenden Löwen.

auf mich anschickte. Ich hatte nur noch einen Schuß in meinem Gewehr, als ich aber meines Freundes gefährliche Lage sah, konnte ich nicht länger zögern. Ich drückte das Gewehr fest an meine Schulter und zielte sorgfältig auf sein Auge, als der Löwe unglücklicherweise sein Haupt auf die Seite wendete, sodaß die Kugel, statt sein Gehirn zu zerschmettern, lediglich seine linke Seite streifte.

Im Rachen des wüthenden Löwen.

Schnell wie der Blitz verließ der Löwe das zuerst von ihm in's Auge gefaßte Schlachtopfer und sprang auf mich zu. Ein Entkommen war unmöglich, weshalb ich als letzten Rettungsanker die Mündung meines Gewehrs in seinen weit geöffneten Rachen stieß. In einem Augenblick war das Gewehr zerbrochen. Mein Schicksal schien besiegelt, als gerade im kritischen Moment unerwartete Hülfe kam. Einer meiner Leute feuerte und verwundete den Löwen an der Schulter, sodaß er stürzte. Dies benutzend suchte ich zu entfliehen, doch mein Angreifer ließ mich so billigen Kaufes nicht los, sondern verfolgte mich trotz seiner Verwundung, und hatte mich bald eingeholt. In diesem Augenblick blickte ich um, als mein Fuß sich an einer Wurzel stieß und ich hinfiel. Im nächsten Moment hatte der Löwe bereits seine Tatzen in meinen rechten Fuß geschlagen. Da mein anderer Fuß frei war, so versetzte ich dem Thiere damit einen heftigen Tritt, sodaß es ein Paar Augenblicke seinen Angriff einstellen mußte. Es ergriff dann meinen linken Fuß, worauf ich ihm wieder einen Stoß mit meinem rechten Fuße applizirte, trotzdem derselbe bereits stark zerfleischt war. Wieder ließ der Löwe los und ergriff wieder meinen rechten Fuß, schob seine Tatze bis zum Oberschenkel und versuchte meine Hüfte zu erreichen. Schon hatte er mein Beinkleid und Unterhose aufgerissen und die Haut geschürft. Da ich wußte, daß ich, sobald er mich ganz unter hatte, verloren war, so ergriff ich ihn an beiden Ohren und brachte es durch verzwei felte Anstrengungen dahin, daß er sich überschlug, wodurch ich einen Augenblick frei wurde.

Handbreit es Entkommen von einem schrecklichen Tode.

Er faßte dann meine linke Hand, welche er durch und durch biß, mir das Handgelenk brach und dann auch die rechte Hand aufriß. Nun war ich vollständig hülflos und hätte unterliegen müssen, wenn nicht sofortige Hülfe kam. Als ich aufschaute, keimte ein Hoffnungsstrahl in mir auf, da ich meinen Freund auf mich zueilen sah. Auch der Löwe sah ihn, und, mit einer Tatze noch auf meine Hüfte gestützt, schickte er sich zum Sprunge auf meinen Freund an. Hätte Letzterer in diesem Augenblicke geschossen, so hätte er mich sehr leicht treffen können, ich rief ihm deshalb zu, er möge warten, bis ich den Kopf etwas zur Seite gewendet hätte. Dies glückte mir nach einiger Mühe und ich hörte das Fallen des Hahns,

aber keinen Schuß. Noch einen Augenblick, und ein wohlgezielter Schuß traf den Löwen in den Kopf, sodaß er leblos neben mich hinrollte. Verwundet, ja verstümmelt wie ich war, raffte ich mich doch mit Aufbietung meiner letzten Kräfte auf und wankte meinen Gefährten entgegen, die in weiter Entfernung waren. Mehrere Male war ich einer Ohnmacht nahe, brachte es aber doch fertig, mich aufrecht zu erhalten.

Sofort nachdem mein Freund den Löwen so glücklich abgethan hatte, bestieg er ein nahestehendes Pferd und ritt spornstreichs unserem Lager zu. Inzwischen wurde ich auf einen Reitochsen gehoben, der durch einen vorausgehenden Mann geleitet wurde. Auf halbem Weg zum Lager kamen zwei meiner Leute mir entgegen, gaben mir etwas Wasser und eine Flasche Eau de Cologne. Ein Glas war nicht zur Hand, und so wurden beide Flüssigkeiten in einen Hut gegossen und gierig hinuntergetrunken. Einige Minuten später kamen einige Diener, die eine Thür trugen, auf welche ich gelegt und nach dem Lager getragen wurde.

Bis dahin hatte ich mein Bewußtsein behalten, als man jedoch meine Wunden auswusch und verband, fiel ich in Ohnmacht und blieb drei Wochen vollständig ohne Bewußtsein liegen. Meine Gesundheit habe ich inzwischen zwar vollständig wiedererlangt, mein rechter Arm ist jedoch, wie Sie sehen, verkrüppelt geblieben.

Ich darf jedoch nicht unerwähnt lassen, daß mein guter Hund, obschon am Vorderbein verletzt, auf den Löwen zuging, als er sah, daß ich von der Bestie angefallen wurde. Er biß sich auch mit dem Löwen herum, bis die Kugel meines Freundes das Thier erlegte."

Aehnliche Abenteuer machen alle Löwenjäger in Südafrika durch, und Livingstone selbst entging wiederholt nur mit knapper Noth dem Tode.

Erst am 2. März wurde Tete erreicht. Livingstone war damals körperlich so geschwächt, daß er, obschon kaum acht Meilen davon entfernt, nicht weiter konnte, weshalb er die Empfehlungsschreiben, die er vom Gouverneur von Angola erhalten hatte, durch einen Boten an den Commandanten befördern ließ. Folgenden Morgens kam eine Abtheilung Soldaten unter Commando eines Officiers nach Livingstone's Lager und brachte die Materialien für ein solides Frühstück, sowie eine Sänfte, um ihn nach Tete tragen zu lassen. Er fühlte sich aber nach dem Frühstück so gestärkt, daß er beinahe den ganzen Weg zu Fuße zurückzulegen im Stande war.

Major Sicard, der Commandant von Tete, empfing ihn auf's herzlichste und sorgte dafür, daß auch seine Leute einquartirt und verpflegt wurden.

Tete ist kaum mehr als ein Dorf, auf einem Hügel, der bis an's Wasser reicht, gebaut, in dessen Nähe das Fort angelegt ist. Es befinden

sich dort ungefähr 30 europäische Häuser, der Rest besteht aus Hütten von Bambus und Stroh, die von Eingeborenen bewohnt sind.

Eine durch Feuer zerstörte Stadt.

Früher wurden außer Goldstaub und Elfenbein noch große Quantitäten Getreide, Kaffee, Oel, Zucker und Indigo von Tete exportirt, seit der Einführung des Sklavenhandels jedoch fanden die Kaufleute einen rascheren Weg reich zu werden. Die Kaffeeplantagen und Goldwäschereien wurden verlassen, und die Arbeiter nach Brasilien exportirt. Viele Weiße folgten ihren Sklaven dorthin. Später baute ein Eingeborener von Goa, Nyaude mit Namen, ein Sklavenhaus an der Mündung der Luenya in den Sambesi, nahm den Commandanten von Tete gefangen, sandte seinen Sohn Bonga mit Streitkräften nach Tete und ließ die Stadt niederbrennen. Andere folgten diesem Beispiele, sodaß der Waarenhandel, der schon durch die Sklavenjandel gelitten hatte, ganz aufhörte.

An dem nördlichen Ufer des Sambesi findet man hübsche Kohlenlager, die Livingstone untersuchte. Die Einwohner waschen nur dann Gold, wenn sie Calicos kaufen müssen. Finden sie jedoch ein größeres Stück Gold, so vergraben sie es wieder, da sie glauben, daß es Goldsamen sei. Obschon sie den Werth desselben kennen, ziehen sie es doch vor, dies einzelne Stück, als später die ganze Ernte, zu verlieren.

Livingstone war genöthigt, den größten Theil seiner Leute hier zurückzulassen, zu welchem Zwecke Major Sicard liberaler Weise ein Stück Land hergab, welches sie bepflanzen konnten, ihnen auch das nöthige Aussaatkorn zur Verfügung stellte. Auch gestattete er den jungen Leuten, in Begleitung seiner Diener Elephanten zu jagen, um aus dem Ertrage des Elfenbeins und getrockneten Fleisches Waaren zu kaufen, die sie dann bei ihrer Heimkehr mitnehmen konnten. Auch versah er sie mit Kleiderstoffen. Sechszig bis siebenzig der Männer nahmen mit Freuden diese Offerte an, die wirklich sehr viele Vortheile für sie bot. Auch dem Doktor präsentirte er einen Anzug, und weigerte sich Bezahlung dafür zu nehmen.

Jäger in den Urwäldern.

Die Wälder der Umgegend beherbergen massenhaft Elephanten, welche von den Eingeborenen in kühnster Weise angegriffen werden. Nur zwei Jäger gehen zusammen, der eine trägt mehrere Speere, der andere eine seltsam geformte Axt mit langem Stiel. Wird ein Elephant entdeckt, so kommt der Mann mit den Speeren vor die Front, um die Aufmerksamkeit des Elephanten auf sich zu ziehen, während der Mann mit der Axt sich hinter das Thier schleicht, und ihm die Sehnen des Hinterfußes durchhaut, wodurch das Thier unfähig wird, sich trotz seiner Riesenstärke fortzubewegen, und so eine leichte Beute der Jäger wird.

Livingstone's nächstes Ziel war Senna, welches er in elendem, verfallenem Zustande antraf. Hier fanden einige der Makololos Beschäftigung durch Lieutenant Miranda, der sie mit einer Ladung Waaren nach Tete zurückschickte. Acht der Männer begleiteten auf ihr dringendes Bitten den Doktor nach Quillimane.

Er erreichte diesen Platz am 20. Mai, so daß nur wenige Tage an vier Jahren fehlten, seit er die Kapstadt verlassen hatte. Er wurde auf's gastfreundlichste durch Colonel Nunes empfangen. Eine schwere Hungersnoth hatte die benachbarte Bevölkerung heimgesucht, und Lebensmittel waren sehr rar. Er rieth seinen Leuten deßhalb ernstlich, sobald als thunlich nach Tete zurückzukehren und seine Rückkehr von England dort abzuwarten. Sie wünschten jedoch dringend, ihn nach England zu begleiten, da Sekeletu ihnen befohlen hatte, den Doktor nicht zu verlassen, bevor sie Ma Robert (so nannten sie Frau Livingstone), getroffen und zurückgebracht hätten.

Ein Eingeborener reist mit nach England.

Für die kleinen Elfenbeinzähne, die er im Besitz hatte, tauschte Livingstone Eisen- und Messingdraht ein, während er die übrigen größeren 20 Stück bei Colonel Nunes deponirte, damit er nicht in den Verdacht gerathe, im Falle er nicht zu den Makololos zurückkehrte, das Elfenbein, welches Sekeletu gehörte, sich selbst angeeignet zu haben. Er ersuchte Colonel Nunes, im Falle seines Todes die Zähne zu verkaufen und den Erlös den Makololo-Männern auszuhändigen, während er beabsichtigte die Waaren welche Sekeletu in England bestellt hatte, mit seinem eigenen Gelde zu bezahlen und sich bei seiner Rückkehr nach Afrika mit dem Erlöse des Elfenbeins bezahlt zu machen. Nur mit Widerstreben willigte er ein, Sekwebu mit nach England zu nehmen.

Nach sechs Wochen Wartens kam die Brigg „Frolic" in Quillimane an, worauf er sich auf derselben einschiffte. Furchtbare Wellen brachen sich am Strande und das Schiff schwankte dermaßen, daß es große Mühe kostete, an Deck zu gelangen. Der arme Sekwebu sah seinen Freund an und fragte ihn: „Ist das der Weg, den wir gehen wollen?" Der Doktor suchte ihn zu beruhigen, was ihm aber nur ungenügend gelang, da Sekwebu zwar mit Kanoes sehr vertraut war, aber von Seeschiffen nichts kannte oder verstand. Es war für Livingstone, nachdem er drei und ein halbes Jahr mit Ausnahme der kurzen Zeit in Angola gar kein Englisch gesprochen und dreizehn Jahre diese Sprache nur selten hatte sprechen können, ungemein schwer, sich auf der „Frolic" verständlich zu machen.

Die Brigg segelte am 12. Juli nach Mauritius ab, welches am 12. August erreicht wurde. Sekwebu wurde bald bei den Offizieren so-

wohl als Matrosen recht beliebt und lernte etwas Englisch, obschon er von allem, was er sah, sehr in Anspruch genommen war. Der Anblick des Dampfers, welcher die Brigg in den Hafen von Mauritius bugsiren sollte, machte ihn ganz wirr im Kopfe, so daß er die folgende Nacht versuchte, sich ins Wasser zu stürzen. Durch liebevolle Behandlung wurde er ruhiger, sodaß Livingstone ihn ans Land zu bringen versuchte, was er jedoch entschieden ablehnte. Abends stellte sich die Krankheit wieder ein und nachdem er erst versucht hatte, einen von der Mannschaft zu durchbohren, kletterte er über Bord und indem er sich an der Ankerkette heruntergleiten ließ, verschwand er in der Tiefe. Sein Leichnam konnte nicht gefunden werden.

Livingstone blieb noch einige Zeit auf Mauritius, um sich von den Nachwirkungen des afrikanischen Fiebers zu kuriren, und reiste dann durch das rothe Meer nach Alten,land, woselbst er am 12. December 1856 anlangte.

In der von uns oben beschriebenen Weise hatte Livingstone bereits größeres als Entdecker geleistet, als irgend ein anderer Afrikareis nder vor ihm, überdies waren die von ihm gewonnenen Informationen von großem Werthe sowohl für Missions- als auch für kaufmännische Zwecke. Und doch war dies erst der kleinere Theil des großen Werkes, welches sein unermüdlicher Eifer und seine unvergleichliche Energie später zur Vollendung brachten.

Livingstone's Besuch in England war für ihn eine Erholung und Stärkung, für das Publikum aber ein Hochgenuß seltenster Art. Das ganze Land war seinem Vordringen im schwarzen Erdtheile im Geiste gefolgt, hatte seine Leiden und Siege in seinen Gedanken mitdurchgemacht und begrüßte ihn jetzt bei seiner Rückkehr mit dem denkbar größten Enthusiasmus. Den christlich gesinnten Bevölkerungskreisen bot Afrika ein außerordentlich umfangreiches Missionsfeld, den Geschäftsleuten einen unbegrenzten Markt für Geschäft und Handel. Auf diese Weise war das Interesse, welches sein Vaterland an dem großen Entdecker und dabei so schlichten Manne nahm, ein ganz allgemeines. Livingstone wurde ein berühmter Mann, empfing Einladungen zu vielen öffentlichen großen Versammlungen, wurde von den berühmtesten Staatsmännern und Koryphäen der Wissenschaft aufgesucht, mit einem Worte wurde der Löwe der Gesellschaft. Dabei setzte man die höchsten Hoffnungen auf seine ferner zu gewärtigenden Entdeckungen, und Anerbietungen materieller Unterstützung zur Förderung seiner Entwürfe liefen massenhaft bei ihm ein.

Kapitel VIII.

Fahrt auf dem Sambesi-Fluß.

Anfang einer neuen Entdeckungsreise. — Englische Dampfer in afrikanischen Gewässern. — Schlacht zwischen den Portugiesen und einem wilden Häuptling. Ersatz des Gouverneurs. — Die Ma Robert fängt ihre Reise an. — Staunen der Eingeborenen. — Strapazen bei Reisen in den Tropen. — Ein Häuptling verliert sein kleines Mädchen. — Eingeborene widersetzen sich der Expedition. — Suche nach einem großen See. — Durch einen Büffel verfolgt. — Falle für Flußpferde. — Vergebliche Anstrengung ein verlornes Kind wiederzufinden. — Furchtbarer Angstschrei vom Flusse. — Kampf eines Wilden mit einem Krokodil. Entdeckung des großen Sees. — Mangel an Wasser. — Rückkehr der Ma Robert. — Ein auffälliger Betrug. Feindliche Häuptlinge versöhnt. — Ueberfluß an Wildbret und zahlreiche Löwen. — Beschreibung des Batoka Stammes. — Merkwürdige Haartrachten. — Meister der Kanoes. — Sehr höfliche Wilde. — Sonderbare Gewohnheiten und Ceremonien. Furchtlose Jäger. — Glauben an ein zukünftiges Leben. — Melodische Musik. — Afrikanische Dichter. — Unverbesserliche Lügner. — Hingerichtet, weil er einen Häuptling beleidigt. — Eine Bande Viehdiebe. — Abenteuer mit einem Flußpferde. — Ein Mann rettet sich auf einen Felsen. — Ein tropisches Chamäleon. Ein wunderbares Reptil. — Wechselnde Farben. — Von einem Krokodill ergriffen. — Pferd und Reiter schrecklich zugerichtet.

Nachdem Livingstone länger als ein Jahr in England verlebt hatte, brach er endlich am 10. März 1858 wieder nach Afrika auf, und zwar machte er diesmal die Reise an Bord des Kriegsschiffes „Pearl" und reiste diesmal als Chef der Regierungsexpedition zur Erforschung des Sambesi's und der angrenzenden Landstriche. In seiner Begleitung befanden sich Dr. Kirk, sein Bruder Charles Livingstone, und Herr Thornton, während Herr T. Baines der Expedition als Maler beigegeben war.

Ein kleiner Dampfer, der zu Ehren von Frau Livingstone Ma Robert benannt war, wurde seitens der englischen Regierung Livingstone zur Verfügung gestellt, um den Sambesi damit zu befahren. Im Mai wurde die Ostküste erreicht. Bei der Fahrt den Luawe Fluß hinauf, der ein Zweig des Sambesi sein soll, warf die „Pearl" Anker, während die „Ma Robert", die in einzelnen Stücken verladen war, zusammengesetzt wurde. Die beiden Dampfer dampften dann zusammen ab, um die richtige Mündung des Flusses zu entdecken, der von Quillimane noch 60 Meilen entfert ist. Die Portugiesen hielten die eigentliche Einfahrt geheim, um die englischen Kreuzer bei der Suche nach Sklavenschiffen zu täuschen.

Nachdem die für die Expedition bestimmten Waaren auf einer grasbewachsenen Insel, die etwa 40 Meilen von der Küste entfernt liegt, gelandet waren, dampfte die „Pearl" nach Ceylon ab, während die kleine

„Ma Robert" zurückgelassen wurde, um ihren Kurs allein zu verfolgen. Die Bemannung bestand aus etwa einem Dutzend Kruunen und einigen wenigen Europäern.

In Mazaro, an der Mündung eines mit dem Quillimane in Verbindung stehenden Küstenflusses, erfuhr Livingstone, daß die Portugiesen mit einem halbweißen Manne, Mariano genannt, im Kriege seien. Es war dies der Bruder des Bonga, der das Sklavenhaus an der Mündung des Shire gebaut hatte und die ganze benachbarte Gegend in Unterwerfung hielt, wie in einem früheren Kapitel näher erzählt worden ist. Er hatte die Gewohnheit, bewaffnete Schaaren auf Sklavenjagden auszusenden, wozu er namentlich die hülflosen Stämme im Nordwesten als Beute wählte. Er verkaufte dann seine Schlachtopfer in Quillimane, von wo dieselben als „freie Emigranten!" nach der französischen Insel Bourbon verschifft wurden. So lange die Räubereien und Mordbrennereien auf die Eingeborenen im Inneren beschränkt blieben, mischten sich die Portugiesen nicht ein; als er aber anfing, benachbarte Stämme zu berauben, hielten sie es für an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Sie nannten ihn jetzt einen Ausbund von Unmenschlichkeit. Er tödtete häufig Leute eigenhändig, um seinen Namen gefürchtet zu machen. Als er sich nun nach Quillimane zum Gouverneur begeben hatte, um ihn zu bestechen, ließ ihn Colonel De Silva in's Gefängniß werfen und sandte ihn nach Mozambique, um ihn dort aburtheilen zu lassen.

Inzwischen wurde der Krieg durch seinen Bruder Bonga fortgesetzt, wodurch aller Handel auf dem Flusse gehemmt war.

Livingstone war bei Mazaro Zeuge einer Schlacht zwischen Bonga und den Portugiesen. Als er dort landete, litt er unter dem Verwesungsgeruch der Leichen der Erschlagenen, die, meist verstümmelt, noch unbegraben dalagen. Er brachte den Gouverneur, der fieberkrank in seinem Hause lag, auf seinen Dampfer, während die portugiesischen Truppen sich auf eine kleine Insel, Shupanga genannt, zurückzogen, woselbst sie, da ihnen die Munition ausgegangen war, zu bleiben gezwungen waren.

Von einem einstöckigen Gebäude in Shupanga hat man eine prachtvolle Aussicht auf den abwärts fließenden Fluß. Nahebei steht ein riesiger Baobab-Baum, unter welchem einige Jahre später der Leichnam der von ihrem Manne außerordentlich geliebten Frau Livingstone beigesetzt worden ist.

Am 17. August, dampfte die „Ma Robert" flußaufwärts nach Tete. Man machte leider bald die unliebsame Entdeckung, daß die Kessel mangelhaft construirt waren, wie sich denn überhaupt das ganze Fahrzeug als wenig geeignet für den beabsichtigten Zweck erwies. Aus naheliegenden Gründen wurde sein Name in „Asthmatic" (Asthmathisch) umgeändert.

Verzweifelte Schlacht bei Magaro.

Senna, welches auf dem Wege berührt wurde, ist, weil tief gelegen, ein Fieberplatz. Natürlicher Weise setzte der Dampfer die Eingeborenen nicht wenig in Erstaunen, sie umschwärmten denselben von allen Seiten und ahmten mit ihren Armen die Schaufeldrehungen des Schiffes nach.

Tete wurde am 8. September erreicht. Kaum hatte der Dampfer angelegt, als seine dort zurückgelassenen Makololos an Bord eilten und ihrer unbändigen Freude, ihn wiederzusehen, lebhaften Ausdruck gaben. Sechs von den jungen Leuten waren thörichter Weise, um Geld durch Tanzen zu verdienen, zu einem benachbarten Häuptling gegangen, wo sie in Bonga's Hände fielen, der sie unter dem Vorwande, sie hätten Zaubermittel gebracht, um ihn zu tödten, alle sechs hinrichten ließ.

Strapazen einer Ueberlandreise.

Die an diesem Platze ansässigen Portugiesen hielten sich viele Sklaven, die sie ziemlich gut behandeln. Wenn sie solches ermöglichen können, so kaufen sie am liebsten ganze Familien, weil dadurch die Hauptveranlassung zur Desertion fortfällt.

Da die Expeditionsmitglieder von den Kebrabasa Fällen gehört hatten, so beschloß man nach Panda Mokua, welches etwa zwei Meilen von den Fällen entfernt ist, abzudampfen. Hier endet die Flußfahrt und mußten die Reisenden die Tour nach den Fällen über Land fortsetzen. Der Weg war ein fürchterlich beschwerlicher, über Felspartien ohne irgend welchen Schatten. Zuletzt erklärten die Führer nicht weiter gehen zu wollen, und wirklich war der Boden so heiß, daß die Makololos Blasen unter die Fußsohlen bekamen. Die Reisenden drängten jedoch vorwärts. Als sie ein kleines Vorgebirge passirten, sahen sie den Fluß zu ihren Füßen liegen, in einem zwischen zwei Bergen eingezwängten und weniger als 50 Yards breiten Bette. Ein Fall ist gegen 20 Fuß hoch und ein anderer etwa 30 Fuß weiter entfernt. Wenn jedoch in der Regenzeit der Fluß bis zu 80 und 90 Fuß Höhe steigt, so verschwinden die Katarakte und können mit Booten überfahren werden. Nachdem Tete wieder erreicht war, fuhr der Dampfer im Januar 1859 den Shire hinauf. Als die Eingeborenen dieses ihnen ganz neue Fahrzeug sahen, kamen sie in Massen an's Ufer, mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, und bedrohten sie mit einem Angriff, worauf Livingstone an's Land ging und dem Häuptling Tingane auseinandersetzte, daß sie weder in der Absicht Sklaven zu rauben, noch zu kämpfen hergekommen seien, sondern lediglich um Wege zu eröffnen, welche seine Landsleute benutzen könnten, um ihre Baumwolle, die sie nöthig gebrauchten, zu kaufen. Auf diese Erklärung hin heiterte sich Tingane's Miene auf und er wurde ganz freundlich gestimmt.

Während der Fahrt auf dem Sambesi regnete es sehr heftig und da der Dampfer überdies leck war, war die Kajüte beständig überfluthet, sowohl von oben, wie von unten. Unterwegs empfingen sie Besuch von Paul, einem Verwandten des Rebellen Mariano, der gerade von Mozambique zurückgekehrt war. Er erzählte ihnen, die Portugiesen hätten nichts vom Kongone gewußt, bis sie denselben entdeckten; sie hätten früher stets geglaubt, daß der Sambesi sich bei Quillimane in's Meer ergieße.

Gegen Mitte August wurde der Shire auf's Neue befahren, indem die beiden Doktoren nach dem See Nyassa, von dem sie so viel gehört hatten, aufbrachen. Der Shire Fluß ist zwar schmaler aber tiefer als der Sambesi, und deshalb leichter zu befahren.

Man stieß auf Spuren von Hochwild, und ein Makololo, der an's Land gegangen war, um Holz zu fällen, wurde plötzlich von einem einsamen Büffel angegriffen. Er ergriff die Flucht, verfolgt von dem wüthenden Thiere, welches, als er das Ufer erreichte, nur wenige Fuß von ihm entfernt war. Rasch sprang er in's Wasser und schwamm dem Dampfer zu. An beiden Flußufern wurden zahlreiche Flußpferde gesehen.

Diese Monster nähren sich meist von Gras, welches sie in ganz unglaublichen Quantitäten vertilgen. Die riesigen Lippen fungiren gewissermaßen als Mähmaschine und mähen breite Streifen in die Grasfläche. Für diese Thiere construiren die Eingeborenen eine Falle, die aus einem schweren sechs Fuß langen Hebel besteht, welcher an dem einen Ende eine vergiftete Lanzenspitze hat. Diese Waffe wird nun an einem gezackten Pfosten mit einem Seil befestigt, welches über den Weg geht, den das Flußpferd zu passiren hat, und eine Feder hat, die sich loslöst, sobald das Thier auf das Seil tritt. Livingstone sah von seinem Dampfer aus, wie ein Flußpferd, durch das Fahrzeug in Schrecken gesetzt, an's Land flüchtete und sofort in die Falle rannte, worauf der Hebebaum mit der Lanzenspitze auf den Kopf des Thieres fiel und demselben das Genick durchstieß.

Die Lecks an dem Dampfer wurden inzwischen größer und größer, bis derselbe nahezu unbrauchbar wurde. Gegen Ende August wurde die Nachbarschaft von Chibisa's Dorfe erreicht.

Vergeblicher Versuch, ein gestohlenes Kind wiederzuerlangen.

Der Doktor ließ dem Häuptling sagen, daß seine Anstrengungen, dessen gestohlenes Kind wiederzubekommen, seither vergeblich gewesen seien. Obschon er den doppelten Preis des Werthes einer Sclavin angeboten hatte, konnte das Mädchen doch nicht gefunden werden, da der „padre" dasselbe an einen weit entfernten Stamm, die Baziyulu, verkauft hatte. Obschon dieser „padre" besser war, als durchschnittlich Leute seines Schlages, so blieb er doch bei der ganzen Sache sehr gleichgiltig.

Am 28. August brach Livingstone mit vier Weißen und sechsunddreißig Makololos und zwei Führern auf, um den Nyassa-See aufzusuchen. Die Eingeborenen an dem Wege dorthin waren ganz begierig, mit der Expedition Tauschgeschäfte zu machen. Sobald sie erfuhren, daß die Fremden für die zu liefernden Lebensmittel mit Baumwollenwaaren, Kleiderstoffen oder Glasperlen Bezahlung leisteten, begaben sich Frauen und Mädchen eilig daran, Mehl zu mahlen und einzupacken, während Männer und Knaben Geflügel einfingen und zum Verkauf boten. Ein Häuptling brachte einiges Mehl und andere Lebensmittel, wofür ihm ein Stück Baumwollzeug gegeben werden sollte. Der Makololo-Aufseher wollte das Stück durchreißen und dem Eingeborenen nur die Hälfte geben, als Letzterer ausrief: „er möge es doch nicht zerreißen, es gebe ein so hübsches Kleid für seine Frau." „Nun wohl", sagte der Makololo, „Du sollst es haben, aber paß auf, daß Du noch einen Korb voll Mehl bringst, auch füge noch ein Huhn hinzu, damit wir ein schmackhaftes Mahl bekommen."

Entsetzlicher Schrei am Flusse.

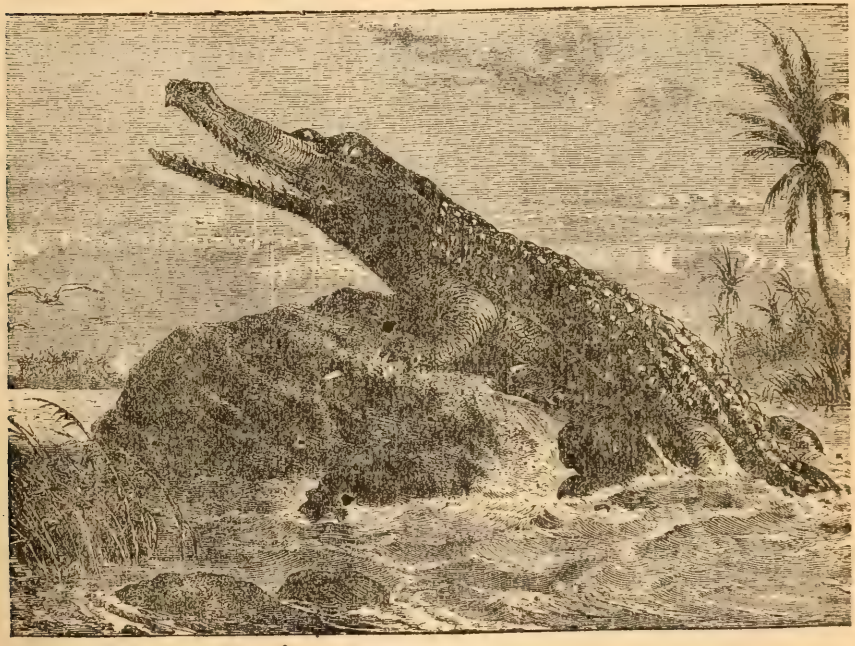
Als Livingstone nach seiner Berechnung noch eine Tagereise vom Nyassa-See entfernt war, versicherte ihm der Dorfhäuptling, daß man in seiner Gegend niemals das Geringste von der Existenz eines solchen Sees gehört habe, und daß der Shire-Fluß eine Strecke von zwei Monate Reisens weit herkomme, allwo er zwischen zwei riesenhohen Felsen entspringe, die in die Wolken ragten. Die Makololos schauten enttäuscht darein und wollten sofort zurückkehren. Livingstone aber sagte ganz ruhig: „Ich möchte aber doch vorher einmal diese wunderbaren in die Wolken ragenden Felsen näher ansehen." Der Hauptmann der Makololos schalt die Leute aus und erklärte seine Ueberzeugung, daß ein See existiren müsse, weil er in den Büchern der weißen Männer verzeichnet stehe, worauf die Wilden dann zugestanden, daß ein See vorhanden sei und zwar ganz in ihrer Nähe. Abends brachte ihnen der Häuptling ein Geschenk. Kaum war er fortgegangen, als vom Flusse her ein markdurchdringender Schrei gehört wurde: ein Krokodill hatte seine erste Frau weggeschleppt. Die Makololos ergriffen ihre Waffen und wollten zu Hülfe eilen, es war jedoch zu spät.

Viele der Eingeborenen zeigen großen Muth und Geschick im Fangen dieser Unthiere, welche die afrikanischen Flüsse unsicher machen. Die folgende interessante Erzählung eines Reisenden, der Mitglied einer afrikanischen Entdeckungsexpedition war, beschreibt die Art und Weise, wie die Eingeborenen das Raubthier fangen.

„Kommen Sie und sehen Sie, wie Igubo ein Krokodill tödtet," hörte ich Timbo zu Leo und Natty sagen. Es waren dies die Namen zweier Eingeborenen, die unsere Expedition begleiteten.

Igubo hatte ein Stück Krokodillfleisch mitgebracht, welches, weil in Verwesung übergegangen, nicht mehr eßbar war. Er befestigte dasselbe an dem Ende eines langen Seiles und seine Söhne brachten es an's Wasser. Timbo und Leo, sowie zwei Jungen, folgten vom Ufer aus dem Laufe des Seiles, welches sie am oberen Ende festhielten. Ich nahm mein Gewehr zur Hand und beobachtete den Vorgang.

Am Fluß angekommen, wurde das eine Ende nun an einem Baume f stgebunden, während das andere mit dem Krokodillfleische soweit als



Igubo stößt einem Krokodil sein Messer in die Weichen.

möglich in's Wasser geworfen wurde. Als nun dann Igubo ein Zeichen gab, uns zu verbergen, zogen wir uns hinter einige Sträucher zurück. Kurz nachher sahen wir, wie an dem Stricke heftig gezogen wurde, worauf Igubo seine wenigen Kleider abstreifte, ein scharfes Messer aus der Scheide zog und in's Wasser sprang. Unsere Rufe, zurückzukommen, ließ er unbeachtet und schwamm ruhig weiter.

Auf einmal war er verschwunden, ich war starr vor Schrecken bei dem Gedanken, daß ihn das Krokodill erfaßt haben könne. Kurz nachher tauchte der häßliche Kopf des Ungeheuers aus dem Wasser empor, den Rachen mit den Zähnen, scharf wie eine Säge, weit aufgerissen. Gleich hinter dem

Monster stieg auch Igubo's Kopf aus dem Wasser empor. Das Krokodill flüchtete sich, statt unterzutauchen, auf eine Sandbank, Igubo hinterher. Ich sah, wie er seine Hand erhob und sein Messer dem Ungeheuer in die Weichen stieß. Natürlich erwartete ich jeden Augenblick, das Thier werde den kühnen Wilden mit seinen scharfen Kiefern schnappen, es schien jedoch, als ob dasselbe vom Schreck gelähmt war, da es sich gar nicht vertheidigte.

Immer aufs Neue tauchte Igubo seinen Dolch in den Leib des Ungeheuers, welches vergebliche Anstrengungen machte, seinem Verfolger zu entfliehen. Im nächsten Moment saß Igubo auf dem gepanzerten Rücken des Unthiers, welches jetzt bewegungslos dalag. Nach einigen Minuten öffnete es langsam seinen weiten Rachen, dann wieder und abermals, aber stets schwächer, bis es endlich ganz zusammenfiel und nach einigen Zuckungen augenscheinlich todt war.

Igubo sprang auf und schwang das Dolchmesser triumphirend um sein Haupt. Leo sprang zum Kanoe, wir folgten und ruderten nach der Bank, nachdem Timbo das Seil losgebunden hatte. Wir legten dasselbe dann um den Hals des todten Krokodills und brachten dasselbe im Triumphe ans Ufer, wo es ausgestellt wurde."

Bekanntlich hat das Ichneumon den Ruf, an den Ufern des Nil junge Krokodille zu tödten, Igubo versicherte jedoch, daß dies nicht im Sambesi-Flusse der Fall sei. Er und seine Jungen sammelten alle Krokodilleier, deren sie habhaft werden konnten, wobei sie erklärten, daß es die größte Delicatesse der Welt sei. Sie erzählten jedoch, daß nur das Dotter eßbar sei, weil das Eiweiß beim Kochen nicht gerinne, sondern flüssig bleibe. Bedenkt man, welche Menge von Eiern ein Krokodill legt, so folgt daraus, daß der beste Weg, diese Bestien auszurotten, darin besteht, daß man die Eier zerstört, bevor sie ausgebrütet sind. Es ist natürlich ein hoffnungsloses Vorgehen, wenn man sich auf die Tödtung der alten Krokodille beschränkt. Jedenfalls hat das Thier auch außer dem Menschen noch viele andere Feinde, welche den jungen Thieren massenhaft den Garaus machen.

Als wir das Ufer entlang gingen, sahen wir ein junges Krokodill, welches sich gerade anschickte, ins Wasser zu springen, worauf Mango hinzueilte und es noch rechtzeitig abfing und uns brachte. Selbst in diesem Zustande zeigte das Thierchen seine wilde Natur, indem es den kleinen Nachen aufriß und uns zu beißen versuchte. Bei näherer Untersuchung fanden wir, daß unter dem Bauche des kleinen Ungeheuers noch ein gelbes Dotter von der Größe eines Hühnereies vorhanden war. Zweifellos dient ihm dies als Nahrung, bis es soweit gediehen ist, um sich selbst Futter suchen zu können. Wie Igubo sagte, tödten die Krokodille Fische vermittelst ihres breiten schuppigen Schwanzes. Soweit ich bemerken konnte, enthalten die Krokodilleier nur wenig Eiweiß.

Es kostete uns große Mühe, unsere Freunde von der Wahrheit der Heldenthat des Igubo zu überzeugen, worauf derselbe sich bereit erklärte, bei nächster Gelegenheit das Experiment nochmals wiederholen zu wollen."

Livingstone entdeckt den Nyassa-See.

Die Expedition nahm ihren Fortgang, bis am 16. September 1859 der langgesuchte Nyassa-See entdeckt wurde, der von allen Seiten von hohen Hügeln umgrenzt ist. Zwei Monate später wurde der See von Dr. Roscher besucht, der nichts von der inzwischen durch die Doctoren Livingstone und Kirk gemachten Entdeckung wußte. Unglücklicher Weise wurde dieser kühne Reisende auf seiner Rückreise in der Nähe des Rovuma-Flusses meuchlings ermordet.

Die Reisenden empfingen hier den Besuch von dem Häuptling des Dorfes, welches an der Mündung des Flusses in den See liegt. Derselbe lud sie ein, ihr Lager unter einem prachtvollen Baobab-Baume aufzuschlagen. Zwischen den Wurzeln dieses Baumes, die wie ein großer Armstuhl gebogen waren, hatten vier Mann von der Expedition ihre Schlafstätte aufgeschlagen. Wie der Häuptling erzählte, war eine Sklavenräuberbande, unter Führung von Arabern, ganz in der Nähe. Gegen Abend boten einige niederträchtig ausschauende Kerle mit langen Musketen mehrere Kinder zum Verkaufe an; als sie jedoch erfuhren, daß es Engländer seien, zogen sie, augenscheinlich eingeschüchtert, von dannen. Der Stamm der Manganja, unter welchem sich die Expedition jetzt befand, zeigte sich sehr mißtrauisch gegen sie, wobei sie bemerkten, daß bereits früher Weiße mit ehrlichen, unschuldigen Mienen, wie die jetzige Expedition, zu ihnen gekommen waren, schließlich aber eine Anzahl ihrer Leute geraubt und in die Sklaverei abgeführt habe. Um ihrem Mißtrauen aus dem Wege zu gehen, hielt es Livingstone für das Beste, sofort zum Dampfer zurückzukehren.

Kurz darauf machten sich Dr. Kirk und Herr Rae, der Schiffsingenieur, mit Führern auf den Weg, um Tete über Land zu erreichen, welches eine Entfernung von 100 Meilen ausmachte. Sie hatten schwer durch Wassermangel zu leiden, nicht minder war die Tsetse Fliege ungemein lästig.

Livingstone beschloß seinen Freund Sekeletu aufzusuchen, fand aber, daß vor Einheimsen der neuen Ernte nicht genügend Proviant aufzutreiben war, weßhalb er mit dem Dampfer „Ma Robert" abermals nach dem Kongone zurückkehrte. In Mazaro trafen sie Major Sicard, der mit Werkzeugen und Sklaven gekommen war, um dort ein Zollhaus und ein Fort zu bauen.

Ein offenbarer Betrug.

Nach dieser Fahrt brach das miserable Schiff, jetzt „Asthmatic" genannt, vollständig zusammen, weßhalb es bei der Insel Kanyimbe fest-

gelegt und unter die Obhut von zwei englischen Matrosen gestellt wurde. Diesen wurde ein Garten nebst Sämereien angewiesen, sowohl um sie zu beschäftigen, als auch um Lebensmittel zu erzeugen.

Es wurden nunmehr ernstliche Vorbereitungen für die Expedition nach dem Westen getroffen. Kleiderstoffe, Kattun und Perlen wurden in Packete geschnürt, die mit dem Namen der Träger markirt wurden.

Die Makololo-Mitglieder der Expedition wurden abgelohnt. Einige von denen, die in Tete zurückgeblieben waren, hatten dort geheirathet und waren entschlossen, sich dauernd dort niederzulassen. Andere waren nicht sonderlich mit der Ablohnung zufrieden, so daß es zweifelhaft war, ob sie, wenn angegriffen, nicht zu ihren früheren Freunden zurückkehren würden.

Am 15. Mai 1860 wurde, nachdem alle Vorbereitungen beendigt waren, die Reise angetreten. Da man erfahren hatte, daß die Banyai, welche das rechte Flußufer bewohnen, hohe Abgaben von Reisende erhöben, setzte man auf das linke Ufer über.

Livingstone hatte bei dem Dorfe Kebrabasa sein Lager aufgeschlagen, als sich ihm ein Mann näherte, der ihm erklärte, er sei ein Pondoro, d. h. ein Mann, der sich in einen Löwen verwandeln kann, und zwar jederzeit wenn er wolle. Wunderbarer Weise glaubten die Eingeborenen an die Richtigkeit seiner Behauptung. Zuweilen jagt der Pondoro als Löwe zum Nutzen der Dorfbewohner, worauf ihm seine Frau eine Medizin giebt, die ihm seine Gestalt als Mann zurückgiebt. Sie kündigt alsdann den Leuten an, welche Sorten Wild ihr Mann getödtet habe, damit dieselben es aus dem Walde holen. Die Wilden glauben auch, daß die Seelen der Abgeschiedenen sich in Löwen verwandeln. Eines Nachts kam, kurz nachdem ein Büffel geschlachtet worden war, ein Löwe in die Nähe des Lagers, worauf die Makololos erklärten, es sei ein Pondoro, und schalten ihn, daß er so schamlos sei, das Fleisch von Fremden stehlen zu wollen. Der Löwe kümmerte sich jedoch wenig um ihre Vorwürfe, sondern fuhr fort laut zu brüllen, hütete sich aber doch den hellen Lagerfeuern sich allzusehr zu nähern. Ein Stück Fleisch, mit Strichnin bestrichen, wurde ihm zugeworfen, welches er verschlang und dann abzog. Er wurde nicht wieder gesehen.

Ein feindlicher Häuptling wird versöhnt.

Abermals passirten die Reisenden den Kebrabasa, von wo aus sie einen prachtvollen Ausblick nach den benachbarten Gebirgsketten genossen, aber auch zu der Ueberzeugung gelangten, daß nicht nur dieser Fluß, sondern auch der Morumbwa mit Dampfern befahren werden, man also durch Dampfer in den oberen Sambesi gelangen könne.

In dem Kalai gegenüberliegenden Dorfe stattete der Makololo Häuptling, Mashotlane, der Expedition einen Besuch ab. Er trat in die Hütte

Afrikanischer Häuptling mit Schild und Kriegskeule.

in der Livingstone wohnte, wobei ein Knabe einen dreifüßigen Stuhl für ihn mitbrachte. In würdiger Haltung nahm der Häuptling seinen Sitz ein, indem er gleichzeitig dem Doktor etwas gekochtes Hippopotamusfleisch anbot. Nachdem er sich selbst ein Stück abgeschnitten hatte, händigte er den Reisenden den Rest ein. Er hatte kürzlich einen Angriff auf die Batokas gemacht, und als ihm Livingstone Vorwürfe ob des schweren Unrechtes, welches er begangen, machte, vertheidigte er sich lebhaft, indem er einwarf, seine Feinde hätten einige seiner Leute getödtet. Hier wurde auch Pitsane angetroffen, der von Sekeletu ausgeschickt worden war, um von einer Bande Griquas eine Anzahl Pferde zu kaufen.

Wunderlicher Kopfschmuck.

Ihre Kleidung bietet wenig bemerkenswerthes, soviel mehr jedoch die Art und Weise, wie sie ihr Haar frisiren. Dasselbe wird in der Mitte des Hinterkopfes zusammengebunden und zu einem Ringe von 6—7 Zoll Durchmesser geflochten. Es wird massenhaft Fett hineingeschmiert, wodurch es natürlich weich und dehnbar wird. In manchen Fällen formt man es in einen langen Stab, und Livingstone sah einen Mann in einem Batoka Dorf, der das Haar in Form eines langen Nagels geflochten hatte, der ungefähr eine Elle hoch über seinen Kopf emporstieg und ihm natürlich große Beschwerden verursacht haben muß. In diesem Falle werden jedenfalls dem Haare verschiedene andere Substanzen beigemischt. Man erzählte Livingstone, daß häufig Haare von verschiedenen Thieren mit eingeflochten werden, wodurch natürlich in Verbindung mit den eigenen Haaren ein großer Thurm auf dem Kopfe aufgebaut werden kann. Alles nebenliegende Haar wird kurz geschoren, so daß der Kopf mit dem Thurme einen eigenthümlichen, recht komischen Anblick darbietet. Ein Mann dieses Stammes, Namens Mantanyani, begleitete Livingstone. Es war ein ausnehmend geschickter Bootsmann und verstand mit großen Nachen ebenso gut umzugehen, wie mit den primitiven Kanoes. Als Schmuck trug er in seinen Haaren einen Bambuskamm. Er hatte denselben nicht selbst angefertigt, sondern von einem am Shire Flusse wohnenden Stamme bei einem Kriegszuge erbeutet. Mit zwei Gefährten brachte er das Boot über mehrere Wasserfälle und als er gefragt wurde, ob er sich nicht fürchte, antwortete er: „Keineswegs, ich kann schwimmen wie ein Fisch, falls jedoch Herr Baines das Unglück haben sollte, über Bord zu fallen und zu ertrinken, so werde ich Livingstone nie wieder vor die Augen kommen."

Herr Baines erwähnt in seinem Tagebuche, dieser Mann sollte einen guten Seemann abgeben, weil er nicht nur ein Boot gut zu führen verstanden, sondern auch dem englischen Rum besondere Sympathie und Werthschätzung bewiesen habe. Abends, nachdem das Tagewerk vollbracht

war, wurde den Mannschaften Grog gereicht, aber für die ersten drei oder vier Abende weigerte sich Mantanyani denselben anzurühren. Hieraus entwickelte sich dann folgendes Zwiegespräch:

„Mantanyani non quero grog?" (Wollen Sie keinen Grog nehmen?)

„Non quero." (Ich will nicht.)

„Porquoi non quero grog?" (Warum wollen Sie keinen Grog?)

„Garaffa poco Zambesi munta." (Die Flasche ist klein und der Sambesi-Fluß breit.)

Dieser Wink wurde verstanden und fortan erhielt Mantanyani Rum ohne Mischung mit Wasser, den er mit der Virtuosität einer alten englischen Theerjacke hinter die Binde goß.

Kein Sprechen oder Pfeifen gestattet.

Livingstone gibt eine interessante Schilderung von der Geschicklichkeit der Eingeborenen bei Kanoefahrten in seinem lesenswerthen Buche: The Sambesi and its Tributaries.

Das Kanoe gehörte einem Manne, Namens Tuba-Mokoro (übersetzt, der Kanoe-Brecher), ein ominöser, aber unverdienter Titel, denn derselbe war ein sehr fähiger und fleißiger Bootsmann. Er war eigentlich zu bescheiden, da er für sich nicht das Verdienst der guten Leistung in Anspruch nahm, dasselbe vielmehr einer Art Medizin zuschrieb, die er hatte und als tiefstes Geheimniß bewahrte. Er wurde beauftragt, die Expedition durch die Stromschnellen zu einer Insel zu bringen, die nahe den großen Staubfällen, seitdem Viktoria-Fälle genannt, liegt. Diese Insel kann nur dann erreicht werden, wenn das Wasser zufällig sehr niedrig ist, und selbst in diesem Falle können sich nur die erfahrensten Bootsleute in die Nähe der Stromschnellen wagen, welche die doppelte Höhe des Niagara haben, eine Meile breit sind und durch einen weiten und plötzlichen Riß in dem Basaltbett des Sambesi entstanden sind.

Der Mann am Stern hatte natürlich die Pflicht scharf auszulugen, und wenn er einen Fels entdeckte, dies sofort dem Steuermann zu melden. Tuba dachte ohne Zweifel, daß Plaudereien naturgemäß die Aufmerksamkeit seines Steuermannes zu einer Zeit ablenken könnten, denn die geringste Nachlässigkeit oder ein unbedeutendes Mißverständniß genügte, uns Alle in's Verderben zu stürzen. Es gab Stellen, wo es der äußersten Anstrengung beider Männer bedurfte, um das Kanoe in der einzigen richtigen Fahrstraße des Stromes zu halten. Zu Zeiten schien es wirklich, als ob uns nichts davon retten könnte, daß unser Fahrzeug an den Felsen zerschellen würde, aber gerade im richtigen Augenblicke gab Tuba dem Steuermann einen kurzen Befehl und drehte dann das Kanoe etwas auf die Seite, sodaß wir glücklich über die drohende Gefahr hinwegschlüpften. Es ist unmöglich, ein Kanoe geschickter zu lenken. Nur

ein einziges Mal schien die Medizin (wie oben erwähnt) ein Wenig von ihrer Wirksamkeit verloren zu haben.

Wir fuhren rasch stromabwärts, als wir plötzlich einen schwarzen Felsen, über welchem weißer Schaum lag, direkt in unserm Fahrwasser liegend erblickten; zwar wurden die Ruderstangen so rasch als möglich dagegen gestemmt, sie glitten indessen aber aus, gerade als Tuba alle seine Kräfte anwendete, mit dem Kanoe abzuschwenken. Es erfolgte ein harter Stoß des Kanoes an den Felsen, und füllte sich das kleine Fahrzeug bald zur Hälfte mit Wasser. Tuba hatte jedoch sehr bald seine Geistesgegenwart wiedererlangt und ließ das Kanoe auf eine Sandbank treiben, wo das Wasser ausgeschöpft wurde. Er gab uns zu verstehen, daß nicht die Medizin Schuld an dem Unfalle war, diese habe nichts von ihrer Kraft verloren; die Ursache des Mißgeschicks liege darin, daß er an dem betreffenden Morgen kein Frühstück bekommen habe. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß wir Tuba's Frühstück fortan nie mehr vergaßen.

Unter den Batokas gibt es eine Sorte Leute, die in ihrer eigenen Sprache Go-nakeds heißen. Diese Leute tragen niemals auch nur ein Atom von Kleidung, gehen vielmehr absolut nackt; nur beschmieren sie die Haut mit einer Art rothen Ockers. Es ist eine bemerkenswerthe Rasse, und ist es nicht ganz klar, weshalb sie ihren Körper ganz unbedeckt lassen. Einige Reisende glauben, daß sie einen besonderen Zweig der Batokas bilden, doch ist dies durchaus nicht sicher. Nicht daß sie aller Eitelkeit bar wären, ist doch ihr Kopf mit Perlen und anderen Schmucksachen behangen. Den komischen Styl der Haarfrisur haben wir bereits an anderer Stelle beschrieben, es gibt aber auch andere derartige Moden bei ihnen. Eine der beliebtesten besteht darin, daß sie ein Stück Rinde von etwa 2 Zoll Breite glatt drücken, und dasselbe in Diadem-Form um ihren Kopf legen; dann reiben sie Massen rothen Ockers und Fett in ihre Haare, welche sie dann mit der Rinde verbinden, sodaß es von ferne so aussieht, als haben sie eine rothe polirte Mütze auf.

Um die Arme tragen sie Ringe von Eisendraht, sowie Perlen, und ein angesehenes Mitglied dieses Stammes hält sich nur dann für salonfähig, wenn er eine Pfeife, sowie ein kleines Paar eiserner Zangen trägt. Letztere benutzt er dazu, Kohlen aus dem Feuer zu holen, um seine Pfeife damit anzuzünden, deren Stiel oft mit polirtem Eisendraht umwunden ist.

Sehr höfliche Wilde.

Es scheint, daß die Go-nakeds gerade so wenig Schamgefühl besitzen, als sie Kleidungsstücke tragen, also von beiden gar nichts. Sie können um alles in der Welt nicht einsehen, daß sie Kleider tragen sollten und lachten ob der Dummheit einer solchen Idee. Offenbar fanden sie das

Ansinnen, ihrem Körper Kleidung umzuhängen, genau so lächerlich, als uns Kulturmenschen der Vorschlag erscheinen würde, Metallpanzer als Kleidung zu tragen.

Die Batokas sind in ihrer Weise höfliche Leute, obschon sie eine ganz eigenthümliche Methode haben, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Eine Frau grüßt stets durch Händeklatschen, wodurch sie den von uns bereits beschriebenen vibrirenden Ton hervorbringt. Die Männer hingegen grüßen, indem sie still stehen und ihre Hände an die Hüften schlagen. Wollen sie jedoch besonders große Ehrerbietung an den Tag legen, so haben sie noch eine andere Methode. Sie werfen sich auf den Rücken, wälzen sich von einer Seite auf die andere, schlagen mit ihren Fersen gegen die Hüfte und schreien „Kina Bomba, Kina Bomba", und zwar aus Leibeskräften, wie bereits oben erzählt worden ist. Livingstone sagt, er habe seine Augen nie daran gewöhnen können, sich an dem Schauspiele großer, nackter Leute, welche sich auf der Erde herumwälzen und an die Hüften schlagen, zu ergötzen, und versucht, sie von dieser schlechten Sitte abzubringen. Sie hätten jedoch stets geglaubt, daß er dies nur sage, weil er nicht mit der Herzlichkeit der Begrüßung zufrieden sei, und sich noch viel mehr herumgewälzt und noch lauter geschrieen. Dieses Rollen und Hüftenschlagen scheint für die Begrüßung vornehmer Herren reservirt zu sein, und kommt dann vorzugsweise zur Anwendung, wenn die Batokas sich vor ihrem Häuptling präsentiren.

Schwarze, die auf Ceremonien Werth legen.

Wird eine Gabe präsentirt, so erfordert die Etikette, daß der Geber das Geschenk in einer Hand hält und die andere an seinen Schenkel legt, während er auf den Empfänger, für den die Gabe bestimmt ist, zugeht. Er gibt diesem das Geschenk ab, faltet erst die Hände zusammen und schlägt dann beide Hände an seine Schenkel. Dieselben Formalitäten finden statt, wenn ein Gegengeschenk gemacht wird, und so zähe hängen sie an diesen Gebräuchen, daß die Eltern ihre Kinder speciell darin unterrichten.

Sie sind fleißig und bearbeiten mit einer einfachen aber wirkungsvollen Hacke sehr große Strecken Landes. Diese Hacke, welche eine große Aehnlichkeit mit einer gebogenen Axt hat, gebrauchen sie nicht nur zum Aufbrechen des Bodens, sondern auch zum Zerschlagen harter Erdstücke, die sich auf dem Ackerboden nach langer Dürre bilden, so wie noch zu verschiedenen Feld- und Gartenarbeiten. Einige der Ackerfelder sind so ausgedehnt, daß der Reisende stundenlang durch wogende Kornfelder wandeln kann, ohne dabei auf ein unbebautes Stück Ackerland zu stoßen. Die Quantität des gezogenen Korns ist geradezu enorm, dabei machen die Eingeborenen eine solche Menge von Schobern, daß man die Gegend für noch stärker bevölkert halten muß, als sie in Wirklichkeit ist. Es herrscht deß-

halb auch großer Wohlstand unter diesen Leuten. Bemerkenswerth ist übrigens hierbei der Umstand, daß, mögen sie noch so viel Getreide ziehen, sie es doch nicht lange aufspeichern können. Das Korn hat viele Feinde. In erster Reihe senden die Nachbarstämme, die oft träge sind, Streifpartien aus, um dasselbe zu rauben, was natürlich viel bequemer ist, als sich selbst das ganze Jahr mit Bearbeitung des Bodens herumzuplagen. Mäuse sind ebenfalls dem Getreide gefährlich, doch kann sich der Batoka gegen diese beiden Feinde dadurch schützen, daß er das Korn in Grasbündel packt, dick mit Lehm umkleistert und dann in den niedrigen Sandinseln begräbt, welche der Sambesi nach Ablauf der Hochfluth zu hinterlassen pflegt.

Zerstörende Insekten.

Der schlimmste Feind des Getreides ist jedoch ein ganz kleines Insekt weevil genannt. Dasselbe ist so winzig, daß keine Vorkehrungen gegen dessen Verwüstungen getroffen werden können, und werden, wie Livingstone selbst beobachtete, enorme Getreidemassen in sehr kurzer Zeit vernichtet. Es ist für die Batokas unmöglich, ihr Korn länger als ein Jahr aufzubewahren, das heißt gerade so lange, bis das neue reif geworden ist.

Vielleicht gerade in Folge des Ueberflusses, der bei ihnen herrscht, sind die Batokas ungemein gastfrei, stets erfreut Gäste zu sehen und sie in herzlichster Weise zu empfangen. Wenn ein Reisender durch ein Dorf kommt, so wird er stets von den Bewohnern links und rechts angerufen und zum Essen und Trinken eingeladen. Während die Männer ihrem Besucher die Hand drücken, begrüßen ihn die Frauen mit "lulliluing". Sie fühlen sich sogar beleidigt, wenn der Fremde das Dorf passirt, ohne einzukehren. Wenn er in einem Dorfe übernachtet, so bieten die Bewohner alles auf, es ihm bequem zu machen, einige sorgen für frisches Herdholz, andere bringen Eimer voll Wasser, wieder andere bereiten ihm ein weiches Lager und stellen Matten davor, um den Wind abzuhalten.

Betreffs der Gesetze, die das gewöhnliche Leben regeln, gibt es nur wenig, was besondere Erwähnung verdiente, außer einer Art Prüfung, die in großer Verehrung gehalten wird. Sie nennen sie die Prüfung der Muave. Wie hier, so ist in ganz Süd-Afrika die Furcht vor Zauberei allgemein verbreitet, unter den Batokas hat jedoch jeder dieses Verbrechens Angeklagte das Recht, sich davon zu reinigen, indem er einen mit Gift gemischten Trunk, Muave genannt, zu trinken hat. Zuweilen stirbt der Angeklagte an den Folgen des Trunkes, dann ist er schuldig gewesen; in anderen Fällen wirkt das Gift als Brechmittel, dies sieht man als Zeichen seiner Unschuld an, das Gift hat eben keine sympathische Aufnahme in dem Körper gefunden, der mithin rein ist.

Nach Livingstone's Bericht ist Keiner vor einer derartigen Anklage sicher. Nahe der Mündung des Kapoe kam der Mambo oder Häuptling

zu unserem Lagerplatze mit einem Geschenk. Seine und seines Gefolges Stirnen waren mit weißem Mehl beschmiert, und alle trugen eine außergewöhnlich ernste Haltung zur Schau. Kurz vor unserer Ankunft waren sie der Zauberei angeklagt gewesen, doch, von ihrer Unschuld überzeugt, nahmen sie die Prüfung an, den Gifttrunk zu trinken, und machten zu diesem Zwecke eine Wallfahrt nach dem heiligen Hügel von Nehomokela, wo die Ueberreste ihrer Vorfahren begraben liegen. Nachdem sie dort ein feierliches Gebet an den unsichtbaren Geist verrichtet hatten, damit derselbe die Unschuld seiner Kinder bezeugen solle, verschlangen sie das Gift, erbrachen sich, und wurden daraufhin für unschuldig erklärt.

Glauben an ein zukünftiges Dasein.

Es ist erwiesen daß der Glaube an ein zukünftiges Dasein bei ihnen existirt, ebenso daß die Geister der Abgeschiedenen wissen, was die zurückgelassenen Angehörigen thun und lassen, und damit zufrieden sind oder das Gegentheil, je nachdem die Handlungen der Ueberlebenden gut oder böse sind. Dieser Glaube herrscht allgemein. Der Eigenthümer eines großen Kanoes weigerte sich, dasselbe zu verkaufen, weil es dem Geiste seines Vaters gehöre, der ihm beistehe, wenn er Flußpferde tödte. Ein Anderer sah, als er wegen des Verkaufs eines Kanoes in Unterhandlung, und gerade im Begriffe war, den Handel abzuschließen, eine große Schlange auf einem Baumzweige über seinem Kopfe sitzen, woraufhin er sich weigerte das Geschäft abzuschließen, in dem Glauben, daß die Schlange der Geist seiner Vaters sei, der gegen den Abschluß protestire.

Einige der Batokas glauben, daß eine Medizin hergestellt werden könne, die den Stich der Stechfliege Tsetse kurire, ein kleines, aber gefährliches Insekt, welches riesige Verheerungen unter Pferden und Rindvieh anrichtet, dem Menschen aber ungefährlich ist. Diese Medizin wurde durch den Sohn eines Häuptlings entdeckt, der sie Livingstone brachte. Der Hauptbestandtheil war der Saft einer Pflanze, die in der Botanik bisher nicht bekannt war. Die Wurzel wird geschält, und die Schale in Scheiben geschnitten, getrocknet und zu Pulver zerstoßen. Dann werden demselben einige Dutzend gedörrte Tsetse Fliegen beigemischt. Der Rest der Pflanze wird ebenfalls getrocknet. Sobald das Thier von der Fliege gestochen war, wurde ihm eine gewisse Quantität des Pulvers eingegeben, und der Rest der Pflanze unter dem Thiere verbrannt, gleichsam um es damit auszuräuchern. Moyara behauptete nicht, daß das Mittel unfehlbar sei, meinte aber, daß, wenn eine Heerde in den mit der Fliege behafteten Distrikt geschickt würde, immer einige Thiere derselben durch die Medizin gerettet werden, wo sonst andernfalls alle sterben müßten.

Die Batoka lieben den Gebrauch eines musikalischen Instruments, welches mit einigen Abweichungen über ganz Südafrika verbreitet ist. In seiner primitivsten Form besteht es aus einem Brett, auf welchem eine Anzahl hölzerner Stäbchen befestigt sind, die, wenn auf das Brett gedrückt und dann wieder losgelassen, einen angenehmen musikalischen Ton hervorbringen. Eigentlich ist dies auch das Grundprincip unserer Spieldosen, der Unterschied besteht nur darin, daß die Zähne resp. Schlüssel unserer Instrumente von Stahl sind und durch kleine Hämmerchen, nicht aber wie hier durch die Finger niedergedrückt werden. Selbst unter den einzelnen Stämmen gibt es große Varietäten von diesen Instrumenten.

Die beste Form ist die, wo der Resonanzboden hohl ist, wodurch der angeschlagene Ton verstärkt wird; sodann müssen die Schlüssel von Eisen statt aus Holz verfertigt werden, sodaß wirkliche musikalische Töne hervorgebracht werden.

Afrikanische Dichter.

Dieses Instrument wird auch zur Begleitung von Gesängen benutzt. Livingstone erwähnt in seiner Reisebeschreibung, daß sich seiner Gesellschaft ein ächt afrikanischer Dichter anschloß, der ein Gedicht verfaßte, in welchem die weißen Männer verherrlicht wurden. Dasselbe wurde stets gesungen, wenn Halt gemacht wurde und zwar unter Begleitung der Sansa. Anfangs faßte sich der Dichter kurz, dehnte das Gedicht aber von Tag zu Tag mehr aus, bis allgemach ein großes Epoch daraus entstand. Es war offenbar Rythmus darin und bestand jede Linie aus fünf Silben. Ein anderer Dichter hatte die Gewohnheit, sich allabendlich mit einem Gelegenheitsgedichte zu brüsten, in welchem alles in Reime gebracht war, was die weißen Männner an diesem Tage verrichtet hatten. Er war nicht so begabt, wie sein College, und entdeckte zuweilen, daß ihm die erforderlichen Worte fehlten. Dann half ihm aber seine Sansa aus, gerade wie bei uns das Piano herhalten muß, wenn ein ungeübter Sänger eine falsche Note angeschlagen hat.

Die Batokas sind außerordentlich stolz auf ihre Stämme, gerade wie die Schotten auf ihre Clans. Wenn eine größere Anzahl derselben reist, so schließen sich die Leute des gleichen Stammes wie eine Familie aneinander an und helfen sich in jeglicher Weise. Kommen sie in ein Dorf, wo einer ihres Stammes wohnt, so können sie sicher sein, dort ausgiebige Gastfreundschaft zu empfangen.

Nach allen Berichten sind die Batokas streitsüchtig in ihrer Heimath, wobei sie ihre Fehden fürsorglich auf andere Dörfer ausdehnen. Bei heimischen Streitigkeiten, also Kämpfen zwischen Bewohnern desselben Dorfes, hüten sich die Streitenden sorgfältig, schwere körperliche Verletzungen herbeizuführen. Ficht jedoch Dorf gegen Dorf, wie dies zuweilen geschieht,

so erleiden beide Parteien häufig große Verluste. Das Resultat einer solchen Schlacht muß außerordentlich unangenehm sein, da nun die beiden Dörfer in andauerndem Kriegszustande sich befinden, und die Einwohner des einen nicht wagen dürfen, sich zu den Nachbarn hinzubegeben.

Gewohnheits-Lügner.

Die Batokas haben aber einen Plan ausgeheckt, wodurch der Streit beigelegt werden kann. Haben die Sieger ihre Gegner aus dem Felde geschlagen, so nehmen sie den Leichnam eines der gefallenen Krieger, viertheilen ihn, und nehmen dann verschiedene Ceremonien damit durch. Sie scheinen damit andeuten zu wollen, daß sie das Feld behauptet haben. Die geschlagenen Gegner geben ihre Niederlage zu, indem sie eine Deputation absenden, welche um Ueberlassung des Leichnams bittet. Sobald sie denselben erhalten haben, werden die gleichen Ceremonien nochmals wiederholt, worauf man annimmt, daß damit Friede geschlossen sei, und sich die Familien der beiden Dörfer wieder gegenseitige Besuche machen können.

Livingstone's Gewährsmann erzählte weiter, daß, wenn ein Krieger seinen Gegner erschlagen hat, er dessen Kopf nimmt, und davon den Unterkiefer loslöst, welchen er als Trophäe trägt. Livingstone hat selbst nicht gesehen, daß solche Siegeszeichen getragen werden und glaubt augenscheinlich, daß der Bericht nicht auf Wahrheit beruhe. Er geht sogar noch weiter und warnt seine Leser davor, ähnlichen Erzählungen von Eingeborenen ohne Weiteres Glauben beizumessen. Der schwarze Erzähler wünscht etwas Interessantes oder vielmehr Pikantes zum Besten zu geben, und läßt dann oft seiner Fantasie freien Lauf, wenn es nur seinem weißen Zuhörer gefällt, den er von vornherein als höheres, übernatürliches Wesen anzusehen gewohnt ist.

Man frage die Eingeborenen, ob die Berge seines Distrikts hoch seien, oder ob dort Gold gefunden wird, und er wird unfehlbar beide Fragen mit Ja beantworten. Eine gleiche Antwort wird er auf die Frage geben, ob sich in seinem Distrikt Rhinocerosse aufhalten, oder aber, ob er eine Menschenrasse mit Affenschwänzen kenne. Es kommt ihm lediglich bei seinen Antworten darauf an, dem Weißen zu gefallen, ohne über das Laster des Lügens sich die geringsten Skrupel zu machen. Schießt der weiße Jäger nach einem Thier und verfehlt dasselbe elendiglich, so versichern ihm doch seine dunklen Gefährten, die Kugel habe das Herz des Thieres durchbohrt, und daß es nur eine kurze Strecke weiter gesprungen sei. „Der Weiße ist unser Vater", sagen die Eingeborenen, „und er würde sich ärgern, wenn wir ihm sagten, er habe einen Fehlschuß gethan." Noch schlimmer geht es bei den Sklaven, die häufig als Dolmetscher gebraucht werden. Es ist gradezu außerordentlich schwierig, die armen Schwarzen dahin zu bringen, daß sie wahrheitsgetreu übersetzen.

Die Reisenden landeten an der Spitze von Garden Island, wo der Doktor die Messungen des Katarakts vornahm. Es zeigte sich dabei, daß der Fall selbst die doppelte Höhe des Niagara hatte, während der Fluß an der Stelle, wo er den Felsen hinabstürzt, eine volle Meile breit ist. Charles Livingstone, der Bruder des Doktors, der die Niagara-Fälle gesehen hatte, sprach sich dahin aus, daß Letztere an Großartigkeit weit hinter den Victoria-Fällen zurückständen. Die Batokas betrachten Garden Island als heiligen Platz, auch haben sie hier in früheren Zeiten gottesdienstliche Versammlungen abgehalten.

Livingstone hatte während seines ersten Besuches der Fälle in Garden Island mehrere Orangen-Kerne gepflanzt, die alle aufgegangen, aber durch Flußpferde vernichtet worden waren, obschon man eine Hecke um dieselben gezogen hatte. Abermals wurden Kerne gepflanzt, die, wie sich später fand, das gleiche Schicksal der ersten Aussaat hatten.

Die Expedition fuhr dann den Fluß hinauf und stieß bald darauf auf eine Abtheilung von Sekeletu's Leuten, der jetzt in Sesheke weilte und sie zur Begrüßung der Reisenden abgesandt hatte. Diese wurden eingeladen, ihr Lager in der Kotlar (Parlamentsgebäude) aufzuschlagen. Während des Tages sprachen beständig Besucher bei ihnen vor, welche sich ausnahmslos über Unglücksfälle, die ihnen zugestoßen seien, beklagten. Die Lage von Sekeletu selbst war die allerelendste. Er war von Aussatz befallen; man erzählte, daß seine Finger sich gekrümmt hätten, ähnlich den Adlerklauen, und sein Gesicht dermaßen entstellt sei, daß man ihn kaum wiedererkennen könne.

Einer der Häuptlinge war hingerichtet worden, weil man ihn beschuldigt hatte, den Chef verhext zu haben. Die eingeborenen Doktoren konnten nichts für ihn thun; er war zur Zeit unter der Behandlung eines weiblichen Arztes aus dem Manyeti Distrikt, welche außer seiner Mutter und seinem Onkel Niemanden bei ihm zuließ. Er verlangte jedoch, Dr. Livingstone zu sehen, der mit Vergnügen sich zu ihm verfügte. Sowohl er als der Dr. Kirk erklärten dem Chef, daß seine Krankheit schwer heilbar sei, daß er aber sicher und gewiß nicht behext worden sei. Sie verordneten caustische Umschläge von Außen sowie Hydrate von Potasche innerlich und zwar mit gutem Erfolge, sodaß sich nach kurzer Zeit das Aussehen des armen Häuptlings wesentlich gebessert hatte.

Wie ein Häuptling die Fälle beseitigen möchte.

Obgleich seine Leute kurz zuvor eine Hungersnoth durchgemacht hatten, erwies der Chef den Reisenden doch alle denkbare Gastfreundschaft. Einige Benguela Händler waren nach Sesheke gekommen, wahrscheinlich um von der Batoka Gegend nach dem Osten mit Sklaven zurückzukehren, doch hatten die Makololos bereits alles Elfenbein des ganzen Distrikts

aufgekauft. Die Händler sahen nun, daß der Sklavenhandel ohne Elfenbein unlohnend sei, zumal Sekeletu den Transport von Sklaven durch sein Gebiet nicht erlaubte, und wurde so ein ausgedehnter Sklavenmarkt zeitweilig geschlossen.

Sekeletu freute sich außerordentlich über die Geschenke, die ihm der Doktor von England mitgebracht hatte und erkundigte sich, ob nicht ein Schiff nach Tete abgefertigt werden könne, allwo die übrigen Waaren noch zurückgelassen waren. Als ihm mitgetheilt wurde, daß möglicher Weise ein Dampfer bis Sinainanes hinauffahren könne, fragte er, ob er nicht mit einer Kanone die Victoria-Fälle hinwegschießen könnte, weil dann der Dampfer Sesheke erreichen könne.

Ein Stamm, der Vieh raubt.

Die Makololos laufen häufig Gefahr in Kriege verwickelt zu werden, weil sie eine wahre Leidenschaft haben, den Nachbarn ihr Vieh zu stehlen, und da ihre Räubereien durch den Häuptling gutgeheißen sind, so betrachten sie dieselben nicht als unehrenhaft.

Die Expedition verließ Sesheke am 17. September 1860 unter Anführung von Pitsane und Leshore. Pitsane war dahin instruirt, um die Gärten bei den Fällen eine Hecke zu ziehen. Beim Befahren des Flusses hielt sich der Kanoeführer hart am Ufer, aus Furcht durch die Flußpferde angegriffen zu werden, Nachts hingegen, wenn die Thiere nahe dem Ufer verweilten, fuhr er in der Mitte des Stromes. Die Kanoes waren schlecht und ein heftiger Wind blies ihnen entgegen. Trotz diesem Uebelstande lenkten die Batoka Leute das Boot mit großer Geschicklichkeit. Einige dieser Leute begleiteten die Expedition den ganzen Weg bis zum Meere.

Auf ihrer Fahrt den Fluß hinab stießen sie unweit der Kariba Fälle auf eine Heerde von etwa 30 Flußpferden. Die Kanoeleute waren bange, gegen dieselben heranzufahren, wobei sie versicherten, daß wenn ein einziges derselben in böser Stimmung sei, dies unzweifelhaft die Kanoes umwerfen würde. Auf den Felsen standen Knaben, die sich damit beschäftigten, die Ungethüme mit Steine zu bewerfen. Eins derselben wurde geschossen und trieb die Fälle hinunter. Ein Eingeborener rief den Reisenden vom Ufer zu, zu den Kariba Göttern um eine günstige Passirung der Fälle zu beten, ohne deren Beistand würden sie elendiglich ertrinken. Trotzdem wurde die Fahrt fortgesetzt, und waren die Eingeborenen nicht wenig erstaunt, als sie die Kanoes ungefährdet die Fälle passiren sahen, ohne die Hülfe der Kariba Götter in Anspruch genommen zu haben.

Auffinden des Flußpferdes.

Unter den Fällen fanden sie das Flußpferd, welches geschossen worden war, und sagten den Eingeborenen, daß, im Falle sie bis zum Landungsplatze

Zerstörung eines Bockes durch ein Flußpferd.

folgen wollten, das meiste Fleisch des Flußpferdes ihnen als Geschenk gegeben werden solle. Das Thier wurde dann auch aufgeschnitten und das meiste Fleisch an die Eingeborenen vertheilt. Nach Sonnenuntergang kam eine Menge hungriger Krokodille, die den nachgebliebenen Rest des Kadavers wegschleppten, wobei sie mit ihren langen Schwänzen das Flußwasser zu Schaum peitschten. Einige Tage später campirten die Reisenden in der Nähe einiger Fallgruben, in welchen kurz zuvor mehrere Büffel gefangen waren, wovon einer zurückgelassen worden war. Während der Nacht blies der Wind gerade von der Grube des todten Büffels in's Lager hinein. Ein hungriger Löwe, der den Kadaver auffressen wollte, stöberte die stinkende Masse dermaßen durcheinander und brüllte so laut, daß die Reisenden den größten Theil der Nacht schlaflos verbrachten.

Zumbo wurde am 1. November erreicht. Hier wurde ihren Leuten von den Banyai ein häßlicher Streich gespielt. Die Makololos hatten ein Flußpferd geschossen, als eine Anzahl Eingeborene hinzukam und sich erbot, ihnen zur Landung des Thieres behülflich zu sein. Man solle das Seil losmachen und einziehen, da es nur ein Hindern ß sei. Alle riefen durcheinander, bis plötzlich das riesige Thier in ein tiefes Loch sank und nicht wieder emporgezogen werden konnte. Während der Nacht trieb der Kadaver den Fluß hinab und landete auf einer Bank eine Meile unterhalb. Dort bestritten die Banyai das Recht der Makololos auf das Thier, und diese, statt den Streit fortzusetzen, nahmen nur einen kleinen Theil des Fleisches an sich und überließen den Banyai das Uebrige.

Durch Anklammern an einen Felsen gerettet.

In der Annahme, daß der Wasserstand genügend tief sei, fuhr die Expedition die Kebrabasa-Fälle hinab. Mehrere Meilen ging Alles gut, als plötzlich das Flußbett enger wurde und dadurch die Schifffahrt schwierig, ja gefährlich. Zwei der Kanoes kamen glücklich über den Kanal mit seinen gefährlichen Wirbeln, welche sich dadurch bildeten, daß die Strömung in der Mitte des Wassers durch einen Fels gespalten wurde. Livingstone's Boot passirte den Kanal als drittes, und während man glaubte, dasselbe befinde sich im richtigen Fahrwasser, hörte man plötzlich einen starken Krach, und sah, wie das Kanoe gegen den senkrechten Felsen stieß. Dieser Unfall ereignete sich in Folge plötzlichen Aufschäumens des Wassers, welches sich in unregelmäßigen Zwischenpausen einzustellen pflegt. Kirk klammerte sich an den Felsen und rettete sich auf diese Weise, während der Steuermann es fertig brachte, wenigstens das Kanoe zu retten, dessen ganzer Inhalt jedoch (Proviant, das Tagebuch von Livingstone, botanische Zeichnungen und verschiedene Sämereien) dem Wasserwirbel zum Opfer fiel und den Abgrund hinunterstürzte. Nach dieser Erfahrung

wurde die Gesellschaft der Wasserfahrten müde und legte den Rest dieser Reise auf dem Landwege zurück.

Am 23. November 1860 wurde Tete erreicht, nachdem die Reisenden ungefähr sechs Monate unterwegs gewesen waren. Erfreulicher Weise fanden sie die beiden englischen Matrosen, die sie zur Bewachung des unseligen Dampfers „Ma Robert" dort zurückgelassen hatten, im besten Wohlbefinden; auch hatten sich dieselben gut aufgeführt; doch waren ihre landwirthschaftlichen Versuche ohne Erfolg geblieben. Man hatte ihnen ein Paar Schafe, sowie einige Hühner zurückgelassen; von letzteren hatten sie noch einige Stück zugekauft und hatten davon eine genügende Anzahl Eier erhofft. Unglücklicher Weise hatten sie dem Viehstande auch zwei Affen hinzugefügt, die es dann auch mit Leichtigkeit fertig brachten, alle von den Hennen gelegten Eier frisch zu vertilgen. Eines Abends brach ein Flußpferd in ihren Gemüsegarten und zerstörte alle Beete; ihre jungen Baumwollstauden wurden von den Schafen abgenagt, die Schafe wurden hinwiederum eine Beute der Krokodille. Um das Maaß ihres Ungemachs voll zu machen, wurde das Geflügel bis auf das letzte Stück von den Eingeborenen gestohlen.

Nachdem man entdeckt hatte, daß die Eingeborenen einen tödtlichen Schrecken vor dem Chamäleon empfanden, von dem die Expedition ein Männchen an Bord hatte, so nutzten sie diesen Umstand folgender Maaßen aus: Sie hatten sich mit den marktgängigen Preisen der Lebensmittel vertraut gemacht und waren gewillt, diese zu zahlen, sich aber nicht prellen zu lassen. Wenn nun die Händler hohe Preise verlangten und auch nicht fortgehen wollten bis der verlangte Werth vergütet war, so wurde plötzlich das Chamäleon aus der Cajüte hervorgeholt, bei dessen Anblick die Eingeborenen sofort Reißaus nahmen und auch von ferneren Versuchen die Expedition zu übervortheilen Abstand nahmen. Das Chamäleon ist ein ganz absonderliches Reptil, dessen nähere Beschreibung unsere Leser interessiren dürfte.

Das berühmte Chamäleon.

Ein charakteristisches Merkmal des Chamäleons, ist die Zunge, welche cylinderförmig und wurmartig geformt ist, stark in die Länge gezogen werden kann und in einen fleischigen Wulst endigt. Die Außenseite seines Felles ist mit hornartigen Warzen bedeckt. Eine weitere Eigenthümlichkeit besteht in der unförmigen, massiven Form des Körpers, der auf dem Rücken einen riesigen Höcker hat, und mit dem runden wedelnden Schwanze ist das Thier im Stande, allerlei Gegenstände aufzugreifen. Endlich sind noch die papageiartigen Füße des Thieres hervorzuheben; dieselben haben je fünf Zehen, von welchen zwei auswärts, zwei inwärts gebogen und die mit fünf scharfen Klauen bewaffnet sind.

Langzungiges afrikanisches Chamäleon.

Die Thiere haben einen sehr großen Kopf bei sehr kurzem Halse, so daß ersterer direkt auf den Schultern zu stehen scheint. Das innere Hörorgan liegt ganz versteckt. Das Maul ist sehr groß, die Zähne scharf, klein und dreizackig. Der ganze Augenball ist, mit alleiniger Ausnahme der Pupille, mit Haut überzogen und bildet ein umlaufendes Augenlied. Da jedes Auge die Kraft sich selbständig zu bewegen hat, so kommt es vor, daß ein Auge links und das andere nach oben oder unten blickt, also in entgegengesetzten Richtungen, was dem ganzen Aussehen des Thieres einen ganz kuriosen Anstrich giebt.

Man glaubte früher, das Chamäleon lebe lediglich von der Luft (vid. Shakespeare's Hamlet), hat aber seitdem entdeckt, daß Insekten, Raupen und ähnliche Kreaturen seine Nahrung bilden, zu deren Fang die runde Zunge besonders geschickt ist. Mit Ausnahme des fleischigen Wulstes am Schlund ist die Zunge eine hohle Röhre, die, wenn vom Kehlkopfe zurückgezogen, sich zusammen zieht, und zwar in derselben Weise wie ein Taschenfernrohr aus- und ineinander geschoben wird. Wenn vollständig ausgestreckt, hat die Zunge eine Länge, die der des ganzen Thieres gleichkommt, und kann mit gleicher Geschwindigkeit ausgestoßen und eingezogen werden. Ein auf einem Blatt liegendes Insekt würde für jedes andere Thier unerreichbar sein, das Chamäleon holt es jedoch mit seiner ungeheuren Zunge so blitzschnell herunter, daß der Beobachter sich vor Staunen nicht fassen kann. Ein Gelehrter, der das Chamäleon Jahre lang zum Gegenstande eingehender Studien gemacht hat, sagt über das Thier u. A.:

"Ich habe nur ein einziges Mal gesehen, daß mein Chamäleon das Insekt, nach welchem es mit der Zunge schnappte, nicht erwischt hat; es war dies eine Fliege, die sich auf der entgegengesetzten Seite des Fensterglases befand."

Merkwürdig schillernde Farben.

Der Unterschied in den verschiedenen Farben erklärt sich in der Hauptsache durch die verschiedene Wirkung des Lichtes auf den Körper des Thieres. Diejenige Seite, die dem Lichte zugekehrt, ist stets dunkler in Farbe, als die entgegengesetzte. Dies gilt sowohl für das Sonnen- und Mond- als auch für die künstlich erzeugten Lichteffekte Weißenborn sagt: „Selbst wenn das Thier sich in den Wegen meines Gartens herumbewegte, und der Taxuseinfriedigung so nahe kam, daß es zum Theil beschattet wurde, so schillerten die durch den Schatten bedeckten Theile des Thieres stets heller als die vom Sonnenlichte beschienenen. Da nun das Licht selten eine Hälfte der Thieres stärker bescheint, als die andere, und ferner die Mittellinie stets die Grenzscheide zwischen den verschiedenen Schattirungen bildet, so lassen sich die verschiedenen Wirkungen

auf zwei verschiedene Centren, von denen der nervöse Strom ausstrahlt, zurückführen."

Unzweifelhaft werden diese Centren in erster Linie durch die Sehorgane beeinflußt, und brauchen wir uns nicht darüber zu verwundern, daß das Licht eine solch' merkwürdige Wirkung auf die ungemein erregbare Organisation des Chamäleon ausübt, namentlich wenn dabei die außerordentlich vielseitig entwickelten Augen des Thieres in Betracht gezogen werden. Die Lungen werden erst in zweiter Reihe davon affektirt, doch werden dieselben auf der dunklen Seite mehr angeschwellt als auf der hellen.

In demselben Augenblicke wurde er aus dem Sattel gerissen.

Daß diese wunderbare Kreatur auf die afrikanischen Naturkinder einen eigenthümlichen Eindruck macht, ist auf das vorstehend Gesagte sehr erklärlich.

Livingstone erfuhr, daß seine in Tete zurückgelassenen Matrosen eine tapfere That vollbracht hatten. Dieselben wurden eines Abends durch einen markerschütternden Schrei erschreckt, worauf sie sofort in ihr Boot sprangen, von der Ansicht ausgehend, daß ein Krokodill eine Frau erfaßt und weggeschleppt habe. Sehr bald fanden sie, daß ihre Vermuthung richtig gewesen war, indem sie ein Riesenkrokodill, mit einer Frau im Rachen, vor sich her schwimmen sahen. Sie jagten dem Monster zwar seine Beute ab, doch hatte das gefräßige Thier dem armen Weibe schon ein Bein abgebißen, welches es in seinem Rachen festhielt.

Die Matrosen brachten das arme Weib an Bord, verbanden den gebliebenen Beinstumpf und gaben ihr das Universalheilmittel aller Theerjacken, ein Glas Grog, worauf sie dieselbe nach ihrer Hütte im Dorfe zurückbrachten. Als sie am folgenden Tage vorsprachen, um nach ihrem Befinden zu sehen, fanden sie den Verband abgerissen und die arme Kreatur in sterbendem Zustande. Wie sie später erfuhren, hatte der Eigenthümer dieser Sklavin, in der Erwägung, daß das Frauenzimmer nach dem Verluste ihres Beines ihm nur noch eine kostspielige Last sein werde, den Verband abgerissen, sodaß das beklagenswerthe Geschöpf sich verbluten mußte.

Ein Reisender im Kafferndistrikte schreibt in seinem Tagebuche: „Als meine Leute gestern den Dampfer ausbaggern wollten, fühlten sie ein Schnüffeln an ihren Füßen. Sie hatten noch gerade Zeit, sich aus den Zähnen eines großen Krokodills loszureißen, welches unter dem Kiel des Schiffes eingekeilt gewesen war. Die schwarzen Soldaten griffen sofort, mit Beilen und Enterhaken bewaffnet, das Krokodil an, welches, obschon aus der Gefangenschaft befreit, doch nicht gerade in sehr humane Gesellschaft gerathen war. Die Schwarzen machten kurzen Prozeß mit dem Ungeheuer, dessen Fleisch noch selbigen Tages an ihren Lagerfeuern geröstet wurde."

Es war interessant, die Beschreibung der Officiere anzuhören, welche diesem Abenteuer zugesehen hatten. Der Eine behauptete, das Thier sei vom Kopfe bis zum Schwanze mindestens fünfundvierzig Fuß lang gewesen, wohingegen ein Anderer seine Länge auf zwanzig Fuß schätzte, aber bedeutungsvoll hinzufügte: „Den größten Theil des Ungeheuers nimmt sein fürchterlicher Rachen ein."

Ein Missionär Grout gibt folgende spannende Beschreibung eines ähnlichen Abenteuers:

„Mr. Butler, ein Mitglied unserer Mission, entkam nur mit knapper Noth den Kiefern eines dieser Ungeheuer, die unsere Flüsse bevölkern. Auf dem Wege zu einer der Stationen hatte er den Umkomazi zu überschreiten. Da keine Eingeborenen zur Hand waren, so wagte er es, den Uebergang zu Pferde zu versuchen, obschon das Wasser getrübt und tief war. Da ihm die Hinreise gut geglückt war, so versuchte er es bei der Rückreise auf die gleiche Weise. Als er ungefähr zwei Drittel des Flusses hinter sich hatte, bäumte sich plötzlich sein Pferd und machte Miene, ihn abzuwerfen. Im nächsten Augenblicke fühlte der Reiter die Zähne eines Alligators in seiner Wade. Der Fluß war an dieser Stelle ungefähr hundert und fünfzig Ellen breit und die Ufer an beiden Seiten mit Gras und Rohr bedeckt.

Als Herr Butler das scharfe Gebiß des Raubthieres in sein Bein einschlagen fühlte, hielt er sich in der Todesangst an der Mähne des Pferdes,

welches er fest umklammerte. Im nächsten Augenblicke wurde er aus dem Sattel gerissen und er mitsammt seinem Pferde kamen unter's Wasser, bis das Pferd endlich an eine flache Stelle kam und ihn von da an's Land brachte. Eingeborene, die vom Ufer aus dem schrecklichen Schauspiele zugesehen hatten, eilten hinzu und trieben mit Speeren und Keulen das Raubthier in den Fluß zurück.

Pferd und Reiter fürchterlich zugerichtet.

Herr Butler hatte fünf tiefe Bisse von dem Krokodille bekommen und sehr viel Blut verloren. Er hatte, ehe er mit dem Pferde in den Fluß ritt, seine Kleider, mit Ausnahme von Rock und Hemd, abgelegt und dieselben einem Eingeborenen übergeben, der hinter ihm herschwimmen und nach der Landung ihm die Kleider abliefern sollte. Als der Kampf mit dem Krokodill begann, schwamm jedoch der Eingeborene an's Ufer zurück und weigerte sich auch später, die Kleider hinüberzubringen. Es war inzwischen dunkel geworden, und ohne Kleider und von Blutverlust erschöpft, hatte Herr Butler einen Ritt von sieben Meilen bis zur nächsten Missionsstation zu machen. Er borgte ein Betttuch von einem Eingeborenen und langte nach zwei Stunden ganz erschöpft und mehr toot als lebendig bei der Station an.

Kapitel IX.

Kampf gegen Schwierigkeiten und Gefahren.

Fahren in einem untüchtigen Boote ab. — Ein verlustreiches Abenteuer. — Ankunft von Bischof Mackenzie. — Der „Pioneer" geräth auf den Grund. — Beschreibungen eines wohlbekannten Stammes. — Ackerbau in Afrika. — Großartige Gastfreundschaft. — Hübsche Tätowirungen. — Eingeborene die sich selten waschen. — Eine afrikanische Tänzergesellschaft. — Glauben an den Besuch abgeschiedener Geister. — Brennende Dörfer. — Schlacht mit Ajawa Kriegern. — Die Boote werden über Land transportirt. — Plötzlicher und schrecklicher Sturm. — Enorme Krokodille. — Das Lager durch Räuber geplündert. — Vermehrte Gefahren. — Ankunft von Frau Livingstone. — Tod von Bischof Mackenzie und Frau Livingstone. — Einsame Gräber auf fremder Erde. — Kugeln und vergiftete Pfeile. — Ungeheure Schaaren schöner Vögel. — Der stolze Flamingo. — Palmwein. — Ein seltsames Vogelnest. — Alte Gattung Affen. — Verlassene Gegend. — Lord Russell ruft die Expedition nach England zurück. — Werden von einheimischen Eindringlingen beunruhigt. — Der „Pioneer" wird unbrauchbar. — Livingstone in Bombay.

Noch einmal im Dezember wurde die lecke „Asthmatic" in Curs gesetzt, aber jeder Tag zeigte neue Gebrechen, bis Rae endlich erklärte: „Sie kann nicht schlechter werden, als sie schon ist."

Er und sein Steuermann Hutchings hatten ihr Bestes gethan, sie zu repariren, ihre Verfassung war jedoch eine derartige, daß alle Reparatur-Versuche erfolglos bleiben mußten. Sie rannte bald auf eine Sandbank und füllte sich mit Wasser. Da der Fluß stieg, so waren am nächsten Tage nur noch sechs Fuß von ihren Masten sichtbar. Das Inventar des Schiffes wurde jedoch noch rechtzeitig geborgen. Die Expedition feierte darauf das Weihnachtsfest 1860 auf der Insel Chimba.

Hier wurden Kanoes beschafft, mit welchen gegen Neujahr Senna erreicht wurde. Sie sahen dort eine große Menge Sklaven, die dem Kommandanten gehörten, der lebhaften Handel mit dem Innern trieb. Seine Leute nahmen tausend Musketen sowie Massen von Pulver mit, und brachten außer Sklaven noch Elfenbein, Straußenfedern, mehr als Tausend Ziegen und Schafe, sowie auch dreißig Stück schönes Rindvieh und einen prächtigen weißen Bullen mit, um zu zeigen, daß sie und die Händler als Freunde geschieden seien. Schließlich endete das Abenteuer jedoch ungünstig für den Kommandanten; ein Feuer brach im Lager aus, die Straußenfedern verbrannten, das Vieh starb an den Stichen der Tsetse Fliege, ebenso der weiße Stier, und sechshundert von den Schafen wurden durch die Sklaven verzehrt, die mehr an sich selbst als an ihres Herrn Vortheil dachten.

Die Expedition fuhr weiter den Fluß hinab und erreichte den Congo im Frühjahr 1861. Hier war eine Flaggenstange sowie ein Zollhaus (nebenbei bemerkt, eine elende, ungepflasterte Hütte aus Mangrove-Pfählen und mit Brettern gedeckt) errichtet worden. Die Garnison war fast ohne Provisionen, ebenso hatte die Expedition nur noch sehr wenig Proviant, dagegen war Wild in Ueberfluß vorhanden.

Ein vornehmer Besuch.

Ende Februar kam der „Pioneer", ein Dampfer, der von England als Ersatz für den „Asthmatic" gesandt war, in dem Hafen an, konnte aber des hohen Seeganges wegen nicht landen. Zur selben Zeit kamen zwei Kriegsschiffe an, von denen eins den Bischof Mackenzie, den Chef der Oxford und Cambridge Mission für die Stämme des Shire und Lake Nyassa an Bord hatte. Die Mission bestand außerdem aus sechs Engländern und fünf südafrikanischen Schwarzen. Der Bischof wollte sofort nach Chibisa abfahren, doch hatte der „Pioneer" Ordre den Rovuma zu erforschen. Schließlich einigte man sich dahin, die Mitglieder der Mission in der „Lyra" nach Johanna überzusetzen, während der Bischof selbst auf dem „Pioneer" blieb.

In einigen Tagen wurde der Rovuma erreicht. Die Regenzeit war beinahe vorüber und der Fluß bedeutend gefallen. Die Scenerie war prächtiger als am Sambesi. Unglücklicher Weise brach Fieber aus, sodaß die Führung des „Pioneer" durch Livingstone und dessen Gefährten besorgt werden mußte. Das Wasser fiel äußerst schnell, sodaß es bedenklich erschien, den Dampfer für die trockene Jahreszeit im Flusse zu belassen, weshalb man wieder zur Küste zurückkehren mußte. Auf der Rückfahrt wurde Mohilla berührt, eine der Comoro-Inseln; von dort kamen sie nach Johanna, wo des Bischofs Gehülfen einstiegen, und nun ging es zurück nach dem Congone. Von dort wurde direckt durch den Sambesi nach dem Shire gefahren. Der „Pioneer" hatte zu großen Tiefgang, war deßhalb für die Flußschifffahrt ebenfalls untauglich, und lief häufig auf den Grund.

Außer mit manchen anderen Arbeiten, beschäftigte sich Charles Livingstone vorzugsweise mit dem Sammeln verschiedener Sorten Baumwolle, wovon mehr als 300 Pfund, zu 2 Cents pro Pfund, angekauft wurden; ein Beweis, daß Baumwolle in diesem Lande billig gezogen, und wenn die Sklavenausfuhr eingestellt würde, massenhaft in diesen Gegenden produzirt werden kann.

Ueberall wo die Reisenden hinkamen, erwarben sie das Vertrauen der Eingeborenen, und bis dahin war die Expedition sehr erfolgreich. In Chigunda wurde der Bischof von einem Manganja Chef eingeladen, sich in seinem Distrikt niederzulassen, hinzufügend, es sei genug Platz für Beide

vorhanden. Diese Einladung machte die Entscheidung des Bischofs leicht.

Die Gegend, welche der Stamm bewohnt, ist sehr fruchtbar und wasserreich; sie hat Ueberfluß an klaren und kalten Strömen, die selbst im Sommer nicht austrocknen. Weidegrund ist deshalb in Masse vorhanden, doch legen die Leute wenig Werth auf Rindvieh, sodaß das fruchtbare Land, welches tausende von Ochsen und Schafen ernähren könnte, beinahe vollständig brach liegt.

Die Regierungsform hier ist wunderlich, aber sehr einfach. Das Land ist in eine Anzahl Distrikte getheilt, deren Häupter den Titel Rundo führen. Jedem Rundo sind mehrere Dörfer unterstellt, die jedoch vollständig unabhängig von einander sind, auch kein allgemeines Oberhaupt anerkennen. Das Rundo-Amt beschränkt sich nicht auf das männliche Geschlecht, da in einem Distrikte eine Frau das Regiment führte und zwar ausgezeichnet regierte. Jedes Dorf zahlt dem Rundo einen jährlichen Tribut, der meist aus Elfenbein besteht, und zwar einen Zahn von jedem getödteten Elephanten, wofür der Rundo den Einwohnern Hülfe und Beistand zu leisten hat, im Falle sie angegriffen werden.

Die Manganjas sind eine fleißige Rasse, dabei geschickt in der Verarbeitung von Metallen, namentlich Eisen; sie bauen Baumwolle, machen Körbe und Ledersäcke in Masse, bebauen den Boden mit Sorgfalt, und zwar Männer wie Frauen, sodaß es einen hübschen Anblick gewährt, Jung und Alt fleißig auf dem Acker beschäftigt zu sehen, während die Säuglinge unter einem Baume schlafen.

Afrikanische Bauern.

Das Ausroden des Waldes wird hier ganz wie in Amerika besorgt; man schlägt die Bäume nieder, legt die Zweige und Stämme auf Haufen, verbrennt sie und gebraucht die Asche als Dünger. Die Stümpfe läßt man stehen und säet das Getreide um dieselben herum. Grasland wird anders behandelt. Das afrikanische Gras ist außerordentlich dick und lang. Der Bauer rafft das Gras mit den Händen zusammen und bindet dann dessen Enden in einen Knoten. Es wird dann mit den Wurzeln ausgehackt, aber stehen gelassen und trocknet. Ein Fremder, der ein solches Feld sieht, kann zu dem Glauben kommen, daß gemähter Weizen in Garben dastehe. Kurz vor Eintritt der Regenzeit wird das trockene Gras in Brand gesteckt, die Asche nothdürftig in den Boden gebracht, und ein reicher Erntesegen ist das Endresultat solcher Arbeit.

Unbegränzte Gastfreundschaft.

Es ist eine ungemein gastfreundliche Rasse, bei welcher viele eingewurzelte alte Ceremonien bei Empfang der Fremden bestehen. In jedem Dorfe befindet sich ein Platz, Boala genannt, der 30—40 Fuß im

Durchmesser hat und durch einen riesigen Baobab-Baum beschattet ist und stets rein und sauber gehalten wird. Gewöhnlich sitzen dort die Korbmacher und andere Handwerker, und erzählen sich harmlose Geschichten während der Arbeit; auch ist es Abends der allgemeine Sammelplatz des Dorfes, wo gesungen, getanzt, geraucht und Bier getrunken wird, nachdem man die Strapazen des Tages hinter sich hat.

Sobald ein Fremder sich dem Dorfe nähert, wird er zur Boala geleitet, wo ihn die Dorfbewohner durch Händeklatschen begrüßen und dies fortsetzen, bis er seinen Sitz eingenommen hat. „Unser Führer", beschreibt Livingstone, „setzte sich alsdann dem Häuptling und seinen Räthen gegenüber und beide Parteien lehnen sich nach vorn und schauen einander durchdringend an. Der Chef wiederholt ein Wort „Ambuiata" (Vater oder Meister) oder „Moio" (Leben), und Alle klatschen in die Hände. Ein neues Wort hat wieder Händeklatschen im Gefolge, und so beim dritten, wonach Alle mit beiden Händen die Erde berühren. Dann stehen Alle auf und beugen sich nach vorn, setzen sich dann wieder, alles von demselben Händeklatschen begleitet, welches durch ein ganz lautes Klatschen des Chefs zu Ende gebracht wird. Sie halten übrigens bei dieser Ceremonie solch' guten Takt, wie ein gut einexercirtes Bataillon es nicht besser thun könnte.

Diese sonderbare Begrüßungsweise wird sehr hoch gehalten und den Kindern schon von frühester Jugend an eingeprägt. Der Führer der Fremden redet alsdann den Häuptling an und erzählt ihm, wer die Besucher sind und woher sie kommen ꝛc., und zwar meistens in Versform. Die Kunst in Versen zu erzählen, wird ebenso hoch gestellt, wie die vorher erzählten Ceremonien, und von Allen, die Anspruch auf Ansehen und Stellung machen, eifrig kultivirt. Für den Fremden ist es sehr amüsant, wenn er sieht, daß sogar eine einfache Erkundigung nach dem Wege durch den Führer in Versen in die Hütten hineingerufen und aus diesen ebenfalls in poetischer Form beantwortet wird.

Sorgfältiges Tätowiren.

In dieser Gegend Südafrikas gibt es gewisse Zeichen, mit welchen sich die Eingeborenen tätowiren, und dadurch ihre ohnehin nicht sonderlich appetitlichen Gesichter noch weiter verunstalten. Einige haben die Gewohnheit, sich kleine Löcher über das ganze Gesicht einzugraben, worauf sie die Wunden dann in einer Weise behandeln, daß nach deren Heilung kleine Knorpelchen stehen bleiben, sodaß das Gesicht wie mit lauter Warzen bedeckt erscheint. Fügt man zu dieser abscheulichen Sitte noch das "pelele", die Mode, welche oben näher beschrieben ist, hinzu, so kann man sich von der Schönheit des weiblichen Geschlechts eine ungefähre Vorstellung machen. Eine Venus von Milo ist wahrlich nicht darunter. Ist der

Zweck dieser Verunzierungen der, das Alter zu verbergen, so wird dieser Zweck mehr als gründlich erreicht, da es das ganze Gesicht zerstört und den Zügen überdies einen solch harten, abgelebten Anstrich giebt, daß es schwierig ist, ein Mädchen von sechszehn von einer sechszigjährigen Matrone zu unterscheiden.

Eines der Frauenzimmer hatte seinen Körper ganz seltsam mit Tätowirungen geschmückt und war überhaupt eine modellweibliche Eleganz in diesem Stamme.

Sie hatte ihr Kopfhaar glatt abrasiren lassen und dafür einen Federbusch um die Stirn gelegt. Der ganze Kopf war tätowirt und zwar gingen von einem bestimmten Punkte von der Mitte des Kopfes Linien im Radius über die Wangen bis zum Ohre herab, wodurch sie große Aehnlichkeit mit den Maoris auf Neu Seeland bekam. Die Form des Radius war consequent auf ihrem ganzen Körper durchgeführt. Aehnliche Punkte waren auf ihren Schulterblättern markirt, von welchen die Linien in Kreisform über Schultern und Nacken liefen, ebenso über die Arme und bis zu den Hüften, Schenkeln und Waden die Füße hinunter. Natürlich trug sie auch das pelele, schien sich desselben jedoch zu schämen, vermuthlich weil sie schon Reisen gemacht und weiße Männer gesehen hatte. Ehe sie nun mit denselben sprach, ging sie in ihre Hütte, legte das pelele ab und legte während sie sprach die Hand auf den Mund, vermuthlich um den häßlichen Einschnitt in ihren Lippen zu verbergen.

Das Wort Reinlichkeit schien nicht im Wörterbuch der Manganjas zu stehen. Sie konnten es durchaus nicht verstehen, weßhalb sich die Reisenden waschen, und schienen persönlich diesen Gebrauch gar nicht zu kennen. Ein sehr alter Mann erklärte jedoch, wie er sich erinnern könne, sich einmal gewaschen zu haben, es sei dies aber so lange her, daß er nicht mehr wisse, wie es ihm bekommen sei.

Fürchten sich vor kaltem Wasser.

Ihre Abneigung vor kaltem Wasser wurde einmal zum Gegenstande eines hübschen Scherzes gemacht. Ein Manganja Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Expedition zu begleiten und war durch nichts davon abzubringen. Er folgte also der Reisegesellschaft und rief in allen Dörfern, wo Halt gemacht wurde aus: „Diese Leute sind umhergewandert und wissen aber nicht, wohin sie ziehen.“ Wiederholt wurde er weggejagt, sobald jedoch der Marsch wieder angetreten wurde, stand er da, seinen kleinen Sack auf der Schulter, immer bereit, das Wanderfieber der Fremden den Eingeborenen haarklein zu erzählen.

Endlich kam den Reisenden ein glücklicher Gedanke. Man drohte ihm mit einem kalten Bade im Flusse, worauf er vor Angst anfing zu zittern und dann Reißaus nahm, ohne daß er später je wieder aufgetaucht wäre.

Hautkrankheiten sind, vielleicht in Folge ihrer Unreinlichkeit, etwas alltägliches bei den Manganjas. Dieselben pflegen sowohl langwierig, als auch ansteckender Natur zu sein. Manche haben weiße Geschwüre auf der Brust, andere sind mit einer Art von Aussatz behaftet, sie scheinen sich aber nicht sonderlich viel daraus zu machen. Selbst bei dem Federvieh scheinen ähnliche Epidemien zu herrschen, wenigstens sah Livingstone

Muster eleganter Tätowirung.

viele Hühner mit geschwollenen Füßen. Nüchternheit ist bei dem Stamme beinahe ebenso selten als Reinlichkeit; sie sind richtige Kneipgenies und bringen es fertig, sich in ihrem heimischen Bier einen tüchtigen Rausch anzutrinken, obschon diese Flüssigkeit einen so harmlosen Charakter hat, daß es riesige Quantitäten davon erfordert, um die Wirkung zu verspüren. Das Bier ist dem europäischen Gebräu durchaus unähnlich. Es ist dick

und klebrig, und gleicht einigermaßen dick eingekochter Chokolade, nur ist die Farbe grünlich. Man stellt es in der Weise her, daß man das grünende Korn stampft, Wasser darüber gießt, es siedend heiß macht und dann abkühlen läßt. Wenn es zwei Tage alt ist, schmeckt es ziemlich gut, hat auch ein gutes Aroma und stillt sofort den größten Durst, welche vorzügliche Eigenschaft es jedem Reisenden unentbehrlich macht.

Leute die mit Namen handeln.

In dem von den Manganjas bewohnten Distrikt und in der Nachbarschaft ist es Sitte, seinen Namen zu ändern, was häufig zu komischen Verwechselungen führt. Eines Tages wurde ein prominenter Mann bei seinem Namen gerufen, antwortete jedoch nicht darauf, ein dritter und vierter Ruf blieben ebenfalls ohne Erwiederung. Zuletzt rief einer seiner Freunde: „Der Mann heißt nicht länger Sininyane sondern Moshoshama, und will auch bei diesem Namen gerufen werden. Es zeigte sich nun, daß er seinen Namen mit einem Zulu vertauscht hatte. Der Zweck eines solchen Tausches besteht darin, daß die Beiden sich hinfort als enge Freunde betrachten und einander in allen Lebensumständen Hülfe und Beistand zu leisten haben. Hätte beispielsweise Sininyane das Zululand besucht, so hätte Moshoshama ihn wie einen Bruder behandeln müssen.

Allem Anscheine nach hat die Rasse viel Intelligenz und glaubt an das Dasein eines Schöpfers und die Unsterblichkeit der Seele; aber gleich den meisten afrikanischen Rassen können sie nicht glauben, daß die weißen und schwarzen Männer ein- und derselben Abstammung sind oder die Religion der Weißen auch für die Schwarzen paßt. Sie räumen gern ein, daß das Christenthum eine ganz ausgezeichnete Religion für weiße Männer ist, lassen es sich aber nicht in den Kopf reden, daß sie sich ebenso gut für die Schwarzen eignen würde.

Von ihrem Schöpfer haben sie nur eine unbestimmte Idee; sie nennen ihn den unsichtbaren Chef der Geister, und begründen ihren Glauben an die Unsterblichkeit der Seele auf die Thatsache, daß abgeschiedene Verwandte zu ihnen kommen und in ihren Träumen zu ihnen reden. Ihre Ansicht über das Muave-Gift stimmen mit denen, die wir bereits beschrieben haben, überein, und so fest sind sie von der Wirksamkeit des Mittels überzeugt, daß sie bei Streitigkeiten den Vorschlag machen, Muave zu trinken; sogar die Häuptlinge unterwerfen sich bereitwillig solchen Gottesurtheilen.

Wenn ein Manganja stirbt, so wird ein großes Wehklagen auf die Dauer von zwei Tagen erhoben, seine Werkzeuge und Waffen werden zerbrochen, ebenso seine Kochkessel. Alle Lebensmittel, die im Hause sich befinden, werden herausgetragen und vernichtet, sogar das Bier wird verschüttet.

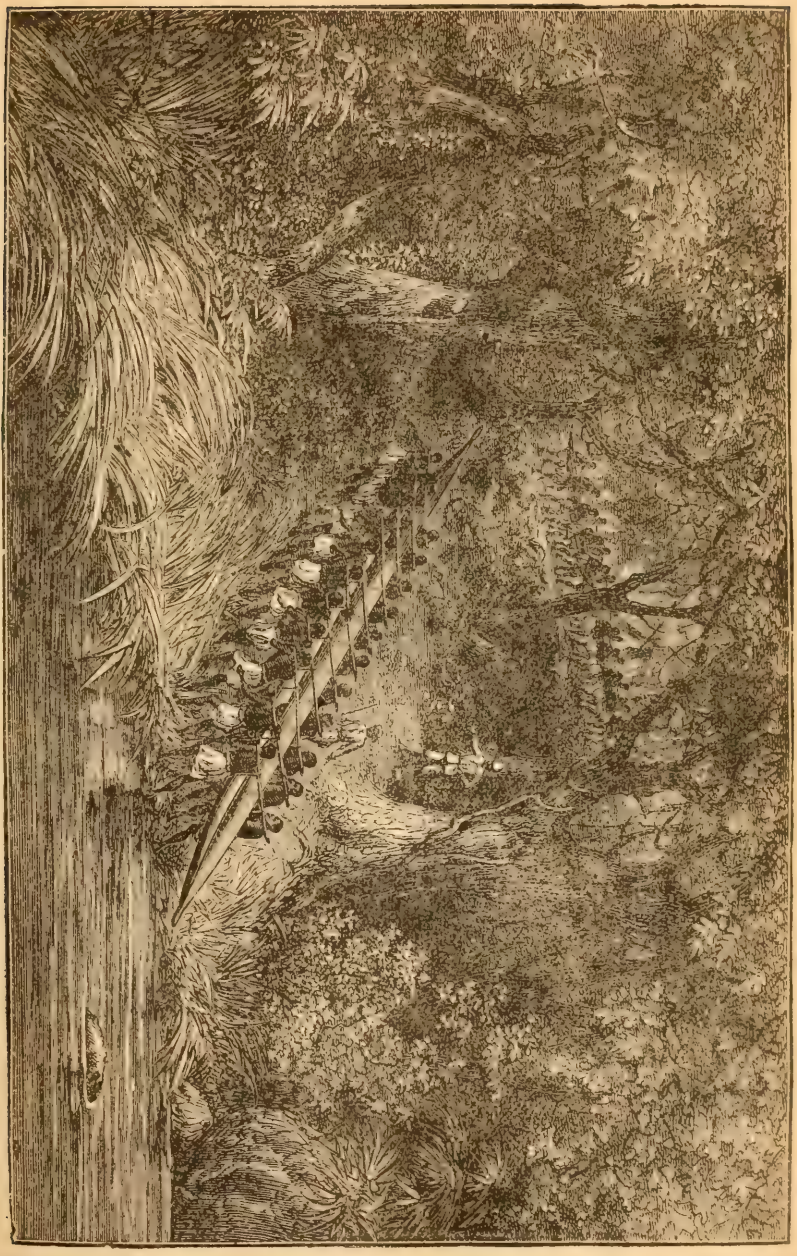
Niederbrennen eines Dorfes.

Als Livingstone weiter vorrückte, wurde ihm berichtet, daß die Ajawas in der Nähe ihr Unwesen trieben und bereits mehrere Dörfer niedergebrannt hätten. Er entschloß sich darauf, eine persönliche Besprechung mit diesen Geißeln des Landes herbeizuführen. Unterwegs stieß er auf viele Manganja-Leute, welche vor dem Feinde geflohen waren und alle ihr Hab und Gut zurückgelassen hatten. Man sah zahllose Felder mit Welschkorn, aber keine Arbeiter darin, welche die reife Frucht geschnitten hätten. Alle Dörfer waren verlassen. Eins derselben, hauptsächlich von Tuchwebern bewohnt, war niedergebrannt und die Getreidevorräthe umhergestreut worden. Man sah die Rauchsäulen brennender Dörfer von weitem, dazwischen hörte man Triumphgeschrei, gemischt mit Wehklagen der Manganja-Frauen, welche über den Erschlagenen klagten. Der Bischof kniete nieder und betete. Gerade als er sich erhob, kam eine lange Reihe von Ajawa-Kriegern mit ihren Gefangenen in Sicht. In kurzer Zeit waren die Reisenden umzingelt, worauf die Eingeborenen vergiftete Pfeile auf sie abschossen und gräuliche Tänze aufführten. Einige trugen Gewehre, als jedoch einige Schüsse auf sie abgegeben wurden, ergriffen alle die Flucht und nahmen ihre Gefangenen mit; zwei der letzteren entschlüpften und kamen in Livingstone's Lager. Die übrigen Mitglieder der Expedition wünschten dringend, den Feind sofort zu verfolgen und die übrigen gefangenen Manganjas zu befreien. Dem widersetzte sich jedoch Livingstone ganz entschieden, weil er der Ansicht war, erst die Wirkung abzuwarten, welche der den Sklavenjägern versetzte Schlag auf dieselben ausüben würde. Es war nämlich klar, daß die Ajawas von den portugiesischen Agenten in Tete aufgehetzt worden waren. Vielleicht war es möglich, die Leute durch Ueberredung zur Verzichtleistung auf ihre Mordbrennereien zu veranlassen, obschon dies nach der langjährigen profitablen Uebung im Raube von Sklaven nicht wahrscheinlich war. Der Bischof richtete dann an Livingstone die Frage, ob es nicht seine Pflicht sei, im Falle die Manganjas seinen Beistand gegen die Ajawas erbitten würden, diesem Ansinnen Folge zu geben, worauf Livingstone ihm kurz antwortete: „Mischen Sie sich niemals in Streitigkeiten zwischen Eingeborenen."

Nachdem die Mitglieder der Expedition auf einem schönen Platze, der von hohen Bäumen beschattet wurde, ihr Lager aufgeschlagen hatten, kehrten sie zum Schiffe zurück, um sich auf die Erforschung des Nyassa-Sees vorzubereiten.

Eine neue Reise.

Im August 1861 reiste Livingstone, dessen Bruder und Dr. Kirk in einem vierrudrigen Kanoe, mit einem weißen Matrosen und zwanzig Makololos als Bemannung, nach Nyassa ab. Es war ein Leichtes, genügend Träger zu engagiren, welche das Boot längs einer Strecke von vierzig



Transport eines Bootes durch einen Urwald.

Meilen, wo die Schifffahrt durch die Murchison-Fälle unterbrochen wurde, zu tragen hatten. Zahllose Freiwillige meldeten sich täglich, und wurden von Dorf zu Dorf abgelöst. Man kam an dem kleinen See von Pamalombe vorbei; derselbe ist zehn Meilen lang, fünf breit und ganz mit Papyrus-Stauden bewachsen.

Unzählige Musquitos deuteten auf die Anwesenheit von Sumpffieber, weßhalb man sich beeilte, der ungesunden Gegend so rasch als möglich den Rücken zu kehren.

Allem Anscheine nach war der See von Gebirgen umgeben, doch waren es nach dem Westen zu lediglich hochgelegene Ebenen.

Plötzliche und heftige Stürme suchen das Land nicht selten heim. Eines Morgens stieg der See plötzlich vor den Augen der Reisenden, wodurch sie an der Weiterreise verhindert wurden, da der heftige Wellenschlag ihr gebrechliches Fahrzeug mit Leichtigkeit zerschmettert haben würde. Die Wogen rauschten thurmhoch heran, und lösten sich am Ufer in eine Wolke von Wasserdampf und Schaum auf. Hätte nun eine Welle das Boot getroffen, so würde es rettungslos verloren gewesen sein.

„Sie sind verloren, Alle todt."

Sechs Stunden hatten sie dicht am Ufer gewartet, immer noch der Wuth des Orkans ausgesetzt. Die Mannschaft des Bootes wurde seekrank, sodaß die Eingeborenen wiederholt ausriefen: „Sie sind verloren, Alle todt."

Nach dieser Zeit wurde das Boot jeden Abend an's Ufer gebracht. Wenn man nicht gewußt hätte, daß die Stürme nur in der einen Saison sich zeigten, so hätte man dem See den Namen: „See der Stürme" geben müssen.

Die Ufer des Sees sind außerordentlich dicht bevölkert. Einige der Anwohner gehören zum Stamme der Zulus, die vor wenigen Jahren vom Süden zugewandert waren. Der Reichthum an Vieh ist sehr groß und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Die Marschwiesen wimmeln von wilden Enten, Gänsen, Kranichen und zahllosen anderen Vögeln.

Die Bewohner legen große Sorgfalt auf die Bebauung des Bodens; ihre hauptsächlichen landwirthschaftlichen Erzeugnisse bestehen aus Reis, Süß-Kartoffeln, Mais und Gemüsen. An der Nordseite giebt es noch eine absonderliche Ernte, die ohne Saat eingeheimst wird. Zuweilen verfinstert sich die Sonne plötzlich, und man sieht in der Ferne Rauchwolken, die von brennendem Prairiegras herzurühren scheinen. Kömmt die Wolke näher, so zeigt es sich, daß sie durch Millionen von Insekten gebildet wird. Als das Boot der Reisenden durch diese lebendige Wolke hindurchfuhr, mußten die Reisenden Nase und Mund zuhalten. Während der Nacht werden die Thierchen von den Eingeborenen gesammelt und ge-

sotten, worauf man aus der Masse dicke Kuchen formt, die als feine Delikatesse verspeist werden. Livingstone erhielt einen dieser Kuchen als Geschenk; der Geschmack ähnelt dem eingesalzener Heuschrecken.

Eine Nacht wurde das Lager von Dieben heimgesucht, die fast alle Vorräthe wegschleppten. Das Merkwürdige hierbei war der Umstand,

Gigantischer afrikanischer Heron.

daß keiner der Reisegesellschaft durch das Geräusch aufgeweckt worden war, und daß alle Gewehre und Revolver, die geladen neben ihnen lagen, unberührt blieben. Die Kleiderstoffe, welche hauptsächlich für Kopfkissen verwendet wurden, waren von den Dieben übersehen worden, alle unsere Bekleidungsgegenstände waren jedoch geraubt, ebenso sogar die Notizbücher und Zeichenskizzen.

Am nördlichen Ende des Hochlandes wohnt ein Zulu Stamm, die Mazitus, der die Gewohnheit hat, plötzlich in die Ebene hineinzubrechen, die Einwohner fortzuschleppen, und die Dörfer niederzubrennen. Die Reisenden fanden auch allerorts verwesende Leichen herumliegen. In Folge dieser Entdeckung fürchteten sich die eingeborenen Mannschaften der Land-Expedition weiter vorzurücken, weßhalb Livingstone sich entschloß zu landen und dieselben zu begleiten.

Während er mit den Leuten ein Vorgebirge überstieg, folgte das Boot zu Wasser, bis es durch einen neuen Sturm gezwungen wurde, am Ufer anzulegen. Im Verfolg ihrer Reise stießen sie auf einer kleinen Insel auf eine Bande bewaffneter Mazitus, die zahlreiche große Kanoes mit sich führten. Offenbar hatte man es hier mit Seeräubern zu thun. Nach einiger Zeit stießen sie auf eine noch zahlreichere Bande, welche ihnen befahl, an's Ufer zu kommen. Als das verweigert wurde, machten sich die Räuber in zahlreichen Kanoes zur Verfolgung auf, wovon namentlich eins, welches von neun Mann gerudert wurde, unseren Reisenden hartnäckig zusetzte, sodaß es ein Glück war, als sich eine frische Brise erhob, und das Boot rasch den wilden Räubern entführte. Dieser Zwischenfall führte dazu, daß die Gesellschaft in dem Boote sich lebhafte Sorge um den am Lande befindlichen Dr. Livingstone machte.

Nachdem das Boot schon fünfzehn Meilen weitergesegelt war, war von Livingstone noch keine Spur zu sehen, weßhalb sie sich zur Rückfahrt entschlossen. Es vergingen jedoch mehrere Tage, bevor Livingstone wieder auftauchte. Er war in der Zwischenzeit mit den Mazitus zusammengestoßen, die mit Speeren und Schilden bewaffnet waren, die Köpfe mit Federn bunt geschmückt. Angesichts seiner gewöhnlichen Entschlossenheit und Selbstbeherrschung wagten es die Wilden nicht, ihn anzugreifen. Als sie Geschenke verlangten, sagte er ihnen, seine Waaren seien im Schiffe, und als sie dennoch darauf bestanden, wenigstens einen Rock zu bekommen, fragten die Makololos, wie viele Leute sie denn bereits getödtet hätten, da sie bereits von Theilung der Beute sprächen. Dies machte die Wilden stutzig, sie schienen zu fürchten, daß unsere Reisenden Verstärkungen bekommen würden; jedenfalls machten sie sich rasch aus dem Staube.

Die Expedition hatte die Zeit vom 2. September bis zum 27. October zur Erforschung des Sees verwendet, als ihr Proviant aufgezehrt war, sodaß sie nunmehr zum Schiffe zurückkehren mußten. Auf der Rückreise begegneten sie zahlreichen Manganja-Familien, die durch die Ajawas aus ihren Dörfern vertrieben waren und jetzt Obdach auf dem mit Papyrus bewachsenen See Pamalombe suchten, wobei ihre Nahrung aus den delikaten Fischen bestand, von welchen der See wimmelte. Die Reisegesell-

schaft kam bei dem Schiffe am 8. November an, war aber sehr erschöpft, da sie vielfach hatten fasten müssen.

Bald nach ihrer Ankunft empfingen sie Besuch von Bischof Mackenzie, der sich in gehobener Stimmung befand und voll Hoffnung für das Gelingen seiner Aufgabe war.

Er wollte die Gegend von Magomero bis zur Mündung des Flusses erforschen, und wurde demgemäß beschlossen, daß der Dampfer „Pioneer" dessen Tiefgang zu stark für den oberen Lauf des Shire war, auf seiner nächsten Reise nicht weiter als bis Nuo hinaufdampfen solle.

Der „Pioneer" sitzt fest.

Unter herzlichen Lebehochs dampfte das Schiff ab, rannte jedoch, weil der Regen nachgelassen hatte, bald auf eine Sandbank und wurde an dieser überdies noch ungesunden Stelle fünf Wochen lang festgehalten. Während dieser Zeit wurde der Gehülfe des Schiffsschreiners, ein hübscher, gesunder Jüngling, vom Fieber ergriffen, dem er nach wenigen Tagen erlag. Nachdem Nuo endlich erreicht war, erfuhr die Expedition, daß Mariano von Mozambique zurückgekehrt sei und das rechte Flußufer verwüste. Während seiner nominellen Gefangenschaft, hatte er höchst luxuriös gelebt und war nun im Stande den Portugiesen Trotz zu bieten. Einen Offizier, der gegen ihn ausgesandt worden war, nahm er gefangen, doch wurde derselbe bald wieder freigelassen und nach Tete gesandt, mit einem beträchtlichen Geschenk von Elfenbein.

Im Januar 1862 wurde der Sambesi erreicht, worauf der „Pioneer" zu der großen Luabo-Mündung des Flusses hinaufdampfte. Hier kam bald nachher das englische Kriegsschiff „Gorgon" an, welches die Brigg mit Frau Livingstone und einigen anderen Missionsfrauen an Bord im Schlepptau hatte, sowie auch einen neuen für Befahrung des Nyassa-Sees bestimmten Dampfer mitbrachte. Der neue Dampfer wurde „Lady Nyassa" getauft.

Der „Pioneer" dampfte im Februar nach Nuo ab, und nahm so viele Bestandtheile des neuen Dampfers mit an Bord, als er transportiren konnte. Er machte nur langsam Fortschritte und dauerte es sechs Monate, bis Shupanga erreicht war. Hier wurden die Sektionen der „Lady Nyassa" gelandet und mit dem Zusammenschrauben derselben begonnen.

Bedauernswerthe Todesfälle.

Kapitain Wilson war auf seinem eigenen Boote nach Nuo gefahren. Dort angekommen, erklärte der Chef, daß bis jetzt kein Weißer in seinem Dorfe angelangt sei. Die Expedition brach dann weiter auf bis nach Chibisa, wo sie die Nachricht von dem Tode des Bischofs Mackenzie empfing. Die traurige Mähr dieses jähen Todes ist mehrfach beschrieben worden. Er hatte sich auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, einige

seiner Gefährten die geraubt worden waren, befreien zu können. Die Strapazen seiner Reise waren jedoch größer, als seine Konstitution vertragen konnte. Als nun sein Kanoe umgeworfen wurde und er die Nacht in durchnäßten Kleidern schlafen mußte, faßte ihn das Fieber, welchem er kurz nach seiner Ankunft in Kuo erlag.

Gegen Mitte April wurde auch Frau Livingstone vom Fieber ergriffen, und obschon die beste ärztliche Pflege zur Hand war, schlossen sich am Sonntag den 27. April 1862 die treuen Augen dieser edlen Frau, um sich in dieser Welt nicht wieder zu öffnen.

Sie wurde unter einem hohen Baobab-Baum auf dem weiter oben beschriebenen Platze beerdigt. Dort ruht nun die Tochter des Missionärs Moffat, die wahre Christin, die einen solch' wohlthätigen Einfluß auf die rohen Stämme von Innerafrika ausgeübt hatte, und von der man hoffen durfte, daß sie noch lange segensreich unter diesen wilden Völkerschaften wirken könne.

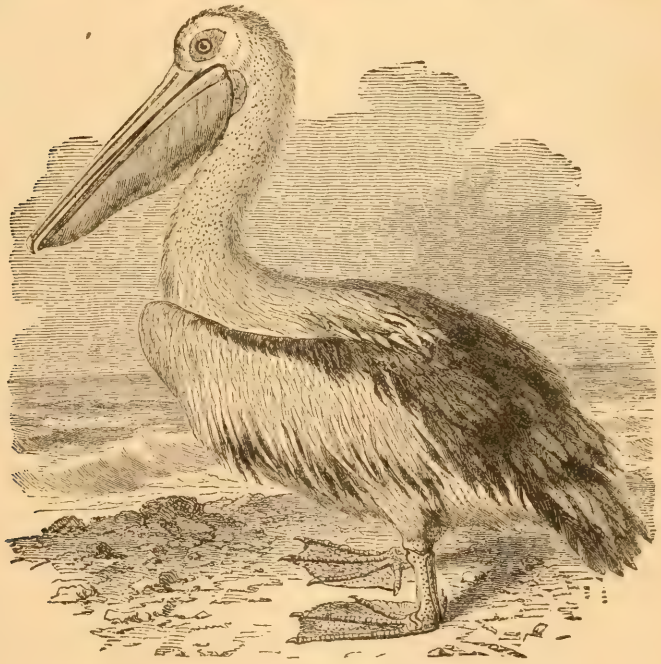
Die „Lady Nyassa" war nunmehr fertig zusammengeschraubt und ihre Vorräthe an Bord gebracht, da sie aber vor den December-Regengüssen nicht über die Fälle gebracht werden konnte, fuhr der „Pioneer" nach Johanna, um am dortigen Platze Maulesel und Ochsen anzukaufen, um den Dampfer, nachdem er wieder auseinandergenommen war, stückweise längs der Fälle über Land zu transportiren. Um die Zwischenzeit nutzbringend auszufüllen, entschloß sich der Doktor, nach der Rückkunft des „Pioneer" den Rovuma in Booten zu befahren. Capitain Gardner und dessen Officiere begleiteten ihn zwei Tage lang im Kutter des Kriegsschiffes. Der Wasserstand war zur Zeit sehr niedrig, aber bei Regenzeiten erscheint der Rovuma imposanter als der Sambesi. Wahrscheinlich würde er für neun Monate des Jahres eine werthvolle Wasserstraße bilden.

Ausflug nach dem Rovuma.

Oberhalb Kichokomane befindet sich eine fruchtbare Ebene, in welcher verschiedene Dörfer liegen, die jedoch von den Bewohnern verlassen waren, die sich jetzt auf einsamen Sandbänken versteckten, aus Furcht von den Sklavenjägern geraubt zu werden. Da sie die Absichten der Expedition nicht kannten, so zeigten sie großes Mißtrauen und boten keine Dienste an. Sie versammelten sich am Ufer und hatten augenscheinlich die Absicht, die Reisenden anzugreifen, wenn die Boote nicht in Folge einer günstigen Brise an ihnen rasch vorbeigeschossen wären. Es wurden alsdann Versuche gemacht, die Eingeborenen zu überzeugen, daß die Reisenden von friedlichen Gesinnungen beseelt seien und den Wunsch hegten, mit ihnen freundschaftlich zu verkehren. Auch könnten ihre Landsleute von ihnen Baumwolle und Elfenbein kaufen. Trotz dieser Vorstellungen

waren die Schwarzen nicht zufriedengestellt, und sah man, wie ihr Anführer sie zum Angreifen aufforderte.

Viele unter ihnen trugen Gewehre, während andere, mit Bogen bewaffnet, dieselben spannten und ihre Pfeile auf die Weißen abschießen wollten. Livingstone hatte jedoch durchaus keine Lust, mit den Leuten handgemein zu werden, und ließ eine halbe Stunde verstreichen, ohne die Wilden anzugreifen, wobei er denselben auseinandersetzte, daß seine Leute reichlich mit Waffen und Munition versehen seien, aber keine Lust daran fänden, das Blut von Leuten zu vergießen, die von dem gleichen Vater,



Der Pelican.

wie sie abstammten. Zuletzt befahl der Chef seinen Leuten, ihre Waffen niederzulegen, erklärte aber gleichzeitig den Engländern, daß der Fluß sein Eigenthum sei, weshalb sie ihm eine Fahrtaxe zu vergüten hätten. Da dies immerhin besser war, als Blut zu vergießen, so wurde die Taxe bezahlt, und die Eingeborenen versprachen, fortan die Reisenden als Freunde zu behandeln.

Die Boote fuhren nunmehr ab, von tausenden der Wilden begleitet, wie vermuthet wurde, um sie sicher zu machen, als plötzlich ohne jede Warnung ein Hagel von vergifteten Pfeilen und Kugeln auf die Boote

niederregnete. Glücklicherweise gingen die Pfeile zu hoch und nur vier Musketenkugeln drangen durch die Segel. Gleich nach der Salve flüchteten die Wilden und kamen nicht eher wieder zum Vorschein, als bis das Boot eine beträchtliche Strecke von ihnen entfernt war. Livingstone ließ einige Schüsse auf sie abgeben, aber so hoch halten, daß die Kugeln über ihren Köpfen hinwegpfiffen, immerhin aber genügend, um den Eingeborenen einen Begriff von der Tragweite englischer Gewehre zu geben.

Wahrscheinlich war es die Absicht der Wilden, einige von der Gesellschaft zu tödten und dann die Boote zu plündern.

Höher den Fluß hinaufsegelnd, wurden sie von einem Makoa Chef gastfrei empfangen, der einmal nach Iboe und ein andermal nach Mozambique gefahren war, um dort Sklaven abzuliefern. Seine Leute weigerten sich, Stoffe mit bunten Farben anzunehmen, zogen vielmehr einfache blaue Stoffe vor. Ein anderer Dorfhäuptling legte bei ihrer Vorbeifahrt auf sie an, drückte aber nicht los.

Die Expedition näherte sich nunmehr den Fällen des Rovuma, fand aber, daß die Distanz zu Lande nach dem Nyassa See viel größer war, als über die Murchison Fälle im Shire, weshalb sie sich entschlossen, ohne Dampfer über die letztgenannte Route zu fahren.

Nach einer Abwesenheit von einem Monate, kamen sie am 9. Oktober wieder bei dem „Pioneer" an. Da die Gesellschaft durch die betrübenden beiden Todesfälle vorsichtiger geworden war und destillirtes Wasser getrunken hatte, so hatte sich kein einziger Fieberfall an Bord gezeigt.

Im November 1862 stachen sie in See und besuchten Johanna, worauf sie nach dem vom Fieber heimgesuchten Städchen Quillimane zurückkehrten. Hier wurden sie von einem der wenigen ehrenhaften portugiesischen Beamten dieser Gegend, dem Obersten Nunes, empfangen, der, als Schiffsjunge dort angekommen, sich durch unbeugsame Energie und Begabung zum reichsten Manne der Colonie emporgeschwungen hatte.

Außergewöhnlicher Anblick.

Anfangs Januar 1863 stach der „Pioneer" mit der „Lady Nyassa" im Schlepptau in See und fuhr man den Shire hinauf. Die Marschwiesen am Shire bergen zahlreiche Schwärme aller Arten Wasservögel. Eine Stunde im Mastkorbe bot dann einen ungeahnten Anblick der vielseitigsten Vogelwelt. Nahe dem Ufer und auf den Zweigen der Bäume, ruhten Schwärme von Papageien, welche in stummem Staunen ihre Augen auf das im Flusse seinen Rauch ausspeiende Ungeheuer richteten. Allmählig reckten sie die Hälse und flogen auf, mehrere tauchten auch in den Fluß, einige blieben jedoch sitzen, streckten aber die Flügel, um jeden Augenblick auffliegen zu können. Die hübschen „Ardetta" von hellgelber Farbe in sitzender, aber schneeweißer in fliegender Haltung, flogen auch

auf und umkreisten in Schaaren die grünen Wiesen, wobei sie sich zuweilen den Büffeln und den Elephanten auf den Nacken setzten und darauf pickten.

Wilde Enten sah man in Hülle und Fülle, da sie aber bei Nacht füttern, saßen sie schlummernd in aller Ruhe an den Seebuchten, bis das

Gruppe von Flamingos.

schnaubende Ungethüm auf dem Flusse sie aufweckte. Pelikane glitten über dem Wasser hin, gelegentlich einen Fisch schnappend. Die große schwarz und weiß gesprenkelte Gans fliegt auf und schaut umher, um zu entdecken, woher der Lärm kommen mag, und läßt sich dann mit einem Klatschen wieder auf dem Wasser nieder. Hunderte von Linongolos heben

die Flügel in die Höhe und fliegen von den niedrigen Rohrstümpfen, auf welchen sie sitzen, auf, um rasch in die Luft zu steigen.

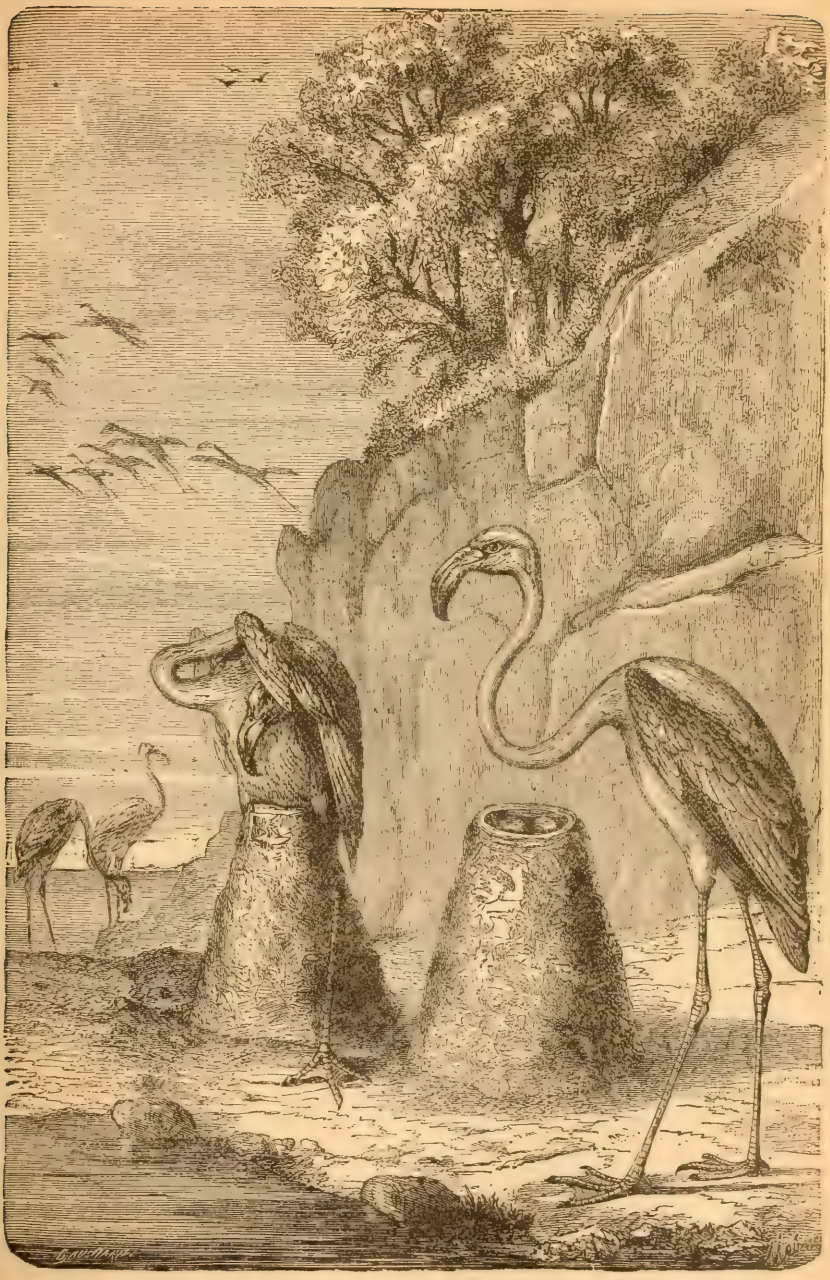
Reizende kleine rothe und gelbe Weber erinnern an Schmetterlinge, wie sie über das hohe Gras hinfliegen oder vor der Oeffnung ihrer hängenden Nester schweben, wobei sie laut mit den Insassen schnattern. Geier schweben hoch in den Lüften, wobei sie nach unten auf Beute auslugen, und der feierlich ausschauende, stolz einherschreitende Flamingo, der mit Vorliebe todte Fische oder Menschen verzehrt, wandert langsam in den beinahe sumpfartigen Kanälen einher. Gruppen von Männern und Knaben suchen an verschiedenen Plätzen fleißig nach Lotos- und anderen Wurzeln. Während einige, in ihren Kanoes stehend, in den unkrautüberwachsenen Lachen Fische stechen, rudern andere über die zwischen hindurch fließenden Wasserstreifen, um nach ihren versenkten Fischkörben zu sehen.

Gegen Abend kann man Hunderte von hübschen kleinen Habichten in südlicher Richtung fliegen und sich an Wasserjungfern und Heuschrecken ätzen sehen. Sie kommen anscheinend von den Palmenbäumen, auf denen sie während der Hitze des Tages ausgeruht haben. Schaaren von Kreuzschnäbeln sind alsdann bei dem Fluge auf der Suche nach Nahrung; sie durchschneiden das Wasser mit dem Unterkiefer, der einen halben Zoll länger als der Oberkiefer ist.

Am nordöstlichen Ende des Sumpfes, nur ungefähr drei Meilen vom Fluß, beginnt ein großer Wald von Palmenbäumen, der sich viele Meilen weit ausdehnt und an einem Punkt bis dicht an den Fluß herankommt. Die grauen Stämme und grünen Spitzen dieser ungeheuren Menge von Bäumen geben der Ansicht einen gefälligen Farbeton. Während mehrerer Monate des Jahres wird Palmwein in großer Menge erlangt; wenn frisch, ist er ein angenehmes Getränk, er schmeckt etwa wie Champagner und ist durchaus nicht berauschend, wird es aber in hohem Grade, wenn er ein paar Stunden gestanden hat.

Vegetabilischer Champagner.

Stecken, einen Fuß lang, werden in die harte Außenseite der Bäume — die innere ist weich oder hohl — getrieben, um als Leiter zu dienen, die Spitzen der Früchte tragenden Zweige werden abgeschnitten und der aus der frischen Wunde fließende Saft wird in irdenen Töpfen aufgefangen. Ein dünner Schnitz wird am Ende abgenommen, um die Poren zu öffnen, und den Saft jedesmal, wenn der Eigenthümer empor klettert, um den Topf zu leeren, fließen zu lassen. Temporäre Hütten werden im Walde errichtet, und Männer und Knaben bleiben Tag und Nacht bei ihren Bäumen. Nüsse, Fische und Wein sind ihre einzige Nahrung. Die Portugiesen benützen den Palmwein als Hefe, denn er macht das Brod so leicht, daß es wie Schaum im Munde zerschmilzt.



Wunderliches Nest von Flamingos.

Jenseits der Palmenbäume krönt eine Reihe kleiner reicher Inseln den Fluß. Viele sind cultivirt und produziren Mais zu allen Zeiten des Jahres. Die Ufer sind mit Bananastämmen geschmückt, und die Frucht ist reichlich und billig. Viele der schilfigen Ufer sind so dicht mit Winden und anderen Schlingpflanzen umwoben, daß sie absolut unpassirbar sind. Sie sind angenehm für das Auge, erheben sich aus dem krystallenen Wasser wie eine glatte Mauer von lebendigem Grün, und sind mit lieblichen Blumen geschmückt, aber sie sind so dicht, daß man, wenn das Boot im Wasser umschlägt, sich kaum einen Weg durch sie an's Land bahnen könnte. Es gibt wahrscheinlich keinen merkwürdigeren tropischen Vogel als der berühmte Flamingo. Der folgende Zwischenfall wird von einem der Afrika-Reisenden erzählt:

Unser Pfad führte durch den Wald nahe den Uferbänken, die wir gelegentlich zu Gesicht bekamen. Er war von ziemlich bedeutender Weite, mit Mangrovebüschen besetzt. An einem oder zwei Plätzen waren flache Stellen, die mit Schilfrohr bedeckt waren. Plötzlich, als wir einen Punkt des Flusses passirten, sah ich etwas, das beim ersten Anblick wie ein Regiment Soldaten mit rothen Röcken und weißen Hosen aussah.

„Wo können diese Männer hergekommen sein?" rief ich aus.

Ein Regiment von Vögeln.

Einer aus der Gesellschaft, der in meiner Nähe war, brach in ein Gelächter aus, in das seine Schwestern und die Knaben einstimmten. „Das sind ja Vögel", antwortete er. „Wohl ist es ein Regiment, aber von Flamingos, und siehe, sie stehen in Reih und Glied und werden, sobald wir uns nähern, schleunigst fortmarschiren."

Ein zweiter Blick zeigte mir, daß er Recht hatte. Sie boten einen höchst merkwürdigen Anblick. „Seht, da ist auch die Schildwache."

Als er dies sprach, ließ der uns am nächsten stehende Vogel einen Ton wie den einer Trompete ertönen, derselbe wurde von den übrigen aufgenommen, und die ganze Truppe breitete ihre flammenden Flügel aus, erhob sich mit Geschrei in die Luft und flog den Strom hinauf. Wir marschirten weiter, und indem wir eine Krümmung des Flusses abschnitten, stießen wir wieder auf denselben, und hier erklärten unsere Träger, daß sie Rast halten müßten. Demzufolge lagerten wir uns, obgleich unser Führer uns warnte, daß wir nur kurze Zeit bleiben könnten, da wir vor Dunkelwerden etwas höheren Grund zu erreichen wünschten. Ein Feuer wurde zum Kochen angezündet, und während unsere Mahlzeit zubereitet wurde, ging ich mit einigen Anderen näher dem Ufer zu, um zu sehen, was es dort zu sehen gäbe. Wir bemerkten etwas abseits auf dem sumpfigen Boden einen hohen Erdhügel. Uns entlang schleichend, damit wir die zahlreichen Vögel nicht störten, welche die Ufer bedeckten oder auf

den Bäumen saßen, erblickten wir einen anderen Erdhügel, auf dessen Spitze ein Flamingo saß, der seine langen Beine, statt daß er, wie die meisten Vögel, sie unter sich gezogen hatte, wie von einem Sattel auf beiden Seiten des Hügels hinabhängen ließ

„Das ist eines ihrer Nester", flüsterte Einer. Der Vogel brütet seine Eier aus. Verlassen Sie sich darauf, die Truppe ist nicht weit davon. Seht, seht, da sitzen noch viele andere an den Bänken. Was das für ein komischer Anblick ist!"

Der wunderbare Brillenaffe oder Lemur.

Plötzlich war ein rother Schein im klaren Gewölke sichtbar und aufblickend sahen wir, was man als ein großes feuriges Dreieck in der Luft, das zu uns herniederschwebte, beschreiben kann. Es näherte sich uns, seine Geschwindigkeit bedeutend vermindernd, und wir sahen alsdann, daß es Flamingos waren. Sie schienen sich einen Augenblick zu besinnen, dann flogen sie einer hinter dem andern rund umher und näherten sich nach und nach dem Sumpfe, auf welchen sie sich niederlegten. Unmittelbar

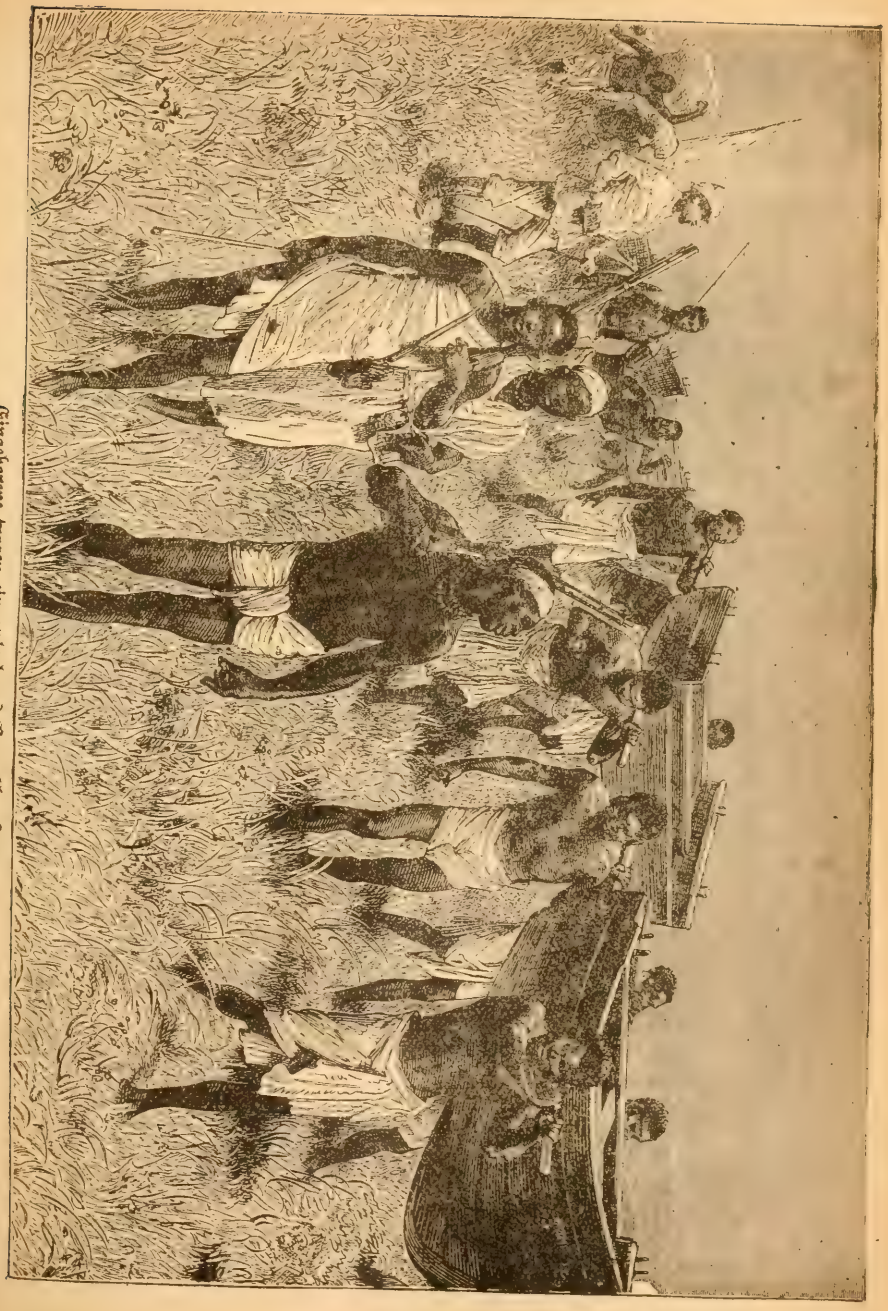
darauf stellten sie sich, wie wir sie vorher gesehen, in langen Linien auf: einige marschirten auf jeder Seite auf, um als Schildwachen zu fungiren, während die Uebrigen zu fischen anfingen. Wir konnten sehen, wie sie ihre langen Hälse krümmten und ihre langen Schnäbel in den Grund gruben, während sie den Boden mit ihren mit Fischhäuten versehenen Füßen aufschaufelten, um sich Wasser-Insekten, die ihre Nahrung bilden, zu verschaffen. Sie waren auch nicht die einzigen Besucher des Flusses. Die Ebbe war niedrig und auf j der Schmutzbank saßen zahllose Schaaren von Vögeln — verschiedene Arten von Möven, Reihern und langbeinigen Kranichen, neben denen auf den Bäumen Tausende von weißen Vögeln hockten, die in der Ferne wie glänzende weiße Blumen aussahen. Große Schaaren von Pelikanen schwammen in dem Strom, sie tauchten ihre enormen Schnäbel ins Wasser und brachten jedesmal einen Fisch empor. Sie haben große Beutel, in denen viele Pfunde ihrer schuppigen Beute Platz haben.

Andere Formen von thierischem Leben sind in den Tropen reichlich und nicht der am mindesten wunderbare darunter, ist der Lemur oder Brillenaffe.

Lemur ist der Name, der auf ungefähr dreißig Arten von Affen angewandt wird. Sie sind in fünf Hauptspecies eingetheilt, bewohnen hauptsächlich Madagascar; einige sind auch in Afrika, wie in den warmen Regionen von Asien und seiner Archipelregion anzutreffen.

Die Thiere haben zwei scharfe Klauen an jedem Hinterfuß, alle ihre andern Nägel sind flach. In ihren Gewohnheiten, wie auch in ihren handförmigen Pfoten, sind sie wie andere Affen. Sie unterscheiden sich von diesen Thieren hauptsächlich durch die Form ihres Kopfes, der dem eines Hundes ähnelt, und durch die große Länge ihrer Hinterbeine. Die letzteren sind so lang, daß, wenn die Lemure auf allen Vieren gehen, ihre Hüften bedeutend höher als ihre Schultern sind.

Aber dieser Körperbau ist beim Erklettern der Bäume von großem Vortheil für sie. Viele ihrer Species sind so thätig, daß sie von Zweig zu Zweig mit einer Schnelligkeit, der das Auge kaum folgen kann, springen. Die Brillenaffen haben ihren Namen von ihren nächtlichen Gewohnheiten und ihren geräuschlosen Bewegungen. Sie leben in den Tiefen der Wälder, und kommen nur des Nachts heraus; den ganzen Tag über schlafen sie. Ihre Nahrung besteht aus Früchten und Insekten, welch' letztere sie schlafend zu sich nehmen. Der Brillenaffe ist von grau-brauner Farbe, er lebt in einigen der Wälder von Afrika. Seine langen Hinterbeine setzen ihn in den Stand, wie ein Frosch zu springen, und seine merkwürdigen Augen geben ihm ein sonderbares Aussehen.



Eingeborene tragen ein kriegerisches Boot über Land.

Von so tropischen Scenen, wie wir sie eben beschrieben, umgeben, mit ihren wunderbaren Mustern von thierischem Leben, setzte Livingstone seine Reise fort. Eine einstmals sehr bevölkerte Gegend war fast verödet in Folge fortwährender Kriegszüge von Sklavenjägern.

Transport der Boote über Land.

In der Hoffnung, daß das Boot, „Lady Nyassa", das Mittel sein könnte, den Leidenden jenseits des Sees Hülfe zu gewähren, beeilte sich die Expedition mit ihrer Arbeit. Das Boot wurde ungefähr fünfhundert Yards unterhalb des ersten Kataractes auseinandergenommen, und man begann einen Weg über eine Länge von vierzig Meilen, über welchen das Boot stückweise getragen werden sollte, zu bahnen.

Bäume mußten umgehauen und Steine aus dem Wege geräumt werden. Ehe große Fortschritte gemacht waren, erkrankten Dr. Kirk und Charles Livingstone am Fieber, und es wurde für absolut nothwendig erachtet, daß sie nach Hause geschickt würden. Bald darauf hatte Dr. Livingstone selbst einen Fieberanfall.

Der „Pioneer" war inzwischen überdacht und in Obhut seines vertrauenswerthen Feuerwerkers, Herrn Young, gelassen worden. Eines Tages sah man ein leeres Kanoe, neben welchem eine Frau schwamm, den Fluß herabschnellen. Das Boot legte bei und brachte sie an Bord, als es sich herausstellte, daß sie eine Pfeilspitze in der Mitte ihres Rückens hatte. Ein Eingeborener schnitt sie aus, und trotz des schrecklichen Charakters ihrer Wunde genas sie, da sie von Herrn Young sehr freigebig mit Nahrung versehen wurde.

Gegen Mitte Juni traten die übrigen Mitglieder der Expedition die Reise nach den oberen Kataracten an. Man fand Baumwolle vorzüglicher Qualität, die von den Büschen fiel, ohne daß Jemand da war, der sie auflas. Die Hütten in mehreren Dörfern wurden ganz unversehrt vorgefunden, und Mörser und Steine zum Zerklopfen und Mahlen des Getreides, Getreidebehälter und Küchenutensilien, Wasser- und Biertöpfe, die unberührt waren, aber die Thüren waren verschlossen, als ob die Bewohner ausgegangen wären, um Früchte und Vögel zu suchen, und nie zurückgekehrt wären. In andern Hütten stieß man auf Gerippe von Personen, die anscheinend gestorben waren, während sie nach etwas zu reichen suchten, um ihren Hunger zu stillen.

Mehrere Reisen waren über den Pfad gemacht worden, als die Expedition bei der Rückkehr nach dem Schiff im Juni eine Depesche von Earl Russell vorfand, in welcher die Heimkehr der Expedition angeordnet ward. Es wurden demnach Vorbereitungen getroffen, um die „Lady Nyassa" wieder zusammenzuschrauben, da der „Pioneer" nicht vor dem Eintritt der Fluthen im Dezember zum Transport benutzt werden konnte. In

der Zwischenzeit entschloß man sich, noch eine Reise nach dem See in einem Boot, das über Land an den Kataracten vorbeigetragen werden sollte, zu machen.

Die Reisenden erreichten endlich eine Region, welche bisher von den Sklavenjägern verschont geblieben war, und wo sie von der Bevölkerung mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurden. Die Bewohner waren Willens, den ganzen Rest von Nahrung, den sie für sich übrig behalten hatten, herzugeben. Aber auch hier hörten die Reisenden bald Kriegsnachrichten; sie fanden, daß ein Stamm der Zulu's, die Mazitus, die Gegend verwüste, und daß die Bewohner nur innerhalb ihrer Blockaden sicher waren. Sie trafen bald auf Männer und Frauen, die Getreide nach diesen Befestigungen trugen, und bald stießen sie auf Leichen, deren Lage einen so schrecklichen Todeskampf, wie ihn kein Maler wiedergeben kann, verrieth.

Schrecken vor den wilden Eindringlingen.

Bei ihrer Ankunft in Chinsamba's Verschanzung wurde ihnen erzählt, daß die Mazitus daselbst am vorhergehenden Tage zurückgeschlagen worden wären, und der traurige Anblick der zahlreichen Leichen der Erschlagenen zeigte die Wahrheit des Berichts. Chinsamba drang in sie, nicht nach dem Nordwesten, wo die Mazitus die ganze Region besetzt hatten, zu marschiren, und sie verblieben demnach bis zum September bei ihm.

Alsdann statteten sie Chia Lakelet einen Besuch ab. Auf ihrem Wege dorthin trafen sie Männer und Frauen, die eiligst Getreide einheimsten, um es nach den Blockaden zu tragen, während so viel davon längs des Weges von Mazitus und den Flüchtlingen verstreut worden war und gefunden wurde, daß einige Frauen es aus dem Sande sammelten. Leichen und niedergebrannte Dörfer ließen ersehen, daß sie dicht auf den Fersen der Eindringlinge waren. Unter dem Schilfe am See konnte man ein ganzes Dorf von temporären Hütten, in welchen die Leute Zuflucht vor den Feinden gesucht, erblicken.

Eine andere lange und interessante Reise wurde in die Nachbarschaft des See's unternommen und bei der Rückkehr längs der Ufer, fanden sie das Schilf noch von den unglücklichen Flüchtlingen, die schon schrecklich von der Hungersnoth litten, besetzt. Neuaufgeworfene Gräber zeigten, daß viele schon umgekommen waren, und andere hatten mehr das Aussehen von menschlichen Gerippen als lebenden Wesen.

Die Expedition legte Alles in Allem siebenhundert und sechzig Meilen in gerader Linie zurück, durchschnittlich fünfzehn Meilen per Tag, und erreichte das Schiff am 1. November, wo Alle in bester Gesundheit und Stimmung angetroffen wurden. Ein Ajawa Häuptling, Namens Kapeni, kam zu Besuch an Bord des Schiffes. Er versicherte, daß er und sein

Volk, die Gefährten von Bischof Mackenzie gern als ihre Lehrer empfangen würden.

Gegen Mitte Dezember, traf die Nachricht von der Ankunft von Bischof Mackenzie's Nachfolger ein, aber jener Herr kehrte nach der Heimath zurück, nachdem er einige Monate auf der Kuppel eines an der Niederung des Shire gelegenen Berges, der so hoch wie Ben Nevis war, zugebracht, wo sich keine oder wenige Personen, die er hätte unterrichten können, befanden. Sechs der Knaben, die vom Bischof Makenzie erzogen worden waren, wurden von ihm verlassen und der Gefahr ausgesetzt, in's Heidenthum zurückzufallen. Es gelang den armen Knaben jedoch, das Schiff zu erreichen. Sie drückten ihr Bedauern aus, daß sie Niemand mehr hätten, der nach ihnen sieht, und äußerten sich, daß Bischof Mackenzie ein liebendes Herz hatte und mehr als ein Vater für sie gewesen sei.

Im Januar 1864 stieg der Shire-Fluß plötzlich, und der „Pioneer" konnte wieder klar gemacht werden; da das Steuer des Boots aber schadhaft war, wurde es aufgehalten und erreichte Morambala nicht vor Februar. Hier nahmen sie etwa dreißig Waisen-Knaben und Mädchen und einige hülflose Wittwen, die zu Bischof Mackenzie's Mission gehört hatten, und die man nicht verlassen konnte, ohne Haß auf den englischen Namen zu bringen, an Bord. Im selben Augenblick, als die Erlaubniß, daß sie an Bord kommen dürften, gegeben wurde, eilten sie alle auf das Boot und kenterten es beinahe in ihrem Eifer, sicher auf Deck des „Pioneer" zu gelangen.

In der Mündung des Sambesi fanden sie die britischen Kriegsschiffe „Orestes" und „Ariel". Ersteres nahm den „Pioneer" in Tau, letzteres die nach Mozambique bestimmte „Lady Nyassa". Nach Bestehung eines heftigen Sturmes, den die kleinen Schiffe erstaunlich gut überstanden, wurde der „Pioneer" nach dem Cap geschickt, während die „Lady Nyassa" unter Commando von Dr. Livingstone über Zanzibar nach Bombay fuhr, wo sie sicher eintraf, obgleich sie zeitweise dachten, daß ihre Grabschrift lauten würde: „Verließen Zanzibar am 30. April 1864 und sind nie wieder gesehen worden."

Kapitel X.

Livingstone auf dem dunklen Continent verloren.

Sensation durch Livingstone's Entdeckungen hervorgerufen. — Neue Expedition. — Ankunft in Zanzibar. — Beschwerlicher Marsch über Land. — Desertion von Sepoys. — Ankunft an den Ufern des Sees. — Keine Kanoes. — Bericht von Morden durch Araber. — Desertionen unter den Leuten. — Geschichte von Livingstone's Tod. — Aufregung in England. — Expedition, die ausgeschickt wird, das Schicksal des Erforschers zu erfahren. — Verwüstungen durch wilde Stämme. — Diebe im Lager. — Verlust der Medicinkiste. — Leiden durch Fieber. — Ankunft in Tanganyika. — Ein neuer See im Westen. — Weiterer Fortschritt aufgehalten. — Geduldiges Warten. — Endlicher Aufbruch nach dem neuen See. Den See bis nach Cazembe hinunter. — Mächtige Potentaten. — Formeller Empfang Livingstone's. — Geschenke an den Häuptling. — Grausige Geschichten von Menschenopfern. — Abschneiden von Ohren und Händen. — Ein Stamm, der Kupfererz schmilzt. — Heiße Quellen und häufige Erdbeben. — Erforschung von Lake Bangweolo. — Grab im Walde. — Merkwürdige Entdeckung. — Bescheidenheit des großen Erforschers.

Die Aufregung, welche in England durch Livingstone's Erzählung von Allem, was er auf seiner großen Reise gesehen und gethan hatte, hervorgerufen wurde, war außerordentlich groß. Männer der Wissenschaft waren eifrigst bestrebt, sich zu vergewissern, ob die Seeen des Südens mit denen von Central-Afrika in Verbindung standen, und falls so, durch welche Mittel. Jene und Alle fühlten, daß das begonnene Werk um jeden Preis weitergeführt werden müßte. Missions-Gesellschaften bereiteten sich vor, Mitglieder nach den neuen und großen Feldern, die eröffnet worden waren, zu schicken.

Bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1864 würde sich der große Erforscher gern vom aktiven Dienst zurückgezogen und den Rest seines Lebens der Ordnung der financiellen Angelegenheiten seiner Familie, sowie dem Genusse des Zusammenseins mit seinen Kindern gewidmet haben, als er von seinem Freunde, Sir Roderick Murchison, Präsident der königl. Geographischen Gesellschaft, ersucht wurde, den Namen eines Leiters für eine neue Expedition, der das Problem des Wasserleiters zwischen dem Nyassa und Tanganyika lösen sollte, anzugeben, und nannte Livingstone sofort einen hervorragenden Reisenden, dessen Namen aus wohlweislichen Gründen verschwiegen bleiben soll. Jener Reisende lehnte es ab, die Mission zu übernehmen, weil ihm für seine Dienste keine genügende Belohnung angeboten wurde, und in seiner Enttäuschung wandte sich Sir Roderick abermals an Livingstone. Weshalb könnte er nicht, der schon so viel gethan hatte, die Reise noch einmal unternehmen? Wer sei so geeignet, das Werk zu vollenden, wie der erfahrene Forscher, der es begonnen hatte?

Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, zögerte unser Held, und brachte, fast als wollte er sich entschuldigen, alle Gründe vor gegen das Aufsichbürden frischer Verantwortlichkeit für einen Mann im vorgerückten Alter von 53 Jahren, der durch die Strapazen von zwei früheren Reisen, von denen jede mehrere Jahre gedauert hatte, bereits abgespannt war. Alle Einwendungen wurden jedoch widerlegt, und noch ehe die Zusammenkunft vorüber war, hatte Livingstone zugestimmt, nach Zanzibar zu reisen, sobald sein Buch über den Sambesi veröffentlicht worden wäre.

Für diese neue Expedition zeichnete die englische Regierung $2,500, die königliche geographische Gesellschaft $2,500, und ein Privatfreund $5,000. Ihr Hauptzweck war, das Land zwischen dem Nyassa und Tanganyika zu erforschen, in der Absicht, die Beziehungen der beiden Seeen zu einander zu bestimmen, aber von Anfang bis Ende verlor Livingstone die für ihn wichtige Frage, auf welche Weise den barbarischen Rassen in Afrika am besten geholfen werden könnte, niemals aus dem Gesichtspunkt.

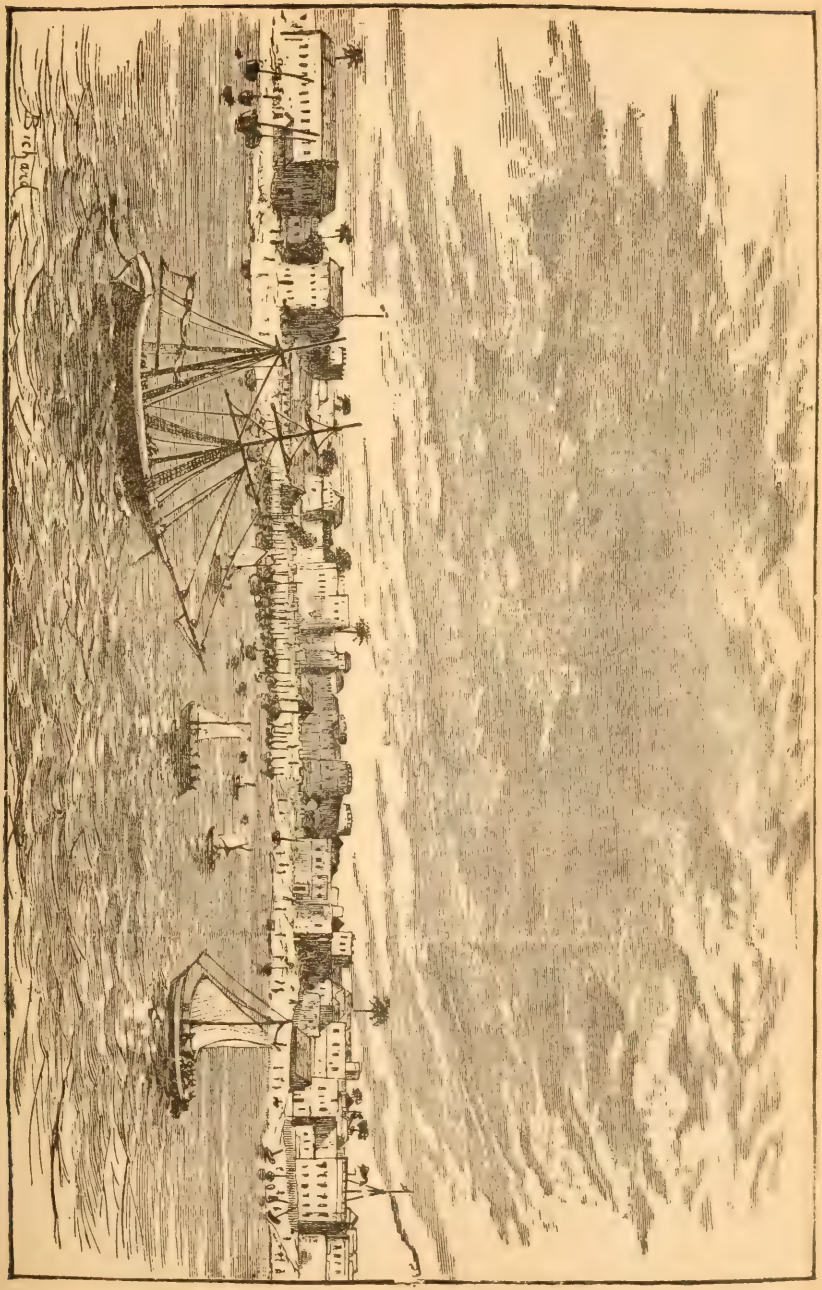
Unser Held verließ England zum dritten und letzten Male im August 1865, kaum ein Jahr nach seiner Heimkehr von seiner Sambesi-Reise, und traf im Januar 1866 in Zanzibar ein. Er beabsichtigte, bis zum Nyassa auf dem Wege des Rovuma-Flusses und durch jene Distrikte östlich vom See, die von den gefürchteten Ajawas bewohnt werden, vorzudringen, aber bis auf diesen bloßen Umriß seines Planes beschloß er, sich durch die Umstände leiten zu lassen, da er aus eigener Erfahrung wußte, wie selten ein Programm bei einer afrikanischen Reise genau ausgeführt werden kann.

Freundlich empfangen vom Sultan von Zanzibar, an den er sehr gute Einführungsschreiben hatte, konnte Livingstone die nöthigen Vorbereitungen für seine Reise mit großer Schnelligkeit treffen, und Anfang Mai hatte er in seinem Dienst, außer dreizehn Sepoys aus Indien, zehn Johanna Männer, zwei Shapunga Männer, einen davon, der jetzt berühmte Susi, zwei Wayaus, den Yumy, der mit Susi bei seinem Herrn bis zuletzt blieb, und einen Wakatani.

Eine arabische Dhow wurde für den Transport der Thiere, aus sechs Kameelen, drei Büffeln, zwei Maulthieren und vier Eseln bestehend, sowie der großen Waarenvorräthe und Lebensmittel, gekauft. Es wurde keine Mühe gescheut, um den Erfolg zu sichern, und am 18. Mai war Alles zum Aufbruch bereit.

Die Expedition bricht auf.

Der Erforscher und sein Gefolge kreuzten von Zanzibar nach dem Hauptland auf dem britischen Kriegsschiff „Penguin", und nach einer ziemlich entmuthigenden Erforschung der Mündungen des Rovuma wurde



Sansibar.

Mikindany Bai, fünfundzwanzig Meilen oberhalb derselben, als bester Landungspunkt gewählt. Livingstone und seine Leute landeten, die „Penguin" trat die Rückfahrt an, und man kann sagen, daß die Arbeit der Expedition jetzt begann. Ein Haus am Seeufer wurde für vier Dollars den Monat gemiethet, um als ein permanenter Speicher zu dienen, die Thiere wurden von der Dhow gelandet, Träger wurden gemiethet, und Anfangs April wurde der Marsch nach dem Süden begonnen.

Die Karawane bahnte sich langsam ihren Weg durch dichtes Gebüsch, welches niedergeschlagen werden mußte, um Passage für die Kameele zu schaffen, obgleich es den Männern der Expedition kein ernstliches Hinderniß bot. Bald bei einem, bald bei einem andern Makonde-Dorfe Halt machend, kam die Karawane an den Bänken des Rovuma an, gegenüber dem äußersten Punkte, der vom „Pioneer" im Jahre 1866 erreicht worden war.

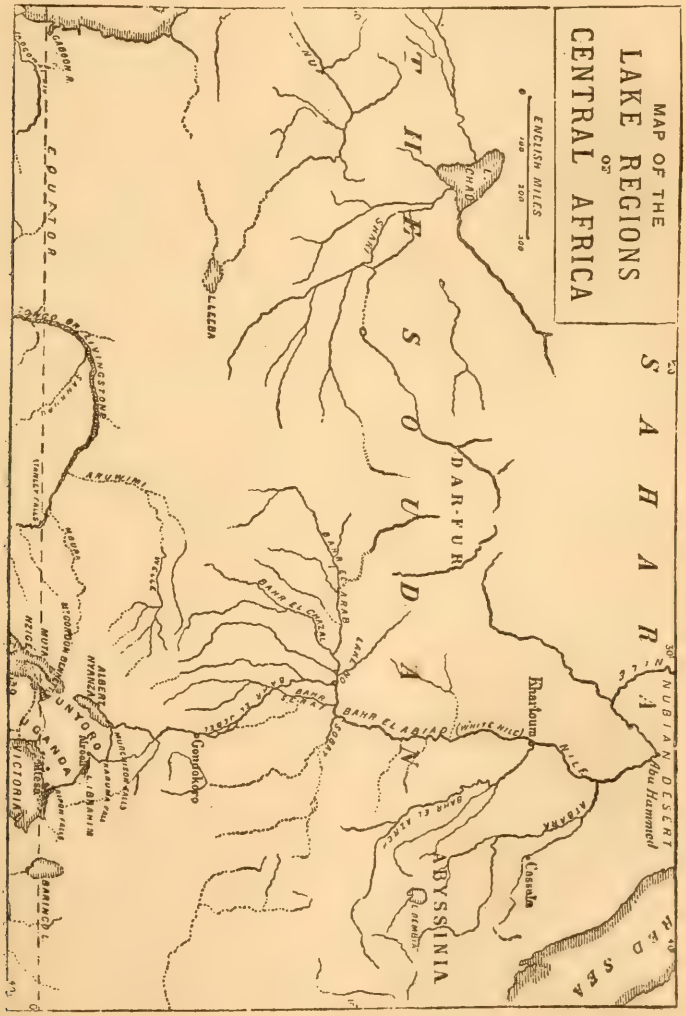
Die Route ging jetzt westlich, neben den Ausläufern des Inselandes, welches bei der früheren Expedition auf beiden Seiten des Flusses gesehen worden war.

Grausame Treiber.

Mitte April wandte sich die Karawane südlich, und während der nächsten zwei Monate wurde eine südwestliche Route verfolgt, durch eine gebirgige und dicht bewaldete Gegend, welche von den Mtambwe, angeblich ein Zweig der Makondes, bewohnt wird. Auf diesem Marsche war die Hauptschwierigkeit, mit der unser Held zu kämpfen hatte, die Grausamkeit der Leute gegen die Thiere. Viele von diesen wurden durch die Schläge der Treiber gelähmt, ob dies geschah, um die Reise aufzuhalten oder nur aus böswilliger Neigung, Schmerzen zuzufügen, war unmöglich zu entscheiden. Die Kameele kamen oft von der Weide aus frisch zugefügten Wunden blutend zurück, und die Büffel und Maulesel waren auch bald mit Geschwüren bedeckt.

Im Mai wurde eine verhältnißmäßig holzfreie Gegend betreten, in welcher es möglich war, vorwärts zu kommen, ohne daß man es fortwährend nöthig hatte, von dem Beil Gebrauch zu machen, und im selben Monat wurde der höchste Punkt des Rovuma, der 1862 von dem „Pioneer" erreicht wurde, passirt. Dahinter kamen Distrikte, die Europäern bis dahin gänzlich unbekannt waren, (obgleich man vermuthet, daß Roscher in ihrer Nachbarschaft gewesen ist) wo die Eingeborenen, wenn auch nicht gerade unfreundlich, sich doch nicht sehr bereit zeigten, die Erforschungsgesellschaft mit Nahrungsmitteln zu versehen. Es erforderte viel Zureden und Feilschen, um die nöthigen Vorräthe zu erlangen, und dieselben waren nicht immer von der besten Qualität, wohl aber stets theuer. Das Land

litt unter der Dürre, und die Inwohner waren in täglicher Furcht vor Ueberfällen der Mazitus, einer kriegerischen Rasse, die an den südlichen Bänken des Rovuma hauste, und die angrenzenden Stämme mit wilder Rücksichtslosigkeit plünderte und mordete.



Elend kurze Märsche waren Alles, was bei den kleinen Rationen, auf die Livingstone jetzt gezwungen war, seine Leute zu beschränken, gemacht werden konnten. Schließlich wurden aber alle Schwierigkeiten überwunden, die Verbindung mit dem Loendi, vermuthlich der Strom, dem der Ro-

vuma entspringt, erreicht, und nachdem man ihn mit Hülfe eines freundlich gesinnten Häuptlings, Namens Matumora, gekreuzt hatte, hoffte unser Held schnell seinen Weg nach Lake Nyassa über die südliche Bank des Rovuma zu brechen.

Empörung unter den Sepoys.

Jetzt aber erklärten die Sepoys, welche schon längst Zeichen von Ungehorsam gezeigt hatten, daß sie nicht weiter gehen würden, und Nachforschungen ergaben, daß sie Ali, dem Führer des Gefolges, acht Rupien angeboten hatten, falls er sie an die Küste bringen wollte. Die Nassick Knaben folgten ihrem Beispiel. Sie würden nicht weiter gehen, um zu verhungern, Livingstone müsse ihnen den Lohn auszahlen und sie gehen lassen. Durch fortgesetzte Drohungen und Versprechungen wurde indeß ein Waffenstillstand fertig gebracht, und die ganze Gesellschaft marschirte längs der südlichen Bank des Rovuma bis zum 18. Juni weiter, als einer der Nassick Knaben starb, und die Sepoys abermals rebellirten. Um uns kurz zu fassen, wollen wir hinzufügen, daß nach verschiedenen erfolglosen Versuchen, sie im Dienst zu behalten, Livingstone endlich seine Einwilligung zu der Rückkehr der Indier nach Zanzibar gab, und daß die, welche die Reise nach der Küste überlebten, daselbst im August oder September ankamen. Sie scheinen viel gelitten und einigen Grund für ihre Abneigung gehabt zu haben, den Marsch in ein Land, wo der Hungertod das geringste der vielen zu befürchtenden Uebel war, fortzusetzen.

Mit seiner verkleinerten Anzahl vordringend, folgte Livingstone dem Lauf des Rovuma bis zum 1. Juli. Dann den Fluß verlassend, betrat er das Ajawa Land und kam, es in südwestlicher Richtung durchdringend, im August zum Lake Nyassa, am Zusammenfluß des Nishinge, um sich wieder einmal unter den freundlichen Manganjas, denen er 1861 so große Dienste erwiesen hatte, zu befinden.

Die Durchführbarkeit der großen Route nach dem Nyassa von der östlichen Küste war jetzt über jeden Zweifel festgestellt, und Livingstone, im höchsten Grade erfreut über die erfolgreiche Beendigung des ersten Theils seiner Reise, ging eifrigst daran, zu versuchen, den See zu kreuzen, in der Hoffnung, eine arabische Niederlassung, deren Vorhandensein am westlichen Ufer ihm bekannt war, zu erreichen, in der Absicht, es zum Ausgangspunkte für Tanganyika zu machen.

In diesem Plane wurde unser Held enttäuscht. Nachdem er wohl einen Monat lang versucht hatte, den einen oder anderen eingeborenen Häuptling zu überreden, ihm ein Kanoe zu leihen, beschloß Livingstone schließlich, südlich um Kap Maclear zu gehen, und den See auf der anderen Seite hinaufzufahren. Darin war er erfolgreich, und bald marschirte

er am Fuße des Vorgebirges entlang. Sein Gefolge hatte eine seltsame Vermehrung erfahren, zwei Ajawas, die als Führer und Träger fungirten, sehr zu ihrem eigenen wie Aller Erstaunen, da dieser Stamm sich selten herabläßt, irgend eine andere Arbeit als Kämpfen zu verrichten.

Ein höflicher Häuptling.

Das Dorf Marenga, am östlichen Rande des unteren Theiles des Sees gelegen, wurde betreten. Es wurde von einem Stamme, Babisa genannt, der sich kürzlich mit den Ajawas in ihren Raubzügen gegen die Manganjas verbunden hatte, bewohnt. Der Häuptling dieses Dorfes, der an einer ekelhaften Hautkrankheit, die von den Arabern in das Land eingeführt worden war, litt, empfing Livingstone höflich, ließ ihn aber nördlich weiterziehen, ohne ihn zu warnen, daß die Mazitus die Gegend, durch welche er passiren mußte, verwüsteten.

Spät im September traf ein Araber die Gesellschaft, und theilte Musa, einem der Johanna Männer, mit, daß Alle, die sich weiter wagten, sicherlich getödtet werden würden; vierundvierzig Araber wären bei Kasungu getödtet worden, er wäre der Einzige, der entkommen wäre, um die Geschichte zu erzählen.

Ueberrascht, daß er davon nichts in Marenga gehört, und halb und halb eine Hinterlist vermuthend, verlor Livingstone keine Zeit, zu dem Häuptling zurückzukehren, um nachzuforschen, ob die Geschichte begründet wäre. Die Antwort lautete dahin, daß sie wahr sein könnte. Die Eingeborenen wären sehr erbittert gegen die Araber, welche nach und nach ihr Land zerstörten. Sie wollten keinem mehr gestatten, sich unter ihnen anzusiedeln, also ihre Feindseligkeit würde sich nicht auf Livingstone oder seine Leute erstrecken, und wohin er ginge, gäbe es keine Mazitus.

Vollständig beruhigt, beschloß Livingstone, die Reise fortzusetzen, aber die Johanna Männer hatten Furcht bekommen. Musa's Augen standen vor Schreck aus dem Kopfe. Er sagte von Marenga: „Ich kann jenem Mann nicht glauben", und als Livingstone fragte, wieso er dazu käme, dem Araber so leicht zu glauben, antwortete er: „Ich forderte ihn auf, die Wahrheit zu sprechen, und er sagte: wahr, wahr." Vernunftgründe und Ueberredung waren vergebens. Ueberzeugt, daß sie und ihr Herr dem Schicksal verfallen wären, weigerten sich die Johanna Männer auf's Entschiedenste, weiter zu gehen, und als der Aufbruch wieder erfolgte, trennten sie sich sämmtlich von der Expedition, ihre Lasten am Boden zurücklassend.

Bericht von Livingstone's Tod.

Das war der Ursprung des so lange in England geglaubten Berichtes von der Ermordung Livingstone's durch Eingeborene am westlichen Ufer des Lake Nyassa. Die Deserteure kehrten nach Zanzibar zurück, und

ängstlich bemüht, ihr eigenes Betragen zu entschuldigen und ihre plötzliche Rückkunft zu erklären, erzählten sie folgende plausible Geschichte:

Die Expedition hätte Lake Nyassa sicher erreicht und gekreuzt. Der Doktor sei dann westlich vorgedrungen und habe im Laufe der Zeit Goomani, ein Fischerdorf am Fluß, erreicht; die Bewohner von Goomani hätten Livingstone gewarnt, daß die Mafites, ein umherziehender Räuberstamm, auf einer Plünderungsexpedition wären, und daß es nicht sicher sein würde, die Reise fortzusetzen, aber die auf diese Weise dargestellten Gefahren wären nicht genügend gewesen, um einen Mann wie den Doktor, der schon so viel durchgemacht hatte, abzuschrecken.

Musa's Erzählung.

Der Marsch wurde auf einige Entfernung fortgesetzt, als Dr. Livingstone nicht weit von sich drei bewaffnete Männer erblickte und daraufhin Musa zurief: „Die Mafites sind doch da!" Das waren die letzten Worte, die er sprach.

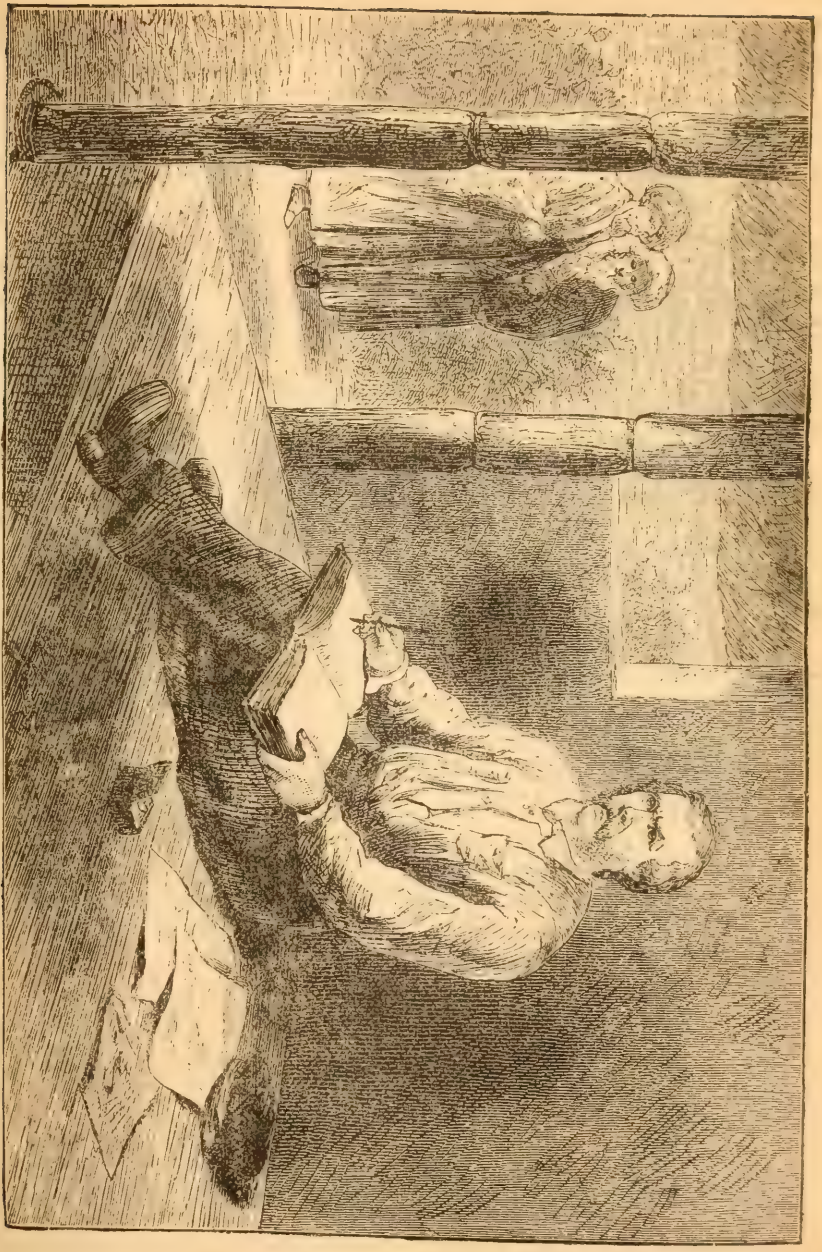
Die Mafites, mit Bogen, Pfeil und Beilen bewaffnet, umringten den Doctor, der seinen Revolver zog und zwei seiner Angreifer erschoß. Der Dritte aber schlich sich hinter ihn und schlug ihm mit einem Schlage des Beils den Kopf ein. Die Wunde war tödtlich, aber der Mörder wurde schnell von seinem Schicksale ereilt, denn eine Kugel von Musa's Muskete fuhr ihm durch den Körper, und der Mörder fiel neben seinem Opfer todt hin.

Musa fügte hinzu, daß der Doctor auf der Stelle starb, und daß er, als er sah, daß die Mafites in der Nähe waren, zu den Gepäckleuten zurücklief und ihnen sagte, daß ihr Herr getödtet worden sei.

Bei dieser Erzählung beharrten alle treulosen Diener bei einem Kreuzverhör nach dem andern, und sie wurde allgemein geglaubt, bis Sir Roderich Murchison in einem Briefe an die „Times" auf verschiedene Widersprüche in dem ingeniösen Lügengewebe hinwies und zur gleichen Zeit den Vorschlag machte, daß eine Expedition nach den westlichen Ufern des Lake Nyassa geschickt werden sollte, um die Wahrheit des Berichts zu prüfen. Die englische Regierung ging prompt auf diesen Vorschlag ein, Freiwillige wurden aufgerufen, und Hunderte von tapferen Männern beeilten sich, ihre Dienste anzubieten. Herr Edward Daniel Young wurde als Oberbefehlshaber gewählt und verließ England am 11. Juni 1869.

Young's Aufsuchungs-Expedition.

In einer Reise, die sich auf weniger als fünf Monate ausdehnte, wies der tapfere Officier vollständig die Falschheit von Musa's Bericht nach, erhielt vertrauenswerthe Beweise von Livingstone's anhaltender Gesundheit und Thätigkeit, und schiffte sich im Oktober nach England ein, wo die Nachrichten, die er brachte, mit unbegrenztem Vertrauen aufgenommen wurden.



Dr. Livingstone, an seinem Journal schreibend.

Inzwischen reflektirt Livingstone, der sowohl von dem Gerüchte über seinen Tod, wie von den Anstrengungen, die seinetwegen gemacht wurden, nichts wußte, in seinem Tagebuche, daß es ihm nicht leid thue, die Johanna-Leute losgeworden zu sein, da sie so eingefleischte Diebe waren. Mit seinem kleinen Gefolge, das nur noch aus den überlebenden Nassick-Knaben und den Shapunga- und Ajawa-Leuten bestand, weiter marschirend, erreichte Livingstone ein Dorf am Fuße des Berges Mulundini, an der Westseite des unteren Theiles des Nyassa, und da er dort Bestätigung von den Gerüchten über Wirren im Norden erhielt, beschloß er westlich unter die Manganja, die hier Maravi genannt werden, zu gehen.

Der Entschluß war von den besten Resultaten begleitet. Höflich in jedem Dorfe empfangen, und mit Führern bis zum nächsten versehen, kam unser Held sicher durch eine schöne bergige Gegend, bis er den Flecken Pamiala erreichte, wo er sich südwärts wandte, und eine Zick-Zack-Route einschlagend, Chipanga, den südlichsten Punkt seiner Reise, erreichte.

Ein kurzer Marsch westwärts von Chipanga brachte die Gesellschaft nach einem Dorfe, Theresa genannt. Von dort aus war die Route nordöstlich und durch Gegenden, die Europäern bis dahin ganz unbekannt gewesen waren. Ein Fluß nach dem andern, der zum Lake Nyassa floß, wurde durchkreuzt, und Alles schien gut zu gehen, als im October, nach einer erfolgreichen Jagd, in der eine prächtige Antilope geschossen wurde, durch Dorfbewohner, die, um ihr Leben zu retten, in südlicher Richtung flohen, die Nachricht kam, daß die Mazitus auf einem Raubzuge begriffen und in unmittelbarer Nähe wären.

Alarm und Flucht.

Die Diener, die sich auf ein herzhaftes Essen, wie es ihnen selten vom Schicksal beschieden wurde, gefreut hatten, sprangen schleunigst empor, das halbgekochte Fleisch wurde in aller Eile verpackt und Livingstone und sein Führer Mpanda machten sich auf, Esel und Träger, die bei dem Rückzug helfen sollten, zu engagiren.

Als sie sich dem nächsten Dorfe näherten, strömten die Bewohner aus demselben hervor. Auch die Mazitus waren da, und die erschreckten Bewohner flohen nach den Zalanyama Bergen im Südwesten. Mpanda und seine Leute wollten nun nach Hause gehen, um nach ihrem eignen Besitzthum zu sehen, aber es gelang Livingstone, sie zum Bleiben zu überreden. Sich mit seinen Leuten am Fuße des Zalanyama Gebirgszuges, auf welchen sich die zukommenden Eingeborenen drängten, aufstellend, beabsichtigte unser Held, sein Eigenthum bis zum Aeußersten zu vertheidigen, aber nachdem er einige Zeit gewartet hatte, hörte er, daß der Feind sich in südlicher Richtung zurückgezogen hatte. Hätte Livingstone seine erste Absicht ausgeführt und wäre weitermarschirt, so würde er sich

gerade in das Lager der Mazitus begeben haben, und sein Schicksal würde sich wahrscheinlich nur wenig von dem, wie es Musa in seiner Erzählung ersonnen hatte, unterschieden haben.

Der größte Theil der Region, ehe diese Gebirge erreicht werden, ist Tiefland und mit Sümpfen angefüllt. Livingstone's Beschreibung der letzteren, wird dem Leser gute Dienste thun, wenn er auf die fortwährende Erwähnung dieser Hindernisse bei der späteren Reise nach dem Norden stößt. Sie gehörten zu den größten Hindernissen, die er zu

Livingstone und seine Leute passiren durch einen Erdschwamm oder Moor.

überwinden hatte, und erschwerten zeitweise sein Fortkommen ganz bedeutend.

Das Moor oder die Erdschwämme dieses Landes bilden einen wichtigen Theil in seiner physikalischen Geographie und erklären wahrscheinlich die jährlichen Ueberschwemmungen der meisten Flüsse. Wo immer eine Abdachung gegen Hügel oder höheren Grund existirt, sind die Vorbedingungen für die Bildung eines afrikanischen Schwammes vorhanden. Die Vegetation, welche nicht von gesunder oder torfbildender Art ist, stirbt ab, verfault und bildet dann einen reichen schwarzen Lehm. In vielen Fällen ruht eine Masse dieses Lehmes zwei oder drei Fuß tief, auf einem

Bette von reinem Flußsande, welcher durch Krabben und andere Wasserthiere, die ihn an die Oberfläche bringen, enthüllt wird. Gegenwärtig in der trockenen Jahreszeit ist der Lehm nach allen Richtungen hin gesprungen, und diese Sprünge sind oft drei Zoll weit und sehr tief.

Feuer und Zerstörung.

Auf der Reise in westlicher Richtung ließ der Rauch verbrannter Dörfer im Osten und Süden deutlich die Route, welche die Marodeure eingeschlagen hatten, erkennen, und dankbar für sein knappes Entkommen marschirte Livingstone so schnell wie möglich auf das Dorf Mapino, von wo aus er nur sehr langsam weiter vordringen konnte, da das Land nur dünn bevölkert und nur wenig Nahrung und Wasser anzutreffen war. Die fortwährenden Raubzüge der Marodeure vom Norden und das Eindringen arabischer Sklavenhändler aus dem Süden, hatte außerdem die Eingeborenen mißtrauisch und ungastfreundlich gemacht, aber wie auf seinen früheren Reisen gelang es Livingstone auch diesmal, das Vorurtheil gegen die Weißen zu besiegen und das arme niedergetretene Volk zu überzeugen, daß er nur Gutes im Sinne habe.

Im November wurde der Fuß von Berg Chisia erreicht, und ein Halt in einem Dorfe von Schmieden gemacht. Livingstone beobachtete daselbst mit großem Interesse die primitive Art der Eingeborenen, Eisen zu schmelzen, und sah dem Errichten eines Ofens auf einem Ameisenhügel zu, als das Gefühl der Sicherheit abermals durch Nachrichten von dem Herannahen der Mazitus zerstört wurde. Sie waren bereits, wie der Bote meldete, im Dorfe im Norden, welches als nächster Halteplatz ausersehen worden war.

Am nächsten Morgen wurde der Marsch wieder aufgenommen, und, nachdem die Mazitus glücklicher Weise umgegangen worden waren, kam man an die Quelle des Bua, eines Nebenflusses des Loangwa. Dort wurde Halt außerhalb eines Staketen-Dorfes gemacht, zu dem unsern Reisenden von den Bewohnern der Einlaß nicht gestatttet wurde, bis der Häuptling kam und Erlaubniß gab. Es war dies ein Vorgeschmack vieler ähnlicher Schwierigkeiten, aber langsam, sehr langsam, Schritt bei Schritt und Zoll bei Zoll, wurde der Marsch fortgesetzt, jetzt durch Krankheit unterbrochen und ein andermal durch abseitige Excursionen, um den rechten Weg zu finden, aufgehalten.

Ein schwerer Verlust.

Im December kamen die Bänke des Loangwa in Sicht, und unfähig, Nahrungsmittel im Dorfe am östlichen Ufer zu erlangen, kreuzte Livingstone den Strom ohne Führer, und kam dann in eine pfadlose buschige Gegend, wo die vor Schwäche fast ohnmächtigen Reisenden sich den Weg Schritt für Schritt zurechthauen mußten.

Der Verlust von zwei Trägern war schlimm genug, aber um die Lage noch zu verschlechtern, hatten sie die Medizinkiste und einige Kleidungsstücke, die einem Knaben, Namens Baraka, gehörten, und in welche eine Quantität Mehl, das Handwerkzeug, zwei Flinten und Patronen gepackt waren, mit sich genommen.

Livingstone bemerkt bei der Erzählung dieses Zwischenfalls in seinem Tagebuch pathetisch, daß die Diebe den werthvollen Inhalt der Medizin-Kiste selbstverständlich nur fortwerfen würden, sobald sie dessen Natur entdeckten, und er fügt hinzu, daß ihm zu Muthe war, als ob er jetzt sein Todesurtheil empfangen hätte.

„Es kann nur geringem Zweifel unterliegen," sagt Herr Walter, der Herausgeber von Livingstone's Tagebuch, „daß die Schwerheit seiner darauf folgenden Krankheit hauptsächlich eine Folge des Verlustes seiner Medizinen war, und man kann annehmen, daß seine Constitution seit jener Zeit untergraben wurde von den Wirkungen des Fiebergiftes, dem er, in Folge des Mangels an Quinine, machtlos war, entgegenzuarbeiten."

Ehe wir Livingstone's Bericht über diesen Verlust citiren, ist es angebracht, zu erklären, daß er nach der Desertion der Johanna Männer gezwungen war, sich seine Führer und Träger aus den Eingeborenen, deren Distrikte er passirte, zu miethen. Hier folgt Livingstone's Erzählung:

„Ein Führer weigerte sich, weiter mit uns zu gehen, wir marschirten deshalb ohne einen. Die beiden Waiyaus, welche sich im Kaude-Dorfe zu uns gesellten, desertirten jetzt. Sie waren während der ganzen Reise sehr treu gewesen und hatten in allen Fällen zu uns gestanden. Da sie mit der Sprache wohl vertraut waren, waren sie äußerst nützlich, und Niemand dachte, daß sie desertiren würden, denn sie waren freie Männer — ihre Herren waren von den Mazitus getödtet worden — und dieser Umstand, sowie ihr gutes Betragen, ließ uns mehr Vertrauen in sie setzen, als wir zu andern, die Sklaven gewesen waren, gehabt hätten. Aber sie verließen uns im Walde, und es trat schwerer Regenfall ein, welcher jede Spur ihrer Fußtritte verwischte. Um den Verlust noch empfindlicher zu machen, nahmen sie mit sich, was wir am wenigsten entbehren konnten — die Medizinkiste, die sie nur fortwerfen werden, sobald sie ihre Beute genau ansahen.

Die Diebe entkommen.

Einer dieser Deserteure vertauschte seine Last an jenem Morgen mit einem Knaben, Namens Baraka, in dessen Obhut die Medizinkiste war, weil er so vorsichtig war; dies geschah, weil mit der Medizinkiste fünf große Stücke Zeug, sowie sämmtliche Kleider und Perlen Baraka's, auf

die er sehr viel hielt, verpackt waren. Der Waiyau erbot sich auch, diese Last eine Strecke zu tragen, um Baraka zu helfen, während er seine eigene Last, in welcher sich kein Zeug befand, in Tausch gab. Der Wald war so dicht und hoch, daß man von den Flüchtlingen, die unser sämmtliches Geschirr, eine große Kiste mit Pulver, das Mehl, das wir theuer erkauft hatten, um uns bis zum Chambeze zu helfen, die Werkzeuge, zwei Flinten und Patronen genommen hatten, nichts erblicken konnte, aber die Medizinkiste war der herbste Verlust von allem! Ich fühlte, daß ich jetzt das Todesurtheil empfangen hatte, wie der arme Bischof Mackenzie.

Alle andern Waaren hatte ich vertheilt, für den Fall von Desertion oder Verlust, aber ich hatte niemals geträumt, daß ich das kostbare Chinin und andere Heilmittel verlieren könnte. Andere Verluste und Unannehmlichkeiten fühlte ich gerade wie Theile jener Unterströmung von Quälereien, welche selbst auf dem glattesten Lebenswege nicht fehlen, und in der Erfahrung eines Erforschers, der einem Lande und Volke Wohlthaten erweisen will, nicht werth sind, beklagt zu werden — aber dieser Verlust traf mich sehr hart." Es wurden keine Anstrengungen gescheut, die Durchbrenner einzufangen und die kostbare Kiste wiederzuerlangen; aber sie blieben fruchtlos, und erst fünf Jahre später, als Livingstone mit Stanley am Ujiji zusammentraf, wurde er wieder mit jenen Medizinen versehen, ohne welche das Reisen in Afrika so tödtlich ist.

Nach Kreuzung des Chambeze befand sich Livingstone in einem Lande, Lobemba benannt, und erreichte im Januar das Dorf des obersten Häuptlings Chitapanga. Chitapanga bereitete den Reisenden einen großartigen Empfang, und machte äußerlich durch seine lustige Gutmüthigkeit einen günstigen Eindruck auf Livingstone, später ließ er aber in kleinem Maßstabe die Habsucht den Kamrasi durchblicken, und Livingstone war froh, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen wieder fortzukommen.

Unterredung mit einem großen Häuptling.

Das Staket von Chitapanga war ein ganz formidabel aussehender Bau. Außer von einem dreifachen Staket, war das Dorf durch einen tiefen, breiten Graben und eine Hecke von Dornengebüsch vertheidigt.

Die Boten des großen Häuptlings näherten sich bald, um sich zu erkundigen, ob der Reisende einen Ausweg wünsche, und instruirten ihn, daß ihrer Sitte gemäß Jedermann, der das erste Mal zu einem so großen Manne wie Chitapanga käme, etwas in die Hand nehmen müsse. Von dem Marsch ermüdet, verschob Livingstone seinen Besuch des Häuptlings bis zum Abend. Um 5 Uhr Nachmittags sandte er Nachricht, daß er kommen würde; durch das innere Staket in eine große Hütte eintretend, befand er sich in Gegenwart des Häuptlings. Seine Majestät saß auf einem dreibeinigen Stuhle, welcher eine der eigenthümlichen Einrichtungen

Großer Empfang des Dr. Livingstone.

des Landes ist. Neben ihm waren drei Trommler, welche ihr Instrument mit aller Macht bearbeiteten, und zehn oder mehr Männer mit seltsam aussehenden Klappern in der Hand, mit welchen sie mit den Trommeln Takt hielten, während im Hintergrunde Hunderte von neugierigen Unterthanen, welche mit tiefem Interesse dem Empfange zusahen, umhersaßen oder standen. Besonders auffallend bei der Ceremonie war das regelmäßige Annähern und Zurückweichen der Klapperer, welche ihrem Häuptling spezielle Verehrung zu erweisen schienen, indem sie auf ihn zukamen und ihre spielzeugartig aussehenden Instrumente zu Boden hielten, ohne dabei aufzuhören, Takt mit den Trommlern zu halten.

Chitapanga war ein starkgebauter, gutmüthig aussehender Bursche, mit einem lustigen, lachenden Gesichte. Livingstone saß auf einem riesigen Elfenbeinzahn; wie das Gespräch begann, so fand er geringe Schwierigkeit, den Häuptling für jene Dinge, die er zu erzählen hatte, zu interessiren, und wurde mit Respekt und Zuvorkommenheit, welche einen sehr günstigen Eindruck auf ihn machten, behandelt. Nachdem sie ein wenig bekannt geworden waren, ging der Häuptling mit seinem Besucher auf eine Gruppe Kühe zu, und auf eine derselben mit großmüthiger Handbewegung hinweisend, sagte er: „Die gehört Euch."

Verschiedene Umstände vereinigten sich, um den Aufenthalt von Livingstone in jenem Dorfe zwanzig Tage zu verlängern. Obgleich er eine recht günstige Meinung von Chitapanga hatte, bereitete ihm die Nothwendigkeit, alle Verhandlungen mit Hülfe Anderer zu pflegen, viele Unannehmlichkeiten. Namentlich bekam er Differenzen, als er die Kuh hatte schlachten lassen, die ihm gegeben worden war, indem der Häuptling dafür eine wollene Decke verlangte. Das war um so unangenehmer, als die einzigen Decken, die vorhanden waren, seinen Begleitern gehörten.

Ränke verlogener Dolmetscher.

Das Verlangen wurde jedoch wiederholt, und schließlich stellte es sich heraus, daß einer der Nassicks, welcher bei den Verhandlungen als Dolmetscher fungirt hatte, die Unterredung falsch wiedergegeben hatte. Der Häuptling hatte die Kuh in der Hoffnung auf eine Decke hergegeben, der Nassick aber hatte zu Livingstone gesagt: „Er sagt, Du möchtest ihm irgend eine Kleinigkeit geben, die Dir beliebt." Diese unverschämte Einmischung des Dolmetschers ist eine der schlimmsten Plagen bei Reisen in irgend einem Lande, speziell ist dies aber in Afrika der Fall; nicht allein Livingstone, sondern noch viele andere Reisende sind dadurch in große Verlegenheiten gekommen.

Sonst passirte wenig Erwähnenswerthes während des Aufenthaltes bei Chitapanga. Vielfache Krankheitsanfälle waren jetzt nichts Ungewöhnliches mehr. Es war in der That traurig, so viel leiden zu müssen und

der Hülfe beraubt zu sein, welche der Inhalt seines Medizinkastens hätte gewähren können. Wir können uns kein peinlicheres Gefühl denken, als das Bewußtsein wankender Gesundheit in einem fernen Heidenlande, ohne ein einziges Heilmittel zur Hand.

Endlich nach wiederholten Mißverständnissen und Verhandlungen mit Chitapanga, die alle in der unverzeihlichen Unzuverläßlichkeit der Dolmetscher ihren Grund hatten, die es sich herausnahmen, die Unterredungen nach ihren eigenen Ansichten zu dolmetschen, hielt es Dr. Livingstone für das Beste, sich zur Weiterreise zu rüsten.

Der kühne Forscher bei Seite geschoben.

Von hier aus wurde ein nordwestlicher Kurs genommen, und zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche überschritten. Im März bekam man den See Liemba in Sicht, welcher sich bei einer späteren Forschungsreise als das äußerste südliche Ende des Tanganyika erwies. Es war Livingstone's Wunsch am Ufer des Sees entlang zu marschiren und sofort festzustellen, welches der weitere Verlauf des Sees nach Norden hin wäre; aber neue Nachrichten über einen Raubzug der Mazitus in jener Gegend nöthigten ihn, davon abzustehen, und er beschloß deshalb, westlich vorzudringen, Casembe zu besuchen und den See Moero zu erforschen, von dem er bereits gerüchtsweise gehört hatte. Dieser Plan wurde trotz eines größeren Zeitverlustes völlig durchgeführt. Nach seiner Ankunft in Casembe's Stadt verfaßte er unter dem Datum des 10. December 1867 einen Bericht an Lord Clarendon (der jedoch niemals ankam), in welchem er eine genaue Beschreibung seiner Reisen und seines Aufenthaltes in Casembe giebt. Dieser Bericht war besonders werthvoll, da er die geographische Beschreibung des ganzen Landstriches zwischen den Seen Nyassa und Moero enthält, und bringen wir ihn deshalb nahezu vollständig: Die Höhe des Hochplateau beträgt 4000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. Es ist vollständig mit Wald bedeckt, durch zahlreiche Bäche reichlich bewässert und verhältnißmäßig kühl. Der Boden ist sehr gut und giebt, wenn bearbeitet, überreichen Ertrag.

Prachtvolle Wasserfälle.

Die Seitenwände der Flußenge sind sehr steil und stellenweise erheben sich die Felsen volle 2000 Fuß hoch über den Wasserspiegel. Nirgends ist das flache Land vom Fuß der Klippen bis zum Ufer breiter als drei Meilen, aber die Gipfel, die Abhänge und die Ufer sind bedeckt mit schönegewachsenen Bäumen, außer da wo der nackte Fels hervortritt. Die Scenerie ist wunderbar schön. Ein Fluß, fünfzehn Yards breit und sehr tief, floß neben unserem Pfade dahin und stürzte sich in Wasserfällen herab, die stellenweise 300 Fuß hoch waren. Dies und die hellrothe Farbe des Lehmbodens unter den Immergrün-Bäumen veranlaßte auch den Theilnahms-

losesten unter meinen Begleitern, stillzustehen und das Wunder anzustaunen. Antilopen, Büffel und Elephanten findet man massenhaft an den tiefen Buchten, und Flußpferde, Krokodille und Fische bevölkern das Wasser. Gnus erreichen ein hohes Alter, wenn sie nicht in Fallen gefangen werden. Die Elephanten vernichten zuweilen die ganze Ernte der Eingeborenen und treiben sich mit ihren langen Ohren dicht an den Pallisaden der Dörfer umher. Einer ging uns erst aus dem Wege, blieb dann aber auf einem ebenen Platze stehen und schnaubte gegen uns. Anderswo ergreifen sie vor Menschen sofort die Flucht.

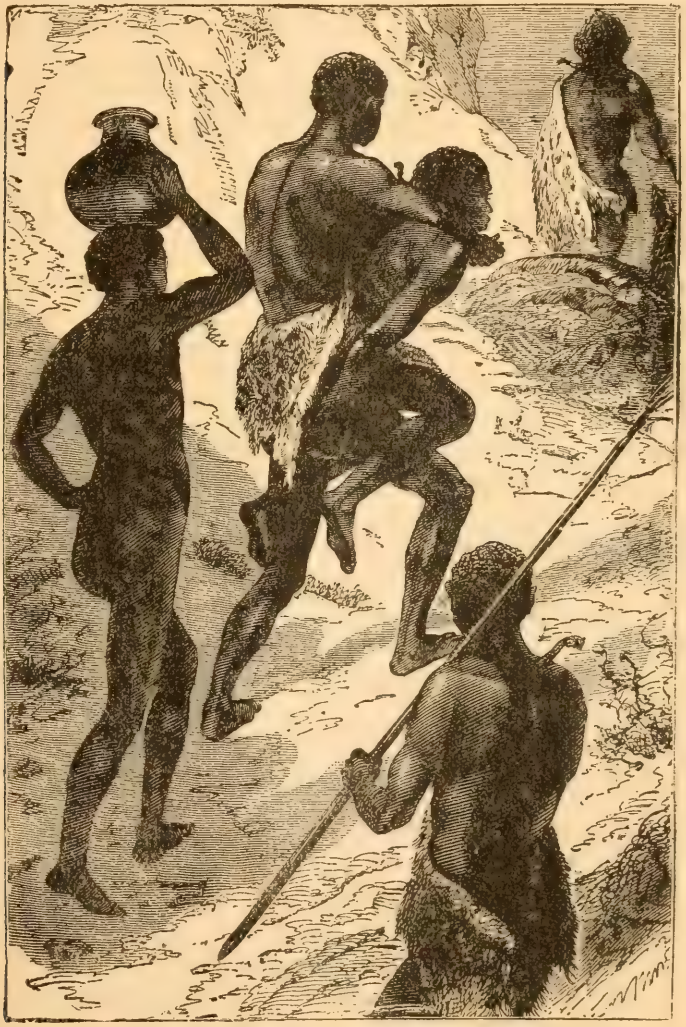
Wir verblieben an den Ufern des Sees sechs Wochen, und versuchten uns zu erholen und zu kräftigen. Ein Trupp Araber kam auf der Suche nach Elfenbein zu uns nach Ulungu, und als sie hörten, daß Engländer vor ihnen reisten, fragten sie natürlich, wo ich wäre. Aber unsere Freunde, die Bäulungu, argwöhnten, daß sie Böses im Schilde führten, und leugneten bestimmt, daß sie irgend Jemand gesehen hätten; dann aber drängten sie mich sehr, ich sollte mich auf einer der unbewohnten Inseln in Sicherheit bringen.

Treue Eingeborene.

Ich bedaure, daß ich dieselben in Verdacht hatte, sie wollten mich zu ihrem Gefangenen machen, was sie leicht thun konnten, indem sie die Kanoes entfernten; aber als mir die Dorfbewohner, welche die Araber täuschten, später mit triumphirender Miene erzählten, wie schlau sie es angestellt hätten, erkannte ich, daß sie nur für meine Sicherheit besorgt waren. Bei drei Gelegenheiten bewiesen sie mir dieselbe freundschaftliche Gesinnung, und als wir um die Westseite des Sees herummarschirten, um den obenerwähnten Zweigsee zu erforschen, protestirte der Häuptling am Einfluß des Lofu heftig dagegen, daß ich diesen Marsch machte, da die Araber in Kampf gerathen waren, und man mich hätte für einen Araber halten und tödten können; dies glaubte ich selbst so ziemlich. Zwei arabische Sklaven kamen auf der Suche von Elfenbein denselben Nachmittag in das Dorf, und bestätigten, was er gesagt hatte.

Wir änderten deshalb unseren Kurs in der Absicht, südlich um die von den Arabern beunruhigte Gegend herumzuziehen. Nachdem wir 60 Meilen marschirt waren, erfuhren wir, daß das Lager der Araber noch 22 Meilen entfernt wäre. Dieselben hatten billiges Elfenbein gefunden und drangen nach Westen vor, bis sie von einem Häuptling, Namens Nsama, angegriffen wurden, den sie in seinen eigenen Verschanzungen schlugen. Sie waren jetzt in Verlegenheit, wohin sie ziehen sollten. Als ich Chitimba's Dorf erreichte, fand ich sie dort, 600 Mann stark. Als ich einen mir vom Sultan von Zanzibar mitgegebenen Brief vorwies, versahen sie mich sofort mit Provisionen, Glasperlen und Stoffen. Sie billigten

meinen Plan, in den südlichen Theil des Nsama-Landes zu gehen, riethen mir aber, den Ausgang des Kriegszuges abzuwarten, den die Bäulungus gegen die Nsamas wegen Vertragsbruchs planten. Es war immer Ge-



Eines Häuptlings vornehmstes Transportmittel.

brauch gewesen, daß Jeder, der Waaren in einen Distrikt brachte, Schutz erhalten sollte; zwei Stunden nach unserer Ankunft bei Chitimba, marschirte der Sohn von Kasonso, unserem Führer, mit seinen Kriegern an. Man vermuthete, daß Nsama fliehen würde; wenn nach Norden, würde

mir ein freier Durchzug durch das Land bleiben; wenn nach Süden, wäre ich ihm auch nicht in die Hände gelaufen.

Nicht eilig, eine afrikanische Schöne zu freien.

Es stellte sich jedoch heraus, daß Nsama den Frieden wünschte. Er hatte zur Eröffnung der Unterhandlung zwei Männer mit Elephantenzähnen geschickt, doch wurden dieselben erschossen, weil man Verrath befürchtete. Ein zweiter Versuch wurde gemacht mit zehn Ziegen, doch ebenfalls zurückgewiesen. Dieses war dem Führer der Araber durchaus nicht recht. Für mich war es ein Glück, daß die Araber noch nicht alle ihre Waaren verhandelt hatten, denn der Moero See liegt in Nsama's Gebiet, und ohne Frieden konnte weder Elfenbein eingehandelt werden, noch konnte ich den See erreichen.

Die Friedensverhandlungen zwischen den Eingeborenen und den Arabern zogen sich jedoch in die Länge, und drei und einen halben Monat lang wurde Blut vergossen. Ich glaube, wenn ich ein Araber gewesen wäre, hätte ich das schon aushalten können, nicht aber die gestellte Friedensbedingung: eine Schwarze zum Weib zu nehmen. Nsama's Tochter war die Braut und erwies sich als recht hübsch. Sie kam an, auf den Schultern eines Mannes reitend; es ist dies das vornehmste Transportmittel, über welches die Häuptlinge und ihre Familien zu verfügen haben. Sie hatte zehn Mädchen mit sich, die alle Körbe mit Lebensmittel trugen und alle ebenso hübsch waren, wie sie selbst. Sie wurde von dem Führer der Araber angenommen, zeigte jedoch bald, daß sie mehr um ihren Vater gab, als um ihren Mann, denn als sie sah, daß man sich zum Aufbruch rüstete, um Elfenbein zu suchen, entfloh sie in dem Glauben, man wolle ihren Vater angreifen.

Ich besuchte darauf Nsama und nahm nur drei von meinen acht Begleitern mit, da er nicht wünschte, daß ihm viele Personen nahe kämen.

Seine Leute hatten große Furcht vor Feuerwaffen und betasteten meine ganze Kleidung, um zu sehen, ob ich keine solche verborgen bei mir trüge. Nsama ist ein alter Mann, mit einem Kopf und Gesicht, wie man es auf den assyrischen Denkmälern gemeißelt findet. Er ist seiner Zeit ein großer Eroberer gewesen, und war unüberwindlich mit Bogen und Pfeil. Er soll viele eingeborene Händler von Tanganyika erschlagen haben, zwanzig arabische Gewehre aber trieben ihn zur Flucht aus seiner eigenen Verschanzung und setzten das ganze Land in Aufregung.

Mein Haar sowie meine wollenen Kleidungsstücke, fielen ihm ins besondere auf, seine Leute jedoch drängten sich unbekümmert um sein Schelten so dicht an uns heran, daß eine Unterhaltung unmöglich war, womit denn vorläufig unsere erste Begegnung ihr Ende erreichte, nachdem

er mir noch versprochen hatte, mich während der Nacht, Zwecks einer Unterredung zu sich bitten zu lassen. Auch versprach er mir, uns Führer bis zum Moero mitgeben zu wollen, sowie uns mehr Lebensmittel, als wir tragen konnten, mit auf den Weg zu geben; alles in Allem zeigte er jedoch

Casembe im Hofstaat zum Empfang Livingstone's.

ein solches Mißtrauen, daß wir ohne seine Hilfe irgendwie in Anspruch zu nehmen, weiter zogen.

Die Leute in Nsama sind ungewöhnlich hübsch. Viele der Männer haben solch' schön geformte Köpfe, wie man sie in europäischer Gesellschaft

nur selten findet. Alle haben feingeformte Gliedmaßen, namentlich zierliche Hände und Füße. Man findet hier nicht die abstoßenden Physionomieen der Westküste, von welcher die meisten Negersklaven abstammen.

Die Araber schickten ihre Leute nach allen Richtungen aus, um Elfenbein aufzukaufen; ihr Sieg über Nsama hatte jedoch eine Panik unter den Eingeborenen verursacht, welche mit bloßen mündlichen Versicherungen nicht zu beruhigen waren. Wenn Nsama durch zwanzig arabische Gewehre besiegt worden war, so konnte kein Anderer vor ihnen Stand halten, als Casembe, und dieser hatte seinen Leuten strikten Befehl ertheilt, den Arabern, welche Nsama bekämpft hatten, den Eintritt in sein Land nicht zu gestatten. Sie versuchten es auch nicht, den Durchgang zu erzwingen, zogen vielmehr in anderer Richtung ab, nachdem sie verschiedenen Häuptlingen friedliche Botschaften und Geschenke gesandt hatten, die von diesen wenig herzlich entgegengenommen worden waren. Gegen mich waren sie vom Beginn bis zum Ende ungemein zuvorkommend, und zollten dem Briefe des Sultans gebührende Beachtung.

Am unteren Theile des Moero waren wir Casembe dermaßen nahe, daß wir es für das Beste hielten, die Länge des Sees auszumessen und gleichzeitig Casembe einen Besuch abzustatten. Wir stiegen über den doppelten Höhenzug, der die Ostküste des Sees flankirt, aber Berge und Ebenen sind dermaßen mit dichten Waldungen bedeckt, daß wir denselben selten erblicken konnten. Gegen Ende November kamen wir in Casembe's Stadt an. Sie liegt an dem Nordende eines Seearmes, der von einer bis zu drei Meilen breit und sechs bis sieben Meilen lang ist; er ist voll kleiner sandiger Inseln und sein Wasser wimmelt von Fischen.

Die Stadt Casembe hat Cassava-Plantagen in der Größe einer Geviertmeile, zwischen denen ihre Hütten zerstreut liegen. Einige haben rechtwinkliche Einfriedigungen aus Bambusrohr, es ist aber keine regelmäßige Straße da, und könnte man den Ort viel richtiger als ein ländliches Dorf, denn als Stadt bezeichnen. Die Zahl der Hütten zu schätzen war unmöglich, dieselben sind zu unregelmäßig hingebaut, und noch dazu durch Cassavas vielfach dem Auge verhüllt. Meiner Ansicht nach mag sich die Bevölkerung nach der Zahl der Hütten, die ich gesehen, auf nicht ganz tausend Seelen beziffern. Der Hof von Casembe, — manche werden ihn Palast nennen, — schließt ein Terrain von 200 Yards Länge und 300 Yards Breite ein. Es ist von einer lebendigen Rohrhecke umschlossen.

Seine königliche Hoheit Casembe.

Im Innern des Palastes, wo mich Casembe mit großen Ehren empfing, steht eine Hütte von sehr großem Umfange, die er selbst bewohnt, daneben eine Menge kleiner Hütten für die Dienerschaft. Das Haus der Königin steht gleich hinter des Königs Wohnung, und hat neben sich ebenfalls

mehrere kleine, durch ihre Dienerinnen bewohnte Gebäude. Der meiste freie Raum des eingefriedigten Terrains ist mit Cassava und Baumwolle bepflanzt.

Casembe saß vor seinem Hause auf einem breiten Sitz, der mit Löwen- und Leopardenfellen bedeckt war. Er trug eine reiche blauweiße Jacke von Manchester Plüsch mit rothem Besatz, und mit zahlreichen Falten ausgestattet, sodaß dieses Kleidungsstück einer umgekehrt getragenen Krinoline nicht unähnlich sah. Arme, Füße und Kopf waren mit Aermeln, Sandalen und Mütze, von verschiedenen Stoffen und mit Perlen verziert, bedeckt. Alle seine Hauptleute, jeder durch einen über seinen Kopf gehaltenen großen aber plump gemachten Regenschirm beschattet und von ihren Vasallen begleitet, bezeigten Casembe ihre Ergebenheit und setzten sich dann zu seiner Rechten und Linken, ein Gleiches thaten verschiedene Musikcorps.

Als ich aufgerufen wurde, stand ich auf und verneigte mich, worauf ein alter Rathsherr mit gestutzten Ohren, dem Chef einen so genauen Bericht, als er hatte erlangen können, erst über die Engländer im Allgemeinen und dann über meine speziellen Antecedentien gab. Was ihn am meisten frappirte, war der Umstand, daß ich durch Lande westlich von Casembe gereist war und dort Häuptlinge besucht hatte, von denen er kaum das geringste gehört hatte. Er versicherte mir alsdann, daß er mich in seinem Lande willkommen heiße, ich möge gehen wohin ich wolle und thun, was mir beliebe. Wir gingen dann in ein anderes Zimmer, wo die Gegenstände, welche ich ihm geschenkt hatte, einzeln zur Schau gestellt waren. Er hatte dieselben allerdings schon vorher privatim besichtigt, sodaß ich schon wußte, daß er damit zufrieden war. Sie bestanden aus acht Ellen orangefarbiger Serge, einem langen gestreiften Tischtuch, einem anderen in Manchester nach dem Muster eines einheimischen erzeugten großen Tuch, womit ich überall die Bewunderung der Araber und Eingeborenen rege machte, dann einem reich vergoldeten Kamm für das Haar des Hinterkopfes, wie sie die europäischen Damen vor fünfzig Jahren zu tragen pflegten; letzterer Schmuck wurde mir in Liverpool durch einen Freund zum Geschenk gemacht; da nun Casembe und seine Leute ihr Haar hinten in dichten Knoten zusammenbinden, so war ich sicher, damit seine Eitelkeit zu kitzeln. Casembe dankte mir für die Geschenke und verabschiedete sich von mir in herzlicher Weise.

Heiße Quellen und Erdbeben.

Wenn wir von der Wasserscheide nach dem Tanganyika hinuntersteigen, so gelangen wir an eine Stelle, wo die Erdoberfläche noch durch ein Erdfeuer stark beunruhigt wird. In Nsama findet sich eine heiße Quelle, die häufig zum Kochen von Cassava und Mais benutzt wird.

Ebenso gehören Erdbeben in dieser Gegend zu den gewöhnlichen Ereignissen. Wir fühlten einen heftigen Erdstoß, als wir in Chitimba's Dorfe campirten, sie erstrecken sich bis nach Casembe. Es ist ein Gefühl, als ob man auf bewegtem Meere segelte, solange jedoch die Hütten nicht einstürzen, war keinerlei Gefahr vorhanden. Einige Erdbewegungen, die sich Nachts ereigneten, machten die Hühner gackern. Die merkwürdigsten Veränderungen bewirkten die Erdstöße an dem Chronometer; Regen folgte den Erderschütterungen nicht. Einige der Nsamas brachten die Erdbeben mit den heißen Quellen in Verbindung, weil die letzteren während der Erschütterung ungewöhnlich stark bewegt waren.

Vorstehendes ist die interessante Schilderung, welche Livingstone von der jetzt von uns durchstreiften Gegend giebt. Einige Tage nach seiner Ankunft am See Liemba hatte Livingstone einen Anfall, der die Heftigkeit des Fiebers zeigte, wenn dasselbe nicht durch Chinin gedämpft wird. Ein Rückfall, den er bei Casembe hatte, nöthigte ihn nach Ujiji zurückzukehren, um sich dort zu erholen, und gleichzeitig seine Vorräthe, die sehr zusammengeschmolzen waren, zu ergänzen. Er machte dann noch einen Versuch, überzeugte sich jedoch bald, daß die zwischenliegende Gegend in Folge des Regenwetters unpassirbar geworden war. Dies bedang einen Aufschub von mehreren Monaten, weshalb er, um die Saison nicht nutzlos verstreichen zu lassen, beschloß, den See Bangweolo zu durchforschen. Diese Erforschung hoffte er Anfangs 1868 zu vollenden. In Folge von Desertionen unter seinen Mannschaften, welche nicht zurückkehren wollten, sowie durch Casembe's Ausflüchte, wurde es Juni, bis er von Casembe's Stadt südwärts abmarschiren konnte. Seine Reise verlief ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle, außer etwa das Folgende, das mehr persönliches Interesse hat, als Livingstone in der Regel selbst in seinen persönlichen Tagebüchern zur Schau tragen möchte.

Grab in einem fremden Lande.

Am 25. Juni findet sich in Livingstone's Tagebuche folgende Notiz:

„Wir kamen zu einem im Walde gelegenen Grabe; es hatte eine kreisrunde Form, als ob der Insaße in der landesüblichen Weise beerdigt worden sei, es war mit Mehl bestreut und mit einigen Glasperlen verziert; ein kleiner Pfad deutete an, daß es Besucher hatte. Ein solches Grab möchte ich mir auch wünschen; in einem stillen Hain zu liegen, wo Niemand meine Gebeine jemals durcheinander stöbern würde. Die Gräber meines Heimathlandes kamen mir immer so miserabel vor, namentlich die im kalten, dumpfen Lehmboden, eng aneinander gedrängt. Doch ich warte in Ergebung, wie Der, welcher über uns Allen wacht, entscheiden wird, wo ich mich so zum Sterben hinzulegen habe. Meine arme Mary

(er meint seine heimgegangene Gattin) liegt in Shupanga, wo die Sonne Bäche austrocknet."

Im Juli entdeckte Dr. Livingstone einen der größten centralafrikanischen Seen; bemerkenswerth ist dabei wieder die außerordentliche Bescheidenheit des großen Mannes, daß er diesen großen Erfolg gleichsam nur in Parantheſe erwähnt und zwar in folgenden Worten: „Erreichte das Hauptdorf von Mapuni nahe dem nördlichen Ufer des Bangweolo. Am 18. machte ich einen Ausflug, auf welchem ich zum ersten Male die Wasser dieses großen Sees sah, dankerfüllt im Herzen dafür, daß ich unversehrt hier angelangt war." Livingstone machte dann eine Kanoe-Reise, welche ihm eine Idee von der Größe des Sees gab, und glaubte in der Lage zu sein, die Länge des Bangweolo auf 150, die Breite auf 80 Meilen taxiren zu können.

Der Leser wird inzwischen gefunden haben, daß in Afrika alles in großem Maaßstabe auftritt, große Flüsse, dichte Urwälder, große unbevölkerte Landstrecken, ungewöhnlich hohe Wasserfälle, kurz in allen Objekten riesige Dimensionen, ausgenommen die Berggipfel. Letztere sind nicht in gleicher Höhe in dem schwarzen Erdtheile vorhanden, wie in Asien und Südamerika.

Daß eine Fülle animalischen Lebens vorhanden ist, haben wir in früheren Kapiteln gesehen. Es ist die Heimath des Elephanten, Löwen, Flußpferdes, des Rhinozeros, des Zebras, der Giraffe und anderer Thiere verschiedener Größe, aber flink in ihren Bewegungen und schön von Ansehen. Reptilien gibt es ebenfalls im Ueberfluß, ebenso wie Affen und Gorillas, sodaß dem afrikanischen Reisenden nicht nur stetige Gefahren, sondern eben so viele Ueberraschungen begegnen. Manche sind in früheren Jahren nach Afrika gegangen, um sich an den spannenden Jagden der wilden Thiere zu erlaben. Wunderbare Erzählungen sind uns durch diese kühnen Abenteurer über ihre Großthaten berichtet worden, weshalb wir gelegentlich die eine und andere einflechten werden.

Livingstone war, um ganz deutlich zu sein, kein Jäger, natürlich führte er aber stets ein Gewehr mit sich, aber nur ein- oder zweimal mußte er eigentlich dasselbe zu anderen Zwecken gebrauchen, als den, Wild als Nahrung für seine Begleitung abzuschießen.

Eines der charakteristischen Merkmale von Livingstone's Reisen ist die Leichtigkeit, mit welcher er die Freundschaft der Eingeborenen erwirbt, gute Beziehungen zu den Häuptlingen erzielt, für die Bedürfnisse seiner Leute sorgt, und stets bei denen willkommen ist, mit denen er vorher verkehrt hatte. Nichts beweist besser seine edle Natur, sein großes Herz, die Sympathie, die er für seine Leute fühlte, sowie endlich den vollendeten Takt, den er in seinem Verkehr mit den Wilden stets an den Tag gelegt hat.

Kapitel XI.

Schreckliche Entbehrungen und knappes Entkommen.

Große Erregung der Eingeborenen über die Ankunft des weißen Mannes. — Kreuzt auf einem großen See. — Die Kanoe-Leute striken. — Nur ein Vorwand, um ein anderes Kanoe miethen zu müssen. — Büffel geschossen, um den Leuten Fleisch zu verschaffen. — Feines Terrain für Jäger. — Wie der Büffel gejagt wird. — Ergreifendes Abenteuer mit einem riesigen Ungethüm. — Gefährliche Begegnung mit zwei Löwen. — Angriff eines mächtigen Büffels. — Fürchterlicher Feind. — Erlebniß eines Freundes von Livingstone. — Verfolgt seine Reisetour. — Ein durch Kriege erschüttertes Land. — Mohammed und andere arabische Händler. — Kampf um's Leben. — Livingstone begütigt die Wilden. — Rückkehr von Deserteuren. — Abreise nach Ujiji. — Ernste Krankheit. — Furchtloser Held. — Begegnung mit einem Elephanten. — Schöne Affen. — Lebendige Beschreibung von Manyuema. — Entartete Stämme von Menschenfressern. — Marktscene in Manyuema. — Fürchterliches Blutbad. — Unglücklicher Versuch, vorwärts zu dringen. — Ein See zu Ehren des Präsidenten Lincoln benannt. — Bericht über Sokos. — Züge eines seltsamen Thieres. — Wildes Thier, welches nie Frauen angreift. — Weibliche Sokos. — Zehn Leute bringen Livingstone Vorräthe. — Entsetzliche Barbarei. — Hunderte von Leben eingebüßt. — Schamlose Grausamkeit und Zerstörung. — Zu Fuß nach Ujiji. — Dem Tode nahe. — Menschen, die ihre Feinde verzehren. — Ankunft in Ujiji. — Krank, erschöpft und in verzweifelter Stimmung.

Als Livingstone sich in einem seiner Kanoes mit fünf kräftigen Ruderern auf dem See einschiffte, erreichte er nach wenigen Stunden eine Insel, wo er kurze Zeit blieb, vor Einbruch der Nacht jedoch nach dem wichtigeren Mbahala abfuhr, wo seine Ankunft die größte Erregung verursachte, da die Eingeborenen nie einen Weißen gesehen hatten. Durch das Nordende der Insel gehend überzeugte er sich, daß dieselbe nur eine Meile breit war. Von der Ostseite entdeckte er eine große Insel zur Rechten, welche die Eingeborenen Chirubi nannten, und die nach deren Angaben stark bevölkert war, auch reich an Schaf- und Ziegenheerden sein sollte. Diese Thatsachen bestimmten ihn seine Reise fortzusetzen, wobei er hoffte, die Stelle zu passiren, wo der Lualaba den Bangweolo See auf seinem Laufe nach dem Moero verläßt.

Aber ach! Im Juli strikten seine Kanoe-Leute. Sie hätten von einem beabsichtigten Angriffe auf die Barke gehört und wagten nicht länger darauf zu bleiben; wolle jedoch Livingstone nach Mbahala fahren, so würden sie ihn dort abholen, sobald die alte Gefahr beseitigt sei. Er vermuthete, daß es ein Mährchen sei, ersonnen, um aus seinem Dienste loszukommen, zumal er ihren Lohn im Voraus gezahlt hatte, und dachte der Doktor zuerst daran, ihnen die Ruder abzunehmen, und an die Hauptleute der Insel um Beistand zu appelliren.

Bei weiterem Nachdenken sah er jedoch, daß er vollständig in der Gewalt der Leute war, mit denen sich wahrscheinlich die Insulaner verbinden

würden, sodaß er sich entschloß, mit Sanftmuth, obgleich innerlich grollend, in das Unvermeidliche sich zu fügen.

Er hatte nur noch seine Decke ein anderes Kanoe zu miethen, übrigens war es jetzt sehr kalt und die wenigen ihm gebliebenen Glasperlen benöthigte er dringend für den Ankauf von Lebensmitteln auf der Rückfahrt. Fleisch konnte er allenfalls durch Schießen von Büffeln beschaffen, doch war das Gras naß und sehr scharf, sodaß es immerhin saure Arbeit werden mußte. Dann aber mußte er Masantu besuchen, gezwungen, wie er für den Augenblick war, sich auf die Angaben der Eingeborenen betreffs der Entfernungen ꝛc. zu verlassen. Livingstone's Bemerkung über das Schießen von Büffeln zeigt, welch' ein Ueberfluß an diesen Thieren in diesem Theile von Südafrika sein muß.

Es ist dies ein Theil der Anziehungspunkte, welche dieser Continent für den Jäger hat, obschon dieser große Erforscher nur selten selbst zur Beschaffung von Fleisch sein Gewehr brauchte. Andere Reisende gaben uns interessante Beschreibungen über den afrikanischen Büffel und die Aufregungen der Jagd auf denselben.

Schönes Terain für Jäger.

Der Büffel ist in erster Reihe ein schönes Thier, zierlich gebaut, dabei ein Riese an Kraft; in seiner Wildniß nährt er sich friedlich von Gräsern, zufrieden wenn er Graspflanzen und Baumblätter in genügender Menge zur Verfügung hat, dabei ohne Lust mit anderen Thieren Streit anzufangen; wird er aber gereizt, so kann der verwegenste Jäger sich kein kühneres Wild wünschen. Wird er gefangen und gezähmt, so wird er den Pflug oder Wagen so unterwürfig ziehen, wie ein zahmer Ochse. Er ist treu als Freund und wird für seine Gefährten bis in den Tod fechten, und wenn seine Jungen gefährdet sind, selbst vor dem Kampfe mit dem Bären nicht zurückschrecken.

Als Kapitain Methuen und seine Leute am Kap der guten Hoffnung jagten, hatte ersterer gute Gelegenheit zu beobachten, ein welch schreckliches Thier ein Büffel ist, wenn er durch den Jäger verwundet und in die Enge getrieben wird. Mit dem Kapitain war ein Hottentotten-Diener Namens Frolic und dessen Freund Moneypenny, welche, nachdem eine Heerde Büffel aufgespürt war, sich hinter dieselben machten und einige derselben verwundeten, aber nicht so schwer, daß nicht die ganze Gesellschaft hätte in ein undurchdringliches Dickicht fliehen können.

Der Kapitän bestieg deßhalb einen Baum und sah von dort einen anderen Büffel, den er schoß, worauf das vorher verwundete Thier auf das Geräusch herbeieilte, die Ohren gestreckt, mit schnaubenden Nüstern und vorquellenden Augen, die nach allen Richtungen schweiften, offenbar von Rachegedanken erfüllt. Er eilte etwa 30 Ellen an meinen Baum vorbei

und verschwand im Dickicht. Aus der luftigen Höhe herabsteigend, fand Frolic den Büffel wieder, wie er gegenüber in einem Dickicht stand, welches seine Gestalt nahezu verdeckte; sein Kopf war gesenkt, nicht eine Muskel seines Körpers regte sich, offenbar lauschte er ganz aufmerksam. Wir krochen geräuschlos zu einem Baume und ich feuerte nochmals.

Stieß sein Horn in den Lauf des Gewehres.

Das schwere Thier sprang wie der Wind seitwärts, glücklicher Weise jedoch nicht nach meiner Richtung, dann stand es abermals still und legte sich ruhig auf die Erde. Da ich nun wußte, wie schlau die Büffel sind und diesen Plan lediglich adoptiren, wenn sie sich verbergen und entschlüpfen wollen, gingen wir mit großer Vorsicht näher und schickten ihm wieder eine Kugel in seine Schulter. Da er sich nicht rührte, so glaubte ich, er liege jetzt hülflos da, weßhalb wir uns ihm langsam näherten. Die Scene, die jetzt folgte, werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Sein schönes Haupt zur Seite wendend, sah er uns, worauf ich den zweiten Lauf meines Gewehres auf ihn abfeuerte, und zwar hinter seine Hörner, doch erreichte die Ladung das Gehirn nicht. Seine Wunden machten ihm das Aufstehen schwierig, wodurch mir und meinem Begleiter Gelegenheit geboten war, uns hinter die dünnen Sträucher, welche um den Platz standen, zurückzuziehen, während Frolic weglaufen wollte. Der Büffel sah ihn, und unter entsetzlichem Brüllen stürzte er mit einer bei Büffeln ungekannten Schnelligkeit auf ihn zu.

Durch die losen Zweige brechend, als ob es Papier gewesen wäre, setzte er hart an Moneypenny's Seite vorbei, der ihm eine Kugel in die feste Masse seines Hornes jagte. Der Büffel war ihm so nahe, daß das Horn desselben sein Gewehr berührte. Ob nun der Lärm und Rauch das Thier confuse gemacht, es wurde durch den Schuß nahezu betäubt und stieß mit dem Horn an meinem Freunde vorüber und verfolgte den Hottentotten.

Der Büffel näherte sich dem Unglücklichen in rasender Eile und athemlos folgten wir der entsetzlichen Scene. Im nächsten Augenblicke hatte der Büffel sein Opfer erreicht und warf es zu Boden. Gleich nachher fiel der Büffel todt nieder, worauf wir zu unserer großen Freude Frolic aufspringen und auf uns zueilen sahen. Er war ziemlich stark verletzt und das Pulverhorn in seiner Jagdtasche vollständig plattgedrückt.

In einem Briefe an seinen Freund Dr. Livingstone beschreibt Dr. Vardon den schrecklichen Kampf zwischen einem Büffel und drei Löwen in folgender Weise: „Oswell und ich selbst ritten längs des Ufers eines Flusses, als ein Wasserbock vor uns aufsprang. Ich stieg ab und folgte ihm in das Dickicht, als drei Büffel auftauchten, die nach einer Weile stillstanden, wobei der nächststehende Büffel mich ruhig anstarrte. Eine

Jagd auf afrikanische Büffel.

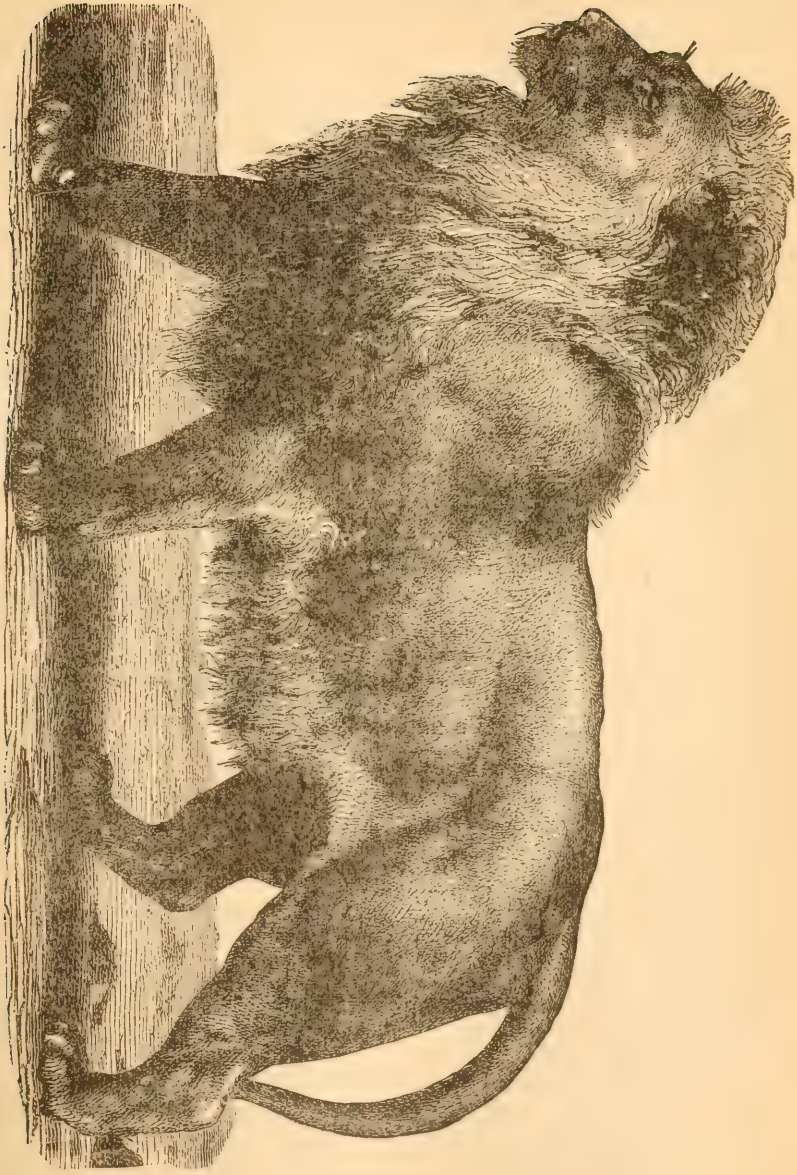
Kugel aus einem Zwei-Unzen Gewehr krachte in seine Schultern und alle rannten weg. Oswell und ich folgten, sobald ich wieder geladen hatte, aber als wir den Büffel in Sicht bekamen und gerade auf ihn zielen wollten, sprangen drei Löwen auf den Büffel zu.

Er brüllte furchtbar und vertheidigte sich im Laufen, wurde jedoch bald überwältigt und niedergeworfen. Wir konnten dem Kampfe bequem zuschauen und sahen, wie die Löwen auf ihren Hinterbeinen kauernd, in wüthender Hast mit den Tatzen und den Zähnen das Thier zerrissen. Wir schlichen uns bis auf dreißig Yards heran und schossen im Knieen auf die Löwen. Meine Büchse war einläufig, und ich hatte keinen Schuß mehr übrig. Ein Löwe stürzte todt auf dem Büffel zusammen, indem er sich noch nach uns umgedreht, einen Busch mit den Zähnen zerriß und dann mit dem Stamm im Maule todt zusammenbrach.

Der zweite ergriff sofort die Flucht, der dritte aber erhob kaltblütig den Kopf, schaute sich einen Augenblick um, und fuhr dann ruhig fort den Kadaver zu zerreißen und zu verzehren. Wir krochen eine kurze Strecke zurück, um zu laden, gingen dann wieder vor und schossen. Der Löwe ergriff nun die Flucht, aber die Kugel, die ihn getroffen hatte, hätte ihn eigentlich niederwerfen müssen, da sie das Schulterblatt glatt durchschlagen hatte. Er wurde verfolgt und durch noch weitere Schüsse getödtet. Beide Löwen waren Männchen. Der Büffel war natürlich lahm und blutend in die Nähe des Lagerplatzes der Löwen gerathen und diese hatten die gute Beute sich nicht entgehen lassen. Es kommt nicht oft vor, daß Jäger ein Paar Löwen und einen Büffel innerhalb von zehn Minuten erlegen.

Kapitän Speke erzählt in seinem „Tagebuch der Entdeckung des Nils" seine Erfahrungen eines Tages auf der Jagd auf Büffel. „Von zwei Eingeborenen begleitet, stieß ich früh am Tage auf eine große Heerde, die ich einige Zeit verfolgte, wobei ich eine Kuh erlegte und mehrere Büffel verwundete, darunter einen Bullen. Da sie merkten, daß sie verfolgt wurden, blieben sie in Bewegung und liefen stets nur kurze Strecken weit auf einmal, und da zuweilen ihre dunklen Körper durch das dichte Gebüsch, welches sie durchbrachen, zu sehen waren, so feuerte ich wiederholt auf sie, wobei ich eine gute Anzahl mehr oder weniger schwer verwundete. Das war sehr gewagt, denn die wenigsten der Schüsse konnten tödtlich sein, da sie von hinten kamen und ich den Thieren nicht von vorn beikommen konnte, da das Gesträuch für mich zu dicht war.

Endlich jedoch schleppte sich einer, dessen Hinterbein zerschmettert war, auf einen Weißen-Ameisenhügel und kam mit gesenkten Hörnern auf mich losgestürzt, als ich mich ihm näherte. Ein Büchsenschuß warf das Thier nieder. Den Blutspuren folgend, erreichten wir bald ein anderes Thier,



Der König der Wälder.

welches ebenso lahm geschossen war, wie das erste. Es erhielt einen zweiten Schuß in die Flanken, schwankte ein wenig, entfloh dann aber in das Dickicht, wo es sofort, als wir näher kamen, unvorhergesehen und plötzlich aus dem Hinterhalt auf uns losstürzte, sodaß ich gerade nur Zeit hatte, meine Büchse in Anschlag zu bringen.

Es war eine geradezu lächerliche Scene. Suliman, der mir zur Seite war, machte mit dem Instinkt eines Affen einen gewaltigen Satz und schwang sich auf einen Ast unmittelbar über dem Büffel, während Faraj ausriß und mich allein ließ, um den Kampf mit meiner einläufigen Büchse allein auszufechten. Es gab keinen Ausweg mehr, denn im nächsten Augenblick mußte das Thier an mich heran sein; gedankenschnell feuerte ich also und durch einen glücklichen Zufall traf die Kugel, die zuerst die Hornspitze des Büffels streifte, den Wirbelknochen am Halse, sodaß das Thier, wie vom Blitz getroffen, vor meinen Füßen zusammenbrach."

Dies sind einige der aufregenden Abenteuer unter den wilden Thieren Afrikas. Livingstone ist öfters durch seine Geschicklichkeit in Handhabung der Büchse dem Verhungern entgangen.

Flucht um's Leben.

Um in unserer Erzählung fortzufahren, so wurde nunmehr der Marsch von Masantu zurück nach Chikumbi begonnen, wo Mohammed mit seinem Trupp zurückgelassen worden war, und im August wurde die Niederlassung eines arabischen Händlers Namens Kombokombo erreicht, ein wenig südlich von Chikumbi. Hier wurde Livingstone durch die Neuigkeit überrascht, daß Mohammed einen Ausflug nach dem Westen plante, der ihn an den großen Lualaba bringen sollte. „Der Weg scheint sich mir zu öffnen," rief er aus, „und ich bin dankbar dafür." Ehe noch Verabredungen betreffs des Begleitens von Mohammed getroffen werden konnten, traf jedoch das Gerücht von einem Kriege ein, der jenseits des Lualaba ausgebrochen sein sollte. Syde bin Omar, ein arabischer Händler aus Iramba, dem Landstrich an den westlichen Ufern zwischen dem Bangweolo See und dem Rua Distrikt, erklärte, es würde Wahnsinn sein, jetzt eine Forschungsreise in jener Richtung zu unternehmen.

Mohammed gab deshalb seinen Plan für den Augenblick bereitwillig auf und protestirte vereint mit Omar gegen Livingstone's Abreise mit einer kleinen Begleitmannschaft selbst nur nach dem rechten Ufer des Lualaba, obgleich das in Sicht war. Unser Held entschloß sich demnach zu warten, bis Alle zur Reise bereit wären, ohne freilich zu ahnen, daß diese Verzögerung bis Anfang Oktober dauern, daß die Gegend durch den Krieg verwüstet, und daß, als er Chikumbi verließ, er zur Flucht um sein Leben nach dem Norden hin gezwungen werden würde. Zuerst kam ein Raubzug der plündernden Horden der Mazitus, die jedoch durch die

vereinten Kräfte der arabischen Händler und der eingeborenen Häuptlinge zurückgeschlagen wurden; dann folgte ein Zwist zwischen den siegreichen Verbündeten, der zu einem von Casembe und Chikumbi geleiteten Angriff auf die Araber führte, und zwar zunächst auf Kombokombo

Ueberall herrschte Verwirrung. Die täglichen Aufzeichnungen in Livingstone's Tagebuch wurden unmöglich, und erst am 5. October schreibt er, wie er und seine kleine Schaar Diener einstmals von 15—20 Eingeborenen umringt wurden, die sie mit Speeren und vergifteten Pfeilen angriffen; wie eine gutherzige Seele, Gott sei ihr gedankt, ihm und den Seinen forthalf; wie er mit knapper Noth der Gewalt eines anderen Häuptlings entging, der ihn und seine Leute für Mazitus hielt, und wie er zuletzt sich den arabischen Händlern anschloß und nordwärts aufbrach, wobei allnächtlich das gemeinsame Lager durch Pallisaden verschanzt wurde, bis endlich unbelästigt das nördliche Ufer des Kalongosi erreicht wurde.

Hier hatten sich 500 Eingeborene gesammelt, um den Uebergang streitig zu machen, die sich aber zurückzogen, als Livingstone mit dreißig mit Büchsen bewaffneten Männern landete. Unser Held jedoch begab sich mitten unter sie, erklärte ihnen, wer er wäre, wurde von einem alten Bekannten wiedererkannt und erhielt auch für die Araber freie Passage. Sie wurden alle gute Freunde, ein Elephant wurde getödtet, Vorräthe von Lebensmitteln eingehandelt, und zwei Tage später wurde der Marsch fortgesetzt.

Kabwawata, im Nordwesten des Moero-See's, wurde besucht, und entstand dort wieder eine lange Verzögerung, ehe die Araber zum Weitermarsch fertig waren. Diese Zeit wurde von Livingstone dazu verwendet, eine erschöpfende Uebersicht seines eigenen Werkes anzufertigen, und von denen seiner Vorgänger bei Auffuchung der Nilquellen. Er war der Ueberzeugung, daß er im Bangweolo-See die ursprüngliche oder wenigstens eine der ursprünglichen Quellen dieses großen Flusses entdeckt habe. Die Arbeiten von Cameron und Stanley haben jedoch inzwischen bewiesen, daß der Lualaba der Oberlauf ist nicht vom Nil, wie Livingstone glaubte, sondern vom Congo.

Rückkehr von Deserteuren.

Während Livingstone bei Kabwawata war, wurde er durch die Rückkehr einiger der Leute erfreut, die ihn vor seinem Marsche nach dem Bangweolo verlassen hatten, und jetzt baten, wiederangenommen zu werden. Ihnen wurde von ihrem Herrn gern vergeben, zumal derselbe einsah, daß es genügende Entschuldigung für sie gäbe nach dem Auftreten ihrer Kameraden aus Johanna, und so zeigten sie sich jetzt sehr treu im Dienst, obgleich wir später über ihre erneute Treulosigkeit werden zu berichten haben.

Noch einmal umgeben von dem Gefolge, welches mit ihm vom Nyassa-See gekommen war, marschirte Livingstone im December mit den Arabern nach Ujiji ab, wobei seine und Mohammed's Leute den Zug führten. Der Marsch bis Tanganyika, der mehr in nördlicher als westlicher Richtung ging, scheint für Livingstone eine ununterbrochene Kette von Leiden gewesen zu sein. In seinem Tagebuch berichtet er von heftigen Regengüssen, die das Vorwärtskommen hemmten, von der Flucht und Wiederergreifung von Sklaven und der Feindseligkeit der Dorfbewohner; aber die Eintragungen wurden kürzer und kürzer, und am 1. Januar 1869 berichtet er, daß das neue Jahr einen schlechten Anfang nähme; „er war zahllose Male durchnäßt worden, aber das gestrige Mal war ein Mal zu oft; er fühlte sich recht krank," und beim Uebergang über den Lofuko nach einer sechswöchentlichen Reise auf dem See, war er „erkältet bis an's Herz" und wurde immer kranker, obgleich er noch zwei und eine halbe Stunde wacker dagegen ankämpfte.

Am 3. Januar war er nach einstündigem Marsche zu schwach, um weiter gehen zu können; seine Lungen waren angegriffen und wußte er nicht, wie er die nächsten Tage überstehen würde. Es wurde ein Lager geschlagen und Schutzdächer errichtet, aber ob er selbst an der Arbeit theilgenommen hat, konnte er nicht sagen. „Ich habe," sagt er, „von da ab die Rechenschaft über die Tage der Woche und des Monats verloren. „Am 7. Januar gelang es ihm, die nachstehende ergreifende Notiz zu schreiben:

„Ich kann nicht gehen. Der rechte Lungenflügel entzündet und huste ich Tag und Nacht; schreckliche Entkräftung. Gedanken durchkreuzen mit großer Schnelligkeit und Lebhaftigkeit mein Gehirn, zuweilen zwei und drei gleichzeitig. Wenn ich auf ein Stück Holz blicke, scheint mir die Rinde mit Figuren und menschlichen Gesichtern bedeckt, und sie verbleiben, auch wenn ich fortblicke und nachher wieder denselben Fleck anblicke. Ich sah mich selbst todt auf dem Wege nach Ujiji liegen und alle die Briefe, die ich erwartete, waren unnütz. Wenn ich an meine Kinder und Freunde denke, fallen mir immer wieder die Worte ein:

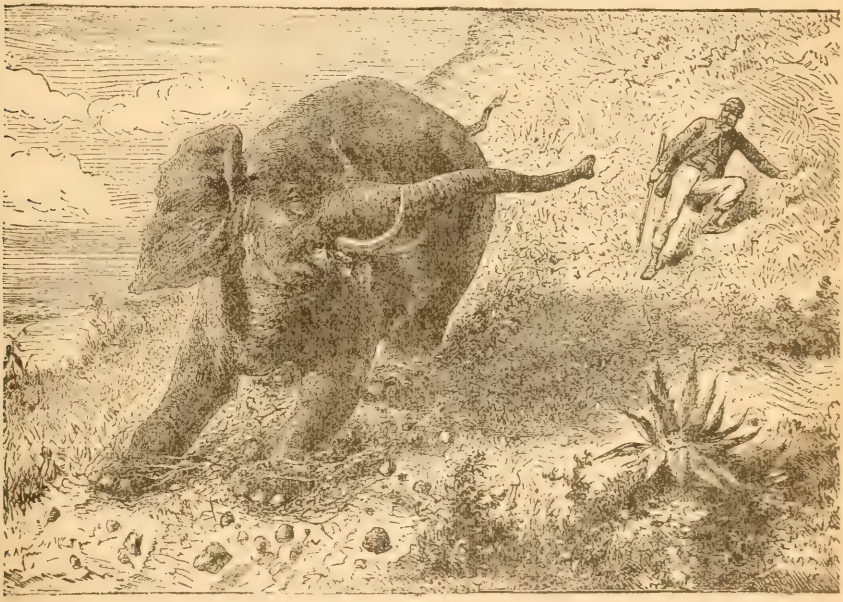
Ich soll in Euer Antlitz seh'n
Und hören, was ihr sagt,
Ich werde nahe bei Euch steh'n
Und in der Ferne Eurer denken.

Mohammed Mogharib kam zu mir und gab mir einen Schröpfkopf, mit dem ich mich auf der Brust schröpfte.

Am 14. Februar 1869 ward die Ankunft am Tanganyika gemeldet, gefolgt von einigen wenigen Zeilen, die besagen, daß Livingstone das Gefühl hatte, er würde Ujiji, wo er geeignete Nahrung und Medizin bekommen konnte, nicht mehr erreichen, sondern daß er unterwegs sterben würde.

Nicht vor Ende desselben Monats wurden, nach schrecklichen Leiden in einer von den Fieberdünsten des Seeufers verpesteten Hütte, Kanoes aufgetrieben und der Uebergang begann. Ein wenig gestärkt durch die frische Luft auf dem Wasser und bereits in der Nähe von Ujiji, hatte er gehofft, bald in diesen Ort zu kommen, wo seiner Ansicht nach ihn seit längerer Zeit bereits Briefe von Hause und Vorräthe aus Zanzibar erwarten mußten.

Am 14. März wurde endlich Ujiji erreicht, aber beim Landen fand unser Held, daß mehr als die Hälfte der Vorräthe abhanden gekommen war, und daß die Straße nach Unyanyembe in Folge eines Mazitu Feld-



Jäger von einem männlichen Elephanten angegriffen.

zuges unpassirbar war. Keine Hoffnung zur Zeit irgend etwas mehr aus dem Osten zu erhalten, keine Hoffnung auf dem Wege über Zanzibar in die Heimath zu kommen, und doch findet man in den jetzt wieder häufiger werdenden Aufzeichnungen Livingstone's in seinem Tagebuch kein Wort der Klage. Er erwähnt nichts über eine Besserung in seinem Gesundheitszustande, obgleich eine solche aus den Plänen zu schließen ist, die er behufs weiterer Forschungen nach Westen hin schmiedet. Durch all' das, was er erlebt und erlitten hat, wird sein Ziel nicht verändert. Er hat Ujiji erreicht, es geht ihm besser. Er will Ujiji zum Ausgangspunkt einer direkten Reise nach Manyuema, fern im Nordwesten, machen,

nicht nur zum Moero See, sondern zu dem bis jetzt noch unentdeckten See Kamolondo, der nach seiner Ansicht der nördlichste und höchste einer Reihe von Seeen ist, von denen der Bangweolo wahrscheinlich der niedrigste und südlichste ist.

Auf einmal hieß es, daß es in Manyuema ungeheuere Heerden von Elephanten gäbe. Auch sollte daselbst eine Race von kräftigen Negern existiren, welche von allen, die wir bisher kennen gelernt hatten, verschieden sein sollte. Eine Horde Araber beschloß, die Reise dahin zu unternehmen und die Wahrheit dieser Berichte zu prüfen.

Die Gefahren, welche mit der Elephantenjagd in allen diesen Theilen von Afrika verknüpft sind, kann man aus der folgenden Erzählung kennen lernen, die von einem Mitglied einer Jagdpartie, welche diesem gefährlichen Sport oblag, herrührt.

„Wir hatten schon eine Menge Vögel geschossen, als eine reizende kleine Gazelle unseren Pfad kreuzte. Das Aussehen des Thieres erinnerte mich an einen italienischen Windhund, nur daß die Gazelle einen längeren Hals hatte und etwas größer war. Es that mir wirklich leid, als Chickango (ein Eingeborener, der sich in unserer Gesellschaft befand) das zierliche Thier niederschoß. Es war jedoch eine willkommene Vermehrung unseres Speisevorraths. Er nannte das Thier Ncheri. Es war das zierlichste kleine Geschöpf, welches ich unter den vielen schönen Thieren, die es in Afrika gibt, gesehen habe.

„Wir zogen zu der Zeit am Fuße eines Berges dahin. Er hatte kaum den Schuß abgefeuert, als wir ein lautes Trompeten hörten, und gleich darauf kam ein Neger angestürzt, den ein riesiger Elephant verfolgte. „Den Berg hinauf," rief Chickango uns zu und eilte von dannen. Da ich auf die Vogeljagd gegangen war, war mein Gewehr nur mit feinem Schrot geladen, und so fand ich es denn gerathen, dem Beispiel Chickango's zu folgen. Der Elephant kam auf uns zu. Der uns unbekannte Neger kam uns immer näher. Chickango und ich waren schon eine ziemliche Strecke bergaufwärts, doch Wilson, einer von unserer Gesellschaft, der es verschmähte zu fliehen, stieß eine Kugel in den Lauf seines Gewehres. Der Elephant hatte während der ganzen Zeit sowohl den fliehenden Neger, als auch uns im Auge behalten.

„Schon glaubte ich, das Thier würde uns packen, als es plötzlich eine Schwenkung machte und sich seinem ersten Angreifer zuwendete. Der Schwarze kletterte in seiner Angst auf einen Baum, doch der Elephant packte ihn mit dem Rüssel und schleuderte ihn mit ungeheurer Kraft zu Boden. Dieser Zwischenfall gab Wilson Gelegenheit, uns zu folgen, und da der Berg ziemlich steil und der Boden mit Geröll bedeckt war, hofften wir vor dem wüthenden Thiere ziemlich sicher zu sein. Der Ele-

phant bemerkte plötzlich, wie der unglückselige Schwarze hinwegzukriechen versuchte, und wollte ihn abermals mit dem Rüssel packen, als Wilson seine Flinte an die Backe riß und feuerte. Die Kugel traf den Elephanten an dem verwundbarsten Theile, nämlich hinter dem Ohr, und mußte in das Gehirn gedrungen sein, denn das riesige Thier stürzte, wie vom Blitze ge-

Eine Familie von Löwen Affen.

troffen, zu Boden, dabei, wie es den Anschein hatte, den Neger unter seinem Körper begrabend.

Wir eilten den Berg hinab, um womöglich den armen Kerl noch zu retten, ohne an unsern glänzenden Sieg zu denken, wie dies sonst wohl bei Jägern der Fall ist. Als wir die Stelle erreichten, sahen wir, daß der Schwarze mit knapper Noth dem Schicksal entgangen war, von dem stürzenden Ungeheuer zermalmt zu werden. So wie die Sachen standen,

lagen seine Beine unter dem Rücken des Thieres. Wir zogen ihn jedoch schleunigst hervor und entdeckten zu unserer Freude, daß er noch athmete. Wie Chickango erklärte, gehört er der Race der Bakeles an und war wahrscheinlich ein hervorragender Jäger unter denselben. Da wir uns jedoch mehr in der Nähe unseres eigenen Lagers befanden, als der Ansiedelung der Bakeles, beschlossen Wilson und ich, ihn mit uns zu nehmen, zum großen Erstaunen, wie es schien, von Chickango. „Oh," rief er, „er schwarzer Kerl, er sterben, warum mitschleppen?" Natürlich kehrten wir uns nicht daran, hoffend, daß es der Kunst des Arztes gelingen werde, das Leben des Unglücklichen zu retten. Der Arme konnte nicht sprechen und hatte wie es schien die Besinnung verloren.

Wäre mein Gewehr mit einer Kugel geladen gewesen, dann hätte ich den armen Kerl von dem letzten furchtbaren Schlag retten können; hinfort dürfen wir nicht wieder auf die Jagd gehen, ohne daß eines oder mehrere unserer Gewehre mit Kugeln geladen sind, bemerkte Wilson, während er sein Gewehr lud und eine Kugel in den Lauf stieß.

Chickango und ich folgten seinem Beispiel. Alsdann verfertigten wir eine Art Tragbahre, auf welche wir den schwer verwundeten Neger legten. Wir trugen ihn nach dem Lager, Chickango und einer unserer Träger hatten das Kopfende und ich das Fußende der Tragbahre. Das Gewicht war bedeutend und der Marsch über den rauhen Boden war beschwerlich, jedoch das Leben eines Menschen hing von unserer Ausdauer ab.

Chickango merkte sich genau die Stelle, wo der Elephant lag, sodaß wir sobald als möglich zurückkehren und die großen Zähne sowie die besten Stücke Fleisch holen konnten. Wir erreichten die Stelle, wo unsere Freunde mit der Herstellung des Canoes beschäftigt waren, als dieselben den Platz eben verlassen wollten, und es war uns eine große Erleichterung, daß sie uns den Verwundeten tragen helfen konnten. Der Doktor machte sich sofort daran den Verwundeten zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß der linke Arm, sowie mehrere Rippen auf derselben Seite gebrochen waren. Für einen Weißen dürften die Verletzungen tödlicher Art sein, aber das Blut eines Afrikaners ist durch die beständige Ueberhitzung gegen Fieber gefeit und deshalb hatte ich Hoffnung, das Leben des Mannes zu retten.

Chickango wollte sich sofort wieder aufmachen, um die Zähne des Elephanten sowie das Fleisch zu holen, aber Wilson meinte, dazu sei es zu spät und verschob die Expedition auf den nächsten Morgen.

Wir brachen etwas später auf, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten. Wir führten Stöcke und Körbe mit uns, damit wir das Elfenbein und das Fleisch bequem fortschaffen konnten. Als wir die Stelle erreichten, wo das Riesenthier lag, entdeckten wir, daß Andere uns zuvorgekommen

waren. Die Zähne und ein Theil des Fleisches waren verschwunden. Unzählige Raubvögel saßen auf dem Cadaver und zerrten an dem Fleisch oder saßen auf Bäumen in der Nähe und verzehrten die erbeuteten Fleischstücke, während Hyänen, die sich schon satt gefressen hatten, kauend davon

Ameisen auf dem Marsch.

schlichen, wie unsicher, ob sie uns, die Störenfriede, angreifen sollten oder nicht. Der Anblick war fast schauerlich und die Scene zeigte uns, in wie kurzer Zeit in jenen Gegenden ein Berg von Fleisch spurlos verschwinden kann.

Chickango war bitter enttäuscht, als er sah, daß nicht das kleinste Stück genießbaren Fleisches übrig geblieben war, während wir hauptsächlich den Verlust der schönen, großen Zähne bedauerten. Auf dem Rückwege bemerkten wir auf den Bäumen eine große Anzahl reizender kleiner Affen, die munter von Zweig zu Zweig sprangen. Chickango nannte sie „Ofhingui." Es waren dies die kleinsten Affen, die ich je gesehen habe. Die Bäume, auf denen sie hausten, standen an dem Ufer eines Flüßchens, und Chickango theilte uns mit, daß die Aeffchen große Freunde von Wasser seien und sich nur in der Nähe von Gewässern aufhielten. Auf denselben Bäumen bemerkten wir zahlreiche Vögel, die mit den Aeffchen spielten und in Anbetracht ihrer Anhänglichkeit an dieselben Affen-Vögel heißen.

Wir sahen auch einen anderen hübschen Vogel, mit außerordentlich langem, wehendem Schweife von milchweißer Farbe. Auf dem Haupte hatte der Vogel eine grünlich-schwarze Krone. Die Brust war von der gleichen Farbe, während weiter nach unten zu die Farbe in das aschbraune überspielte. Auf dem Rücken hatte er emporstehende, weiße Federn, wie ein Paradiesvogel, mit dem er überhaupt viele Aehnlichkeit hatte. Kurz darauf bemerkte ich viele kleine Thiere auf dem Boden. Ich hob eines derselben auf und sah, daß es riesige Ameisen von grünlich-weißer Farbe mit rothbraunen Köpfen waren. Ihre Hauer waren so kräftig, daß, als ich meinen Finger zwischen dieselben brachte, sie mir thatsächlich ein Stück Fleisch aus demselben rissen.

„Teufel!" rief ich, „wenn uns diese Sorte Ameisen in derselben Menge begegneten, als dies neulich mit den anderen der Fall war, würden sie uns thatsächlich auffressen."

„Keine Furcht, Massa," antwortete der Eingeborene, „die nicht kommen wie die anderen, die nicht kommen in Haus oder klettern auf Bäume und sind nur immer ein paar Hundert oder Tausend zusammen!"

Es war recht beruhigend, das zu hören, denn ich war thatsächlich davon überzeugt, daß, sollten uns diese Ameisen in großer Menge überfallen, dies gefährlicher wäre, als ein Anfall von Eingeborenen. Mir that es nicht leid, daß wir auf das Elephantenfleisch verzichten mußten, war in mir doch die Erinnerung an das zähe Stück von dieser Sorte Fleisch, welches uns die freundlichgesinnten Schwarzen bei unserer Landung überreichten, noch äußerst lebhaft.

Wir traten die Reise nach Manyuema am 12. Juli 1869 an. Das Land ist stark bevölkert und die Menschen sind schön gebaut. Nach Ansicht von Livingstone würde, wenn man die Londoner den Einwohnern von Manyuema unter denselben Verhältnissen, das heißt unbekleidet, gegenüberstellte, der Vergleich unbedingt zu Gunsten der Wilden ausfallen.

Das Volk geht dort ganz nackend, gerade wie es Cowper in den nachstehenden Zeilen beschreibt:

Nar war erst die Kleidung unsrer Väter,
Nicht Beinkleid gab es, noch stattliche Kleider.
Bemalt und geschmückt nur wurde die eigene Haut.
Nicht Seide noch weichlicher Sammet und üppiger Plüsch
Verführten den Häuptling der felsigen Berge,
Umspült von der See oder im kiesigen Grunde;
Wo vom schmelzenden Schnee wild schäumen die Bäche
Hausen sie, ohne Kenntniß des Bösen, und mächtig.

Die Eingeborenen tragen ihr Haar in Form eines Korbes geflochten. Es wird zuerst in eine lange Rolle gedreht, dann um irgend einen Gegenstand gewickelt, bis es acht oder zehn Zoll lang vom Kopf absteht. Die zahlreiche Bevölkerung, das fruchtbare Land und die Arbeitsamkeit der Bewohner würden Manyuema eine große Zukunft sichern, wenn der Volksstamm nicht zu den barbarischsten von Mittel-Afrika zählte.

Sie sind Kannibalen der niedrigsten Art, denn sie verspeisen selbst die Leichen solcher Personen, die an Krankheiten gestorben sind; sie sind mißtrauisch, heimtückisch und grausam, und dabei sind sie so streitsüchtig und hinterlistig, daß sich die Bewohner des einen Dorfes oder Distriktes selten über ihre Grenzen hinauswagen. Selbst der langmüthige, sanfte Livingstone konnte, trotzdem er wußte, wie viel sie von den Arabern zu dulden hatten, nicht viel gutes an ihnen finden. „Die Manyuemas", sagte er, nachdem er durch einen längeren Aufenthalt in ihrem Gebiet mit deren Sitten vertraut geworden war, „sind die blutdürstigsten, rohesten Wilden die ich kenne; so zum Beispiel wirft einer von ihnen eine feuerrothe Papageienfeder auf den Boden, und fordert die in der Nähe befindlichen Personen dazu heraus, die Feder aufzuheben und sie sich in das Haar zu stecken. Wer dies thut, muß alsdann einen Menschen, einen Mann oder eine Frau tödten! Eine andere Sitte ist, daß sich Niemand mit dem Fell der Moschusratte, „ngawa", bekleiden darf, der nicht schon einen Menschen getödtet hat; nur unsere Flinten retteten uns davor, daß sie uns sammt und sonders tödteten, und zwar ohne ihnen den geringsten Anlaß zu einem feindlichen Vorgehen gegen uns gegeben zu haben."

Eine der bewunderswerthesten Institutionen des Landes sind die Märkte, welche zu bestimmten Zeiten in gewissen Ortschaften abgehalten werden. Selbst in Kriegszeiten haben Marktleute freie Passage von und zu den Märkten. Leute aus den verschiedenen Ortschaften treffen sich hier und tauschen ihre Waaren aus. Fischweiber, Ziegenheerden, Sklavenhändler, Elfenbeinhändler, Händler in Palmöl, Geflügel, Häuten, Tuch, Eisenwaaren, Frucht-, Gemüse-, Salz- und Getreidehändler treffen sich da zusam-

men und preisen mit lauter Stimme und mit einer Ausdauer, die eines Auctionators würdig wäre, ihre Waaren an. Welche Musterkarte von wilden Costümen und — Costümlosigkeit! Der wilde Menschenfresser von Balegga wandelt Seite an Seite mit dem weißen moslemitischen Menschenjäger von Zanzibar; der mit Federn geschmückte, angemalte, tätowirte und mit Flittern geschmückte Häuptling legt seine Würde temporär beiseite, und schachert mit dem ärmlich gekleideten Landbauer um ein Schwein oder ein Maaß gerösteter Ameisen.

Ein schreckliches Massacre.

Zu Nyangwe wurde alle vier Tage Markt gehalten, und die Zahl der Marktleute belief sich stets auf circa Dreitausend. Eines schönen Tages zogen die Araber plötzlich, nachdem sie sich erst ruhig unter die Menge gemischt hatten, ihre Waffen hervor und fingen an auf die Menschenmenge zu schießen, die meistens aus Frauen bestand. Ihre Waaren zu Boden werfend, flohen die von einem panischen Schrecken erfaßten Menschen nach allen Seiten, viele stürzten sich in den Fluß, der nahe vorbeifloß, oder kletterten in Boote, die überfüllt wurden und untersanken. Der Marktplatz war von Leichen und Sterbenden bedeckt, die zwischen den Lagerhaufen lagen, und die mörderischen Schufte schossen noch so lange auf die Fliehenden, als einer derselben in Sicht war.

Nach Ansicht Livingstone's kamen bei diesem Massacre 500 Menschen um. Zweck dieses Massacres war, die Eingeborenen zu erschrecken und denselben die unwiderstehliche Macht des Schießpulvers zu demonstriren. Das Resultat war jedoch, daß den Mördern der Boden zu heiß wurde, und sie aus dem Gebiet flüchten mußten.

Nachdem Livingstone bis November zu Bambarre gerastet hatte, beschloß er, westwärts nach dem Lualaba zu ziehen, und ein Kanoe für seine Entdeckungsreise zu kaufen. Das Reisen war sehr beschwerlich, da es zur Regenzeit war, und außerdem wurde die Haltung der Eingeborenen so feindselig, daß, nachdem er sich bis auf zehn Meilen dem Fluß genähert hatte, er gezwungen war, umzukehren und den Rückweg nach Bambarre anzutreten. Gegen Ende December brach er mit Mohammed's Elfenbeintruppe auf, hoffend, den Lualaba auf anderem Wege zu erreichen und so seinen ursprünglichen Plan doch noch auszuführen. Die Richtung war nordwärts und man folgte ihr ungefähr einen Monat lang, aber Rheumatismus und Ermattung, begleitet von Cholera morbus, trieb ihn zurück, und im Februar 1870 bezog er Winterquartier zu Manohela, einer Stadt eine kurze Strecke in nördlicher Richtung von Bambarre entfernt, wo die Araber ein Hauptdepot errichtet hatten. Hier blieb er mehrere Monate, um sich zu erholen und Vorbereitungen für fernere Entdeckungen und Forschungsreisen zu treffen.

Im Juni wurde ein dritter Versuch gemacht, den Lualaba zu erreichen, der womöglich noch trauriger ausfiel, als die vorhergehenden. In erster Linie desertirten ihm seine meisten Leute, so daß er die Tour mit nur drei Begleitern antrat. Der Marsch war außerordentlich beschwerlich, infolge der vielen Wälder und Flüsse und sonstiger Terrainschwierigkeiten; gestürzte Bäume versperrten den Weg brusthoch, die überklettert werden mußten; aus ihrem Bett getretene Flüsse hatten das Land meilenweit überschwemmt und dasselbe in mannstiefe Moräste verwandelt, die gekreuzt werden mußten; Dörfer lagen acht bis zehn Meilen voneinander entfernt,

Markt in Manyuema.

und die Bewohner dieser Dörfer waren nichts weniger als freundlich gesinnt. Zum ersten Mal in seinem Leben ließen Livingstone jetzt seine Füße im Stich. Anstatt, wie früher, schnell zu heilen, wenn sie durch den Marsch wund geworden waren, bildeten sich an beiden Füßen Geschwüre, die sich immer mehr ausdehnten, so daß er nur mit Mühe im Juli nach Mamohela zurückhinken konnte. Durch diese Geschwüre wurde er an das Lager gefesselt. So oft er aufzutreten versuchte, entströmte den Geschwüren eine mit Blut versetzte Eitermasse, und diese Entleerungen fanden auch des Nachts statt, sodaß an Nachtruhe nicht zu denken war.

Die Geschwüre fraßen sich durch alles hindurch: Muskeln, Sehnen und Knochen — mit Medikamenten war da nichts zu machen. Deren periodische Wiederkehr deutete darauf hin, daß es eine fieberhafte Erscheinung war. Achtzig Tage lang konnte Livingstone seine Hütte nicht verlassen, und selbst nach Ablauf dieser Zeit fingen die Geschwüre erst langsam zu heilen an.

Aus seinem Tagebuche geht hervor, daß während seiner Krankheit Livingstone sowohl bei Eingeborenen, wie bei Arabern Informationen in Betreff des großen See- und Flußgebietes, welches er entdeckt hatte, sammelte und über die Möglichkeit nachdachte, ob wohl Moses in jene Gegend gedrungen sein und daselbst die verlorene Stadt Meroe gegründet haben könnte. Auch über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen stellte er Nachforschungen an. Er erfuhr, daß sich noch ein anderer großer See, den die Eingeborenen Chibungo nannten, zwölf Tagereisen vom Lualaba entfernt befände und daß aus demselben ein Fluß, dem er den Namen West-Lualaba beilegte, in nordöstlicher Richtung fließe und in den Hauptstrom münde.

Den mittleren Arm des Lualaba, den Hauptstrang, nannte er „Webbs-Fluß," den westlichen „Youngs-Fluß" und den Chibungo-See nannte er See Lincoln, zu Ehren unseres Märtyrer-Präsidenten.

In Bezug auf eine Person, deren Namen er einem Fluß beilegte, erklärte Livingstone: „Oswell und Webb waren Kameraden von mir und gewaltige Jäger. Da ich viel zu sehr in meine Missionsarbeiten versenkt war, um mich mit Jagen abzugeben, außer nach Leckerbissen für die Kinder, wenn ich fernwohnende Stämme besuchte, machte es mir Vergnügen zuzuschauen, wenn sich meine Kameraden mit den Riesen des Waldes in einen Kampf einließen, und ich bewunderte diese echten Nimrode wegen ihres Muthes, ihrer Treuherzigkeit und Ehrenhaftigkeit."

Unter dem Datum des 24. August, giebt er eine interessante Beschreibung des Soko, den er mit dem Gorilla für identisch hält, den jedoch Waller einer anderen Klasse zutheilt und zwar allem Anschein nach mit Recht. Die Beschreibung lautet:

Wir erlegten vier Gorillas oder Sokos gestern. Ein ausgedehnter Grasbrand trieb dieselben aus ihren gewöhnlichen Verstecken, und sobald sie in die Lichtung kamen, wurden sie mit Speeren erlegt. Sie gehen meistens aufrecht, doch legen sie dabei die Hände auf den Kopf, als wollten sie sich dadurch besser im Gleichgewicht halten. Wenn man einen Soko so sieht, erscheint er furchtbar ungeschlacht. Selbst die sentimentalste junge Dame könnte ihn nicht mit einem Kosenamen bezeichnen, denn er sieht wie ein verkommener, schlottriger Lump aus, der auch kein Atom von einem Gentleman an sich hat. Andere Thiere, speciell die Antilopen,

Kannibalen jagen Affen

sind graziös und dieselben bieten einen reizenden Anblick dar, ganz gleich ob sich dieselben in Bewegung befinden, oder ob sie ruhen. Auch die Eingeborenen sind gut gebaut, geschmeidig und von gutem Aussehen, aber der Soko, wenn ausgewachsen, kann ganz gut Modell für eine Teufelsstatue stehen.

Es verdirbt mir den Appetit, wenn ich das widerliche Thier sehe. Sein hellgelbes Gesicht mit dem schwarzen Seitenbart und das Hundemaul, machen einen widerlichen Eindruck. Die Zähne sind nicht so schlimm und haben eher etwas menschenähnliches, doch zeigt ihre Größe das thierische an. Die Hände oder die Finger gleichen denen der Eingeborenen. Das Fleisch der Füße ist gelb, und die Gier, mit welcher die Manyuemas es vertilgen, macht den Eindruck, als seien sie zuerst durch das Verspeisen von Sokos zu Menschenfressern geworden. Sie behaupten, daß das Fleisch delikat schmecke.

Charakterzüge eines seltsamen Thieres.

Der Soko wird von Vielen als ein außerordentlich kluges Thier geschildert, welches mit Ueberlegung und Erfolg Männer und Frauen bei der Arbeit anschleicht und überfällt, Kinder raubt und sie auf die Bäume schleppt, — er scheint sich über den Anblick der junger Eingeborenen zu amüsiren; doch kann man ihn schnell mit einem Zweig Bananen vom Baume herunterlocken. Sobald er nach den Bananen greift, läßt er das Kind achtlos fallen — ein junger Soko würde sich unter solchen Umständen fest an den Leib des älteren krallen. Einmal schnitt ein Mann, der nackend war, Honig aus einem Baum. Plötzlich fühlte er sich von einem Soko gepackt, doch ehe er sich von seinem Schreck erholen konnte, hatte ihn das Thier wieder losgelassen. Ein anderer Mann machte vergeblich Jagd auf ihn. Das Thier packte den Speer, zerbrach ihn, und stürzte sich dann auf den Mann. Ein schrecklicher Ringkampf erfolgte, und der Mann rief in seiner Angst seinen Genossen zu: „Der Soko hat mich gepackt!“ Der Soko biß dem Mann die Fingerspitzen ab und entkam alsdann unverletzt. Diese beiden Männer leben zur Zeit in Bambarre.

Greift niemals Frauen an.

Der Soko tödtet gelegentlich einen Leoparden, indem er dessen beide Vorderkrallen angreift und sie durchbeißt, wodurch der Leopard kampfunfähig wird. Er steigt dann auf einen Baum, seufzt über seine Wunden, welche nach einiger Zeit heilen, während der Leopard stirbt, obschon es auch vorkommt, daß sowohl Soko als Leopard krepiren. Der Löwe tödtet den Soko auf der Stelle und reißt ihm zuweilen die Glieder aus, frißt sein Fleisch jedoch nicht. Der Soko frißt kein Fleisch, kleine Bananen sind Leckerbissen für ihn; Mais liebt er nicht. Seine Haupt-

nahrung besteht in wilden Früchten, die im Ueberfluß vorhanden sind. Zu Zeiten wirft die weibliche Soko Zwillinge. Mohammed's Jäger sahen einst einen großen Soko, der ruhig dasaß und an seinen Nägeln kaute, sie versuchten ihn zu durchbohren, was fehlschlug, worauf er entfloh. Einige Manyuema Leute glauben, daß ihre Gestorbenen als Sokos wiederauferstehen, weil ein getödteter Soko Löcher in den Ohren hatte, wie ein Mensch. Er ist sehr stark und fürchtet Schießgewehre, aber keine Speere. Niemals greift er Frauen an.

Sokos versammeln sich in Trupps und machen einen ohrenbetäubenden Lärm, wie einige sagen, durch ausgehölte Bäume, dann schreien sie in Tönen, die der primitiven Musik der Eingeborenen nachgeahmt zu sein scheinen. Hat ein Mann keinen Speer, so geht der Soko zufrieden fort, ist er jedoch verwundet, so greift er nach dem Handgelenk, beißt die Finger ab und speit sie aus, giebt dem Opfer eine Ohrfeige, beißt jedoch die Haut nicht durch; ist er von einem Speere getroffen, so zieht er ihn heraus, nimmt einige Blätter und stopft sie in die Wunde, um das Blut zu stillen; im Uebrigen geht er dem Kampfe mit einem bewaffneten Manne am liebsten ganz aus dem Wege. Da Frauen ihnen nichts zu Leide thun, so greift er dieselben nicht einmal an, ebenso ist ein Mann ohne Speer beinahe sicher, von ihm unbelästigt zu bleiben. Hohle Baumstämme schlagen sie wie Trommeln mit ihren Vorderfüßen als Musik, dazu schreien sie; wenn das die Männer hören, so gehen sie zu den Sokos, wohingegen der Soko niemals zu den Menschen in feindseliger Absicht geht. Die Manyuema sagen: „Soko ist ein Mensch, nichts Böses ist in ihm."

Sokos leben in Trupps von etwa zehn, jeder mit seinem Weibchen; Einbrecher von einem anderen Stamme, werden mit Fäusten und lautem Geschrei zurückgetrieben. Versucht ein Soko das Weibchen eines andern zu entführen, so wird er auf den Boden geworfen, worauf alle ihm gemeinsam eine gehörige Tracht Prügel versetzen. Ein männlicher Soko trägt zuweilen sein Junges, namentlich wenn sie auf ihren Wanderungen über grasbewachsene Abschnitte gehen müssen, sind diese passirt, so gibt er es der Mutter zurück.

Etwas später fing ein Araber ein junges Weibchen, dessen Mutter getödtet worden war und gab es Livingstone, der folgende Beschreibung desselben giebt: — Sie ist erst zehn Zoll hoch, ist auf dem ganzen Körper mit dichten, langen, schwarzen Haaren bedeckt, welches so lange hübsch war, als die Kleine unter Obhut ihrer Mutter gewesen ist. Sie ist das allerunschuldigste Geschöpf aller Affenarten, die ich beobachtet habe und scheint zu wissen, daß sie in mir einen Freund hat und sitzt friedlich neben mir auf der Matte. Beim Laufen bemerkt man wohl, daß sie nicht auf

die Ballen ihrer Hände tritt, sondern auf die Rückseite des zweiten Knochengliedes der Hände; indem sie sich so bewegt, berühren die Nägel den Boden nicht, ebenso wenig wie die Knöchel; sie benutzt ihre Arme somit mehr als Krücken; zuweilen wird eine Hand vor der andern niedergelegt und wechselt ab mit dem Fuße, oder aber sie läuft nur auf den Hinterbeinen und hält jedem die Hand entgegen, um sie zu führen.

Wird ihre Einladung abgelehnt, so schlägt sie ihr Gesicht nieder und schneidet Grimassen, mit einem dem menschlichen täuschend ähnlichem bitteren Weinen. Zuweilen streckt sie aber auch noch die zweite Hand oder gar den Fuß aus, um ihre Bitte dadurch noch rührender zu machen. Sie sammelt Gras und Blätter, um sich daraus ein Lager zu bereiten und zankt mit Jedem, der sie bei der Arbeit stören will. Es ist ein außerordentlich freundliches, liebes Thierchen, schmiegte sich gleich an mich heran, machte ihren Willkommengruß, beroch meine Kleider und hielt ihre Hand zum Dreinschlagen aus. Sie frißt alles, bedeckt sich, ehe sie einschläft, mit einer Matte und bereitet sich ein Nestchen von Gras und Blättern, auch wischt sie ihr Gesichtchen mit einem Blatte ab.

Schreckliche Brutalität.

Die Ankunft von zehn mit Vorräthen für Livingstone beladenen Männern ermöglichten ihm, nach dem Lualaba vorzudringen; er war jedoch außer Stande, so viele Mühe er sich auch gab, ein Boot zu erlangen, mit welchem er hätte den Fluß hinunterfahren können. Dazu weigerten sich seine Männer entschieden, mit ihm an das jenseitige Ufer überzusetzen. Während er am Ufer des Lualaba still sitzen mußte, beobachtete er, was für ein gewaltiger Strom es war; seine Breite war mindestens dreitausend Yard und dabei war er sehr tief. Zu dieser Zeit war er ein unfreiwilliger Zeuge einer Scene, die so entsetzlicher Natur war, daß ihm ein fernerer Verkehr mit den Arabern unmöglich geworden war, weßhalb er sich entschloß, sofort nach Ujiji zurückzukehren.

Beinahe vom Tage an, als die arabischen Horden die Gegend betraten, waren kleine Reibereien an der Tagesordnung, die immer größere Dimensionen annahmen und mörderischer Natur wurden. Zu der Zeit, als die oben erwähnte Scene vorfiel, befand sich Livingstone bei Dugumbe, der eine große Menge Elfenbeinjäger bei sich führte.

Dugumbe's Leute schienen mit den Eingeborenen auf ziemlich gutem Fuße zu stehen, bis sie eines Tages im Lager sehr entrüstet thaten, weil Kimburu und verschiedene andere kleinere Häuptlinge das Blut der Freundschaft mit einem Sklaven Namens Manilla getrunken hatten. Das folgende erzählen wir in Livingstone's eigenen Worten.

„Das Knattern von Gewehren jenseits des Lualaba belehrte mich, daß Dugumbe's Leute die Folglinge von Kimburu und Anderen ermordeten,

Araber zerstören Dörfer und ermorden Eingeborene.

welche mit Manilla Blut getrunken hatten. „Manilla ist ein Sklave," sagten sie, „wie darf er es wagen, Blut mit Männern zu trinken, die sich nie mit freien Männern, wie wir sind, befreunden sollten." Dies ist die Beschwerde, welche sie haben. Kimburu gab Manilla drei Sklaven, wofür er als Zeichen der Freundschaft zehn Dörfer plündern durfte; er machte dem Dugumbe den Vorschlag, ihm neun Sklaven für dieselbe Operation zu geben, aber Dugumbe's Leute zerstörten seine Dörfer, erschossen und fingen seine Leute, um Manilla zu züchtigen; mit einem Worte, um den Leuten zu beweisen, daß sie allein die Leute sind, mit denen verhandelt werden kann. „Schließt Freundschaft mit uns, aber nicht mit Manilla oder irgend jemand Anderem", das ist es, was sie wollen.

Ungefähr 1500 Leute kamen zum Markte, obgleich mehrere Dörfer, von denen sie gewöhnlich hierher zum Einkaufen kamen, heute in Flammen standen, und wurden noch alle paar Minuten einige Schüsse auf die Flüchtlinge abgefeuert.

Eine von panischem Schrecken erfaßte Menschenmasse.

Es war ein heißer, schwüler Tag, als ich zum Markte kam und dort Adie und Manilla, sowie drei von den Leuten, die von Dugumbe gekommen, erblickte. Ich war überrascht, daß diese Männer Gewehre trugen und wollte denselben gerade Vorwürfe machen, als ich dachte, die Leute hätten es aus Unwissenheit gethan. So ging ich denn, da es sehr heiß war, nach Hause, als ich bemerkte, wie einer von den Leuten einem Huhne nachlief und es ergriff. Noch war ich nicht dreißig Schritte entfernt, als ich zwei Schüsse hörte, die in den dichten Menschenknäuel hineingefeuert waren. Die Schlächterei hatte begonnen und die Volksmassen stoben links und rechts auseinander. Zur selben Zeit, als die drei Dugumbe-Männer Feuer auf die am Markte Versammelten gaben, hörte man Salven von dem Wasser her, welche auf die erschrockenen Weiber abgegeben wurden, welch' letztere nach ihren Kanoes flüchteten. Nun drängten sich 50 oder mehr nach dem Wasser, wo die Kanoes lagen. Der Platz war jedoch zu schmal, dazu waren die Ruder verloren gegangen. Man sah eine Menge Köpfe im Flusse, ein Beweis, daß viele Leute den Fluß zu durchschwimmen versuchten, um zu einer etwa eine Meile entfernten Insel zu gelangen, da aber eine starke Strömung durch den Fluß ging, so war das Schicksal der meisten im Wasser schwimmenden Leute besiegelt. Schuß auf Schuß wurde auf die Unglücklichen abgefeuert. Einige Köpfe verschwanden bald; andere streckten wiederholt die Arme in die Höhe, als ob sie den großen Vater im Himmel um Beistand anflehen wollten, dann sanken sie unter. Ein Kanoe nahm so viele auf, als es tragen konnte, alle ruderten mit Händen und Armen, die in Eile ausgesandten Kanoes retteten sinkende Freunde, bis alle übrigen untersanken und verschwanden.

Ein Mann in langem Kanoe hatte offenbar den Kopf verloren. Sein Fahrzeug hätte 40—50 Mann bergen können, er war im Strom, ehe die Metzelei begann und trieb sich jetzt auf dem Flusse herum, ohne sich nach den Ertrinkenden umzusehen.

Nach und nach verschwanden alle Köpfe; die meisten waren ertrunken und nur wenige hatten sich von der Strömung nach der Sandbank treiben lassen und waren dadurch gerettet worden. Dugumbe schickte Leute in den am Ufer liegenden verlassenen Kanoes nach der Unglücksstätte, wodurch einundzwanzig der Unglücklichen gerettet wurden; eine Frau wollte sich jedoch nicht ins Boot ziehen lassen, da sie fürchtete, man werde sie dann als Sklavin wegschleppen; sie zog deßhalb vor, ihr Glück mit Schwimmen zu versuchen. In dieser Kunst haben die Wagenya-Frauen es überhaupt weit gebracht, da sie gewöhnt sind, beim Austernfange viel unterzutauchen.

Nach der eigenen Schätzung der Araber sind an diesem entsetzlichen Tage dreihundert und fünfzig bis vierhundert Personen um's Leben gekommen. Die arabischen Schützen waren so gleichgiltig beim Abfeuern ihrer Gewehre, daß sie zwei ihrer eigenen Landsleute tödteten, während einer ihrer Folglinge, der ein Kanoe bestiegen hatte, um zu plündern, in's Wasser fiel und ertrank.

Schmachvolle Grausamkeit und Zerstörungswuth.

In der ersten Aufregung war ich gewillt, den Mördern mit dem Revolver zu Leibe zu gehen, wogegen Dugumbe energisch Einspruch erhob; ich sah denn auch später wohl ein, daß es so besser war. Zwei infame Araber versicherten, das Schießen sei von den Engländern ausgegangen, worauf ich die Lügner scharf zur Rede stellte. Da sie keinerlei Beweise für ihre falsche Beschuldigung bringen könnten, so schlichen sie einigermaßen beschämt von dannen.

Ich stellte nun Dugumbe vor, er müsse die Mörder greifen und auf dem Marktplatze öffentlich hängen lassen, als Protest gegen die entsetzliche Blutthat von Manyuema. Seine Antwort war charakterstisch genug: Wäre die Schlächterei durch Manilla's Leute vollführt worden, würde er meinem Vorschlage beistimmen, da sie jedoch von Tagamoio's Leute begangen worden sei, so könne er nichts thun.

Der Massenmord war um so grausamer, als es noch bei den Wilden stets Sitte ist, Frauen, die zum Markte gehen, unbelästigt ziehen zu lassen; selbst wenn zwei Stämme im Kriegszustande unter einander sind, können die Frauen doch ruhig zum Markte gehen, werden auch niemals bei solchen Gelegenheiten durch die feindlichen Krieger ausgeplündert.

Die moslemitischen Neger stehen in Beziehung auf das Gefühl von Recht und Gesetz auf weit niederer Stufe, als die Manyuema. Unter

Hassan's Befehl wurde die entsetzliche Schandthat begangen, das ganze Dorf niederzubrennen und auszuplündern. Dugumbe versprach, Leute hinüberzusenden, welche weitere Plünderung und Mord verhindern sollten, diese Leute blieben über Nacht zwischen den Ruinen, thaten sich die ganze Zeit gütlich mit Geflügel und Ziegenfleisch, um folgenden Tags das Vernichtungswerk fortzusetzen, dem nicht weniger als siebenundzwanzig Dörfer zum Opfer fielen.

Beim Ansehen der Schreckensscene am Marktplatze fand ich es ähnlich wie Gehenna, jedoch ohne das Feuer und Schwefel. Die Hitze war jedoch unerträglich, dabei die Feuerwaffen, welche ihre eisernen Kugeln gegen die Flüchtenden ausspieen, fürwahr keine schlechte Darstellung des ewigen Feuers in der grundlosen Tiefe.

Mir brachte der entsetzliche Anblick dieser Mordscene ein schweres Kopfweh ein, das gefährlich hätte werden können, wenn ich nicht durch einen mächtigen Blutauswurf erleichtert worden wäre; zwei Tage mußte ich zu Bett liegen; das Blutbad hatte mich mit unbeschreiblichem Schrecken und Schaudern erfüllt.

Zu Fuß nach Ujiji.

Aus der vorstehenden Beschreibung der entsetzlichen Blutthat wird der Leser leicht errathen, wie begierig Livingstone sein mußte, diesem Orte des Raubes und der Zerstörung so bald als möglich den Rücken zu kehren.

Er packte deßhalb seine geringe Habe zusammen und machte sich zu Fuße auf den Marsch nach Ujiji. Die Araber versuchten ihre Reue dadurch zu bethätigen, daß sie ihm anboten, von ihren Vorräthen sich Alles auszuwählen, was er wünsche; er nahm jedoch nur etwas Schießpulver, weil ihm dies vollständig fehlte.

Abermals vom Fieber gepackt, wodurch ihm jeder Schritt vorwärts Schmerzen verursachte, ging es vorwärts Meilen hindurch längs verbrannter Dörfer, bis er endlich auf einen Trupp Manyuemas stieß, die nicht näher kommen wollten, aber eine drohende Haltung annahmen und versuchten, diejenigen tödten zu wollen, die Wasser holen möchten.

Am 8. August versuchte unser Held nach durchwachter Nacht, zu einer Unterredung mit den Leuten zu gelangen, weil sonst jeden Augenblick offene Feindseligkeiten ausbrechen konnten. Man wollte jedoch nichts davon wissen, wies seinen Boten zurück, und als er nach Passirung eines Waldes in offenes Terrain kam, fand er, daß Bäume in den Weg gelegt waren, um ihm den Weitermarsch zu versperren. Obschon jeden Augenblick gewärtig, von Wurfspeeren durchbohrt zu werden, kletterte Livingstone doch über die Barriere, und war erstaunt, dabei keinen Widerstand zu finden. Als er nun langsam vorwärts rückte, wobei er seine Begleiter vorausgehen ließ, die sich bei dieser Gelegenheit wirklich brav hielten, bemerkte er

in einem nahe am Wege gelegenen Walde eine dunkle Gestalt, und unmittelbar nachher sauste ein Speer hart an Livingstone's Rücken vorbei. Er wandte sich um und sah zwei Wilde am Ausgange des Waldes stehen, nicht zehn Yards von ihm entfernt, die aber wie der Blitz im Dunkel des Waldes verschwunden waren.

Nur zwölf Zoll weiter und er wäre von einem Speer durchbohrt worden.

Einige Minuten gingen sie unbelästigt weiter, als plötzlich wieder ein Speer auf Livingstone geschleudert wurde, der kaum einen Fuß breit neben ihm vorbeisauste. Die rothe Jacke, welche er trug, hatte seine Angreifer glauben machen, er sei Mohammed Mogharib, einer der Sklavenjäger. Es zeigte sich nun auch bald, daß keiner seiner Leute durch Speerwürfe angegriffen worden, sie vielmehr alle gegen ihn geworfen wurden. Er befahl einem seiner Leute, einen Gewehrschuß in das Gebüsch zu feuern; das erste Mal, wie er in seinem Tagebuche schreibt, daß er genöthigt war, zu seiner eigenen Vertheidigung Waffengewalt anzuwenden. Hierauf wurde der Marsch ruhig fortgesetzt, wobei der edle Menschenfreund eine große Genugthuung dabei empfand, daß kein Schmerzensschrei aus dem Walde ertönte, voraussichtlich, also Niemand durch die Gewehrsalve getroffen worden war. Er gelangte nun an eine Lichtung des Waldes, wo ein riesiger Baum stand, dessen Höhe dadurch noch imposanter erschien, daß er auf einem zwanzig Fuß hohen Hügel stand. Unter diesem Baume war an der Wurzel Feuer angelegt und gerade als er nahe kam, fiel der Baum mit einem Krach um. Das Feuer hatte seine Schuldigkeit gethan, die schwere Masse sauste gerade neben ihm zur Erde, sodaß er zur Seite springen mußte. „Dreimal in einem Tage," schreibt er in seinem Tagebuche, „bin ich aus unmittelbarer Todesgefahr errettet worden." Seine Gefährten umringten ihn und versicherten diese dritte Bewahrung sei ein gutes Omen und riefen dann aus: „Friede! Friede! Du wirst Dein Werk doch trotz dieser Feinde und trotz aller sonstigen Hindernisse vollenden!"

Die Angriffe des Feindes dauerten noch fünf lange weitere Stunden, worauf Livingstone's kleines Häuflein unversehrt eine Gruppe von Dörfern erreichte, deren Häuptling Muanampanda sie freundlich empfing. Nachdem er erfahren, was vorgefallen war, erbot er sich, seine Leute zusammenzurufen, und gegen die Angreifer zu Felde zu ziehen, um sie gebührend zu züchtigen. Getreu seinem edlen Charakter erklärte Livingstone, er wünsche keine Rache für einen Angriff, der durch Irrthum entstanden sei. Grimmig lächelnd willigte der Häuptling ein, von der Verfolgung abzusehen, obschon ihm Livingstone's Handlungsweise urkomisch erschien.

In diesen Dörfern erhielt Livingstone unanfechtbare Beweise für die entsetzliche Thatsache, daß die Manyuema Menschenfresser sind, welche die

im Kampfe getödteten Feinde verspeisen und zwar nicht aus Mangel von anderer Fleischnahrung, sondern weil sie ihre Tapferkeit dadurch stärken wollen. Man sagt, daß sie den Leichnam des zu Verspeisenden zwei Tage lang im Walde vergraben, ihn dann wieder ausgraben und kochen. Es freut uns hinzufügen zu können, daß die Eingeborenen sich dieser entsetzlichen Gewohnheit zu schämen scheinen und nicht gerne sehen, daß Fremde bei diesen eigenthümlichen Mahlzeiten Zutritt erlangen.

Von Muanampanda ging Livingstone westwärts, und zwar in sehr kleinen Etappen, da ihn sein altes Leiden, das Fieber, wieder schwer heimsuchte, sodaß auch die Eintragungen in sein Tagebuch während dieser Tage wiederum sehr dürftig sind. Unterm 23. September schreibt er: „Ich wurde während dieses Marsches von Nyangwe zurück nach Ujiji schwer vom Fieber geplagt und glaubte kurz vor Ende der Reise, ich würde Ujiji nicht lebend erreichen. Jeder Schritt verursachte mir Schmerzen, der Appetit schwand, während die körperlichen Leiden auch meine Gemüthsstimmung ungünstig beeinflußten. Alle Händler waren mit guten Resultaten zurückgekehrt, ich allein war nicht erfolgreich gewesen, habe dabei Verdruß und Kummer und Widerwärtigkeiten aller Art erfahren, und zwar alles dies zu einer Zeit, wo das Ziel meiner Bestrebungen schon in Sicht lag."

Ein anderes Mißgeschick.

Kaum eine Woche später kann er schon in seinem Tagebuche seine dritte Ankunft an den Ufern des Tanganyika Sees mittheilen, und zwar ganz in der Nähe, wo der Logumba, der in dem Kalogo Gebirge entspringt, in den See einmündet. Er glaubte Anfangs, daß dieser Strom den Abfluß des Tanganyika Sees bilde. Donnerähnliche Schläge hörte man von einem Orte, der nicht weniger als zwölf Tagereisen vom See entfernt ist, welche dem Kalogo zugeschrieben werden, und schien es beinahe, als ob der Fluß unterirdische Höhlen hätte, in welche das Wasser hinabstürzt; die Gegend senkt sich nach dieser Richtung; doch war Livingstone zu leidend, um den Lauf des Flusses (d. h. des Logumba) genauer zu erforschen.

Am 9. October langte der erschöpfte, beinahe sterbende Held bei dem Vorgebirge von Kasenge an, landete an der Ostküste des Sees und kam am 23. October in Ujiji an, ganz einem Skelett ähnlich, wie er in seinem Tagebuche schreibt,

Die Araber begrüßten ihn herzlich, sie hatten schon geglaubt, er sei todt; als er nun den Markt mit allen Arten von Lebensmitteln überfüllt sah, lebte er in der Hoffnung, durch gute Nahrung und Pflege sich bald wieder restauriren zu können. Am selben Abend wurde ihm jedoch berichtet, daß die Waaren, die er unter der Obhut eines Arabers, Namens Shereef, zu-

rückgelassen, von diesem zu einem nominellen Preise verkauft worden seien. Wie die Araber ihm sagten, hätten sie protestirt, aber der Idiot habe nicht auf ihre Rathschläge hören wollen.

„Das ist ja schrecklich!" rief Livingstone aus, da ihm dadurch alle Hoffnung, frische Expeditionen zu unternehmen, abgeschnitten war. Er schreibt hierüber:

„Ich hatte, weil ich nicht genügend Leute in Ujiji anwerben konnte, mich entschlossen zu warten, bis wieder neue Leute von der Küste ankommen würden, daß ich aber als Bettler warten mußte, hatte ich mir niemals träumen lassen."

Der elende Shereef kam sogar ganz unverfroren zu Livingstone, um ihm die Hand zu drücken; als dies der edle Dulder ablehnte, nahm er die Miene eines unschuldig Beleidigten an und sagte beim Fortgehen: „Ich will für Sie beten."

Der Umstand, daß Stanley Ujiji erreichen konnte, ohne daß Livingstone und dessen Gefolge davon irgend etwas vorher gehört hatten, beweist, wie schwierig es in Afrika ist, Nachrichten über Ereignisse zu erhalten, die sich selbst in der nächsten Umgebung zugetragen haben. In Europa und Nordamerika würde eine Reisegesellschaft von mehreren hundert Personen hunderte Meilen vor ihrer Ankunft signalisirt werden; bricht ein Expedition von dem einen Ende des Erdtheils auf, so weiß man es sofort an der entgegengesetzten Grenze desselben. Die Zeitungen würden tägliche Berichte darüber bringen, Zeichnungen der Gegenden aufweisen, welche sie durchstreift und wo sie sich am nämlichen Tage befindet. Ganz anders in Afrika.

Zweihundert zwei und achtzig Tage dauerte die Reise Stanley's von Zanzibar nach Ujiji am Tanganyika-See, an dessen Küste wie er wußte, der große Entdecker weilte. Keinerlei Nachrichten liefen über ihn ein, kein Bote brachte Briefe, kein Telegramm langte bei dem einsamen, der Verzweiflung nahe gebrachten Helden an, da! — plötzlich und unerwartet, aber mit einer Freude, die dem Morgen glich, stand der große amerikanische Held dem berühmten Manne gegenüber, den er mit unvergleichlicher Ausdauer und Geschick aufgesucht hatte.

Dies ist eine geschichtliche That. Im nächsten Kapitel werden wir Stanley's Reise schildern und sehen, welche Fahrnisse er auf seiner Tour durchzumachen hatte. Weiter werden wir erfahren, welche wundervolle Hülfe dem englischen Forscher durch die höchst gelegene Ankunft des großen Amerikaners geleistet wurde. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß, wenn die Hülfe nicht so zeitig gekommen, wie es glücklicher Weise der Fall war, Livingstone in Bälde sein Leben ausgehaucht haben würde und zwar an den Ufern des Sees, den zu erreichen er so lange und heldenmüthig gekämpft und gearbeitet hatte.

Kapitel XII.

Stanley eilt Livingstone zu Hülfe.

Livingstone's Spur bis Ujiji verfolgt. — Hülfsexpedition in England arrangirt. — Gerücht von Livingstone's Tod und darob tiefe Trauer in England. — Sir Roderick Murchison glaubt nicht daran. — Mr. Young wird von England zur Aufsuchung Livingstone's ausgesandt. — Der kleine Stahlkreuzer. — Hört von einem weißen Mann. — Spuren von Livingstone. — Eingeborene, die Livingstone nach der ihnen gezeigten Photographie wiedererkennen. — Ermuthigende Nachrichten. — Eine zweite Aufsuchungsexpedition. Geld reichlich dafür gezeichnet. — Leute für das Unternehmen ausgewählt. — Stanley kommt allen zuvor. — Stanley unterwegs. — Führer, Träger und Esel. — Musikbande und lustige Lieder. - Eingeborene tragen schwere Lasten auf dem Haupte. — Gefahren und Schwierigkeiten der Reise. — Eigenschaften, die ein Entdecker unbedingt haben muß. — Wilde Thiere. — Das furchtbare Rhinoceros. — Aufregende Jagd. — Eine ungeheure Gazelle. — Kampf zwischen Elephant und Rhinoceros. — Knappes Entkommen von Mr. Oswald. — Auf Lebenszeit mit Narben gezeichnet. — Stanley's Widerwärtigkeiten. — Ein Deserteur zu fünfzig Peitschenhieben verurtheilt. — Die Eselspeitsche. — Tochter eines elenden Königs. — Drängt die Karavane zum Avanciren. — Schickt einen kranken Mann zurück. — Erschreckt einen arabischen Sheik. — Durch Flüsse und Moräste. — Halb in einem Sumpfe begraben. — Jagd auf einen Deserteur. — Wird wieder eingebracht. — Vierundzwanzig Peitschenhiebe und dann in Eisen gelegt. — Der Häscher belohnt. — Korallen und Perlen für eingeborene Frauen.

Wir haben bereits gesehen, wie Livingstone im Jahre 1866 eine Zeitlang bei einem gewissen Babisa-Häuptlinge verweilt hatte, bis derselbe wiederhergestellt war. Damals verließ Musa und die anderen Begleiter den Doktor und eilten zur Seeküste zurück, wo sie das Gerücht verbreiteten, Livingstone sei durch den blutdürstigen Stamm der Mazitus meuchlings ermordet worden.

Daß dies Gerücht unbegründet war, wissen wir, da wir dem Doktor bereits bis nach Ujiji gefolgt sind; die Behörden in Zanzibar wußten es aber nicht, zumal Musa ganz detaillirte Einzelheiten zu erzählen wußte, sodaß der englische Resident in Zanzibar die Nachricht an das englische Ministerium telegraphirte. Die Folge dieser Gerüchte war, daß sich in England unverzüglich Vereine bildeten, welche die Ausrüstung von Expeditionen, welche den großen Forscher aufsuchen sollten, in die Hand nahmen. Dieselben kamen jedoch sämmtlich zu spät, da ihnen der „New Yorker Herald" durch die Entsendung von Stanley zuvorgekommen war.

Begreiflicherweise erregte die Nachricht von Livingstone's Ermordung die tiefste Trauer durch ganz England. Die Erzählung war dermaßen detaillirt, daß seine Freunde und Verehrer wie auch das Publikum im Allgemeinen das schlimmste fürchteten.

Es gab aber auch noch Leute, welche dem Gerüchte keinen Glauben schenkten. Zu diesen zählte auch der berühmte Sir Roderick Murchison, Präsident der britischen geographischen Gesellschaft. Alle waren aber darin einig, daß sofort eine Expedition ausgerüstet werden müsse, um den verschollenen Entdecker aufzusuchen, obschon Viele glaubten, das Unternehmen würde erfolglos bleiben und vielleicht unglückliche Folgen haben.

Nach einigen Monaten erreichten jedoch Murchison und seine Freunde, daß die Expedition zu Stande kam. Ein früherer Gefährte des Forschers, Edward D. Young, wurde zum Führer derselben bestimmt, wie bereits oben erwähnt wurde. Von Kapstadt aus wurde die Expedition durch ein englisches Kriegsschiff nach der Mündung des Sambesi-Flusses transportirt, von wo sie auf einem eigens dazu erbauten Stahlkreuzer, der „Search" genannt wurde, den reißenden Fluß hinauffuhr.

Nach einigen Abenteuern und einem Besuche in den portugiesischen Ansiedelungen (deren Chef übrigens die Nachricht von Livingstone's Ermordung bestätigte, was Young trotzdem nicht glauben wollte), fuhr der Dampfer in den Shire-Fluß, wo die Engländer durch Eingeborene angegriffen wurden, da sie von denselben für Portugiesen angesehen wurden. Als die Wilden über ihren Irrthum genügend aufgeklärt waren, bereiteten sie der Expedition eine gastfreie Aufnahme.

Als der Dampfer weiter den Fluß hinauffuhr, erkannten die Eingeborenen die Engländer als alte Freunde, da Livingstone noch in gutem Angedenken stand. Der Häuptling von Mankokwi bewillkommnete die Expedition, wodurch zwar vielfach Aufenthalt entstand, der jedoch durch den Werth des freundlichen Empfanges mehr als aufgewogen wurde.

Young hört von einem weißen Manne.

Nach einiger Zeit wurden die Wasserfälle, die von uns im ersten Theile beschrieben sind, passirt. Man war fast dem See Nyassa nahe und alle Information, die Young und seinen Begleitern im Laufe der Reise zugegangen, ließen sie erwarten, daß sie Livingstone auf der Spur waren. Nirgends stießen sie auf feindliche Kundgebungen, sodaß die „Search" ihre Reise unbehindert fortsetzen konnte.

Endlich wurde Mitte September der See erreicht, sodaß nunmehr die wichtige Frage entschieden werden mußte, welchen anderen Weg jetzt die Expedition zu Erreichung ihres Zieles einschlagen sollte. Man erzählte Young zwar: ein weißer Mann sei in nordwestlicher Richtung weiter gereist, doch war das bereits lange her, sodaß Young und seine Gefährten mehr im Dunklen tappten.

Endlich kam ein Eingeborener, der gute Nachricht brachte, er versicherte, er liebe die Engländer, die kürzlich mit Weißen durch sein Dorf gezogen seien, dort Geschenke zurückgelassen und dann weitergezogen seien. Fragen,

wie der weiße Mann ausgesehen, als er wieder abgereist sei, wurden dermaßen befriedigend beantwortet, daß Young nunmehr die Ueberzeugung bekam, daß Livingstone nicht ermordet und er (Young) auf dem richtigen Wege ihn zu finden sei.

Als sie weiter am See aufwärts reisten, fanden die untrüglichen guten Nachrichten mehr und mehr Bestätigung. Es wurde mit Bestimmtheit ermittelt, daß der berühmte Reisende während des vergangenen Winters längere Zeit in einem kleinen Dorfe am Ufer des See's gewohnt und bei den Eingeborenen das beste Andenken zurückgelassen hatte. Young und seine Begleiter wurden auf's freundlichste aufgenommen und ihnen genau die Richtung bezeichnet, welche Livingstone bei seiner Abreise von ihnen eingeschlagen hatte. Man beschrieb ihm Livingstone's Aeußeres auf das genaueste und hatte einen Knopf an seiner Mütze speziell bemerkt, wie denn überhaupt andere Theile seiner Kleidung wahrheitsgetreu und deutlich von ihnen beschrieben wurden.

Den Mitgliedern der Expedition konnte es nunmehr nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie „warme" Spuren von dem Entdecker gefunden. Sie erfuhren auch noch, daß der Doctor mit seinem Sextant Beobachtungen der Sonne angestellt hatte; die von Livingstone dabei beobachtete Methode wurde durch Stöcke illustrirt, auch wurde die Zahl seiner Begleiter, seine Fußbekleidung (Stiefel aus Fellen) und sein Hund beschrieben.

Der Entdecker wird an seiner Photographie erkannt.

Die Reise wurde dann unverzüglich fortgesetzt, wobei Young den See kreuzte und nach Chivola übersetzte, woselbst weitere Spuren von Livingstone sowie Kleinigkeiten, die er zurückgelassen, entdeckt wurden. Die Einwohner gaben verschiedene Details über den Besuch des weißen Mannes, dessen Andenken bei den Leuten hoch in Ehren gehalten wurde.

Um die Gewißheit, daß es wirklich Livingstone gewesen sei, der das Dorf besucht habe, noch zu verstärken, zeigte Young dem Häuptling des Dorfes eine Menge von photographischen Bildern, davon eines den großen Forscher darstellend. Der Häuptling bezeichnete sofort das richtige Bild, bemerkte jedoch, daß die Kleidung eine andere gewesen sei, was natürlich stimmte. Diese Probe wurde mit Recht als durchschlagender Beweis betrachtet, obschon später noch ein Gebetbuch, Rasirmesser und andere Kleinigkeiten von den Eingeborenen produzirt wurden.

Young setzte nunmehr, mit diesen Beweismitteln ausgerüstet, seinen Marsch fort, wobei er auch wieder auf verschiedene Sachen stieß, die Livingstone bei seinem Durchzuge zurückgelassen hatte. Die Regenzeit war jedoch längst vorbei, und weitere Nachrichten, wohin der Reisende sich gewendet, nachdem er südwestwärts abgegangen war, konnten nicht er-

langt werden. Young setzte seinen Marsch fort, und wenn es ihm gleich nicht glückte Livingstone zu finden, so hatte er doch überwältigende Beweise dafür, daß Livingstone nicht in der von Musa so genial erfundenen Weise ums Leben gekommen sein konnte. Ein Dorfhäuptling theilte Young mit, er kenne Livingstone ganz gut, was auch nur natürlich war, da ihn der Doctor wochenlang in ärztlicher Behandlung gehabt hatte. Er versicherte Young, der weiße Mann sei quer durch die Moräste weitergegangen. Nach dieser Zeit war er von Musa und den Johanna-Leuten verlassen worden, die darnach ihren Weg zur Meeresküste einschlugen.

Stanley auf dem Marsche.

Der Häuptling erklärte, wie es im höchsten Grade unwahrscheinlich sei, daß der Doktor überhaupt ermordet worden sei; daß er nicht in der Weise getödtet sein konnte, wie Musa geschildert, war schon früher festgestellt. Unter diesen Umständen mußten Young und seine Leute zu der Ueberzeugung kommen, daß Livingstone noch lebe, aber unglücklicherweise außer ihrem Bereiche war, da er durch Gegenden gereist war, welche seitdem durch kriegerische Banden entvölkert und die Häuser niedergebrannt waren.

Der Babisa Häuptling widerrieth Young auf das dringendste, der Spur Livingstone's weiter zu folgen, weshalb denn auch die „Search"

zur Küste zurückdampfte, und dann die civilisirte Welt durch die Nachricht einigermaßen beruhigt wurde, daß Livingstone zwar nicht todt, aber zur Zeit nicht erreichbar sei.

Eine andere Aufsuchungs-Expedition.

Obschon die von Young heimgebrachten Informationen eine Zeitlang die Sorge des englischen Volkes um Livingstone's Schicksal zerstreuten, so hörte man doch seit Mai 1869 nichts mehr von ihm. Als 1870 Roderick Murchison in der geographischen Gesellschaft einen Vortrag hielt, gab er erneut seiner Zuversicht Ausdruck, daß der Doktor noch lebe. Die letzten Nachrichten von ihm datirten von Ujiji am Tanganyika See, wo er auf Sendung neuer Vorräthe wartete. Sir Samuel Baker hoffte ihn aufzusuchen, doch lag diese Hoffnung wegen geographischer Schwierigkeiten noch in weitem Felde.

Sir Bartle Frere schlug dann vor, eine Expedition zur Aufsuchung des Forschers zu entsenden. Geld strömte massenhaft für den Zweck zusammen, worauf die geographische Gesellschaft das Unternehmen in die Hand nahm. Die Lieutenants Dawson und Henn erhielten die Führung des Zuges unter Vierhundert, die sich um die Ehre beworben hatten. Auch Oswald Livingstone schloß sich der Expedition an. Doch war bereits ein Rivale unterwegs, dessen Sendung anfänglich nur wenig bekannt geworden war. Dieser große Rivale war Henry M. Stanley, der in Indien weilte und von Bennett beauftragt war, von dort einen Abstecher nach Zanzibar zu machen und Livingstone zu finden!

Stanley folgte dem Befehl seines Herrn und kam im Januar 1870 in Zanzibar an, welche Insel er weit schöner fand als er vermuthet hatte. Sehr bald führte er sich bei Dr. Kirk ein und schritt dann unverzüglich dazu, die nöthigen Vorbereitungen für sein großes Unternehmen zu treffen. Die größte Schwierigkeit bestand für ihn darin, sich darüber zu orientiren, wieviel Nahrungsmittel er für die hundert Mann, die er zu seiner Begleitung engagirt hatte, benöthigen würde.

In Jerusalem hatte er einen arabischen Christenknaben engagirt, der als Dolmetscher fungiren sollte, außerdem hatte er zwei Steuermänner von Kauffahrteischiffen, mit Namen Farquhar und Shaw, engagirt, welch' letztere sich mit der Construction von Zelten, sowie dem Ankaufe von zwei Booten, Sätteln und anderen Bedürfnissen der Expedition nützlich machten, im Uebrigen jedoch ungeschickte Landreisende waren, wie sich später zeigte. Weiter engagirte er den durch diese Expedition berühmt gewordenen Bombay, einer von Speke's Getreuen, und fünf von Grant's Begleitern, Uledi, Grant's Diener, und den blauköpfigen Mabruki, der zwar inzwischen eine Hand verloren hatte, sich aber trotzdem sehr nützlich zu machen wußte. Diese waren die einzigen, welche von früheren Expeditionen

Träger, der einen Karren auf dem Kopfe trägt.

noch in Zanzibar lebten, die Uebrigen waren entweder todt oder verzogen. Die Medaillen, welche ihnen für Entdeckung der Nilquellen verliehen waren, trugen alle mit Stolz zur Schau.

Am 4. Februar 1871 war die Expedition zur Abreise fertig und wurde am 5ten in vier Booten nach Bagamoyo auf dem Festlande Afrikas übergesetzt. Hier wurde sie vier Wochen festgehalten, während inzwischen der kühne Führer die Schwindler Ali Ben Salim und andere Araber zwang, ihm die hundertundvierzig Gepäckträger zu stellen, wozu sie sich ihm in Zanzibar verpflichtet hatten.

Das Gepäck wurde hier anders vertheilt, die Zelte verbessert und andere nöthige Veränderungen getroffen.

Er stieß hier auf eine Karawane, welche durch den englischen Consul schon vor mehr als drei Monaten zur Aufsuchung von Livingstone ausgeschickt war, welche aber die ganze lange Zeit müßig hier gelagert hatte, da ihr Führer vorgab, die nöthigen Träger nicht haben auftreiben zu können.

Musik und heitere Gesänge.

Das Klima in Bagamoyo ist bedeutend gesünder als das von Zanzibar. In der Nachbarschaft befindet sich eine französische Jesuitenmissionsniederlassung von zehn Priestern und ebensovielen Schwestern, die mit großem Erfolge Schulen für die Eingeborenen leiteten, welche von mehr als zweihundert Knaben und Mädchen besucht wurden. Die Priester bewirtheten Stanley mit ausgezeichnetem Champagner und Rothwein, während einige der Schüler, welche auch Blasinstrumente führten, ihn durch Instrumental-Musik und Gesänge erheiterten.

Er theilte die Expedition in fünf Karawanen ein, von welchen die erste am 18. Februar abreiste, während die letzte erst im März folgen konnte. Im Ganzen zählte die Expedition zweihundert und drei Köpfe, außer Stanley selbst, den beiden Adjutanten, sowie dreiundzwanzig Soldaten, vier Chefs und hundert und drei und fünfzig Trägern und vier Zahlmeistern.

Die größtmöglichste Sorgfalt war auf die Ausrüstung verwendet worden, und nichts was nöthig war wurde gespart. Bombay zeigte sich als ehrlich und zuverlässig, während Feraji und Mabruki sich als treue, fähige Männer erwiesen, wie der letztere u. A. dadurch bewies, daß er, als ein Karren sich festgefahren hatte, ihn kurz entschlossen in die Höhe hob und später auf festen Boden wieder hinsetzte. Die Leichtigkeit, mit welcher die Neger schwere Lasten auf dem Kopfe tragen, wird von Stanley rühmend hervorgehoben. Einmal hatte er auf Shaw, der eine Karawane mit Vorräthen leitete, zu warten. Da der Proviant knapp geworden und Shaw's Zug im Rückstande war, so sandte ihm Stanley einen Boten mit dem Auftrage, so rasch als möglich zu eilen, da die Expedition ohne Proviant sei. Stunden vergingen, ohne daß Shaw sich sehen ließ. Stanley ging dann

Aufregende Jagd auf ein Rhinoceros.

selbst dem Shaw entgegen, dessen Marschart er wie folgt beschreibt: Der starke breitschulterige Chowereh trug einen Karren auf dem Kopfe, da er behauptete, die Last trüge sich leichter, als wenn sie gezogen werden müsse. Die Hauptfigur war Shaw selbst, der in einer Gangart ritt, welche es mir zweifelhaft machte, ob er selbst oder das Grauthier schläfriger war. Als ich ihm wegen des langsamen Marsches trotz der ihm bekannten Noth im Lager Vorstellungen machte, behauptete er sein bestes gethan zu haben, da ich aber den feierlichen Schritt, den er vorwärts machte, beobachtet hatte, mußte ich billig die Richtigkeit seiner Behauptung bezweifeln und ersuchte ihn deßhalb, seine Eile zu mäßigen, abzusteigen und zu gestatten, daß der Esel für diesen Marsch mit Proviant beladen werde.

Gefahren und Schwierigkeiten.

Jeder, der eine Reise ins Innere von Afrika unternimmt, muß sich auf Verspätungen, Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art von vornherein gefaßt machen. Allerdings sind die Gefahren, die man in der Wüste durch Durst und Hunger durchzumachen hat, hier nicht vorhanden, da das Land Ueberfluß an Wasser, sowie an Wild jeglicher Gattung hat. Von Anfang an jedoch wird der Reisende mit Plackereien und Hindernissen jeder Art gequält. Eine Armee von Trägern muß gehalten werden, die alle gekleidet und gefüttert sein wollen. Gleich anderen Afrikanern sind sie die reinen Kinder, impulsiv, leichtgläubig, lügnerisch, feige, verrätherisch. Bei der geringsten Veranlassung gerathen sie in panischen Schrecken und wollen davonlaufen, von jeder Erschlaffung der Disciplin wissen sie Nutzen zu ziehen.

Der Führer muß einen unerschöpflichen guten Humor besitzen und gleichzeitig im Stande sein, den Beweis zu liefern, daß er, wenn es Noth thut, auch ein unerbittlich strenger Herr sein kann. Eine taubengleiche Sanftmuth würde dem Neger in keiner Weise imponiren, man muß, klar nach dem Bibelwort, klug wie eine Schlange und wachsam wie ein Habicht sein.

Ist der Marsch endlich angetreten, so häufen sich die Schwierigkeiten mit jedem Schritt, den man vorwärts thut. Natürlich ist in einem Lande, wo es 10—11 Monate des Jahres regnet und dabei die Sonne senkrecht ihre Strahlen zur Erde sendet, die Vegetation eine ungemein üppige.

Die ganze Gegend wird dann ein weites Grasfeld, nur hie und da sind Stellen, wo die niedergetretenen Gräser den Weg anzeigen, den ein Elephant, Rhinozeros oder Büffel durch das hohe Gras gemacht hat. Der Ruf: „Ein Löwe auf dem Wege," oder noch mehr ein Elephant, ist für den Reisenden ein Sporn vorwärts zu eilen.

Ein gefährliches Unthier.

So ist namentlich das Rhinoceros eine Bestie, der kein Reisender zu begegnen wünschen kann, und wodurch in manchen Gegenden überhaupt

Forschungen unmöglich gemacht werden. Spannende Erzählungen über die furchtbare Wildheit dieser Bestie liegen von Reisenden vor, die mit denselben zusammengestoßen sind.

Das größte dieser Spezies ist das afrikanische, breitnasige, weiße Rhinoceros. Vollausgewachsen mißt es achtzehn Fuß in der Länge, der Umfang seines wuchtigen und lang herabragenden Bauches und Rückens ist annähernd das gleiche, während seine Höhe so unbedeutend ist, daß ein großer Mann, wenn er sich auf die Zehen stellt, über das Thier hinwegsehen kann. Gleich hinter der Nase sitzt ein mehr oder weniger gekrümmtes Horn, hart und scharf und mehr als eine Elle lang. Hinter diesem liegt noch ein kleineres Horn ebenfalls hart und scharf. Seine Augen sind auffällig klein, ja so klein, daß sie auf einige Entfernung gar nicht zu sehen sind, doch muß dabei berücksichtigt werden, daß das Rhinoceros ein Nachtwandler ist und wie bei allen so gearteten Thieren die Augen selten in ihrer natürlichen Größe zu Tage treten.

Seine Ohren sind lang zugespitzt und mit einzelnen Borsten gespickt; diese und ein Bündel langer Haare am Schwanzende sind alles, was es an Pferdeähnlichkeit an sich hat. Sein Gehör- und Geruchssinn sind wunderbar scharf. Anderssson sagt hierüber: „Ich hatte wiederholt Gelegenheit, diese beiden Eigenschaften des Thieres auf die Probe zu stellen. Selbst wenn es frißt, liegt oder ein Bedürfniß zu verrichten hat, lauscht es mit tiefer und anhaltender Aufmerksamkeit, bis das Geräusch aufhört. Es wittert den Feind auf sehr große Entfernung, ist er daher windwärts von ihm, so ist es recht schwer, ihm einige Schritte nahe zu kommen.

Ein Ungethüm flink wie eine Gazelle.

Alle Jäger stimmen darin überein, daß das Monstrum eine wunderbare Schnelligkeit entwickeln kann. Gordon Cumming sagt darüber: „Ein Pferd und Reiter können es selten einholen" und Kapitän Harris ergänzt, „nach seinem schwerfälligem Aeußern sollte man kaum glauben, daß es blitzartig rasche Bewegungen machen kann."

Wie Anderssson berichtet, wird es nicht oft zu Pferde verfolgt, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil seine Flinkheit und Ausdauer so außerordentlicher Art sind, daß es fast unmöglich ist, ihm zu folgen, nicht zu denken der Gefahren, welche ein solches Wagniß haben würde. Mancher Jäger hat dadurch sein Leben schon gefährdet.

Begegnen sich Löwe und Rhinoceros, so läßt der erstere eine große Distanz zwischen sich und letzterem, während der mächtige Elephant ihm lieber den Weg frei überläßt, statt sich mit ihm in einen Kampf einzulassen. Zuweilen vergißt jedoch der friedliche Riese des Waldes alle Geduld, da er mit dem streitsüchtigen Nachbar kämpfen muß, und nimmt dann alle seine Riesenkräfte zusammen, um ihm eins anzuhängen. Die

Riesenstärke des Elephanten wird jedoch durch dessen schwerfälligen Gang wesentlich beeinträchtigt, während dem Einhorne die große Beweglichkeit und Raschheit wesentlich zu statten kommt.

Ein berühmter afrikanischer Jäger war einst Zeuge eines solchen Kampfes zwischen den beiden Riesenthieren, bei welchem jedoch das Rhinoceros gerade in Folge seines Ungestümes den Kürzeren zog. Es hatte sein scharfes Horn dem Elephanten in die Brust gerannt, und konnte es nicht wieder herausziehen, sodaß der Elephant, der todt hinstürzte, im Falle auch seinen Nebenbuhler mit zu Boden zog und ihn zermalmte.

Anderssson sah einstmal einen Kampf zwischen einem gigantischen männlichen Elephanten und einem schwarzen Rhinoceros, wobei zuletzt das Rhinoceros den Kampf aufgab und für sein Leben davonrannte.

In der Regel geht das Rhinoceros den Menschen aus dem Wege und thut sein möglichstes, sich wegzuschleichen, wenn ein Jäger auftaucht. Wie bei allen Regeln giebt es aber auch hier Ausnahmen, wofür Oswell ein Abenteuer anführt, in welchem er statt als Jäger als Gejagter zu fungiren hatte, und mit knapper Noth sein Leben retten konnte.

Als er nämlich eines Tages zu Fuße nach dem Lager zurückging, sah er auf kurze Entfernung zwei Rhinocerosse von der furchtbaren Rasse der Keitloa (zwei Hörner) auf sich zuspringen. Er fährt dann fort:

„Sofort legte ich mich flach auf die Erde, und wartete ruhig ihr Kommen ab; obschon sie mir nun bald in Schußweite gekommen waren, wagte ich doch nicht zu schießen, da sie mich fortdauernd ansahen, und ich wohl wußte, daß ein Schuß vor den Kopf keine tödtliche Wirkung hat. In wenig Augenblicken waren sie ganz in meiner Nähe; wegen der exponirten Lage des Platzes konnte ich jedoch weder vor- noch rückwärts, sodaß meine Lage kritisch wurde.

Ich fürchtete mich zu feuern, denn hätte ich auch das eine Monster getödtet, so würde mich das andere jedenfalls sofort zu Tode getreten haben. In diesem Dilemma kam mir plötzlich der Gedanke, daß die Thiere als Nachtseher möglicherweise nicht bemerken würden, wenn ich den Versuch machen würde, an ihnen vorbeizuschleichen. Gedacht — gethan, und gerade als das erste Monster dicht vor mir stand, sprang ich an demselben vorbei. Das Thier war jedoch zu rasch für mich, und bevor ich viele Sprünge hatte machen können, hörte ich sein Schnauben dicht hinter mir, und ich hatte nur noch Zeit, umzuwenden und mein Gewehr auf's Gerathewohl auf seinen Kopf abzuschießen, als ich schon fühlte, daß es mich aufgespießt hatte.

Der Stoß machte mich ganz besinnungslos. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf einem meiner Ponies, den ein Kaffer am Zügel führte. Ich hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob ich auf der Jagd sei, und

fragte den Kaffern, warum er nicht der Spur des Thieres folgte, worauf er so etwas hinmurmelte, wie daß es erlegt sei.

Zufällig legte ich die rechte Hand an meine Hüfte; als ich sie zurückzog, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß Blut an ihr klebte; meine Sinne waren aber noch völlig verwirrt, dabei fühlte ich Stiche in der Seite, weßhalb ich die Wunde berührte und mit meinen Fingern zusammenpreßte. Während ich mir Mühe gab, mir Klarheit über meine eigenthümliche Lage zu verschaffen, sah ich einige Männer mit einem Karren auf mich zukommen. Als ich dieselben nach ihrem Begehr fragte, theilten sie mir mit, daß sie gekommen seien, um meinen Leichnam abzuholen, da ihnen mitgetheilt worden sei, ich sei durch irgend eine Bestie getödtet worden. Jetzt wurde mir endlich die wahre Lage meines Zustandes klar, und erkannte ich rasch, wie schwer ich verwundet war. Die Wunde, welche mir durch die Bestie zugefügt war, heilte zwar nach langem Siechthum vollständig zu, ließ aber Narben zurück, die ohne jeden Zweifel mir zeitlebens anhängen werden."

Ein starker Gegner.

Wir könnten noch unzählige gefährliche Begegnungen mit wilden Thieren erzählen, um damit zu beweisen, daß Stanley's Weg durch eine beinahe ununterbrochene Kette von Gefahren gekennzeichnet war. Kingston erzählt ein solches Abenteuer in folgender Weise:

„Noch einmal brach das Trompetengeschrei des Elephanten los, dessen furchtbare Töne im Walde wiederhallten. Eine Minute später hörte ich auf einige Entfernung das Krachen von gebrochenen Zweigen und Gestrüpp. Während ich aufhorchte, vermuthete ich, daß das Thier geradeswegs auf mich zustürzte. Der Ton seines Gebrülls wurde stärker und stärker. Wurde ich von ihm entdeckt, so war es nur zu wahrscheinlich, daß das Ungethüm mich zu Tode zermalmen oder mit seinem gewaltigen Rüssel in die Luft schleudern würde. Ich hielt mein Gewehr in schußbereiter Stellung. Es war möglich, daß ich den Elephanten niederstreckte, oder daß er sich seitwärts in die Büsche schlug. Der Platz, an welchem ich stand, lag auf sanft absteigendem Terrain, das etwas weiter zu einer offenen Lichtung des Waldes führte. Ich erwartete jeden Augenblick das Riesenthier auftauchen zu sehen. Es kam mir auch bald zu Gesicht, aber etwas entfernter, als ich gedacht hatte, was mich hoffen ließ, daß ich von ihm unbemerkt bleiben möchte. Seine Bewegungen waren langsamer Art, er trompetete jedoch noch immer vor Wuth und Schmerz.

Unmittelbar nachdem ich den Elephanten zu Gesicht bekommen hatte, brach an der entgegengesetzten Seite ein anderes Ungeheuer aus dem Dickicht hervor. Es war ein riesiges männliches Rhinoceros, mit zwei scharfspitzigen Hörnern, eins hinter dem andern befindlich.

Sobald der Elephant das Rhinoceros erblickte, stand er still, gleichsam als wünsche er einen Kampf mit einem solch' mächtigen Gegner zu vermeiden. Ich erwartete mit Bestimmtheit, daß ein grimmiger Kampf zwischen den beiden Riesenthieren ausbrechen werde, wobei ich die Befürchtung nicht bemeistern konnte, daß sie im Laufe des Gefechts an die Stelle, wo ich lag, kommen und mich dann mit Leichtigkeit zerstampfen könnten. Ich konnte sehen, daß der Elephant verwundet war, da das Blut seinen breiten Nacken hinunterströmte. Aus diesem Grunde wünschte derselbe auch wohl den Kampf mit dem Rhinoceros zu vermeiden. Statt vorzugehen, blieb er stehen und schwenkte seinen Rüssel hin und her. Sein Gegner sprang dagegen, nachdem er den Elephanten einen Moment betrachtet hatte, furchtlos auf ihn zu, und bohrte ihm seine spitzen Hörner in den Leib, während sich der Elephant vergebens mit seinem Rüssel zu vertheidigen suchte.

Die beiden Ungethüme waren jetzt so in einer Weise ineinandergeschlossen, daß jede Möglichkeit, sich zu trennen, ausgeschlossen war, es sei denn, daß die Hörner des Rhinoceros abbrechen würden. Niemals in meinem Leben habe ich einen grimmigeren Kampf gesehen. Der Elephant versuchte sich mit seinem Riesenkörper auf den Kopf des Gegners zu stürzen, was aber zur einzigen Folge hatte, daß sich dessen Hörner noch tiefer in seinen Leib einbohrten.

Die schwere Bestie stürzt zu Boden.

Es gewann den Anschein, als ob der ohnehin schon durch den Blutverlust von der ersten Wunde geschwächte Elephant, ohne weitere Dazwischenkunft bald unterliegen müßte. Jedenfalls hatte er wenig Aussicht, sich unter den obwaltenden Umständen noch längere Zeit gegen seinen kraftvollen Gegner erfolgreich vertheidigen zu können. Einer der Männer sprang hinzu, feuerte, und traf den Elephanten mitten in's Herz. Das riesige Thier fiel auf die Seite, wobei es das Rhinoceros mit zu Falle brachte. Da das Ungethüm sich in den Leib des Elephanten fest gerannt hatte, so war es den Jägern ein Leichtes, dasselbe ebenfalls zu erschießen, was denn auch prompt besorgt wurde.

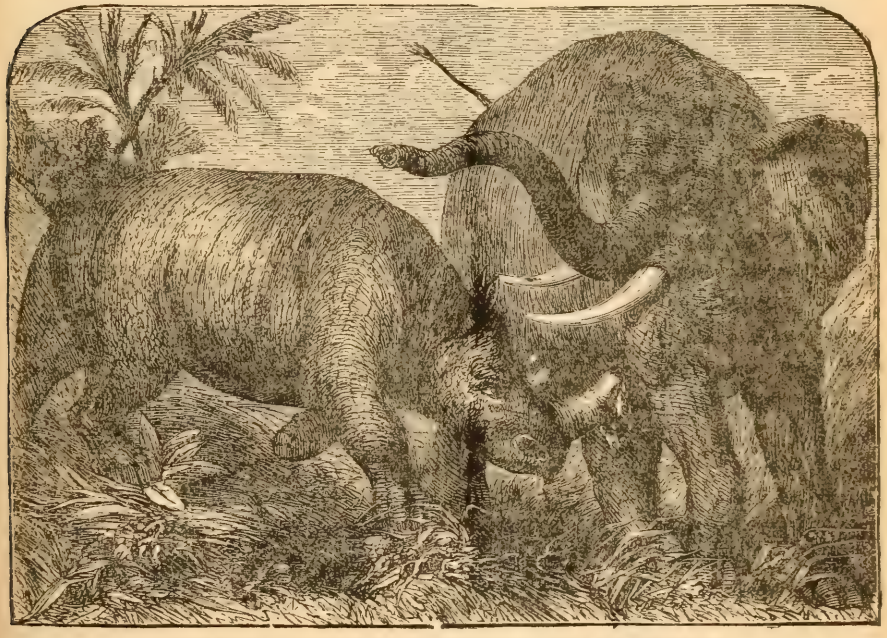
Wir müssen nunmehr von diesen Abenteuern mit wilden afrikanischen Bestien abbrechen und wieder den erschütternden Erlebnissen von Henry M. Stanley folgen.

Der Uebergang über den Kinganni Fluß wurde auf einer Brücke bewerkstelligt, die mit Hülfe amerikanischer Aexte rasch hergestellt war, weil die Esel absolut nicht in's Wasser zu bringen waren.

Die Gegend westlich von Bagamoyo fand man mit Städten und Dörfern bedeckt, deren Vorhandensein bis dahin nicht bekannt war. Kurz nach dem Aufbruch wurde Omar, der Wachthund, vermißt, worauf Ma-

bruki zurückeilte und ihn an dem letzten Lagerplatze glücklich wiederfand. Eine der Karawanen wurde hier durch Unwohlsein von drei Trägern zurückgehalten, und mußte für die Letzteren Ersatz geschafft werden.

Die unvermeidlichen Schwierigkeiten, mit denen alle Afrikareisenden zu kämpfen haben, blieben auch Stanley nicht erspart. Seine beiden Pferde starben innerhalb einiger Stunden, doch war die Todesursache nicht Folge des Klimas, sondern älterer chronischer Leiden, mit denen sie behaftet waren. Es giebt Wenige, die sich besser auf die kleinen Gaunereien der kleinen Häuptlinge verstanden, als Stanley. Stets hatte er eine treffende Antwort in Bereitschaft; dabei glückte es ihm stets, sie in ihren



Das Rhinoceros treibt seine Hörner in die Brust des Elephanten.

eigenen Fallen zu fangen, während der „große Meister", wie sie ihn nannten, es fertig brachte, seine Untergebenen gut in Ordnung zu halten.

Eines Tages vermißte er einen Träger Namens Khamisi, der unter Shaw's Kommando stand. Er wurde von Uledi und Feraji wiedergefunden, nachdem er einigen räuberischen Washensi in die Hände gefallen war, die sich gerade anschickten, ihm das Lebenslicht auszublasen. Stanley ließ den Deserteur durch ein aus acht Soldaten und acht Trägern zusammengesetztes Kriegsgericht aburtheilen, welches Gericht dahin entschied, daß er mit der Eselspeitsche des „großen Meisters" gezüchtigt werden solle. Da Shaw besser auf ihn hätte achten sollen, so mußte er dem Deliquen-

ten den ersten Hieb geben, worauf die Soldaten und Träger den Rest des Urtheils zur Ausführung brachten, womit die Sache erledigt war.

Schlechte Aufführung von Eseltreibern.

Der Bericht über Farquha's Karawane lautete höchst ungünstig, da er, soweit Stanley in Erfahrung bringen konnte, beinahe seine sämmtlichen Esel eingebüßt hatte. Der unglückliche Mann litt, wie sich herausgestellt, an der Gicht. Ueberdies hatte er den Soldaten und Trägern einen beträchtlichen Theil der Waaren gegeben, die seiner Sorgfalt zuerkannt waren und zwar theilweise als Zahlung für Dienstverrichtungen, die er von ihnen verlangt hatte, ein anderer Theil war jedoch für kostspielige Liebhabereien daraufgegangen. Da er nicht mehr marschiren konnte und schlimmer denn nutzlos geworden war, so sah sich Stanley genöthigt, den kranken Mann, unter Obhut von Mabruki, nach dem dreißig Meilen entfernten Dorfe Mpwapwa zu senden, indem er dem dortigen Häuptling eine reichliche Entschädigung versprach, falls er ihn pflegen wollte.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Eines Nachts feuerte der böse Shaw nach voraufgegangenem Wortwechsel einen Schuß auf Stanley's Zelt ab, in der offenbaren Absicht diesen zu tödten. Stanley fand den Mordbuben anscheinend schlafen, während ein noch heißes Gewehr neben ihm lag. Außer Stande die That zu läugnen, erklärte er die Sache dahin, daß er im Traume einen Dieb durch seine Thüre habe gehen sehen, dann fragte er, was denn los sei. „Oh Nichts," antwortete Stanley, „nur möchte ich Ihnen rathen, um jeden Verdacht zu vermeiden, nicht wieder in mein Zelt zu feuern oder wenigstens nicht wieder so nahe an mir vorbei. Ich könnte getroffen werden und dann würden häßliche Gerüchte laut werden und das könnte für Sie unangenehme Folgen haben. Verstanden? Gute Nacht!"

Bei der Ankunft Farquhar's in Mpwapwa, weigerte sich der Häuptling Lenkolo mit aller Entschiedenheit, ihn aufzunehmen, außer wenn ein Dolmetscher mit zurückgelassen würde, weßhalb Jako, der einzige außer Bombay und Selim, die englisch sprachen, mit zurückblieb.

Ein Sheik stark eingeschüchtert.

Die Expedition war nunmehr vor Ugogo angelangt. Während der voraufgegangenen Tour durch die Wüste waren fünf von den neun vorhandenen Eseln krepirt; der Karren war schon vorher zurückgelassen worden.

Verschiedene arabische Karawanen schlossen sich jetzt der Expedition an, sodaß die ganze Gesellschaft jetzt gegen vierhundert Köpfe zählte, mit Massen von Gewehren, Flaggen, Trommeln und Hörnern, eine lärmende Truppe. Die Führung dieser bunten Gesellschaft wurde von Stanley und dem Sheik Hamed durch das berüchtigte Ugogo übernommen.

Stanley's Expedition kreuzt einen Fluß.

Wir citiren Stanley's eigene Worte über einige seiner Erfahrungen bei dieser Abtheilung seiner Reise.

Die Wanyamwezie-Esel saßen so fest im Schlamm, als ob sie darin festgewurzelt gewesen wären. Kaum war eines der Langohren aus seiner Lage herausgezügelt worden, flugs sank ein anderes in den Morast, was mir eine Sisyphus-Arbeit verursachte, die bei strömendem Regen mich wahnsinnig zu machen geeignet war, zumal ich nur Leute wie Bombay und Uledi zur Seite hatte, die auch nicht um eines ganzen Felles Werth den Sturm und Schlamm verdauen konnten. Zwei Stunden harter Arbeit lieferten das Resultat, daß ich meine Karawane anderthalb Meilen vorwärts gebracht hatte, und kaum hatte ich mich zu diesem Erfolge beglückwünscht, als ich vor einem tiefen Sumpfe stand, der, durch Regengüsse angeschwollen, sich zu einem beträchtlichen Strome ausgebildet hatte, welcher flott dem Makata zusteuerte. Den Eseln mußten ihre Lasten abgenommen werden, dann wurden sie durch den Strom geleitet und am anderen Ufer wieder beladen, eine Arbeit, die eine volle Stunde in Anspruch nahm.

Da, nachdem wir ein Walddickicht passirt hatten, zeigte sich wieder ein Gewässer, welches noch durch den Regen zu einem reißenden Strome angeschwollen war. Da die Brücke weggeschwemmt war, mußten wir uns auf das Schwimmen verlegen, und auf gleiche Weise unser Gepäck hinübertransportiren, was einen abermaligen Aufenthalt von zwei Stunden verursachte. Nachdem wir diesen zweiten Fluß hinter uns hatten, platschten, wateten und ruderten wir, halb schwimmend, durch Moräste und vom Wasser triefendes Gras längs des linken Ufers des Makata Stromes, bis ein weiteres Fortschreiten für diesen Tag durch eine sehr tiefe Krümmung des Flusses gehemmt wurde, welche wir am folgenden Tage überschreiten mußten. Obschon wir an diesem Tage nur sechs Meilen zurückgelegt, hatte uns die dafür vermerkte Zeit doch zehn Stunden in Anspruch genommen.

Halb todt vor Müdigkeit mußte ich doch auch dankbar dafür sein, daß mich das Fieber seither verschont hatte, was beinahe ein Wunder genannt werden muß, da die Makata-Wildniß zu den am heftigsten von dieser Plage heimgesuchten Regionen zu zählen ist. Wahrlich, der Anblick der triefenden Wälder in qualmenden Nebel eingehüllt, der überschwemmten Gegend mit länglichen Streifen von Tigrisgras, welches sich durch die Fluthen flach gelegt hatte, der verfaulenden Baumstämme und Bambusrohre, des angeschwollenen Flusses und des thränenden Firmaments war mehr als genügend, sich mit dem Mukungurn zu verschwören. Die abgenutzten Khambi und die Haufen Unrath, welche sie umgaben, waren mehr als genügend, die Cholera zu erzeugen.

Der Makata, ein Fluß, dessen Breite während der trockenen Jahreszeit nur vierzig Fuß beträgt, schwillt in der Regenzeit zu einem breiten, tiefen und bedeutenden Strome an. Ist die Saison besonders regnerisch, so überfluthet er die große Ebene, die sich an beiden Ufern ausstreckt, und macht sie zu einem großen See.

Die Strömung des Makata war so stark, und außerdem gefährdete die halb im Wasser stehende schwache Brücke unser Gepäck in so hohem Grade, daß dessen Transportirung an das jenseitige Ufer nicht weniger als fünf Stunden in Anspruch nahm. Sobald Alles unbeschädigt gelandet war, fing es wieder an in Strömen zu regnen, wodurch wir Alle durchnäßt wurden, gleichsam als wenn wir alle aus dem Fluß gezogen worden wären. Ein Weitermarschiren durch den Sumpf war ausgeschlossen, sodaß wir gezwungen waren, an einem Platze unser Lager aufzuschlagen, wo jede Stunde ihr reichliches Theil von Unannehmlichkeiten brachte."

Einer der Wangwana-Krieger, Namens Kingaru, der in Bagamoyo engagirt worden war, ergriff die Gelegenheit zu desertiren und eines Anderen Ausrüstung mitzunehmen. Meine beiden Detektives, Uledi, Grant's Diener, und Sarmean wurden unverzüglich zu seiner Verfolgung abgeschickt, beide mit amerikanischen Hinterladern bewaffnet. Sie machten sich mit einer Geschicklichkeit und Eile an ihre Aufgabe, die den Erfolg verbürgte. Nach einer Stunde kamen sie mit dem Flüchtling zurück, den sie in dem Hause eines Häuptlings, Namens Kigondo, versteckt gefunden hatten, der ungefähr eine Meile entfernt auf dem östlichen Ufer des Flusses wohnte, und Uledi und Sarmean geführt hatte, um eine Belohnung zu erhalten und über den Vorfall Bericht erstatten zu können.

Kapitel XIII.

Stanley's heroische Thaten.

Wunderbarer Muth und Unternehmungsgeist Stanley's. — Ueberfluß an Mundvorrath. — Gefahren, welche die Expedition bedrohen. — Zahlt den Häuptlingen Tribut. — Dichtes Gestrüpp und Dickichte von Dornen. — Eine Gegend, die von Edelwild strotzt. — Ein lustiger Bläser und sein Horn. — Stanley wird in das Haus eines Sheiks eingeladen. — Drei seiner Karawanen langen glücklich an. — Briefe von Livingstone werden lange Zeit aufgehalten. — Stanley krank. — Zwei Wochen bewußtlos. — Shaw bricht wieder zusammen. — Häuptling Mirambo verbietet der Expedition den Durchzug. — Stanley vereinigt sich mit den arabischen Streitkräften. — Tödtlicher Kampf mit Mirambo. — Stanley's fesselnde Beschreibung des Konflikts. Verhängnißvolle Niederlage der Araber. — Stanley's eilige Flucht. — Eilt um Mitternacht weiter. — Treibt die Esel vorwärts. — Endlich in Sicherheit. — Arabischer Knabe, der treu zu seinem amerikanischen Meister steht. — Nachricht von Farquhar's Ableben. — Niederbrennung eines Dorfes. — Mirambo's Rückzug. Stanley's kleiner Sklavenknabe. — Wie der Name Kalulu entstand. Shaw wird zurückgesandt. — Knappe Rettung vor einem Krokodill. — Fang eines ungeheuren Reptils. — Furchtbares Abenteuer eines Reisenden. — Meuterei in Stanley's Lager. — Sichert sich die Freundschaft eines mächtigen Häuptlings. — Heimath der Löwen und Leoparden. — Stanley auf der Suche nach Abenteuern. — Kampf mit einem wilden afrikanischen Eber. — Kalulu stark eingeschüchtert. — Kreuzt einen gefährlichen Fluß. — Aufregende Berichte eines Weißen. — Stanley sehnt sich nach einem Pferde. — Die Reisegesellschaft ist freudig erregt. — Abermals Tribut verlangt. — Ein stilles Bivouac. — Passiren ein afrikanisches Dorf. — Großer Lärm unter den Eingeborenen. — Endliche Ankunft. — Ein Marsch von Zweihundert und sechs und dreißig Tagen.

Niemand kann daran zweifeln, daß ein Mann von geringerer Nervenstärke und weniger Muth, als Stanley besaß, die Expedition aufgegeben haben würde. Wenn wir in unserem ruhigen amerikanischen Heim sitzen, welches mit allen Bequemlichkeiten, welche Civilisation, Friede und Wohlstand bieten können, versehen ist, so ist es unmöglich, sich ganz in die Schwierigkeiten der Lage dieses großen Entdeckers hineinzuversetzen, dessen Reise den Zweck verfolgte, den Mann aufzusuchen, der nicht minder berühmt als Erforscher war wie Stanley es werden sollte. In einer Beziehung war Stanley günstig situirt, alles Geld, was er brauchte, stand zu seiner unbeschränkten Verfügung, während ihm gleichzeitig bei der Abreise reichliche Vorräthe von Proviant mitgegeben wurden. Je weiter er vorrückte, um so geringer wurden seine Vorräthe durch den nothwendigen Austausch mit den Eingeborenen, immerhin war er zu der Zeit, welche wir jetzt beschreiben, noch mit genügenden Vorräthen versehen.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß sich Stanley in einer sehr ungesunden Gegend aufhielt, in welcher viele feindselig gesinnte Stämme, unter denen Kriege an der Tagesordnung waren, hausten, wo Araber der Sklavenjagd oblagen, sodaß er seine ganze Genialität aufzubieten und sei-

nen ganzen Muth zu entfalten hatte, um der zahllosen Schwierigkeiten Herr zu werden und seine große Unternehmung zum glücklichen Ende zu führen.

Fortwährend war er genöthigt, den Häuptlingen der diversen Distrikte, welche er berührte, Tribut zu entrichten, und hätte er nicht häufig unverschämte Forderungen zurückgewiesen, so würde er ganz kahl gewesen sein, bevor er halbwegs nach Ujiji gekommen wäre. An der Stelle, wo wir ihn in unserem vorigen Abschnitte verließen, fanden wir in seinem Tagebuche wieder das alte Lied von gefordertem Tribut. Um Ruhe zu haben, wurde das Verlangen gewährt, er schüttelte den Staub von seinen Füßen und ging mit seinem Gefolge nach Westen weiter vor. Er kam in eine dicht bevölkerte Gegend, die einem weiten Kornfelde glich. Zwischen diesem Platze und dem nächstliegenden Sultanat wurden fünfundzwanzig Dörfer gezählt. Ueberall, wo Halt gemacht wurde, sammelten sich große Menschenmengen und begrüßten mit wieherndem Gelächter die Kleidung und Manieren des weißen Mannes; mehr als einmal mußte die wüste Menge durch Stanley's Gewehr oder Revolver im Zaume gehalten werden, ja zuweilen kam seine dicke Peitsche zur Verwendung.

Im Laufe des Vormarsches hatte Stanley ein langes Dickicht zu durchschreiten, durch welches sich ein Pfad in Schlangenwindungen hinzog, dann passirte man Landstrecken, die mit weißem Grase gebleicht waren, dann kam Gummi- und Dorngestrüpp, das einen Stallgeruch ausströmte; dann wieder mit Mimosen und Baobab-Bäumen bestandene Parzellen, dann ein Landstrich, der von Edelwild strotzte, welches, obschon in Sicht, doch so sicher vor seinen Flintenkugeln war, als ob der indische Ocean dazwischen gelegen hätte. Das Ziel, welches Stanley unentwegt verfolgte, gestattete jedoch keinerlei unnützen Aufschub, deßhalb keine Jagdparthieen; um Mitternacht hatte man den letzten Brunnen verlassen; vor Mittag des nächsten Tages war nicht ein Tropfen zu bekommen, und wenn sie nicht rasch und lange weiter marschirten, so mußte rasender Durst seine demoralisirende Wirkung äußern.

Der Bläser blies sein Horn.

Nach diesem ermüdenden Marsche wurde Stanley wieder vom Fieber ergriffen, weshalb er einen Tag Halt machen und fünfzig Gran Quinine nehmen mußte. Wie man leicht denken kann, waren Alle froh, als Ugogo hinter ihnen lag und Unyanyembe erreicht wurde. Als die Karawane Nachmittags ihren Marsch wieder aufnahm, riefen die Wanyamuezi Hurrah, schrieen, sangen, worauf die Soldaten und Träger in gleicher Weise erwiederten, während der Bläser seinem Horn weit lustigere Töne entlockte, als er in Ugogo zu thun pflegte.

Ein großer Distrikt bot übrigens das traurige Schauspiel niedergebrannter Dörfer, gestohlener Heerden und mit Unkraut überwucherter

Ackerfelder, ein nur allzugewöhnlicher Anblick in diesem Theile Afrikas. Endlich erreichte die Expedition Kivihara, die Hauptstadt der Provinz, die vom Sultan Mkaswa beherrscht wird, von dem Stanley freundlich empfangen wurde. Der Sheik Said Ben Salim lud ihn ein, sein Quartier in dessen Tembe oder Hause aufzuschlagen, einem für diesen Theil von Afrika schön zu nennenden Gebäude. Hier wurden seine Waaren gelagert und seine Träger abgelohnt. Seine übrigen drei Karawanen waren ebenfalls unversehrt angelangt. Eine derselben hatte ein kleines Scharmützel bestanden, die zweite einen Dieb erschossen, und die dritte einen Ballen Waaren während eines Gefechtes mit Räubern eingebüßt.

Dies ist der Ort, wo südlich vom Victoria Nyanza See die Kapitäne Burton, Speke und Grant während ihrer Expeditionen geraumere Zeit verweilten, allerdings zu verschiedenen Zeitperioden. Kurz nachher langte die Karawane von Livingstone an, die mitgebrachten Waaren wurden mit den Stanley'schen zusammen gelagert, auch die Begleiter ebendaselbst einquartiert. Der Chef der Karawane brachte Stanley ein Packet Briefe, die an Dr. Livingstone in Ujiji adressirt waren, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß die Außenseite mit „1. November 1871" markirt war. Welch' eine grausame Verspätung!

Bald nachher passirte eine viel ernstere Geschichte. Als Stanley vom Fieber geplagt wurde, vereinigten sich eine Anzahl seiner Begleiter entgegen seinen strikten Befehlen mit den Arabern, um einen Angriff auf einen wichtigen Platz zu machen, der unter dem Commando von Mirambo selbst stand. Das Resultat war, daß zwar der Platz erobert wurde, die Araber jedoch nachher in einen Hinterhalt gelockt wurden, der ihnen von Mirambo gelegt worden war, allwo sie vollständig besiegt und viele derselben, darunter auch einige von Stanley's Soldaten getödtet wurden. Mirambo folgte den Flüchtlingen auf dem Fuße und Stanley mußte, obschon fiebernd, seinen Esel besteigen, Shaw wurde auf ein gleiches Grauthier gehoben und Beide mußten um Mitternacht für ihr Leben fliehen. Stanley's Soldaten liefen so schnell als ihre Beine sie tragen konnten, der einzige, der seinem Herrn treu zur Seite blieb, war der junge Selim.

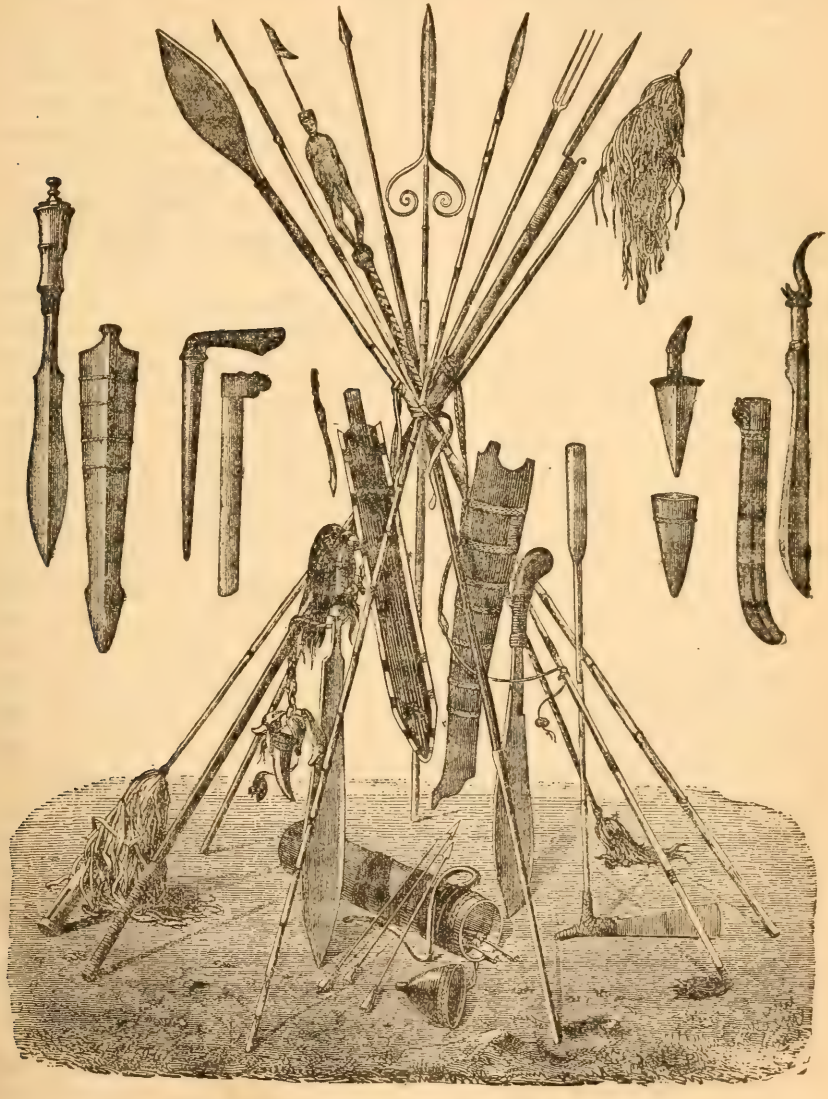
Wie Stanley die Schlacht beschreibt.

Stanley's Bericht über die Schlacht lautet folgendermaßen:

„Eine Abtheilung Araber und Sklaven, siebenhundert Mann stark, machte die Nachbarschaft unsicher, und brachte Feuer und Verwüstung bis an die Gränzen von Wilyankuru."

„Soud Bin Sayd und zwanzig andere junge Araber führten einen Trupp von fünfhundert Mann gegen die Hauptstadt selbst in's Feld, woselbst, wie man glaubte, Mirambo residirte. Eine andere Truppe

wendete sich gegen die mit niedrigen Baumgruppen bestandene nördlich von Zimbizo belegene Hügelkette, damit sich dort nicht etwa eine feind-



Waffenstücke, die in afrikanischen Kriegen verwendet werden.

selige Truppenabtheilung verberge. Hier fanden sie einen jungen Holzdieb schlafend, dessen Haupt sie zurückbogen und es abschnitten, als ob man lediglich ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet hätte. Eine dritte

Abtheilung schwärmte nach Süden aus, und brachte dort einer Truppe mirambo'scher Buschklepper eine vollständige Niederlage bei, welche Nachricht uns gegen Mittag überbracht wurde."

„Ich kam gerade von Sayd Bin Salim's Hause zurück, den ich von der Nothwendigkeit, das lange Gras im Walde von Zimbizo abzumähen, zu überzeugen versucht hatte, weil sich sonst der Feind leicht darin verbergen könne, mußte mich jedoch gleich nach meiner Rückkehr zu Bett legen, weil mich ein heftiger Fieberanfall packte. Ehe ich mich nun mit Betttüchern und Decken einhüllen ließ, um den Körper zum Schwitzen zu bringen, ließ ich noch Shaw und Bombay vor mein Bett rufen, und gab denselben den gemessensten Befehl, keinem meiner Leute zu gestatten, das Lager zu verlassen."

„Einige Stunden später berichtete mir jedoch Selim, daß mehr als die Hälfte der Leute sich dem unter Commando von Soud Bin Sayd stehenden Korps angeschlossen hätten, welches einen Angriff auf Wilyankuru beabsichtigte."

„Schon gegen 6 Uhr Abends durchzitterte eine Schreckensmähr das Lager, dahin lautend, daß alle Araber im Gefolge von Soud bin Sayd, sowie mehr als die Hälfte meiner Leute ihr Leben eingebüßt hätten. Von den Ueberlebenden erfuhr ich, daß Uledi (früher Diener bei Grant), Mabruki Khatalabu (Mörder seines Vaters), Mabruki (der kleine), Baruti von Useguhha und Ferahan in der Schlacht gefallen waren."

In einen Hinterhalt gelockt.

„Ich erfuhr weiter, daß es den Angreifern nach kurzem Kampfe gelungen sei, Wilyankuru im Sturm zu erobern, daß sich Mirambo und dessen Sohn in der Stadt befunden, sich jedoch noch durch den Feind den Ausgang erzwungen, mit ihren Leuten aus derselben zurückgezogen und in's Gras gelegt hätten, und zwar zu beiden Seiten der Heerstraße, zwischen Wilyankuru und Zimbizo. Als nun der Feind, mit reicher Beute beladen, (es befanden sich darunter etwa hundert Elephantenzähne, sowie 60 Ballen Tuch, nebst dreihundert Sklaven) zurückkehrten, brachen Mirambo's Krieger plötzlich auf sie ein und stachen die Mehrzahl derselben mit ihren Speeren nieder.

Der tapfere Soud hatte mit seinem Doppelgewehr zwei Feinde niedergestreckt und wollte gerade wieder laden, als er durch einen Speerwurf, der seinen ganzen Körper durchbohrte, getödtet wurde. Sämmtliche Araber traf das gleiche Loos. Dieser plötzliche und unerwartete Angriff von einem Feinde, den sie vollständig besiegt wähnten, wirkte so demoralisirend auf die Ueberlebenden, daß sie ihre Beute wegwarfen und sich links und rechts in die Büsche schlugen, bis sie nach langen Umwegen endlich Zimbizo erreichten und dort ihre traurigen Erlebnisse erzählten.

Unbeschreiblich niederschlagend war der Eindruck, den der unglückliche Ausgang dieses Zuges hervorbrachte. Man konnte nicht schlafen, weil die Frauen, deren Männer getödtet worden waren, die ganze Nacht das Lager mit ihren Wehklagen erfüllten. Darein mischte sich noch das Stöhnen der Verwundeten, denen es gelungen war, sich in's Lager zurückzuschleppen. Fortwährend kamen Flüchtlinge an, von den Männern jedoch, die mir als todt gemeldet wurden, sah ich niemals einen einzigen wieder.

Am folgenden Tage war alles voll Angst und Trauer, und die Araber klagten sich gegenseitig an, den Kampf provozirt zu haben, ehe vorher alle friedlichen Mittel erschöpft worden waren. Ein stürmischer Kriegsrath wurde abgehalten, in welchem Einige vorschlugen, man solle unverweilt nach Unyanyembe zurückkehren und in seinen Ansiedlungen verbleiben; während Khamis bin Abdullah einem beleidigten Könige ähnlich raste und die niedrige Feigheit seiner Landsleute geißelte. Diese stürmische Versammlung und die Vorschläge zum Rückzuge nach der Heimath wurden bald im Lager bekannt und trugen mehr als alles Vorhergegangene zur Demoralisation der Ueberlebenden bei. Ich schickte Bombay zu Said bin Salim mit der Aufforderung, sich nicht zurückzuziehen, weil dies lediglich eine Ermuthigung für Mirambo sein würde, den Krieg nach Unyanyembe fortzusetzen.

Eilige Flucht.

Nachdem ich Bombay mit diesem Auftrage abgeschickt, fiel ich in einen tiefen Schlaf, wurde jedoch gegen halb zwei Uhr Nachts von Selim geweckt mit den Worten: „Herr, stehen Sie auf, Alle laufen davon, selbst Khamis bin Abdullah macht sich reisefertig." Mit Selim's Hülfe kleidete ich mich an und wankte zur Thüre. Das erste, was ich sah, war, wie Thani bin Abdullah weggeschleppt wurde, der, als er mich sah, mir die Worte zurief: „Bana (rasch), Mirambo ist im Anzuge." Sprachs und war verschwunden, wobei die Augen vor Schrecken beinahe aus den Höhlen quollen. Khamis bin Abdullah machte sich ebenfalls aus dem Staube, und war der letzte Araber, der das Lager verließ. Zwei meiner Leute folgten ihm, und mußte sie Selim unter Vorhaltung seines Revolvers zur Umkehr zwingen.

Shaw versuchte seinen Esel mit meinem eignen Sattel aufzuschirren, um dann zu entschlüpfen und mich dem zarten Erbarmen Mirambo's zu überlassen. Von fünfzig waren nur noch sieben Mann im Lager: Bombay, Mabruki Speke, Chanda, der ruhig sein Essen verzehrte, Mabruki Unyanyembe, Mtamani, Juma und Sarmean. Die Uebrigen waren geflohen und schon weit weg, ausgenommen Uledi und Zaidi, welche Selim mit vorgehaltenem Revolver zurückbrachte. Ich befahl nun Selim meinen

Esel zu satteln, während Bombay bei der Anzäumung von Shaw's Esel helfen mußte. Nur ein Paar Momente und wir waren unterwegs, alle Augenblicke rückwärts blickend, ob noch kein Feind uns nachsetze; diesmal hatten gut applizirte Peitschenhiebe guten Einfluß auf die phlegmatischen Grauthiere, die dadurch zu einem scharfen Trabe veranlaßt wurden, der mir jedoch abscheuliche Schmerzen verursachte. In diesen Momenten hätte ich mich gern zum Sterben niedergelegt, doch das Leben ist auch süß und dabei hielt ich unentwegt an der Hoffnung fest, daß es mir gelingen werde, meine Sendung ganz und voll zur glücklichen Vollendung zu bringen. Während der langsam entschwindenden Nachtstunden war mein Geist unablässig thätig im Erdenken von Plänen für die nächste Zukunft, bis wir gegen Tagesanbruch Mfuto erreichten, wo ich auch die geflüchteten Araber wieder auffand."

Der Häuptling zieht sich zurück.

Von letztgenanntem Platze Mfuto aus kehrte Stanley nach Kivihara zurück. Hier wurde er auf längere Zeit zurückgehalten, während welcher er durch einen Araber zuverlässige Berichte über Livingstone erhielt, der ihn gesehen hatte, als er Manyuema durchforschte, und dabei versicherte, daß auf einer Tour, die er nach einem Markte in Liembo in drei Kanoes unternommen habe, eins derselben, welches alle seine Webestoffe enthielt, umgeschlagen und verloren gegangen sei. Auch empfing hier Stanley die Nachricht von dem Ableben Farquhar's.

Wie zu erwarten war, rückte Mirambo vorwärts; auf seinem Siegeszuge wurde ein arabischer Häuptling sowie dessen Adoptivsohn, die ihm mit ihren Sklaven entgegengezogen waren, getödtet, weil die Sklaven Reißaus nahmen.

Das benachbarte Dorf Tabora wurde niedergebrannt, und selbst Kivihara war bedroht. Stanley traf Vorbereitungen, um sich zu vertheidigen; nachdem er hundertundfünfzig Mann zusammengebracht hatte, ließ er Schießscharten für die Gewehre durch die Lehmwände des Tembe bohren, Schützengräben für die Schützen ausgraben, Hütten niederreißen und überhaupt alles beseitigen, was dem Feinde als Deckung hätte dienen können. Hiernach fühlte er sich ziemlich sicher und beruhigt. Mirambo änderte jedoch seine Pläne und trat mit seinen Truppen den Rückzug an, zufrieden mit der gemachten reichen Beute. Es vergingen Monate, ehe Stanley die Lücken, welche Tod und Desertion in die Reihen seiner Soldaten gerissen hatten, auszufüllen im Stande war.

Eines Tages wurde ihm von einem arabischen Händler ein kleiner Negersklave zum Geschenke gemacht, welchem, auf Bombay's Vorschlag, der Name Kalulu (junge Antilope) gegeben wurde. Stanley schreibt hierüber in seinem Tagebuche:

Krokodille in einem tropischen Sumpfe.

„Ein Araber Namens Mohammed schenkte mir eines Tages einen kleinen Sklavenknaben Namens Ndugu M'hali (meines Bruders Schatz). Da mir dieser Name nicht gefiel, rief ich die Chefs meiner Karawane zusammen und ersuchte sie, mir Vorschläge für einen passenderen Namen zu machen. Einer nannte „Simba" (Löwe), ein anderer meinte „N'gombe" (Kuh) sei eine passende Bezeichnung für das arme Wurm, ein dritter wollte ihn gar „Mirambo" getauft wissen, welch' letzter Vorschlag große Heiterkeit hervorrief. Bombay dachte „Bombay Mdogo" sei ein hübscher Name. Ubilengo jedoch meinte, nachdem er die hellen Augen des Knaben sowie die Schnelligkeit seiner Bewegungen gesehen hatte, der Name „Ka—lu—lu" sei der passendste. „Sehen Sie doch nur, wie lebhaft seine Augen leuchten, sehen Sie seine Gestalt an, wie zart; beobachten sie seine Bewegungen, wie rasch, ja Kalulu sei er genannt." "Yes bana," riefen die Anderen, es sei also „Ka—lu—lu".

Kalulu ist der Name einer jungen blaugefleckten Antilope.

„Wohlan," rief ich aus, indem ich Wasser in einer großen Zinnkanne holen ließ, wobei Selim, der Pathe stehen wollte, den Knaben über das Wasser hielt, „fortan soll der Knabe Kalulu heißen, und keiner erdreiste sich, ihm diesen Namen zu rauben." Auf diese Weise kam der kleine Negerknabe des Mohammed zu dem Namen Kalulu.

Shaw führt sich schlecht auf und wird entlassen.

Am 9. September erlitt Mirambo eine schwere Niederlage und mußte flüchten, wobei mehrere seiner Hauptleute getödtet wurden. Viel Verdruß hatte Stanley durch Shaw's Aufführung. Wieder vom Fieber geplagt, fand er gar keine Theilnahme bei seinem weißen Gefährten, während selbst der kleine Kalulu Zeichen von Mitgefühl durchblicken ließ. Obschon Stanley sich sehr schwach fühlte, gab er doch den Befehl zum Weitermarsch nach Westen, nachdem er seine Truppe um vierzig Mann verstärkt hatte.

Ehe der Marsch angetreten wurde, empfing Bombay, der sich, und zwar nicht zum ersten Male, frech und widerspenstig zeigte, eine gesunde Tracht Prügel. Als Stanley Abends im Lager Musterung abhielt, fand er, daß etwa zwanzig Mann auf dem Marsche zurückgeblieben waren. Er schickte deßhalb Selim unter starker Bedeckung auf die Suche nach den Zurückgebliebenen, die denn auch alle eingebracht wurden. Stanley zeigte denselben einige sehr schwere Sklavenketten, und drohte ihnen, daß wenn sie sich noch einmal in ähnlicher Weise aufführten, er sie in Ketten schließen und wie gefangene Sklaven marschiren lassen werde.

Shaw zeigte sich ebenfalls widerwillig und wollte nicht weiter reisen, ließ sich von seinem Esel herabgleiten, ob absichtlich oder aus Schwäche konnte nicht festgestellt werden, bis Stanley die Geduld verlor und ihm gestattete, nach Unyanyembe zurückzukehren.

Eingeborene schleppen ein Riesenkrokodil an's Land.

Während Stanley nahe dem Gambe sein Lager aufgeschlagen hatte, wandelte ihn die Lust an, in dem ruhigen Gewässer, auf welchem Lotusblumen malerisch sich lagerten, und wo alles so still und friedlich aussah, ein kühlendes Bad zu nehmen. Er entdeckte einen schattigen Platz unter einem breitästigen Mimosen-Baum, von wo der Boden sanft zum Wasser abfiel. Nachdem er sich entkleidet hatte und im Begriffe war, einen gewaltigen Sprung in's Wasser zu machen, erblickte er ein ungeheuer langes Thier, welches aus dem Wasser emporschoß und gerade an der Stelle, wo er hatte untertauchen wollen. Es war ein riesiges Krokodill! Unwillkürlich sprang er rückwärts. Dies war seine Rettung, das Ungeheuer tauchte, ihm einen enttäuschten Blick zuwerfend, wieder in die Tiefe und Stanley that ein feierliches Gelübde, niemals wieder der verrätherischen Ruhe eines afrikanischen Gewässers zu vertrauen.

Ein Reisender der Tropen schildert die Art und Weise, wie die Krokodille von den Eingeborenen gefangen werden, folgendermaßen:

„Eine unserer Frauen ging zum Flusse, um zu waschen, während unser Boot ganz in der Nähe lag. Sie kehrte nicht zurück, und da das Wasser niedrig war, war sie unbedingt von einem Krokodill weggeschleppt worden.

Als ich eines Tages vom Hauptquartier unserer Station zurückkehrte und dabei eine Strecke von anderthalb Meilen den Fluß entlang ging, bemerkte ich etwa dreißig Yards vom Ufer den großen Kopf eines Krokodills. Ich kannte jeden Zoll des Flusses und wußte, daß derselbe von geringer Tiefe war. Ein einzelnes Büschel Gras, welches nahe auf der dem Lagerplatze des Krokodills gegenüberliegendenden Sandbank im Winde wehte, markirte die Lage, so daß ich mich nun langsam an die Bank heranschleichen konnte. Als ich mich bis auf sechs und zwanzig Yards dem Unthier genähert hatte, sah ich daß dasselbe seine Lage noch nicht verändert hatte.

Ich war im Stande, auf eine so kurze Distanz ein Geldstück in der Größe eines halben Dollars mit der Kugel zu treffen, war deßhalb sicher, gut zu treffen. Die Bank war etwa fünf Fuß über der Oberfläche des Wassers; der Winkel, unter welchem ich zielen konnte, günstig. Ich zielte scharf hinter das Auge. Beinahe im selben Augenblicke, wie ich losdrückte, bemerkte ich, daß das Krokodill eine zitternde Bewegung machte, sich dann auf den Rücken legte und untersank, worauf es bewegungslos liegen blieb.

Mein Pferd trug stets einen langen Halfter, den ich loslöste und meinen Führern übergab, mit dem Befehl, in den Fluß zu springen und den Halfter um das Krokodill zu legen. Nachdem dies geschehen, hielten die Männer den Strick fest, um zu verhüten, daß das Krokodill durch die Strömung weggetrieben würde. Inzwischen hatte ein Begleiter ein Pferd bestiegen und ritt im Galopp zum Lager.

Krokodille haben ein sehr zähes Leben, und wenn sie auch durch das Gehirn geschossen und nahezu todt sind, so pflegen sie doch convulsivisch Glieder und Schwanz noch minutenlang zu bewegen, nachdem sie den tödtlichen Schuß empfangen haben. Liegen sie bei einer Sandbank oder in tiefem Wasser, so wirken die zuckenden Bewegungen des Thieres auf das Wasser, wodurch dann der Kadaver gewöhnlich weggeschwemmt wird.

Panischer Schrecken.

Jetzt fing das Krokodill, welches vorhin manschetodt schien, an, Zeichen wiederkehrenden Lebens zu geben, worauf die beiden Männer, welche das Seil hielten, mir zuriefen, das Unthier lebe noch. Es nutzte nichts, daß ich den Leuten erwiederte, es sei doch todt. Der Unterschied in unserer Gemüthsverfassung lag darin, daß ich auf der Sandbank, meine Leute aber im Wasser nur wenige Fuß von dem Krokodill entfernt standen. Wirklich fing das Monster an sich lebhaft zu bewegen, so daß meine Leute Mühe hatten zu verhindern, daß es durch die Strömung abgetrieben wurde. Das Thier riß nun seinen Rachen auf, was die Männer dermaßen erschreckte, daß sie das Seil losgelassen haben und weggelaufen sein würden, wenn ich denselben nicht von der Bank aus Muth zugesprochen hätte. Ich sandte dem Ungethüm eine zweite Kugel in den Rücken. Dies schien als narkotisches Mittel zu wirken, bis endlich die Soldaten aus dem Lager mit Stricken herbeieilten. Kaum war das Krokodill mit den Seilen umschnürt, als es auf's Neue um sich schlug, da aber eine Masse Leute die Seile festhielt, so wurde das Unthier ohne Schwierigkeit an's Land gezogen, allwo ich demselben mit einem scharfen Axthiebe den Rückenwirbel durchschnitt, worauf es verendete. Im Triumphe wurde das Thier jetzt zum Lager geschleppt und gemessen, wobei sich ergab, daß es eine Länge von zwölf Fuß drei Zoll von der Rachenspitze bis zum Schwanzende hatte."

Stanley unterdrückt eine Meuterei.

Da die Gegend sich im Kriegszustande befand, so war es für Stanley nöthig, mit Vorsicht vorzugehen. Einige seiner Leute zeigten nicht übel Lust eine Meuterei anzustiften, die er durch ein summarisches Verfahren zu dämpfen hatte. Bombay speciell verlor sein ihm seither geschenktes Vertrauen. Als sie sich dem Tanganyika näherten, wurde die allgemeine Stimmung besser und das gegenseitige Vertrauen kehrte wieder ein. Sie lachten herzlich, als sie in indischer Linie durch den jungfräulichen Urwald jenseits der Ebene von Mrera zogen und rühmten sich ihrer Ausdauer. Einem Abgesandten von Simba, dem Löwen von Kasera, wurden zwei Stücke prächtig aussehenden Tuches geschenkt, außerdem verschiedene andere Gegenstände, alles in der Form von Tribut, wodurch sich Stanley den Häuptling zum dauernden Freunde machte. Stanley liefert eine

interessante Beschreibung der Abenteuer, die er während dieses Theiles seiner Reise erlebte.

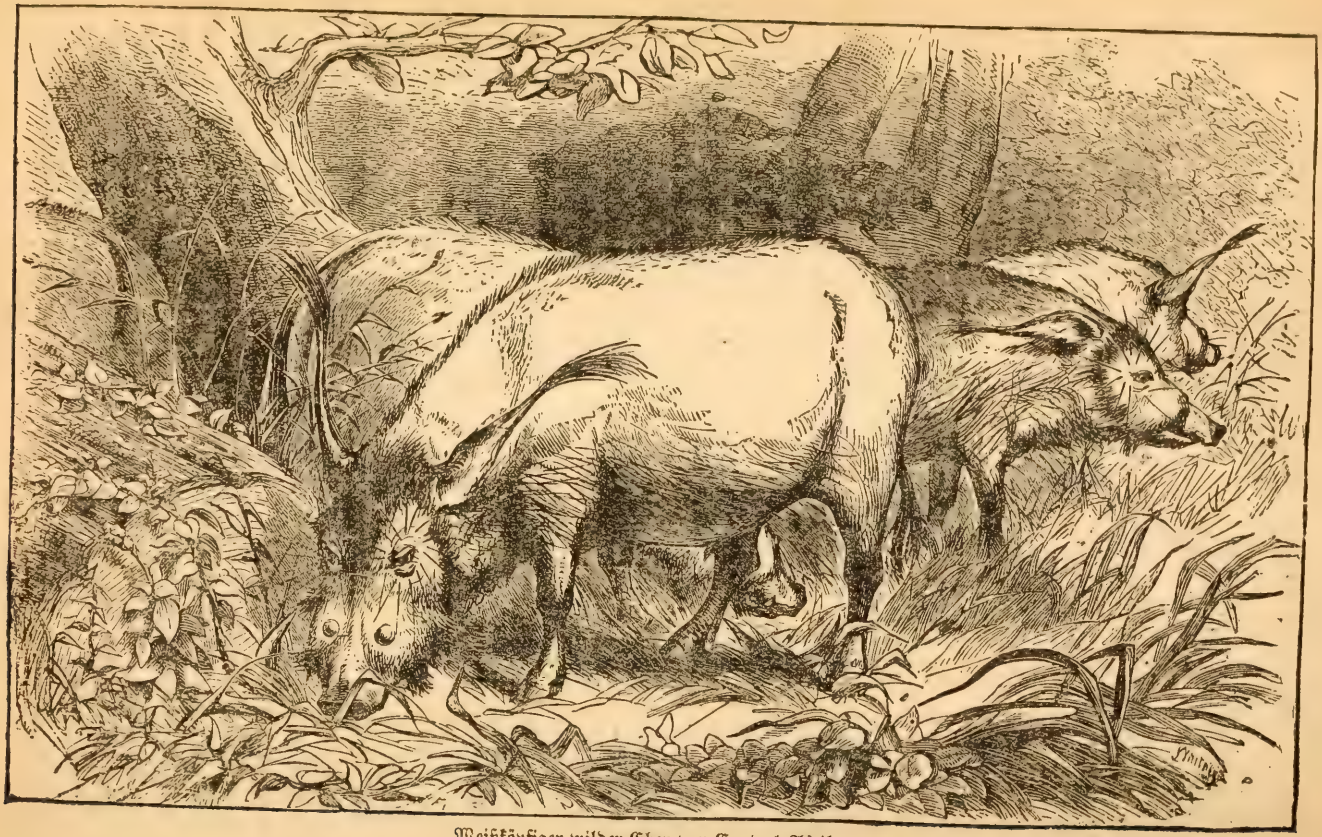
„Eines Tages", so schreibt er in seinem Tagebuche, „kamen wir nach einem Marsche von vier und einer halben Stunde an den schönen Mtambu, dessen Wasser süß wie Zucker und klar wie Krystall nordwärts fließen. Hier sahen wir zum ersten Male die Heimath der Löwen und Leoparden. Die Wärter unsrer Ziegen und Esel trieben die Thiere kurz nach unserer Ankunft im Lager zur Tränke, wohin sie nur durch einen von Elephanten und Rhinoceros hergestellten Waldweg gelangen konnten. Kaum waren sie in den dunklen kellerartigen Paß eingetreten, als ein schwarzgefleckter Leopard hervorsprang und seine Fänge in den Nacken eines Esels schlug, welch' letzterer vor Schmerz laut zu schreien anfing. Seine Gefährten stimmten im Chorus ein, bearbeiteten aber gleichzeitig mit ihren Hinterhufen das Raubthier dermaßen, daß der Leopard bald Fersengeld gab, als ob ihn das Eselsgeschrei gelangweilt habe. Der Nacken des Esels war zwar stark aufgerissen, trotzdem kam das Thier mit dem Leben davon, da keine edlen Theile zerrissen waren.

Untersuchen seitdem alle dunklen Gänge.

Da ich es für wahrscheinlich hielt, in dem dichten vor uns liegenden Urwalde mit seinen hohen Bäume, unter deren dichten Laubdache die großen Raubthiere sich mit Vorliebe aufhalten, auf einen Löwen oder Leoparden zu stoßen, so nahm ich mein Gewehr und ging, von Kalulu, der ein Reservegewehr trug, begleitet, in den Wald hinein. Wir schlichen langsam vorwärts und hielten ein scharfes Auge auf die dunklen tiefen Pfade, deren Eingänge uns entgegenstarrten, um jeden Augenblick die Gestalt des Monarchen des Waldes heraustreten zu sehen. Ich malte mir im Geiste den prächtigen Anblick aus, der sich mir dann darbieten dürfte. Als ich aber gerade darüber nachdachte, daß irgend Jemand die heilige Ruhe des Ortes stören werde, sah ich über mir auf einem Baumzweige einen Affen hängen, der mit ängstlichem Blicke auf die Eindringlinge herunterschaute. Ich konnte mich wirklich nicht ernst halten und brach in lautes Lachen aus, bis ein Wirrwarr von Stimmen und Kreischen an mein Ohr tönte. Dasselbe rührte von zahlreichen Affen her, die in den Bäumen liegend durch uns aus ihrer Ruhe aufgescheucht worden waren, und sich jetzt unter betäubendem Lärm auf und davon machten, indem sie von Baum zu Baum weiter sprangen.

Abenteuer mit einem wilden Schwein.

Als ich das helle Tageslicht wieder über mir erblickte, schlenderte ich langsam weiter in der Hoffnung, etwas Jagdbares zu finden. Da erblickte ich plötzlich am Saume des Waldes, der den Mtambu zur Linken begrenzt, ein riesig großes wildes Schwein, mit mächtigen Stoßzähnen



Weißköpfiger wilder Eber von Central-Afrika.

bewaffnet, das dort ruhig graste. Ich ließ Kalulu still hinter einen Baum kauern, und meinen Sonnenhelm hinter einen andern legend (um das Thier um so sicherer beschleichen zu können), näherte ich mich der Bestie bis auf 40 Yards, nahm sie sorgfältig aufs Korn und feuerte auf das Vorderblatt. Als ob es unverletzt sei, machte das Thier einen wüthenden Sprung und stand dann hochaufgerichtet, selbst die Borsten, den Schwanz gekrümmt um die Hüften gelegt, da, ein furchtbarer Anblick. Während es so lauschte und seine Umgebung mit seinen scharfen kleinen Augen zu durchforschen schien, jagte ich ihm eine zweite Kugel und zwar in die Brust, die ihm den ganzen Körper durchbohrte. Statt jedoch, wie ich erwartet hatte, niederzustürzen, eilte es spornstreichs nach der Richtung zu, aus welcher der Schuß kam; als es auf mich losstürzte, versetzte ich ihm einen dritten Schuß, aber obschon dieser seinen Körper wiederum durchschlug, setzte es doch seinen Lauf fort, bis es noch 6—7 Yards von mir entfernt Halt machte und hinstürzte. Als ich mich nun anschickte, ihm mit dem Dolch den Genickfang zu geben, sprang es plötzlich wieder auf, seine Augen fielen auf den kleinen Knaben, sowie auf meinen weißen Helm. Das war zu viel für den Eber; mit erschreckendem Grunzen sprang er auf und stürzte in einen tiefen Bruch, aus dem ihn herauszuziehen mir unmöglich war. Da nun der Abend hereinbrach und ich noch etwa drei Meilen vom Lager entfernt war, so sah ich mich, wenn auch ungern, gezwungen, ohne den delikaten Braten heimzugehen.

Auf unserem Heimwege zum Lager, wurden wir von einem großen Thiere begleitet, welches sich fortwährend an unserer linken Seite hielt. Es war mir schon zu dunkel, um klar sehen zu können, obschon es einen sehr starken und breiten Körperbau hatte, wie die Umrisse deutlich erkennen ließen. Es mußte wohl ein Löwe sein, wenn es nicht etwa der Geist des getödteten Ebers gewesen sein sollte."

Am Abend des zweiten November wurde das linke Ufer des Malagarazi erreicht. Der nächste Tag war ein sehr ereignißreicher. Kurz vor unserer Weiterreise näherte sich unserem Lager eine Karawane, welche sich aus einem großen Theile des Waguhha-Stammes zusammensetzte, der einen Landstrich im Südwesten des Tanganyika-Sees bewohnt.

Wir erkundigten uns nach dem, was neuerdings sich ereignet hatte. Die Antwort lautete: sie hätten einen weißen Mann gesehen, der kürzlich von Manyuema in Ujiji angekommen sei. Er trug weißes Haar, sowie einen weißen Bart und sah kränklich aus. Er war schon früher einmal in Ujiji gewesen, hatte es dann verlassen und war neuerdings wiedergekommen. Noch vor acht Tagen hatten sie ihn gesehen. Es konnte für Stanley keinem Zweifel unterliegen, daß es Livingstone war. Wie sich Stanley nach einem Pferde sehnte! Hätte er doch mit Shakespeare's

Richard III. ausrufen mögen: „Ein Königreich für ein Pferd." Ein guter Traber hätte ihn in zwölf Stunden nach Ujiji bringen können.

Das Ziel der Reise in Sicht.

Begeistert von der Nähe seines Zieles brach er auf und trieb zur Eile, soweit es die Kräfte seiner Leute gestatteten. Immerhin war die Reise noch voller Gefahren. Von Wavinza war eine Kriegstruppe auf dem Marsche, die kein Bedenken getragen haben würde, die eigenen Dörfer auszuplündern, im Falle sie siegreich zurückkehrte.

Am folgenden Tage wurde der Marsch ohne Geräusch fortgesetzt, aber am 5ten begegneten sie einer Abtheilung Wahhas, die bald eine Bande von Bewaffneten gegen die Expedition aufstellte, an deren Spitze ein stattlicher Häuptling Namens Mionvu stand, der eine karmoisinfarbige Uniform nebst Turban auf dem Haupte trug. Er sowohl wie seine Leute waren mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Er fragte Stanley ob er Krieg oder Frieden wünsche, worauf die Antwort natürlich lautete: Frieden. Gleichzeitig bedeutete aber Stanley dem Häuptling, daß seine Schußwaffen ihm einen leichten Sieg verschaffen würden, im Falle ihm der Kampf aufgezwungen werden möchte. Trotzdem verlangte der Häuptling hundert Tücher als Tribut. Stanley fragte seine Leute, ob sie lieber fechten, als eine solch' exorbitante Forderung bewilligen wollten, worauf Bombay friedliche Schritte empfahl und dabei bemerkte, die Expedition befände sich in offener Gegend, es sei also keine Gelegenheit, sich zu verstecken, überdies würden alle Dörfer gegen sie feindlich vorgehen. „Zahle, Bana, zahle! es ist besser, in diesem Distrikt friedlich vorzugehen," bemerkte Bombay.

Mabruki und Asmani stimmten ihm bei, sodaß der geforderte Tribut bezahlt wurde. Sehr verständig bemerkte Stanley, er werde, wenn eben möglich, seine Rückreise nicht durch diese Gegend antreten.

Man beschloß einen Nachtmarsch zu machen, während genug Getreide für sechs Tage aufgekauft wurde. Man hoffte dadurch, den Erpressungsversuchen anderer Häuptlinge auf dem Rest des Weges zu entgehen. Die Leute plagten sich redlich, ohne zu murren, obschon deren Füße und Waden durch den Marsch durch scharfes Gras vielfach Blutspuren aufwiesen. Der Wald war voll wilder Thiere, aber Niemand wagte auf dieselben zu feuern.

Hysterische Frauenzimmer.

Als sie Morgens nahe dem Rusugi-Flusse Halt machten, sah man eine Schaar Eingeborener, welche Stanley in seinem Schlupfwinkel entdeckt hatten, aber sofort zu dem vier Meilen entfernten Dorfe eilten und dessen Bewohner alarmirten. Sofort wurde Befehl zum Aufbruche ertheilt, als eine der Frauen laut zu schluchzen begann. Selbst ihr Ehemann konnte

sie nicht beruhigen, bis man ihr endlich ein Tuch um den Mund band. Die Nacht wurde in tiefster Stille verbracht; es wurden weder Zelte noch Baracken aufgeschlagen. Die Soldaten legten sich Gewehr im Arm flach auf den Boden, in dem beruhigenden Bewußtsein, daß ihr tapferer Führer mit seinem Winchester-Gewehre mit gefülltem Magazine jeder Eventualität gewachsen sein werde.

Noch vor Tagesanbruch war die Reisegesellschaft wieder auf dem Marsche. In der Dunkelheit hatte der Wegweiser einen Irrthum begangen, wodurch sie ganz in die Nähe des Dorfes Uhda kamen. Absolutes Schweigen wurde von Stanley dringend anbefohlen, den Ziegen und Hühnern, die etwa Lärm hätten machen können, die Kehle durchschnitten, und still wie ein Leichenzug marschirten sie durch das Dorf. Gerade als die letzte Hütte erreicht war, kam ein Mann an die Thüre und erhob beim Anblick der Reisenden ein mörderisches Geschrei.

Ohne sich jedoch aufhalten zu lassen, eilte die Gesellschaft weiter und kam bald in ein dunkles Dickicht. Einmal glaubte Stanley, daß er verfolgt werde, weßhalb er sich hinter einen Baum postirte, um das Vorrücken des Feindes zu hemmen, es zeigte sich jedoch, daß es ein falscher Alarm gewesen war.

Sich nach Westen wendend, bot sich ihnen, als die Sonne die Scene beleuchtete, eine schöne romantische Landschaft mit wilden Obstbäumen, seltenen Blumen und klaren, über weiße Kiesel rieselnden Bächen. Sie setzten über eines dieser Gewässer, und hatten damit die Grenze von Uhda mit seiner habgierigen Bevölkerung überschritten und befanden sich jetzt in Ukaranga.

Ihr Erscheinen vor dem ersten Dorfe verursachte große Unruhe, weil der König und seine Leute fürchteten, es möchten Rugrugas, Verbündete von Mirambo, sein, als sie aber über ihren Irrthum aufgeklärt wurden, boten sie den Reisenden ein herzliches Willkommen. Endlich, am zehnten November, zweihundert und sechsunddreißig Tage nach ihrer Abreise von Bagomoyo, und einundfünfzig Tage, nachdem sie Unyanyembe verlassen hatten, erblickten sie von einer Anhöhe die klaren Gewässer des Tanganyika Sees. Noch sechs Stunden Marschirens und sie werden sich in seinen Fluthen spiegeln können.

Stanley beschreibt seine Empfindungen, als er seine lange und gefahrvolle Reise beendigt und sich seinem Ziele so nahe sah, in schwungvoller Weise, wie folgt:

„Etwas ferner am Horizont — Oh, Ja! da ist er, — ein herrlicher Silberstreifen! — Ich erhasche nur einen unvollkommenen Anblick desselben, weil mir die Bäume die Aussicht vielfach versperren — aber er ist da, endlich da! Wahr und wahrhaftig! es ist der Tanganyika! und

jenseits ragen die Berggipfel des Ugoma und Ukaramba empor. — Eine ungeheure breite Wasserfläche, eine silberglänzende Ebene — darüber die blaue Wölbung des Himmels — stolze Höhen als Schildwachen. Palmwälder umsäumen seine Ufer! — Der Tanganyika!! Hurrah! und meine Leute stimmen mit Stentorstimme ein in den begeisterten Ausruf des Angelsachsen, ja selbst der Urwald und die Hügelketten scheinen an unserem Triumphgeschrei sich zu betheiligen."

„War dies die Stelle, wo Burton und Speke standen, als sie zum ersten Male den Tanganyika erblickten?" fragte ich Bombay.

„Ich kann mich nicht genau mehr entsinnen, denke aber, daß es irgend wo hier in der Nähe war," antwortete er.

„Arme Schlucker die! Der eine war vom Schlage gelähmt, der andere halb blind," sagte Sir Roderick Murchison, als er die Ankunft von Burton und Speke am Tanganyika-See beschrieb.

Stanley's Freude.

„Und ich selbst? Nun mein Herz ist so übervoll und glücklich, daß selbst wenn ich vollständig gelähmt und erblindet gewesen wäre, dieser erhabene Moment das Wunder bewirkt haben müßte, daß ich mein Bett hätte aufnehmen und wandeln können, und daß die Blindheit mit einem Schlage hätte verschwinden müssen. Aber Gott sei Dank! ich fühle mich ganz wohl; seit wir Unyanyembe verlassen, bin ich nicht einen Tag mehr krank gewesen. Was würde Shaw heute darum geben, wenn er an meiner Seite hier stehen könnte. Wer ist der glücklichere, er der in Luxus und Bequemlichkeit in Unyanyembe schwelgt, oder ich, der auf dem Gipfel des Berges stehend mit leuchtendem Auge und stolz geschwellter Brust auf den Tanganyika niederschaue."

Aus vorstehenden Dithyramben ist leicht zu ersehen, daß Stanley's Herz zum Erdrücken voll war. Sein Geist hüpft und springt gleich dem eines Knaben, der endlich in den Besitz eines lang ersehnten Spielzeuges gekommen ist. Der Schatz, den Stanley nach langen Monaten mühseligster Märsche, unzähliger Entbehrungen und täglicher Lebensgefahr jetzt zu bergen im Begriffe war, bestand in der Auffindung von Livingstone; denn einzig zu diesem Zwecke war er hinausgezogen in die afrikanische Wildniß. Dies Eine Ziel hatte er unentwegt im Auge, er verfolgte dasselbe ohne zu wanken, bis ihm endlich die hohe Wonne zu Theil wurde, mit eigenen Augen das Silbergewässer zu erschauen, an dessen Ufern der Gegenstand seiner emsigen Nachforschungen weilte.

Und wahrlich, wenn irgend Jemand, so war Livingstone des Aufsuchens würdig! Viele, lange Jahre seines kostbaren Lebens hatte er afrikanischen Erforschungsreisen gewidmet, und die Wohlthat, welche ihm durch Stanley's Ankunft bereitet wurde, war verschwindend gering gegen die uner-

meßlichen Dienste, die Livingstone's Arbeiten und Entdeckungen der Civilisation geleistet haben.

Das beste an diesem Schlußakte einer großartigen Thätigkeit bestand darin, daß Livingstone nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß ihn irgend Jemand aufzusuchen ausgezogen sei; daß irgend Jemand den Auftrag empfangen hatte zu untersuchen, ob er todt sei, ob er lebe; nicht wissend, daß ihm Vorräthe aller Art geschickt werden würden, auch nicht ahnend, daß man außer allgemeinen Wünschen für sein Wohlergehen, keinerlei spezielles Interesse genommen hatte. Stanley's Ankunft war eine Ueberraschung für ihn, die den Forscher hoch beglückte. Sie muß ihn um so mehr erfreut haben, als keinerlei Gerüchte über Stanley's Anmarsch Livingstone je zu Ohren gekommen waren. In Summa: Alle mit Stanley's Expedition verknüpften Einzelheiten bilden ein harmonisches Ganzes, und nicht ein einziger dunkler Fleck entstellt dies herrliche Gemälde.

Die alte Erfahrung, daß eiserner Wille und ausdauernde Beharrlichkeit alle Hindernisse schließlich überwinden, findet hier ihre glänzende Bestätigung. Wiederholt und wiederholt traten während der Reise von Zanzibar nach Ujiji Ereignisse ein, welche wohl einen minder muthigen Mann zur Verzagtheit hätten bringen können, Ereignisse, die es sehr nahe legten, die Rückreise anzutreten, statt weiter vorwärts zu dringen. Der bereits zurückgelegte Weg war bekannt, nicht so der noch zu durchmessende; dabei konnte der Entdecker nicht errathen, welche Gefahren und Hindernisse in nächster Stunde drohen könnten. Sollten überhaupt Befürchtungen in seiner starken Seele aufgekeimt sein, sicher ist, daß er dieselben nicht über seine Entschließungen Herr werden ließ, vielmehr Tag um Tag, Stunde um Stunde stetig vorwärts drängte. Dann kamen Krankheiten, seine Begleitung schmolz zusammen, wilde Eingeborene griffen ihn an, Entbehrungen aller Art waren sein tägliches Loos, doch stand bei allen diesen Heimsuchungen das Bild des verschollenen Helden vor seinem geistigen Auge, und er gedachte der Bennett'schen in dem glänzenden Paris gesprochenen Worte: „Finden Sie Livingstone."

Das ganze wunderbare Abenteuer zeigt den Werth, den ein erhabenes Unternehmen hat; ein einziges Ziel, eine unbesiegbare Entschlossenheit. Morgen werden sich Henry M. Stanley und David Livingstone die Hände reichen, zwei weiße Männer in der afrikanischen Wildniß, beide jetzt unsterblich geworden und beide hervorragend unter den größten Heroen, welche die Welt je gesehen.

Kapitel XIV.

Stanley findet den verschollenen Entdecker.

Stanley's Beharrlichkeit. — Ueberwindet Berge von Hindernissen. — Will Livingstone um jeden Preis auffinden. — Charakterische Eigenschaften beider Entdecker. — Rührende Erinnerung Livingstone's an seine heimgegangene Gattin. — Wundervolle Ergebnisse afrikanischer Forschungen. — Stanley nähert sich Ujiji. — Nachrichten von einem weißen Bruder. — Große Erregung unter der Reisegesellschaft. — Entfalten Flaggen und feuern ihre Gewehre ab. — Ganz Ujiji in Aufregung bei der Ankunft der Karawane. — Hunderte schlagen sich darum, Stanley die Hand zu drücken. — Fröhlicher Willkomm. — Begegnet Livingstone's Diener. — Flaggen, Munition und Begrüßungen. — Livingstone ist überrascht. — Die beiden großen Reisenden stehen sich Aug' in Auge gegenüber. — Stanley erzählt Livingstone die großartigen Ereignisse der letzten sechs Jahre. — Aeußere Erscheinung Livingstone's. — Erzählt ihm die Riesenschlachten des deutsch-französischen Krieges. — Ein Soldat von Unyanyembe. — Berühmter Briefsack. — Briefe, die ein Jahr unterwegs waren. — Was Livingstone über Stanley's Ankunft dachte. — Brief von James Gordon Bennett. — Der Entdecker von aller Verbindung mit der Civilisation abgeschnitten. — Am Rande des Todes bei Stanley's Ankunft. — Livingstone ist von Bennett's Güte tief gerührt. — Einige Mittheilungen über die erforschten Gegenden. — Weitere Expeditionen geplant. — Stanley's Beschreibung von Livingstone. — Ein schönes Exemplar angelsächsischer Intelligenz. — Hat den äthiopischen Kindern frisches Leben eingehaucht. — Rührende Zuneigung Livingstone's zu Afrika.

Lange und gefahrvolle Tage waren von Stanley und seinen Gefährten nun glücklich überwunden. Dieselben lehren jedoch die Wahrheit des alten Sprüchwortes, daß Niemand mehr als eine einzige Arbeit zu einer bestimmten Zeit zu leisten im Stande ist, und daß der beste Weg, Schwierigkeiten zu überwinden darin besteht, daß man sie jede einzeln der Reihe nach bemeistert. Wäre Stanley ein minder entschlossener Charakter gewesen, hätte er sich leichter entmuthigen lassen, gehörte er zu denen, die einen gewaltigen Anlauf nehmen und dann plötzlich nachlassen, wäre er nicht mit einem Worte ein neuer Hercules an Leib und Seele gewesen, hätte er endlich nicht das Vorwärtsstreben und die Ausdauer besessen, die großen Männern stets eigen zu sein pflegen, niemals würde das Lob seiner Heldenthaten in beiden Hemisphären erklungen sein.

Livingstone war jetzt den Fünfzigern nahe, während Stanley noch in der Blüthe des Mannesalters stand. Frühzeitige Entbehrungen hatten ihn zähe gemacht, Reisen in allen Zonen, wo er allerlei Wind und Wettern ausgesetzt war, hatten ihn für seine jetzige weltgeschichtliche That vorbereitet, und darf es billig bezweifelt werden, daß ein zweiter Mann unserer Zeit so alle erforderlichen Eigenschaften, als da sind: Muth, unerschöpfliche Auskunftsmittel, anderen zu befehlen, besonnene Tapferkeit und

Selbstverleugnung, in sich vereinigte als Stanley, dem durch den reichen und unternehmenden Zeitungsbesitzer Bennett ein beinahe wunderbarer Auftrag anvertraut worden war. Unser letztes Kapitel schloß mit der Beschreibung der gehobenen, ja begeisterten Stimmung, in welche Stanley durch den Anblick des Tanganyika-Sees versetzt wurde, allwo er nahezu sicher war, Livingstone zu finden. Dies ist der Gipfelpunkt des ersten Abschnittes unserer Erzählungen über Afrika, denen ein ganz ungewöhnliches Interesse innewohnt. Nach Verlauf von sechs Jahren, die Livingstone verschollen war, kommt ihn ein weißer Bruder in seiner tiefen Abgeschiedenheit aufsuchen, ihm dabei die Versicherung durch sein Kommen bekräftigend, daß die ganze civilisirte Welt an Livingstone's Wohlfahrt lebhaften Antheil nimmt. Dies muß Letzteren nicht minder überraschen als erfreuen, weil Stanley so völlig unerwartet erscheint. Er muß daraus die angenehme Erkenntniß gewinnen, daß seine heroischen Anstrengungen nicht vergessen sind, und noch gepriesen und hochgeschätzt sein werden, wenn ihn längst der Grabeshügel deckt.

Aus der prächtigen Beschreibung seines Zusammentreffens mit Livingstone heben wir folgende Sätze hervor:

„Wir drangen rastlos vorwärts, damit nicht die Neuigkeit unseres Kommens bekannt wird, bevor wir selbst in Ujiji ankommen. An einem kleinen Bache wurde ein kurzes Halt gemacht; wir stiegen dann einen kahlen Hügel hinan, den letzten der Species, von welchen wir Tausende und Abertausende überschritten hatten. Wir verlieren dadurch vorläufig den Anblick des Sees in seiner ganzen Größe und Ausdehnung. Wir kommen auf dem Gipfel des Hügels an, überschreiten ihn, schwenken rechts ab, und — Leser halte inne! — der Hafen von Ujiji liegt vor unseren Füßen, inmitten von hochragenden Palmwäldern, nur 500 Yards von uns entfernt."

„Vergessen sind in diesem feierlichen Momente die tausende von Meilen, welche wir durchlaufen, die zahllosen Berge und Hügel, die wir überschritten, vergessen die unermeßlichen Urwälder, die wir durchkreuzt, die Dickichte, welche uns aufgehalten, vergessen endlich der ausgedörrte heiße Sandboden, welcher unsere Füße zerrissen, oder die hohe Sonne, die uns versengt hat, vergessen alle nunmehr glücklich überwundenen Gefahren und Hindernisse, Alles, Alles vergessen!"

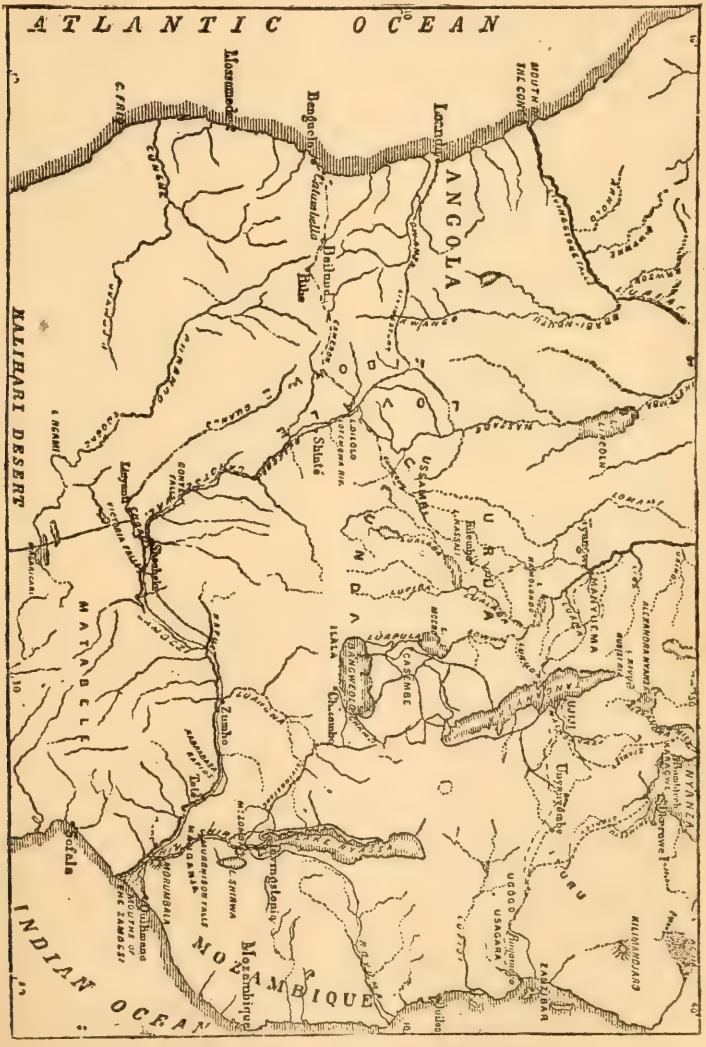
Eins — zwei — drei: Feuer!

„Endlich ist der erhabene Moment gekommen — unsere Träume, Hoffnungen und Erwartungen stehen nunmehr auf dem Punkte, sich ganz und voll zu verwirklichen! — Unser ganzes Herz und alle unsere Gefühle concentriren sich jetzt in unseren Augen, als wir in die Palmwälder hineinlugen und zu errathen suchen, in welchem Hause doch wohl der „weiße Mann mit dem weißen Barte" wohnen mag."

„Entfaltet die Fahnen, ladet die Gewehre!“ kommandirte ich.

„Sehr wohl, Meister, sehr wohl,“ war die begeisterte Antwort der Männer.

„Eins — zwei — drei — Feuer!“



Landkarte des Landes der großen Seeen.

„Eine Salve aus fünfzig Feuerröhren dröhnte zum See hinab und wir werden gleich sehen, welchen Eindruck dieselbe auf die friedlichen Bewohner der Seestadt hervorbrachte.“

„Nun, Kirangozi, hebe die Flagge des weißen Mannes hoch in die Luft, und bringe die Zanzibar-Flagge auf die Seite. Und ihr Leute, schließt euch nahe aneinander und fahrt fort zu schießen, bis wir am Marktplatze oder aber vor der Wohnung des weißen Mannes Halt machen. Ihr habt mir so oft gesagt, ihr könntet den Fisch des Tanganyika Sees riechen, jetzt rieche ich ihn selbst. Dort giebt es Fische und Bier in Hülle und Fülle und eine lange Ruhezeit für euch Alle. Vorwärts!"

„Wir waren noch keine hundert Yards avancirt, als unsere wiederholten Schüsse die gewünschte Wirkung zeigten. Ujiji erwachte nunmehr, um sich zu überzeugen, daß eine Karawane im Anzuge sei, und zu Hunderten eilten die Einwohner zu unserer Begrüßung herbei. Der bloße Anblick der Flaggen belehrte sie schon, daß es eine Karawane sei, aber die amerikanische Flagge, stolz im Winde flatternd und getragen von dem riesigen Asmani, versetzte die Wilden anfänglich in maßloses Erstaunen. Einigen der Anwesenden war das Sternenbanner freilich nicht unbekannt, da sie dasselbe auf dem amerikanischen Consulatsgebäude in Zanzibar, sowie von manchem Maste der im Hafen von Zanzibar liegenden Schiffe hatten wehen sehen, und bald hörte man Ausrufe wie „Bindera Kisungo" — eines weißen Mannes Flagge, oder „Bindera Merikani" — amerikanische Flagge."

Fröhliches Willkommen.

Sie wurden von den Eingeborenen umringt, welche schrieen:

„Yambo bana, Yambo bana, Yambo bana."

Allen Begleitern Stanley's wurde dieselbe Bewillkommnung zu theil.

Wir waren nur noch etwa dreihundert Yards von Ujiji entfernt, und der Menschenhaufen wurde immer dichter um mich herum.

Plötzlich hörte ich eine Stimme zu meiner Rechten:

"Good morning, Sir!"

Beim Hören dieses Grußes glaubte ich erst zu träumen, da ich nur Schwarze um mich sah, ich versuchte deßhalb, ob ich keinen Weißen unter der Menge entdecken konnte, aber vergeblich. Statt seiner sah ich aber einen Mann womöglich noch schwärzer als die übrigen, aber recht aufgeräumt und lachend vor mir stehen, der mit einem langen weißen Rock bekleidet, auf sein lockiges Wollenhaar einen rothen Turban gesetzt, obigen Gruß wiederholte, worauf ich ihm zurief:

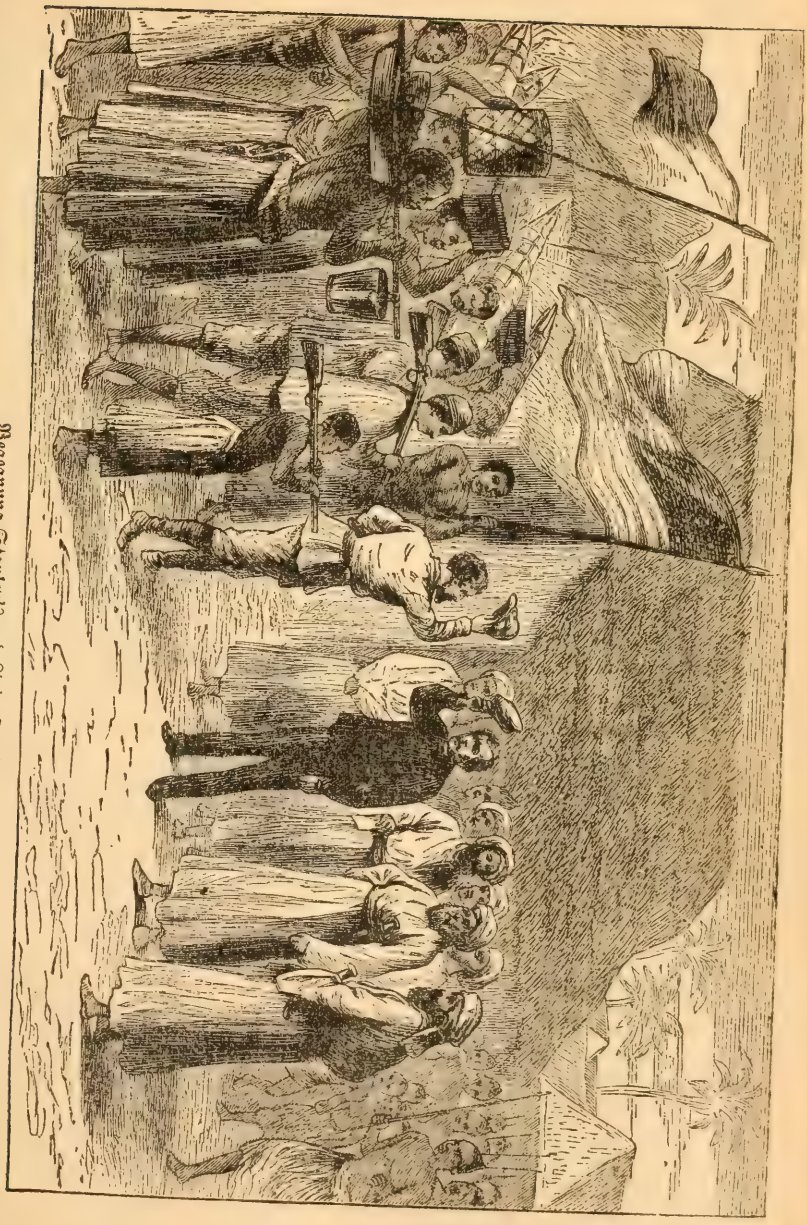
„Wer zum Teufel seid Ihr denn?"

„Ich bin Susi, der Diener von Dr. Livingstone," erwiederte er eine doppelte Reihe schneeweißer Zähne zeigend.

„Wie? Ist Dr. Livingstone hier?"

„Jawohl, mein Herr."

„In diesem Dorfe?"



Begegnung Stanley's und Livingstone's.

„Allerdings."

„Ist das auch wahr?"

„Ganz gewiß; ich habe ihn soeben verlassen."

"Good morning!" tönte eine andere Stimme aus dem Volkshaufen.

„Halloh!" rief ich, „ist da noch Jemand?"

„Jawohl, mein Herr."

„Nun, wie ist denn Euer Name?"

„Mein Name ist Chumah, mein Herr!"

„Was? Seid Ihr Chumah, der Freund von Wekotani?"

„Jawohl, mein Herr."

„Und ist der Doctor wohl und munter?"

„Nicht so ganz, mein Herr."

„Wo habt ihr euch so lange aufgehalten?"

„In Manyuema."

„Nun, Susi, laufe und erzähle dem Doctor, daß ich ihn besuchen werde."

„Jawohl, mein Herr."

Sprachs und rannte davon wie ein Rasender.

Inzwischen hatten wir uns dem Dorfe bis auf zweihundert Yards genähert und die Volksmenge wurde so dicht, daß sie uns am Vorwärtskommen hinderte. Flaggen und Streifen wurden ausgehängt; Araber und Wangwanas bewegten sich durch die Menge, um uns zu begrüßen, denn nach ihrer Anschauung gehören sie auch zur weißen Race. Das größte Wunder war aber für Alle: „Wie sind Sie von Unyanyembe unversehrt durchgekommen?"

Bald nachher kam Susi, um mich nach meinem Namen zu fragen; er habe dem Doctor mitgetheilt: ich wolle ihn besuchen, letzterer sei aber so überrascht gewesen, daß er es nicht habe glauben mögen und als der Doctor nach meinem Namen gefragt, sei er (Susi) ganz verlegen geworden, da er vergessen gehabt, mich danach zu fragen.

Die beiden Helden begrüßen sich.

Ich that nun, was mir als der würdigste Weg erschien. Ich drängte die Menge links und rechts auf die Seite und kam endlich bei einem großen im Halbkreise stehenden Haufen Araber an. Inmitten derselben stand der „weiße Mann mit dem weißen Barte."

Als ich langsam auf ihn zuschritt, bemerkte ich, wie blaß er aussah, sowie daß Haar und Schnurrbart ergraut waren. Er trug eine blaue Tuchmütze mit verschossener Goldborte umsäumt, und ferner einen rothgestreiften Rock und graue Tuchhosen.

Ich würde auf ihn zugestürzt sein, war aber ein Feigling in der Gegenwart solchen Gesindels — ich würde ihm um den Hals gefallen sein,

wußte aber nicht, wie er dies aufnehmen würde, so that ich das, was moralische Feigheit und falscher Stolz mir eingab — so näherte ich mich ihm langsam, zog meinen Hut und sagte:

„Dr. Livingstone, wie ich vermuthe?"

„Jawohl!" antwortete er, mit sanftem herzlichem Lächeln, wobei er seine Mütze leicht lüftete.

Ich bedeckte mich, worauf auch er dann seine Mütze wieder aufsetzte und rief dann laut:

„Doktor, ich danke Gott, dem Allmächtigen, daß er mich Sie hat finden lassen," worauf er antwortete:

„Ich bin dankbar, daß ich Sie hier willkommen heißen kann!"

Ich wandte mich dann gegen die Araber, vor denen ich als Gegengruß zu ihren „Yambos" meinen Hut abzog, worauf sie mir der Doktor mit Namen vorstellte. Dann, alles um uns her vergessend, richteten Livingstone und ich unsere Schritte nach seiner Wohnung. Er zeigte mir seine Veranda, eher vielmehr einen erhöhten Erdhaufen, der überdacht war, und lud mich zu dem sonderbaren Sitzplatz ein, den sein Alter, sowie seine afrikanischen Erlebnisse ihm eingegeben hatten: eine Strohmatte nämlich mit einem Ziegenfelle darüber gebreitet, und ein anderes Fell gegen die Wand genagelt, um seinen Rücken gegen den kalten Lehm zu schützen. Trotz meiner wiederholten Ablehnung bestand der Doktor darauf, daß ich den Sitz einnehmen mußte.

So saßen wir beide da, den Rücken gegen die Wand gekehrt. Die Araber setzten sich zu unserer Linken. Mehr als tausend Eingeborene standen vor dem Hause und füllten das ganze Viertel; sie schienen die Thatsache zu discutiren, daß zwei weiße Männer sich in Ujiji getroffen hatten, wovon der eine von Manyuema im Westen, der andere von Unyanyembe im Osten gekommen war.

Die Unterhaltung begann. Ueber welche Gegenstände? ich gestehe, ich habe es vergessen. Ach ja! wir fragten uns gegenseitig: „Wie sind Sie hierhergekommen? Wo sind Sie die ganze lange Zeit gewesen?" Jawohl, das war die Art und Weise, in der das Gespräch begonnen wurde, die genauen Worte, die der Doktor sprach, oder wie ich antwortete, weiß ich nicht mehr zu sagen, mein ganzes Denken concentrirte sich auf das Studium der Physiognomie des berühmten Mannes, an dessen Seite ich jetzt im Innern Afrika's saß.

Wieder eine Erzählung von großen Heldenthaten.

Jedes Haar seines Kopfes und Bartes, jede Runzel seines Gesichtes, die bleiche Gesichtsfarbe und sein müdes Aussehen, waren alles, was ich wissen wollte, seit mir in Paris die ewig denkwürdigen Worte zugerufen worden: „Suchen Sie Livingstone!" Was ich jetzt sah, war für mich

eine sehr lehrreiche Beobachtung, die ungeschminkte Wahrheit. Ich lauschte und las zu gleicher Zeit. Was erzählten mir diese stummen Zeugen nicht Alles!

Lieber Leser! Wärest Du an diesem Tage mit mir in Ujiji gewesen, wie beredt würde Dir dort die Art der Wirksamkeit dieses Mannes dargestellt worden sein. Hättest Du nur dort sein und ihn reden hören können! Seine Lippen gaben mir die Einzelheiten, Lippen die niemals die Unwahrheit gesagt haben. Ich kann seine Worte nicht wiederholen, mein Herz war zu voll, um mein Notizbuch zu nehmen und seine Erzählungen zu stenographiren. Er hatte soviel zu erzählen, daß er am Ende anfing, wobei er augenscheinlich übersah, daß er über einen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren zu berichten hatte. Allmählig wurde er wärmer, sein Vortrag umfassender — er gab eine an's wunderbare grenzende Schilderung seiner Thaten.

Mit einem Zartgefühl, welchem ich Anerkennung zollen mußte, erhoben sich die Araber, um uns allein zu lassen.

Briefe, die ein Jahr unterwegs waren.

Nachdem ich Bombay und Asmani Auftrag gegeben hatte, für die Verproviantirung der Reisegesellschaft Sorge zu tragen, rief ich Kaif-Halek, auch „Howdoyoudo" genannt, und stellte denselben dem Doctor als einen der Soldaten vor, die in Unyanyembe gewisse dem Doctor gehörende Sachen in Verwahr hatten, und den ich gezwungen hatte, mich nach Ujiji zu begleiten, um seinem Herrn persönlich den Lederbeutel zu überliefern, der ihm anvertraut war. Es war dies der berühmte Beutel, der mit „1. November 1870" gestempelt war und jetzt dreihundert fünfundsechszig Tage, nachdem er von Zanzibar abgeschickt war, seinen Bestimmungsort erreichte. Wie lange würde der Beutel noch in Unyanyembe liegen geblieben sein, wenn ich nicht nach Central Afrika geschickt worden wäre, um den großen Entdecker aufzusuchen.

Der Doctor legte den Briefbeutel auf sein Knie, öffnete ihn, und sah nach dem Inhalt der Briefe, wobei sich seine Züge, als er zwei Briefe seiner Kinder las, merklich aufhellten.

Dann ersuchte er mich, ihm die neuesten Ereignisse mitzutheilen, worauf ich ihm erwiederte: „Nein Doctor! öffnen Sie vorher Ihre Briefe, welche Sie, wie ich fest überzeugt bin, mit Ungeduld durchlesen werden."

„Ach" — sagte der Doctor, „wenn man sehr lange auf Briefe warten muß, wie ich es habe thun müssen, so lernt man geduldig werden. Ich kann ganz gut noch einige Stunden warten. Also bitte, erzählen Sie mir wichtige Neuigkeiten aus der alten und neuen Welt."

„Vielleicht ist Ihnen manches bereits bekannt. Sie werden ja wissen, daß der Suez Kanal jetzt vollendet und eröffnet, und durch denselben ein

regelmäßiger Dampferdienst zwischen Europa, Indien und China eingerichtet ist."

„Ich hörte von der Eröffnung. Aber was für große Neuigkeiten? Was sonst?"

Binnen Kurzem war ich in der Rolle eines Berichterstatters über die Ereignisse der letzten Jahre. Ich hatte nicht nöthig starke Farben aufzutragen, die Thatsachen redeten ihre eigene Sprache. Die Welt hatte während der letzten Jahre Großartiges erlebt. Die pacifische Eisenbahn war vollendet, Grant als Präsident der Vereinigten Staaten erwählt, Aegypten war mit Gelehrten überlaufen, die Rebellion auf Creta war unterdrückt, in Spanien hatte eine Revolution die Königin Isabella vom Throne gestürzt und einen Regenten an ihrer Stelle ernannt, General Prim war ermordet worden, Castelar hatte Europa durch seine fortschrittlichen Ideen über Freiheit und Religion elektrisirt, Preußen hatte Dänemark besiegt, Schleswig-Holstein annektirt und stand jetzt vor Paris; Napoleon Gefangener in Wilhelmshöhe, die Königin der Mode und Kaiserin von Frankreich auf der Flucht, ihr im Purpur geborener Sohn hatte die für sein Haupt bestimmte Krone für immer verloren; die Napoleonische Dynastie war durch Bismarck und Moltke vernichtet und Frankreich, das stolze Kaiserreich, in den Staub getreten.

Wie Livingstone selbst über Stanley's Besuch, der vermuthlich sein Leben etwas verlängert hat, dachte und fühlte, ergibt sich aus nachfolgendem Schreiben, welches er an Herrn Bennett richtete:

Ujiji, am Tanganyika See,
Ostafrika,
November 1871.

James Gordon Bennett, Esq.

Geehrter Herr!

Es ist im Allgemeinen eine schwierige Aufgabe, an Jemanden, den man nie gesehen, zu schreiben (es sieht so aus, als ob man an eine abstrakte Idee, ein unbestimmtes Etwas schriebe), die Anwesenheit Ihres Vertreters, des Herrn H. M. Stanley, befreit mich aber in diesen fernen Regionen von dem Gefühle des Fremdseins, welches ich sonst empfinden müßte, und indem ich Ihnen für die außerordentliche Güte, welche Sie bestimmt hat, Herrn Stanley zu mir zu senden, herzlich danke, fühle ich mich ganz heimathlich gestimmt.

Wenn ich Ihnen die traurige Lage, in der er mich auffand, offen darlege, werden Sie leicht verstehen, daß ich alle Ursache habe, in sehr warmen Ausdrücken meiner tiefen Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Ich langte in Ujiji an, nachdem ich gewissermaßen einen Landstrich von 4—500 Meilen

durchstreift hatte, unter einer Sonne, die ihre Strahlen senkrecht auf mein Haupt niederbrannte, wobei ich aufgehalten, ermüdet, überrumpelt und zur Rückkehr gezwungen wurde, und zwar nahezu in Sicht des Zieles des geographischen Theiles meiner Sendung, und zwar wurde ich dazu gezwungen durch eine Anzahl mischblütiger moslemitischer Sklaven, die mir von Zanzibar statt der von mir erbetenen freien Männer gesandt wurden. Das wunde Herz wurde noch wunder durch die entsetzlichen Schauspiele, die sich mir in der unmenschlichen Behandlung, welche der eine Mensch dem Nebenmenschen zufügt, darboten, sie zehrten auch an meinem Körper und schwächten mich ganz unermeßlich, sodaß ich eines baldigen Todes zu sterben glaubte. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich Sie versichere, daß mir beinahe jeder Schritt, den ich auf den schlechten holperigen Wegen vorwärts machte, Schmerzen verursachte, daß ich, in Ujiji angelangt, ein wahres Knochengerippe darstellte.

Hier angekommen entdeckte ich, daß Waaren im Werthe von zweitausendfünfhundert Dollars, die ich in Zanzibar bestellt hatte, in unverzeihlicher Weise einem dem Trunke ergebenen halbblütigen moslemitischen Schneider zur Besorgung übergeben worden waren, der, nachdem er den größten Theil davon bereits unterwegs verschleudert hatte, schließlich den Rest gegen Sklaven und Elfenbein umtauschte und als sein Eigenthum betrachtete, da er aus dem Koran errathen habe, daß ich todt sei! Auch hatte er dem Gouverneur von Unyanyembe geschrieben, daß er von Sklaven, die er mir nachgeschickt, erfahren habe, daß ich todt sei, weßhalb er um die Erlaubniß bitte, die wenigen Waaren, die seiner Trunksucht noch nicht zum Opfer gefallen waren, verkaufen zu dürfen.

Nichtsdestoweniger wußte der Mann ganz genau, daß ich noch unter den Lebendigen weilte, und auf die Waaren und Männer wartete; in Hinsicht auf Moralität ist der Mensch jedoch ein Idiot, und da es hier, außer Dolch und Muskete, keine Gesetze giebt, so mußte ich mich hier niederlassen, und zwar körperlich sehr schwach, dabei Mangel an Allem leidend, da ich außer einigen Tüchern und Perlen, die ich für Fälle äußerster Noth hiergelassen hatte, nichts mehr besaß.

Als meine Noth nun zur äußersten Grenze gestiegen war, wurden mir unbestimmte Gerüchte mitgetheilt, wonach ein englischer Reisender nach mir unterwegs sei. Ich dachte bei mir selbst an den Mann im Evangelium, der von Jerusalem nach Jericho ging, aber weder Priester noch Leviten oder Samariter begegneten mir auf meinem Wege. Und doch war der gute Samariter nahe zur Hand, als einer meiner Leute in mein Haus stürmte und voller Erregung ausrief: „Ein Engländer ist angekommen, ich habe ihn gesehen.“ Sprachs und sprang wieder hinaus, um den fremden Reisenden zu mir zu bringen.

Eine amerikanische Flagge, die erste, welche jemals in diesen Regionen entfaltet wurde, bezeichnete mir die Nationalität des Reisenden.

Ich bin von solch' kühler und verschlossener Natur, wie wie Insulaner nun einmal beschaffen sein sollen, aber Ihre große Güte trieb mir das Blut zum Herzen. Der Eindruck war zu überwältigend und ich konnte mir nur sagen: „Mögen die reichsten Segnungen des Himmels auf Sie und die Ihrigen herabfließen."

Die Nachrichten, welche mir Stanley brachte, waren von großartiger Bedeutung. Die gewaltigen politischen Veränderungen auf dem europäischen Continent, die erfolgreiche Legung der atlantischen Kabel, General Grant's Erwählung zum Präsidenten Ihres großen Landes, und so manche andere Ereignisse fesselten meine Aufmerksamkeit für mehrere Tage beinahe ausschließlich, hatten überdies einen wohlthätigen Einfluß auf meinen Gesundheitszustand. Seit Jahren befand ich mich ohne alle direkten Nachrichten von Europa mit Ausnahme einiger Exemplare des „Punch" und der „Saturday Review", die mir 1868 zufällig in die Hände fielen. Mein Appetit ist jetzt wieder besser und fange ich an, mich etwas gestärkter zu fühlen.

Herr Stanley überbrachte mir eine außerordentlich freundliche und aufmunternde Depesche von Lord Clarendon (dessen Tod ich tief bedaure), die erste, welche ich vom auswärtigen Amte seit 1866 erhalten habe, sowie die Nachricht, daß die englische Regierung fünftausend Dollars als Unterstützung an mich abgesandt habe. Bis zu Stanley's Ankunft hatte ich keinerlei Unterstützung empfangen. Ich kam hierher, ohne Gehalt zu erhalten, doch dem ist jetzt abgeholfen, und es ist mir Bedürfniß, Sie wie alle übrigen Freunde wissen zu lassen, daß, obschon mich keine Briefe erreicht haben, die mich hätten ermuthigen können, ich doch an der Hoffnung festgehalten habe, die mir Sir Roderick Murchison mit ächter britischer Zähigkeit gemacht hatte, daß sich schließlich alles auf's beste gestalten werde. Die Wasserscheide Südafrikas ist mehr als siebenhundert Meilen lang. Die daraus entspringenden Quellen sind nahezu zahllos, das heißt, es würde eines Mannes Lebenszeit dazu gehören sie zu zählen. Von der Wasserscheide laufen die Quellen in vier große Flüsse, und diese hinwiederum in zwei mächtige Ströme, welche das große Thal des Nil bilden. Dasselbe beginnt zwischen dem zehnten bis zwölften Grade südlicher Breite. Ich hatte meinen Weg zu fühlen, und tappte bei jedem Schritt sozusagen im Dunklen. Es hat lange gedauert, bevor dies alte Problem seine Lösung fand. Wer kümmerte sich auch darum, wo die Flüsse entsprangen. Man trank ihr Wasser und ließ den Rest weiter laufen.

Die Portugiesen, welche Casembe besuchten, verlangten nur nach Sklaven und Elfenbein, und hatten eben für nichts weiteres Interesse. Ich

fragte sie nach ihren Gewässern, fragte wieder und nochmals, bis ich es endlich müde wurde, da man hätte glauben können, ich wäre mit der Tollwuth behaftet.

Bei meiner letzten Unternehmung, in welcher ich wesentlich durch den Mangel qualifizirter Begleiter behindert wurde, folgte ich der Centrallinie der Quellen die durch die von Menschenfressern (Manyuema genannt) bewohnten Distrikte fließen. Diese Abtheilung enthält vier Seen. Ich war dem letzten ganz nahe, als ich zurückkehren mußte. Er ist von einer bis zu drei Meilen breit und kann zu keiner Jahreszeit an irgend einer Stelle erreicht werden. Zwei westliche Flüsse, der Lufira, oder Bartle Frere's-Fluß, mündet in den See Kamolondo. Dann fließt der große Fluß Lomane durch den See Lincoln hindurch und dann in den erstgenannten See und scheint alsdann den westlichen Arm des Nil zu bilden, auf welchem Petherick Handel trieb. Nun kenne ich zwar sechshundert Meilen der Wasserscheide, aber das letzte Hundert ist das interessanteste von allen, denn, sofern ich recht berichtet bin, springen vier große Quellen direkt aus der Erde und bilden nach ihrer Vereinigung sofort einen großen Fluß.

Zwei derselben laufen nördlich nach Aegypten, Lufira und Lomame, zwei laufen südlich nach Aethyopien, der Lambaye und Kafui. Sind dies nicht die Quellen des Nil, von denen der Priester der Minerva in Sais dem Herodot erzählte?

Ich habe oft von denselben erzählen hören und in so verschiedenen Entfernungen, daß ich an deren Existenz nicht zu zweifeln vermag und trotz des bitteren Heimwehs, das ich jedesmal, wenn ich an meine Familie denke, empfinde, möchte ich als letzte That deren Wiederentdeckung bewerkstelligen.

Abermals sind Waaren im Werthe von fünfhundert Pfund Sterling unbegreiflicher Weise der Sorgfalt von Sklaven anvertraut worden und sind mehr als ein Jahr unterwegs gewesen, statt der dazu erforderlichen vier Monate. Ich muß auf Ihre Kosten nach dem Orte, wo sie gelagert sind, reisen, um mein Werk vollenden zu können.

Ich schließe, indem ich Ihnen nochmals meinen allerherzlichsten Dank für Ihre unbeschreibliche Großmuth bezeuge.

Ihr dankbarer

David Livingstone.

Hülfe in der Noth.

Als Stanley bei Livingstone anlangte, war letzterer nahezu am Rande des Grabes angelangt, nicht blos in Folge langen Siechthums, sondern auch der Seelenpein, die wegen der zahllosen Widerwärtigkeiten an ihm nagte, weßhalb denn auch Stanley's Besuch für Livingstone von unschätz-

barem Werthe war. Was sein Schicksal gewesen sein würde, wenn der Besuch unterblieben, vermag man ohne Schaudern sich nicht auszumalen. Die Gesellschaft seines neuen Freundes, die Briefe von Hause, die wohlzubereiteten Mahlzeiten, an denen sich der Doctor jetzt wieder erlaben konnte, nicht minder der ihm in silbernen Bechern credenzte Champagner, den Stanley zu diesem Zwecke viele hundert Meilen sorgfältig gehütet hatte, übten auf die Gemüthsstimmung des Doctors eine wunderbare Wirkung aus.

Die ersten Tage wurden der Erholung gewidmet, während der Doctor an Gesundheit und Kraft Fortschritte machte. Zukunftspläne wurden in Hülle und Fülle gemacht und erwogen, auch beschrieb Livingstone seine früheren Erlebnisse in markanten Zügen. Je länger Stanley mit Livingstone verkehrte, um so höher stieg Letzterer in seiner Werthschätzung.

Er hatte sich wirklich eine sehr hohe Schätzung von Livingstone's Charakter gebildet, die aber, wie er überzeugt war, nur gerecht war. In seinem Tagebuche finden sich hierüber folgende Notizen:

„Dr. Livingstone ist ungefähr sechszig Jahre alt. Sein Haar ist noch vorwiegend braun, um die Schläfen jedoch schon stark mit Silberfäden durchzogen. Bart und Schnurrbart sind beinahe vollständig ergraut. Seine Augen sind nußbraun und ungewöhnlich lebhaft; er hat einen Blick, der an Schärfe mit dem des Habicht wetteifern könnte. Von Statur ist er etwas über Mittelgröße, sein Schritt ist fest, aber schwer, und erinnert an einen ermüdeten und überarbeiteten Mann. Weder Spleen noch Menschenscheu habe ich je an ihm wahrgenommen."

Ein bemerkenswerther Mensch.

„Er besitzt eine Fülle von ruhigem Humor, den er stets, wenn er unter Freunden ist, sprudeln läßt. Während der vier Monate, die ich bei ihm verweilte, fiel es mir auf, daß er allabendlich über das, was ihm tagsüber passirt war, sorgfältig Tagebuch führte. Seine Federzeichnungen legen Zeugniß von seiner Sorgfalt und seinem Fleiße ab. Sehr empfindlich ist er, wenn seine Wahrheitsliebe im geringsten angezweifelt wird, nicht minder gegen die Kritik. Seine Liebenswürdigkeit ist stets die gleiche, dabei bewahrt er sich in allen Lebenslagen eine große Hoffnungsfreudigkeit; Aengstlichkeit oder Zerstreutheit kennt er nicht; trotzdem er so lange von der Familie und Heimath getrennt war, entfährt darüber seinen Lippen kein Wort der Klage. Er lebt der Zuversicht, daß Alles sich schließlich zum Besten wenden werde, und vertraut ganz und ohne Vorbehalt der göttlichen Vorsehung. Was mir besonders bei Livingstone auffiel, war sein wundervolles Gedächtniß. Seine Religion ist nicht von der theoretischen Art, aber beständig, ernst, aufrichtig, praktisch; er ist weder herausfordernd, noch laut in seinem Auftreten, thut vielmehr Alles in ruhiger

Weise und ist von unermüdlicher Arbeitskraft. Die Religion bringt bei diesem Mann ihre schönsten Züge zum Ausdruck; sein Glaube leitet ihn bei allen seinen Handlungen nicht nur mit seinen Dienern, sondern auch mit den Eingeborenen. Man konnte leicht erkennen, in welch' ungewöhnlich hohem Grade er sich der Hochachtung Aller erfreute, selbst die Araber gingen nie vor seinem Hause vorbei, ohne ihn zu begrüßen und ihm zuzurufen: „Gottes Segen walte über Euch." Jeden Sonntag Morgen versammelt er seine kleine Heerde um sich, liest ihnen Gebete, sowie ein Kapitel aus der Bibel vor, und zwar in ganz unaffektirtem, natürlichem und aufrichtigem Tone, woran er eine kurze Ansprache in der Kisawahili-Sprache knüpft, welcher die Zuhörer mit Interesse und Andacht zu lauschen pflegen."

„Er ergötzt sich an der primitiven Einfachheit der schwarzen Kinder Aethiopiens, unter denen er den größten Theil seines Lebens verbracht hat. Unerschütterlich ist sein Glaube an ihre Fähigkeiten, — wo andere nur Wildheit sahen, entdeckte er Tugenden, und wo er sich unter ihnen bewegt hat, überall hat er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Lage dieser unglücklichen Rasse gerichtet, die anscheinend von Gott und Menschen verlassen war."

An anderer Stelle schreibt Stanley:

„Livingstone folgte dem Gebote der Pflicht. Es gab keinen, der sich dieser abstracten Tugend williger fügte, als er. Seine Herzensneigung zog ihn nach der Heimath, sodaß er die schwersten Seelenkämpfe zu bestehen hatte, derselben Widerstand zu leisten. Jeder Fuß Landes den er bereiste, war ein Glied in der Kette der brüderlichen Liebe, die fortan die christlichen Nationen mit ihren schwarzen Brüdern in Afrika verbinden sollte. Könnten wir diese Kette der Liebe vollenden, indem wir selbst neue Entdeckungen in Afrika machen und dadurch den Völkerschaften, welche jetzt noch dort in Unwissenheit und Barbarei leben, die Segnungen des Christenthums und der Civilisation zugänglich machen, so würde dies das beste Monument sein, welches wir dem Andenken dieses wahrhaft großen und edlen Mannes errichten könnten."

„Ja gewiß und wahrhaftig, so gewiß die Sonne scheint über Christen und Heiden, civilisirte und wilde Menschen, der Tag der Aufklärung wird kommen, und obgleich der Apostel von Afrika die Zeit nicht mehr erleben mag, vielleicht siegen wir auch noch nicht, ebensowenig unsere Kinder, unsere Nachkommen erleben ihn sicher, und die Nachwelt wird dem kühnen Pionier afrikanischer Civilisation ein ewig dankbares Andenken bewahren."

Kapitel XV.

Livingstone's letzte Reise.

Stanley und Livingstone in Ujiji. — Fahrt auf dem Tanganyika See. — Riesen unter den Afrikaforschern. — Feindliche Begegnung an der Küste. — Geographen, welche niemals reisen. — Schwarze Gestalten springen von Fels zu Fels. — Berge von siebentausend Fuß Höhe. — Wichtige Entdeckung. — Livingstone's desperater Entschluß. — Stanley reist nach Zanzibar. — Rührende Abschiedsscene zwischen den beiden Entdeckern. — Livingstone's neue Pläne. — Spätere Expeditionen zur Auffindung von Livingstone. — Traurige und romantische Erzählung von Livingstone. — Stanley empfängt rechtzeitig Verstärkungen. — Bricht endlich nach dem Südwesten auf. — Ohne Nahrungsmittel während acht Tagen. — Abermals westwärts. — Fortwährendes Waten durch Moräste. Reißende Flüsse und sumpfige Gewässer. — Furcht der Eingeborenen vor den Weißen. — Auszüge aus dem letzten Tagebuche Livingstone's. — Sehr krank. — Bleich, blutarm und schwach von Blutstürzen. — Verfaulte Zelte zerreißen wie Zunder. — Ueberschreiten den Chambeze. — Sein letzter Gottesdienst. — Livingstone wird auf einer Tragbahre transportirt. Fällt vom Esel herunter. — Nachtquartier in einer Hütte. — Eingeborene versammeln sich um die Tragbahre. — Ein bekannter Häuptling besucht die Karawane. Letzte geschriebene Worte Livingstone's. — Der sterbende Held wird von seinen Dienern langsam weitergetragen. Letzte Staffel. — Verliert das Bewußtsein. — Wird unter das breite Dach einer Hütte gelegt. Livingstone's letzte Worte. — Der große Held des schwarzen Erdtheils todt. — Trauriger Marsch zur Küste. — Der Leichnam wird nach England transportirt. — Leichenbegängniß in der Westminster Abtei. Zahlreiche Trauerversammlung und Lobreden auf den Verstorbenen. — Inschrift des Denkmals.

Nachdem die beiden Herren während der ersten fünf Tage ihre höchst interessanten Reiseerinnerungen ausgewechselt hatten, kam der Entschluß, den Tanganyika See zu besuchen, zur Ausführung. In Begleitung sorgfältig ausgewählter Diener schifften sich die Forscher in Ujiji ein, kreuzten an der östlichen Küste des See's, übernachteten an verschiedenen Plätzen und langten am 29. November an der äußersten Spitze des See's an, der Stelle, wo der Rusizi Fluß einmündet, über dessen Lauf seither große Unerfahrenheit obwaltete, indem einige Geographen annahmen, er fließe in den See, während andere ihn aus demselben entspringen resp. herausfließen ließen. Im letzteren Falle würde der Tanganyika See sein Wasser durch diese Verbindung in den Baker'schen Albert Nyanza See entleert haben und die Vermuthung, daß die beiden Seen eine Wasserverbindung haben, bestätigt sein.

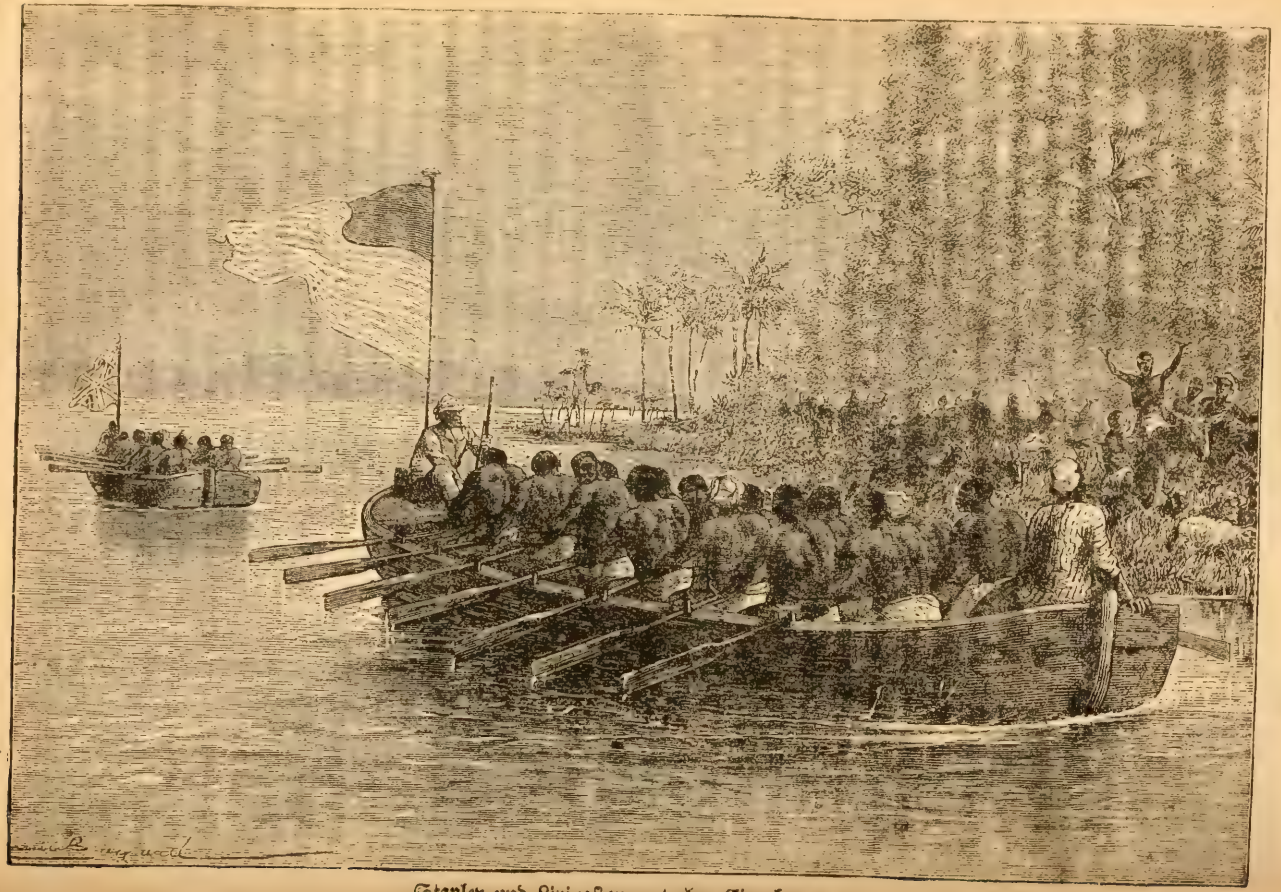
Die Reise verlief nicht ohne Aufregungen und Gefahren. Die Anwohner des Sees erwiesen sich zu wiederholten Malen den Reisenden als feindlich gesinnt. An einem Platze befahlen sie den Bootführern kategorisch an's Land zu kommen; als dieser Aufforderung nicht entsprochen wurde, rannten sie das Ufer entlang und warfen Steine gegen das Schiff, wovon einer einen Matrosen traf und verletzte.

Als die Nacht hereinbrach und die Leute an's Land gingen, um ihr Abendessen zuzubereiten und unter dem Schutze eines hohen Baumes zu ruhen, kamen die Eingeborenen in Masse zu ihnen, zeigten große Artigkeit und versicherten den Leuten, sie könnten ruhig schlafen gehen, Niemand würde ihnen etwas zu Leide thun. Livingstone war ein zu alter Praktiker, als daß er sich so hätte einschläfern lassen. Das Gepäck wurde auf dem Schiffe gelassen und eine gute Wache davorgestellt. Tief in der Nacht sah man dunkle Gestalten von Fels zu Fels huschen, und an die Lagerfeuer heraukriechen, worauf die Reisegesellschaft sich in aller Stille an Bord begab. Wüthend, daß ihnen die erhoffte Beute entschlüpft war, hörte man die Räuber am Strande noch lange heulen und schreien.

Wichtige Entdeckung.

Die erste geographische Ueberraschung wurde den Reisenden nahe der Stelle, wo Burton und Speke umgekehrt waren, zu Theil. Letztgenannte Forscher befuhren die Küste des Sees, bis sie glaubten, denselben umfahren zu haben. Diese Annahme wurde jedoch von Stanley und Livingstone als unrichtig erkannt, der Irrthum war wohl durch ein Vorgebirge entstanden, welches die Aussicht auf eine Ausdehnung des Sees nach dem Westen versperrt. Hinter dieser engen Straße dehnt sich der See wieder in die Breite aus, bei einer weiten Länge von sechszig Meilen von Gebirgen überhangen, die sich bis zu siebentausend Fuß in die Lüfte erheben, davon einige viertausend Fuß über dem Spiegel des Sees. Endlich kam die äußerste Spitze des einem Troge nicht unähnlichen großen Wasserbeckens in Sicht.

Je näher die Reisenden der Außenspitze kamen, um so mehr staunten sie über das, was sie sahen. Zwei Tage vorher hatten ihnen die Eingeborenen noch erzählt, daß der Tanganyika einen großen Wasserabfluß habe. Als nun die Grenzen des breiten Wasserspiegels erreicht waren, die in einem breiten Marschgrund bestanden, welcher mit Wasserpflanzen bedeckt war, blieb es noch immer unaufgeklärt, ob Wasser zu- oder abfließe. Man sah sieben Wasserläufe zwischen dem Rohrdickicht, konnte aber keine auf- oder abwärtsfließende Strömung entdecken. Als sie nun den mittleren Kanal mit einem Kanoe befuhren und eine Strecke weit längs Sandbänken und Papyrusdickichten hinaufgerudert waren, wobei nach jedem Ruderschlage ein Krokodill, welche Monster hier zu hunderten in der Sonne lagen, aufgestöbert wurde, war bald jeder Zweifel über den Lauf des Rusizi Flusses gehoben. Man stieß auf eine seltsame Strömung trüben Wassers, welches im eilenden Laufe hinunter in den See floß, während weitere Nachforschungen ergaben, daß der Fluß sich in Arme getheilt hatte, die alle in den See flossen.



Stanley und Livingstone entgehen Eingeborenen.

Nachdem ihr Ziel, die Erforschung des Tanganyika-Sees, erreicht war, kehrten unsere Helden nach Ujiji zurück, und zwar wurde der Rückweg längs des westlichen Seeufers angetreten, allwo man eine große Insel, Muzumi genannt, entdeckte. Am 15. December nach Ujiji zurückgekehrt, bot Stanley alle seine Beredsamkeit auf, um Livingstone zu bewegen, mit ihm nach Europa zurückzukehren, um dort neue Kräfte zu sammeln, erhielt jedoch die stereotype Antwort:

„Ich kehre nicht eher nach Europa zurück, als bis meine Arbeit vollendet ist." Livingstone erzählt in seinem Tagebuche, wie er in diesem seinem Entschluß durch einen Brief seiner Tochter Agnes bestärkt wurde, in welchem sie schrieb: „So sehr ich wünschte dich wiederzusehen, so möchte ich doch noch lieber, daß Du Deine Aufgabe zu Deiner Zufriedenheit beendigst, statt zurückzukehren lediglich um mir eine Freude zu bereiten." Er fügt dann hinzu: „ich muß die Erforschung des Nils vollenden, bevor ich zurückkehren kann." Der edle Held! wie wenig ließ er es sich träumen, daß er die ganze Zeit nicht an den Quellen des Nils, sondern an denen des Congo's thätig gewesen war!

Es wurde jedoch verabredet, daß Livingstone Stanley auf dessen Retourreise bis Unyanyembe begleiten solle, um die Waaren, welche für seinen Gebrauch dort lagerten, abzuholen, worauf die Reise nach dem Osten im Februar 1872 angetreten wurde, während welcher Stanley viel von Fieberanfällen und Livingstone an wunden Füßen zu leiden hatte.

Im März reiste Stanley von dort nach Zanzibar weiter, nachdem er Livingstone alles, was er von Vorräthen entbehren konnte, bereitwillig überließ. Livingstone gab ihm noch einen Tag das Weitergeleit.

Letztes Gespräch mit Livingstone.

Livingstone vertraute die ersten Abtheilungen seines unschätzbaren Tagebuches der Sorgfalt des jungen amerikanischen Freundes an und als sie auf- und niederwandelten, um den traurigen Abschiedsmoment so lange als möglich hinauszuschieben, entspann sich zwischen den beiden Herren folgendes Gespräch:

„Doctor" — sagte Stanley — „wenn ich Sie recht verstanden habe, so wollen sie nicht nach der Heimath zurückkehren, bevor sie die Quellen des Nils endgültig festgestellt haben. Sind Sie damit fertig, so wollen Sie zurückkehren, zur Freude aller civilisirten Menschen. Ist dies Ihre Absicht?"

Hierauf antwortete Livingstone: „Ganz richtig! Wenn Ihre Leute ankommen (Stanley sollte in Zanzibar Leute für Livingstone anwerben), so werde ich sofort nach Ufipa aufbrechen, mich dann nach dem Süden wenden und den Umfang des Tanganyika-Sees feststellen. Von dort will mich ein südwestlicher Kurs an den Lualaba bringen. Nachdem ich

diesen überschritten, gehe ich schnurstracks südwestlich nach den Kupferminen von Katanga. Wie die Eingeborenen versichern, liegen die wahren Quellen des Nils acht Tagereisen südlich von Katanga. Bin ich dort fertig, so besuche ich Rua mit seinen unterirdischen Häusern. Von diesen Höhlen begebe ich mich nach dem See Komolondo, welche Reise zehn Tage in Anspruch nimmt. Von diesem See kann ich in Ihrem Boote den Fluß Lufira hinauf nach dem Lincoln-See fahren. Dann wieder hinabsteigend, gehe ich nördlich den Lualaba hinunter zum vierten See, worauf dann, wie ich denke, das ganze Nilproblem seine endgiltige Lösung gefunden haben wird."

„Und wie lange denken Sie, wird diese Reise Sie in Anspruch nehmen?"

„Höchstens anderthalb Jahre, von dem Tage gerechnet, an welchem ich Unyanyembe verlassen werde."

„Nehmen wir an Sie brauchen zwei Jahre, es können Hindernisse eintreten, wie Sie ja zur Genüge erfahren haben; es ist deßhalb besser, ich engagire die Leute gleich auf zwei Jahre, anfangend von dem Tage ihrer Ankunft in Unyanyembe."

Endlich der Abschied.

„Und nun, lieber Doctor, bester Freund! müssen wir scheiden. Sie sind jetzt weit genug mit mir gegangen, gestatten Sie mir deßhalb die Bitte, Sie verlassen zu dürfen."

„Es sei so; aber eins muß ich Ihnen noch sagen: Sie haben eine That vollbracht, die nur Wenige hätten zur Ausführung bringen können, viel, viel besser, als große Entdecker, die ich kenne, und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Alles, was Sie für mich gethan haben."

„Möge der gnädige Gott Sie glücklich zu uns allen heimkehren lassen, mein theurer Freund! Leben Sie wohl!"

Noch einige gegenseitige Abschiedswünsche, ein letzter Händedruck und die beiden Helden trennen sich, der eine, um mit denkbar größter Schnelligkeit Zanzibar zu erreichen, um Leute und Waaren für Livingstone nach Unyanyembe zu expediren, der Doctor um nach Ujiji zurückzukehren und dort die Hülfsmittel für eine neue Reise nach dem Westen abzuwarten.

Der Rest unsrer Beschreibung ist dem letzten Theile des Livingstone'schen Tagebuches entnommen, welches seine Leute mit dem Leichname des todten Helden nach Zanzibar überbrachten. Ergänzt sind dieselben durch die Berichte seiner treuen Diener, Susi und Chumah, herausgegeben von Dr. Horace Waller.

Aus diesen combinirten Quellen erfahren wir, daß im Juni, also vier Monate nach Stanley's Abreise, Sangara, einer seiner Leute, in Unyanyembe ankam und die Nachricht überbrachte, daß die neue von Stanley ausge-

rüstete Karawane in Ugogo angekommen sei; am 14. August kam dieselbe bei Livingstone an.

Die Leute des Doctor's zählten jetzt im Ganzen 60 Köpfe, es befanden sich darunter die bekannten John und Jakob Wainwright, zwei geschulte Nassik Leute, die von Bombay gesandt waren, um Lieutenant Dawson zu begleiten, der mit ihren Landsleuten Mabruki und Gardner im Jahre 1866 engagirt wurde; ferner Susi und Chumah und Amida, drei der Leute, welche Livingstone auf seiner Tour von Zanzibar begleiteten und jetzt seine Leibwache bildeten, indem sie ihren Herrn in jeder Lebensgefahr beschirmten, und seinen Leichnam mit gleicher Treue bewachten und überlieferten.

Acht Tage ohne Nahrung.

Am 25. August 1872 wurde endlich die Reise nach dem Südwesten durch Livingstone angetreten. Nachdem in dem Tagebuche Anfangs nur Wiederholungen von Erklimmen und Herabsteigen von Gebirgen, Durchwaten von Flüssen und Morästen ꝛc. ꝛc. notirt stehen, stoßen wir am 19. September auf ein wichtigeres Ereigniß, insofern, als unser alter Held wieder einmal von seiner alten Feindin, der Dyssenterie, heimgesucht wurde. Er konnte eine Woche lang nichts essen und doch drängte er vorwärts, bis am 8. October die Ostküste des Tanganyika-Sees in Sicht kam. Hier wurde einige Tage Halt gemacht, dann nach Süden abgeschwenkt, wo der Weg erst über eine lange Hügelreihe, welche den See begränzt, führte, alsdann der gebirgige Distrikt von Tibu durchkreuzt, bis Ende October ein großer Arm des Tanganyika-Sees umgangen wurde. Von hier ab wurde die Seeküste verlassen und eine Biegung nach Osten gemacht, welche die Reisenden im November zu der nicht unbedeutenden Stadt, Zombe genannt, brachte, welche an beiden Ufern des Flusses Halocheche liegt, der in den Tanganyika-See mündet.

Von Zombe ging die Reise westwärts, wobei die Reisenden durch starke Regenschauer heimgesucht wurden. Dann wurden kleine, dem See zuströmende Gebirgsbäche überschritten und die Richtung nach Süden eingeschlagen, bis er sich wieder nach dem Westen zu wendete, während der ganzen Zeit von Diarrhoe geplagt, die an seinem Lebensmarke nagte.

Im December kam er an dem Ufer des Kolongosi-Flusses an, etwas östlich von dem Punkte gelegen, von wo er früher mit den Arabern nach Norden hatte fliehen müssen.

Im December marschirte er geraden Weges auf den See Bangweolo los; die Schwierigkeiten des Vorwärtsmarschirens wurden wesentlich durch andauernde Regengüsse verschärft, welche die Schwämme zum Ueberlaufen gefüllt hatten. (Livingstone nennt die sumpfigen porösen Distrikte, welche er passirte, Schwämme.) In Dr. Waller's Buch heißt es darüber: „Die

Leute unseres Helden beschreiben den Weg an diesem Punkte als ein fortdauerndes Waten in Moräften und durch Flüsse, die von der übrigen Wasserfläche nur durch die starke Strömung zu unterscheiden waren, deren Passirung nur durch Kanoes zu bewerkstelligen war. Welchen bösen Einfluß derartige Reisen auf einen mit Dyssenterie behafteten alten Mann haben mußten, bedarf keiner weiteren Erörterung. Hätte Livingstone statt der Eingeborenen eine europäische Begleitung gehabt, dieselbe würde den Strapazen schon nach 14 Tagen erlegen sein."

Wir können, angesichts dieses traurigen Zustandes, den Muth und die Ausdauer unseres Helden und seiner Begleiter kaum gebührend preisen, zumal wir nicht vergessen dürfen, daß Afrikaner einen wahren Abscheu vor Nässe haben, und daß die Landbewohner nicht minder von dem Klima des inneren Afrika zu leiden haben, als die Europäer.

Seine Reiseroute weiter verfolgend, sehen wir, daß er nicht weniger als 13 Gebirgsflüsse in rascher Aufeinanderfolge zu überschreiten hatte, was mehr als einen für jeden Tag ausmachte. Im Januar berichtet er, daß er Mangel an Kanoes habe, die jedoch gerade jetzt ihm unentbehrlich seien. Er befindet sich jetzt zum zweiten Male am Chambeze, dem Flusse, den er bereits früher im Nordwesten gekreuzt hatte, als er seine Medizinkiste verlor, und damit die Reihe seiner ersten Prüfungen ihren Anfang nahm.

Watet durch das Wasser halstief.

Es waren jedoch keine Kanoes aufzutreiben, da die Wilden sich vor den Weißen fürchteten und denselben keinen Beistand durch Stellung von Führern oder Kanoes leisten wollten.

Alles dies konnte ihn aber nicht niederbeugen, obschon seine Krankheit schlimmer wurde, und zwar dermaßen, daß die damaligen Eintragungen in sein Tagebuch kaum lesbar sind; trotzdem drängte er weiter vor, einmal das Wasser durchwatend, dann wieder auf den Rücken der Leute hinübergetragen. Durchnäßt, krank und ermüdet, öfters hungernd und des Weges unkundig, kämpfte der unbesiegbare Held weiter, wobei ihn sein Muth hoffen ließ, den Chambeze Fluß und von dort den Lualaba im Westen erreichen zu können. Sein Herz klopfte höher beim Anschauen seiner Getreuen, die ihm von Tag zu Tag mehr anhingen, namentlich die sieben oben genannten, die mit einander wetteiferten, ihren gütigen Herrn zu tragen, ihm ein Lagerzelt zu bauen, und für ihn die besten Lebensmittel, die sie auftreiben konnten, aufzubewahren.

Der ganze Monat Februar und ein Theil des März wurde mit Hin- und Herwenden in den Sümpfen der nordwestlichen Ufer des Bangweolo zugebracht, bis am 20. März endlich ein Lager am linken Ufer des Chambeze aufgeschlagen werden konnte, und zwar kurz vor seiner Mündung in den See, sodaß die Frage seiner Verbindung mit dem Lualaba

jetzt als gelöst betrachtet werden konnte. Spät im März wurden endlich Kanoes beschafft, auf welchen sie sich einschifften, durch die Moräste ruderten, einen darin mündenden Fluß übersetzten und dann den Fluß selbst hinabfuhren, wobei sie ein Sklavenmädchen, welches über Bord fiel, verloren.

Es wurden nun Vorbereitungen für eine neue Land- oder besser gesagt eine Wateparthie gemacht, denn obschon alle Kanoes, mit Ausnahme der für das Gepäck bestimmten, zurückgelassen waren, so war es doch das Wasser nicht. Alles ging sehr gut trotz der riesigen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, bis am 11. April, ungefähr halbwegs von dem westlichen Ufer des Sees, der edle Mann einen Rückfall von jener Krankheit hatte, die ihn, wie er in seinem Tagebuche sagt, „bleich, blutarm und schwach", durch starken Blutverlust gemacht hatte.

Auf einer Tragbahre weiter transportirt.

Man sollte glauben, er würde jetzt in seiner Tour innehalten und nach Hause zurückkehren, um dort zu sterben. Doch nein; kaum gestattete er sich zwei Tage Ruhe, und dann, zitternd an allen Gliedern, ging es wieder vorwärts, obschon langsam, da er die Beine nur mühsam fortbewegen konnte. „Kocht Kaffee", rief er, hinzufügend: „den letzten", und vorwärts ging der Marsch, aber nicht lange; nach Verlauf von einer Stunde war er gezwungen, sich niederzulegen.

Unser Held wurde nun über den Lolotikila-Fluß transportirt, dann eine kurze Strecke landeinwärts nach Südwesten, man kreuzte dann den Lombatwa-Fluß, und nach einem fürchterlichen Regenwetter, das alle bereits verfaulenden Zelte zu Lappen zerriß, hatte man drei „Schwämme" in rascher Aufeinanderfolge zu durchwaten. Zwei Tage später hatte sich Livingstone soweit erholt, daß er einen Esel besteigen konnte, welches Grauthier wunderbarer Weise alle Strapazen und Fährnisse von Unyanyembe an glücklich überstanden hatte. Endlich langte die Karawane an den Lavusi-Hügeln an, deren Anblick eine wahre Augenweide war, nachdem er so lange durch flaches Sumpfland hatte reisen müssen.

Der letzte Gottesdienst.

Am 20. April, einem Sonntage, hielt Livingstone zum letzten Male Gottesdienst mit seinen Leuten ab; marschirte dann durch einen Sumpf bis zum Dorfe, dessen Häuptling Moanzambamba hieß und der vornehmste Mann dieses Distrikts war. In seinem Tagebuche schreibt er, daß er sich außerordentlich schwach fühle. Er kreuzte alsdann den Fluß Molikulu in einem Kanoe. Die einzigen Worte, welche er am folgenden Tage einschrieb, lauten: „Versuchte zu reiten, war aber gezwungen mich zu legen, worauf mich die Diener nach dem Dorfe zurückbrachten." In Dr. Waller's Buche wird über diese Episode folgendes mitgetheilt:

„Heute Morgen wollte Dr. Livingstone probiren, ob er stark genug sei, um auf einem Esel reiten zu können, er hatte aber erst eine kleine Strecke abgeritten, als er ganz erschöpft und ohnmächtig zu Boden stürzte. Susi machte ihm dann den Gürtel lose, nahm die Pistolen fort und hob seine Tuchmütze, die auf die Erde gefallen war, auf, während Chumah vor die Front eilte, um die Leute zum Halten aufzufordern. Als dieser zurück-

Afrikanische Häuser mit Kuppeldächern.

kehrte, sagte der todtkranke Held: „Chumah, ich habe soviel Blut verloren, daß meine Lenden keine Kraft mehr haben, ihr müßt mich tragen." Er wurde dann auf Chumah's Schultern gehoben und zum selbigen Dorfe zurückgebracht, welches sie kurz zuvor verlassen hatten. Trotzdem bestand er folgenden Tags darauf, weiterreisen zu wollen, obgleich Jedermann sehen konnte, daß es mit ihm reißend bergab ging und wenig Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden war.

Eine Tragbahre von sieben Fuß Länge bei drei Fuß Breite wurde zusammengestellt, über das rohbehauene Holz wurde dann Gras gestreut, Livingstone wurde darauf gebettet, und zwei seiner Leute trugen ihn durch ein überfluthetes Grasfeld nach dem nächsten Dorfe, welches binnen zwei und einer halben Stunde erreicht wurde, doch hatte diese kurze Strecke den berühmten Reisenden außerordentlich angegriffen.

Es wurde eine Hütte gebaut, wo Livingstone über Nacht ausruhte, sofern von Ruhe bei entsetzlichen Schmerzen, wie er sie auszustehen hatte, die Rede sein kann.

Am 23. April setzte sich der traurige Zug wieder in Bewegung, obschon unser Held zu krank war, um an diesem Tage nur noch die geringste Notiz in seinem Tagebuche machen zu können. Wie seine Leute berichten, hatten sie einige ähnliche Wasserwüsten zu durchschreiten, wie die Tage vorher; besonders fiel ihnen dabei die Menge von Fischgeiern auf, die sich auf die Lauer nach Fischen, die in den See zurückkehren wollten, gelegt hatten. Von Einwohnern war keine Spur zu sehen, allem Anschein nach hatten dieselben große Furcht vor der Karawane des weißen Mannes.

Folgenden Tages wurde ein Marsch von nur einer Stunde gemacht, worauf in einer verlassenen Hütte das Lager aufgeschlagen wurde. Die Schmerzen, welche der Doktor heute auszustehen hatte, waren ausnahmsweise heftiger Natur, es fehlte sehr wenig und er wäre von der Tragbahre gefallen, wenn ihn Chumah nicht festgehalten hätte.

Am nächsten Tage brachte ein einstündiger Marsch die Reisenden nach einem kleinen schwach bevölkertem Dorfe an der Südseite des Sees, die Tragbahre des Doktors wurde auf einem schattigen Platze niedergestellt, worauf sich mehrere Eingeborenen derselben näherten und ein Gespräch mit ihm anknüpften. Sie wurden gefragt, ob sie eine Anhöhe kennen, auf welcher vier Quellen entspringen, worauf die Antwort erfolgte, ihnen sei keine Anhöhe bekannt, überdies seien sie keine Reisenden. Alle Dorfbewohner, die sich auf den Handel gelegt und in die Ferne gereist seien, hätten ihr Leben dabei eingebüßt. Einstmals hätten sich Wabisa Händler in ihren Dörfern angesammelt, bis der schreckliche Mazitu gekommen sei und alle vertrieben habe.

Die Ueberlebenden fristeten so gut es ging ihr Dasein in den um den See liegenden Sümpfen.

Leider mußte das Gespräch bald abgebrochen werden, da der Doktor zu schwach war, um lange sprechen zu können, weshalb er die Besucher verabschiedete, sie gleichzeitig ersuchend, ihm soviel Lebensmittel nach Kalunganjova zu schicken, als sie entbehren könnten, weil dies die nächste Haltestation für die Karawane sein sollte.

Als die Tragbahre nach Kalunganjova getragen wurde, kam der Häuptling selbst hinzu und brachte den Helden in sein Dorf, welches am Ufer eines Flusses mit Namen Lulimala gelegen ist.

Am nächsten Tage, den 27. April, schrieb Livingstone in diesem Dorfe die letzte Notiz in sein Tagebuch, die kaum leserlich war. Sie lautete:

Transport von Livingstone's Leiche zur Küste.

„Gerade Lager aufgeschlagen und geblieben — um mich zu erholen, sandte aus um milchgebende Ziegen zu kaufen. — Wir befinden uns am Ufer des Molilamo," — in Wirklichkeit derselbe Fluß, der auf Living-

stone's Landkarte als Lu imala eingezeichnet ist; seine Begleiter erklärten die letztere Aussprache als die richtige.

Am folgenden Tage befand sich Livingstone bereits im sterbenden Zustande, als seine Männer nach verschiedenen Richtungen ausgingen um Milchziegen zu kaufen, ohne jedoch ihren Zweck erreichen zu können. Kalunganjova besuchte seinen Gast und bot jedmöglichen Beistand an, wobei er versprach, für Kanoes zur Ueberschreitung des Flusses sorgen zu wollen; ja er erbot sich selbst mit bis zur Fähre gehen zu wollen, obschon dieselbe eine Stunde vom Dorfe entfernt war. „Alles muß für meinen Freund gethan werden", fügte er hinzu. Leider war aber diese Geneigtheit, Hülfe und Beistand zu leisten, jetzt nutzlos, da sie zu spät kam, einige Wochen früher wäre sie von unberechenbarem Vortheile gewesen.

Als alles zur Abreise fertig war und Livingstone benachrichtigt wurde, daß es Zeit sei, sich auf die Tragbahre zu legen, erklärte letzterer, er sei zu schwach zum Gehen; da nun die Thür der Hütte zu enge war, um die Bahre durchzubringen, so mußte eine Wand der Hütte durchbrochen werden. Nachdem dies geschehen, wurde die Tragbahre vor das Bett gesetzt, der Doctor sanft darauf gebettet und vorwärts ging der traurige Zug zum Dorfe hinaus nach der Fähre.

Wie sein letzter Lebensfunke langsam erlosch.

Man folgte dem Laufe des Lulima bis an eine Stelle, wo die Strömung durch zahlreiche Inseln unterbrochen wurde; hier wurden sie von Kalunganjova, der sie erwartet hatte, empfangen und unter seiner Leitung zum anderen Ufer gefahren, während Livingstone allein unter einem schattigen Baum zurückgelassen wurde, bis die Hauptarbeit vorüber war. Da die Kanoes nicht breit genug waren, die Tragbahre darauf zu setzen, so entstand die Frage, wie man den Doctor am bequemsten übersetzen könne. Man nahm das Bett von der Bahre, legte es in das Kanoe und versuchte ihn dann hineinzulegen, er konnte aber den Schmerz, den ihm die auf seinen Rücken gelegte Hand verursachte, nicht ertragen. Er winkte dann Chumah und flüsterte ihm ins Ohr, er (Chumah) möge sich so tief als möglich zu ihm niederbeugen, damit er seine Hände um Chumah's Hals klammern könne, gleichzeitig bat er ihn, zu verhüten, daß man seinen Rücken in der Gegend der Lungenflügel berühre. Seinen Wünschen wurde in zartester Weise Rücksicht getragen, und ward er auf die erbetene Weise in das Kanoe gelegt, so rasch als möglich über den Fluß gesetzt und dann in seiner Tragbahre weiter getragen.

Susi eilte nun mit mehreren Dienern voraus zum nächsten Dorfe, dem seit diesem Tage berühmt gewordenen Chitambo, um ein für Livingstone passendes Haus auszubauen, der Rest der Karawane folgte langsam nach, indem sie ihre kostbare Last durch Sümpfe und Wasserpfützen trugen, bis

sie zuletzt zu ihrer Freude und Erleichterung trockenen Grund und Boden erreichten.

Die letzte Stufe.

Die Lebenskräfte des edlen Mannes schwanden nunmehr rasch und rascher hin. Chumah, der ihn auf diesem seinem letzten Lebensgange tragen half, erzählt, daß er und seine Kameraden von Zeit zu Zeit von dem Doktor angefleht wurden, Halt zu machen und die Bahre auf die Erde zu setzen. Von Zeit zu Zeit überfiel den Helden eine Schlafsucht, sodaß es schien, als ob er nicht erkennen könne, was um ihn vorgehe; dann wieder klagte er über schrecklichen Durst, als sie gerade im Augenblick kein Wasser zur Hand hatten, bis glücklicherweise kurz nachher Susi und seine Begleiter von Chitambo mit einem Kruge Wasser in der Hand entgegenkamen.

Etwas später wurde eine Lichtung erreicht, worauf Livingstone abermals flehte, ihn niederzusetzen und allein zu lassen. In diesem Augenblicke sah man jedoch bereits die ersten Hütten von Chitambo, weshalb ihn die Träger baten, sich noch kurze Zeit zu gedulden, bis sie ihn unter Dach und Fach gebracht hätten.

Endlich in Chitambo angelangt, fanden sie die Hütte, welche für Livingstone aufgeschlagen wurde, noch nicht fertig, weshalb sie vorläufig ihren Herrn unter dem breiten Dache der Hütte eines Eingeborenen niederlegten. Obschon das Dorf beinahe menschenleer war, sammelte sich doch bald eine Anzahl Eingeborener um den sterbenden Helden, „dessen Ruhm schon seit Jahren bis zu ihrem Dorfe gedrungen sei."

Als das Haus endlich fertig war, wurde das Bett des Dulders hineingelegt, über den Boden erhöht durch Holzstäbe und Gras; Ballen und Kisten (eine der letzteren diente als Tisch) wurden in eine Ecke gestellt, ein lustiges Feuer loderte bald in der Hütte; dann wurde Livingstone sanft und ehrfurchtsvoll von seiner temporären Ruhestätte auf das Lager gebracht, welches sein letztes sein sollte. Ein Knabe, Namens Majwara, wurde angewiesen, im Hause zu schlafen, um die Wünsche des Patienten zu befriedigen.

Letzte Worte des sterbenden Helden.

Chitambo kam früh Morgens, um dem Doktor einen Besuch abzustatten, letzterer war jedoch zu schwach, um ihn empfangen zu können, und bat ihn, am folgenden Tage wiedervorzusprechen, er hoffe dann genügende Kräfte wiedergewonnen zu haben, um sich mit ihm unterhalten zu können. Nachmittags ersuchte der Doktor den Susi, ihm seine Uhr zu bringen, und zeigte ihm dann, wie er sie in der Hand halten mußte, während Livingstone den Uhrschlüssel umdrehte. Der Rest des Tages verging ohne Zwischenfälle, weshalb die Männer, die keinen Wachtdienst

hatten, sich zur Ruhe begaben, die Wachtmannschaften aber bei ihren Feuern saßen und die rasch nahende Auflösung des Dulders erwarteten.

Gegen 11 Uhr Nachts ließ der Doctor Susi rufen, und als in diesem Augenblicke lautes Geschrei in die Hütte drang, fragte er Susi: „Machen unsere Leute solchen Lärm?"

„Nein!" antwortete Susi, hinzufügend, seiner Ansicht nach seien es Eingeborene, welche die wilden Büffel aus ihren durra-Aeckern durch Schreien vertreiben wollten. Etwas später fragte Livingstone mit leiser Stimme: „Ist dies der Lualaba?" woraus hervorging, daß er über den großen Fluß phantasirte, der so lange das Ziel seiner Forschungen gewesen war. „Nein!" erwiderte Susi, „wir sind in Chitambo's Dorf, nahe dem Lulimala-Flusse."

Hierauf folgte längere Stille, endlich sagte der Doctor in einem arabischen Dialekt: „Wie viele Tagereisen sind wir vom Lualaba entfernt?" Susi antwortete in der gleichen Mundart: „Ich glaube, es nimmt drei Tage, Herr!" Einige Sekunden später rief Livingstone: "Oh dear, Oh dear!", was anzudeuten schien, daß er heftige Schmerzen litt. Hierauf schlief er ein. Susi, der seinen Herrn darauf allein ließ, wurde durch Majware nach etwa einer Stunde zurückgerufen, trat an des Doktors Bett und erhielt von diesem den Auftrag, etwas Wasser zu kochen, zu welchem Zwecke sich Susi mit dem Kessel hinausbegab, um denselben mit Wasser zu füllen. Zurückgekehrt, ersuchte ihn Livingstone, ihm seinen Medizinkasten zu bringen und die Kerze zu halten. Als dies besorgt war, nahm Livingstone eine Flasche Calomel aus der Kiste, und ersuchte Susi, zwei Tassen, eine leer, die andere mit etwas Wasser gefüllt, zu holen, dann sagte er mit sehr leiser Stimme: „Es ist gut, Du kannst jetzt gehen."

Es waren dies die letzten Worte, die Livingstone zu menschlichen Ohren geflüstert hat.

Gegen 4 Uhr Morgens kam Majwara Susi abermals rufen mit den Worten: „Komme zu Bwana" (seine Aussprache des Namens Livingstone's), „ich bin so bange. Ich weiß nicht, ob er noch lebt."

Der Märtyrer eines großartigen Unternehmens.

Susi, dem das erschreckte Aussehen des Knaben auffiel, das Schlimmste befürchtend, weckte fünf seiner Kameraden, und betrat mit denselben des Doctors Hütte. Sie erblickten den großen Mann in knieender Stellung, als ob er im Gebet begriffen sei, vor seinem Bette liegen. Einer der Leute ging leise auf ihn zu, und legte seine Hand auf des Doktors Wange. Sie war kalt, der Held hatte ausgerungen. Wahrscheinlich war er, kurz nachdem Susi fortgegangen war, hingeschieden, sterbend, wie er gelebt hatte, in ruhiger, demüthiger Weise auf seinen himmlischen Vater vertrauend.

Banning, eines der Mitglieder der Brüsseler Conferenz, sagte über sein Verscheiden: „Das Buch der Geschichte hat wenige Blätter aufzuweisen, die rühmlicher sind oder einen erhabeneren Charakter tragen, als die einfache Erzählung des ruhigen und einsamen Todes dieses wahrhaft großen Mannes, der als Märtyrer für ein großes Unternehmen starb."

So endete der irdische Lebenslauf eines der größten Heroen auf dem Felde geographischer Entdeckungen, sowie eines der hochherzigsten Menschenfreunde aller Zeiten. Sanft, zärtlich und ehrerbietig legten seine Diener die irdische Hülle ihres geliebten Herrn auf seine Lagerstätte, und zogen sich dann zu ihrem Wachtfeuer zurück, um zu berathen, was ferner zu geschehen habe. Am folgenden Tage wurde einstimmig beschlossen, daß Susi und Chumsah, die im Reisen und den damit verbunden Mühseligkeiten erfahren waren, als Leiter und Führer der Karawane fungiren sollten, worauf alle Uebrigen treuen Gehorsam gelobten.

Ferner wurde vereinbart, daß der Leichnam von Livingstone nach Zanzibar gebracht werden sollte. Unter bereitwilligster Beihilfe von Chitambo wurde eine große offene Hütte für die Leichenfeierlichkeit gebaut.

Ein eingeborener Leichenbestatter wurde engagirt die gruselichen Trauerlieder zu singen, bevor die post mortem Examination begann. In einem für die Trauer passendem Kostum und begleitet von dem Geräusche, welches durch das Anschlagen von hohlen Kesseln verursacht wurde, sang er folgendes Lied, welches er mit Tanzen begleitete:

„Heute starb der britische Mann,
Dessen Haar verschieden ist von unserm.
Kommt und seht den todten britischen Mann."

Nachdem man diese Concession den Sitten und Gebräuchen der Wilden, unter welchen man sich befand, gemacht hatte, brachten die Diener des Entschlafenen seinen Leichnam nach der dafür gebauten Hütte, wo Jacob Wainwright in Gegenwart der ganzen Expedition den Trauergottesdienst leitete. Das Herz des Helden ward dann aus dem Körper entfernt und in einer Blechbüchse nahe der Hütte in die Erde vergraben. Der Leichnam selbst wurde in die Sonne gestellt, im Uebrigen nur noch etwas Brandy auf die Lippen und Haare getränfelt.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen war der Körper völlig eingetrocknet (also einfach einbalsamirt) er wurde dann in einfachen Calico eingenäht und dann in einen aus Baumrinde künstlich konstruirten Cylinder gelegt. Um das Ganze wurde dann ein Stück Segeltuch gewunden und dieses von allen Seiten dicht zugenäht. Dann wurde der seltsame Sarg an einer starken Holzstange befestigt, sodaß derselbe auf bequeme Weise durch seine Begleiter in der auf unserer Abbildung veranschaulichten Weise getragen werden konnte.

Unter Anleitung von Jacob Wainwright wurde eine Grabschrift in einen Baum in großer Schrift eingeschnitten, welche den Namen und Todestag des todten Helden trug. Chitambo versprach das Gedenkzeichen als Heiligthum zu hüten, wonach sich der traurige Zug nach Zanzibar in Bewegung setzte.

Bald setzte die Karawane über den Lualaba, kurz vor seinem Eintritt in die westliche Seite des Sees, womit sie das Werk ihres todten Herrn gewissermaßen vervollständigten, und indem sie östlich von dem großen Flusse abschwenkten, benutzten sie die gleiche Route, welche er im Jahre 1868 gewählt hatte. In Casembe wurde eine kurze Rast gehalten, dann ging es ohne Zwischenfälle von Bedeutung östlich zum Tanganyika See und diesen See umgehend, setzten sie ihren Weg in nordöstlicher Richtung bis Unyanyembe fort, wo die Karawane gegen Mitte October 1873 ankam. Hier trafen sie Lieutenant Cameron, den Führer, und Dr. Dillon und Lieutenant Murphy, Mitglieder der Expedition, welche von der königlichen geographischen Gesellschaft in London zur Aufsuchung von Livingstone ausgesandt war. Nachdem die Todesnachricht den genannten Herren mitgetheilt und durch unbestreitbare Beweise erhärtet worden war, that Cameron alles was in seiner Macht stand, um den braven Leuten in jeder Weise behülflich zu sein. Als er bemerkte, daß sie nicht gewillt waren, ihm den Leichnam zu überlassen, denselben vielmehr erst in Zanzibar abliefern wollten, so gestattete er ihnen auch dies, obwohl er selbst der Ansicht war, daß es Livingstone's Wunsch gewesen sei, in Afrika begraben zu werden, wo auch seine Frau ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Dr. Dillon und Lieutenant Murphy begleiteten die Expedition bis Zanzibar.

Kurz nachdem der Marsch nach der Küste angetreten war, beging Dr. Dillon, der durch Fieber und Dyssenterie irrsinnig geworden war, Selbstmord, indem er sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Susi, Chumah und drei Kameraden kamen glücklich im Februar 1874 in Bagamoyo an, wo sie die sterblichen Ueberreste ihres geliebten Herrn dem dortigen Konsularvertreter, Kapitän Prideaux, übergaben, unter dessen Aufsicht sie in einem Kriegskutter nach Zanzibar, und von dort an Bord des Schiffes „Malwa" nach England transportirt wurden, um in der Westminster Abtei in London feierlich beigesetzt zu werden.

Es würde über den Rahmen unseres Buches hinausgehen, wollten wir die imposante Leichenfeier, welche dem bescheidenen Forscher in der alten Westminster Abtei bereitet wurde, ausführlich beschreiben. Jeder aber, der damals in den Zeitungen die brillianten Schilderungen über die großartige Procession, die tausende Theilnehmer an der Trauerfeier, die zu Ehren des Hingeschiedenen gehaltenen Lobreden las, konnte nicht umhin,

im Stillen Vergleiche anzustellen, zwischen dem Kontraste, den dieser Prunk bot, gegenüber dem einsamen Tode des Forschers in der Hütte eines Wilden, nur umgeben von einigen Eingeborenen, deren Liebe er durch sein rücksichtvolles Benehmen, sowie durch die gemeinsam durchgemachten Gefahren und Entbehrungen erworben hatte. Diesen armen Eingeborenen allein hat das stolze England es zu danken, wenn sein Grab sich jetzt inmitten der Abtei befindet, in welcher seit Jahrhunderten die berühmtesten Männer des mächtigen Inselreiches zum Todesschlafe gebettet liegen.

Am 18. April fand die Leichenfeier in der Westminster Abtei statt.

Der Sarg trug die Inschrift:

David Livingstone,
Geboren in Blantyre, Lanarkshire, Schottland,
den 19. März 1813.
Gestorben in Ilala, Central Afrika,
den 4. Mai 1873.

Kapitel XVI.

Stanley und der Congo.

Stanley's großes Interesse an den Livingstone'schen Entdeckungen. — Sein Entschluß, Afrika von Osten nach Westen zu durchkreuzen. — Wunderbar unternehmender Mann. — Entschlossen, seinen Plan unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen. — Beschreibung des Congo Gebietes. — Einstmals das größte Reich in Afrika. — Ein König, der auf seine Trinkgeschirre stolz ist. — Seine Unterthanen werfen sich vor ihm in den Staub. — Tödtet Männer, um deren Frauen seinem Harem einzuverleiben. — Seltsame und wilde Gewohnheiten. — Läßt durch Abgesandte Sklaven und Elfenbein einsammeln. — Berühmt als Elephantenjäger und Sklavenräuber. — Verehren ein abscheuliches Götzenbild. — Priester haben absolute Gewalt. — Heiliges Feuer, das stets brennend gehalten wird. — Priester, so heilig, daß sie keines natürlichen Todes sterben können. — Glühendes Eisen zur Prüfung der Unschuld. — Wie die Eingeborenen sich verunstalten. — Fremdländische Kleidung. — Ehemänner werden verachtet, wenn sie ihre Frauen nicht prügeln. — Seltsame wilde Gebräuche. — Pfeifen und Palmwein. — Eine bekannte Königin. — Hat eine Menge Anbeter. — Mord männlicher Kinder. — Tragisches Ende der Königin. — Königin Shinga und ihre kühnen Thaten. — Weiblicher Dämon. — Allgemeine Vielweiberei. — Eßgebräuche am Congo. — Krämpfe und Unverdaulichkeit. — Begrüßungsform. — Stanley's Beschreibung wie Fremde bewillkommnet werden. — Lieben Titel und wohlklingende Namen. — Wie Frauen die Männer behandeln. — Berühmter alter König von Gaboon. — König William's erste Frau. — Ein Monarch in Purpur. — Wilde Stämme. — Händler und deren Waaren. — Beschreibung der Congo Gegend. — Aberglauben und Heidenthum. — Thierleben am Congo. — Antilopen, Zebras und Büffel. — Schöne Affenart. — Wilde Angriffe von Menschenfressern. — Ungeheures Kriegsschiff. — Ewiges Trommeln. — Hörner von Elephantenzähnen. — Wildes Kriegsgeschrei. — Merkwürdiger Tempel von Elfenbein. — Entsetzliches Monument von Unrath und Menschenschädeln.

Henry M. Stanley war nicht der Mann, bei dem Schicksale, welches Livingstone und sein Unternehmen befallen hatte, gleichgültig zu bleiben. Er fühlte, und die Welt mit ihm, daß er der Mann sei, das Werk, welches Livingstone glänzend und ruhmreich begonnen, soweit als möglich zu vollenden. Wäre Livingstone am Leben geblieben, so würde er sicherlich alle früheren Erfolge schließlich durch noch viel größere übertroffen haben.

Da Stanley bereits die afrikanischen Wildnisse durchkreuzt und aus eigener Beobachtung die große Fruchtbarkeit des Bodens kennen gelernt hatte, so mußte es nicht zu schwer werden, den Continent in nahe Verbindung mit Europa und Amerika zu bringen. Ueberdies erwog er die sittlichen Nothstände, die bei diesen Wilden herrschten, deren Geschichte ein versiegeltes Buch und deren Zukunft noch nicht zu bestimmen ist. Endlich hoffte er die Quellen des Nils zu entdecken, in einem bisher unbekannten Lande neue Zugänge zu eröffnen. Nachdem ihm das erste Problem, Livingstone zu finden, gelungen war, beschloß er nunmehr Afrika von Osten nach Westen quer zu durchreisen.

Von diesem wahrhaft großartigen Unternehmen werden die nächsten Abschnitte unseres Buches eine wahrheitsgetreue Schilderung geben. Unsere Leser werden Stanley als dieselbe starke, furchtlose und treue Seele wiedererkennen, als welche er bei Beschreibung seiner Expedition zur Auffindung Livingstone's vor unser geistiges Auge getreten ist. Wir sehen denselben unternehmenden Mann mit dem eisernen Willen, unbändiger Energie und Ausdauer, mit dem gleichen Takte beim Verkehr mit den Eingeborenen; wir sehen wie der mit solchen hervorragenden Eigenschaften begabte Mann fest auf sein neues Ziel vorgeht und dasselbe erreicht.

Ehe wir auf seine Reise speciell eingehen, dürfte es unsere Leser interessiren, etwas näheres über das Congo-Gebiet, welches Stanley auf seiner Fahrt durchkreuzte, zu erfahren, sowie eine Beschreibung des Volkes zu haben, welches dieses Land bewohnt. Es gab eine Zeit, wo das Congoreich zu den wichtigsten und berühmtesten Gemeinwesen von Afrika zählte. Es war in viel größeren Dimensionen errichtet, als das jetzige Dahomey oder Ashanti, die erst in den letzten zwei Jahrhunderten emporgekommen sind, zu welcher Zeit das Congoreich in viele kleinen Staaten zerbröckelt war. Die Schilderungen der alten Jesuiten- und Capuziner-Väter sind mit Beschreibungen der einstigen Größe des Congoreiches angefüllt.

Nachdem der König gewählt war, trat er aus seinem Palaste hervor, schimmernd mit Juwelen, um das Volk zu segnen, welches zu diesem Zwecke von Nah und Fern in die Hauptstadt geströmt war. Umgeben war der Herrscher von seinen Edlen und den Priestern. Er ermahnte das Volk zu Treue und Gehorsam, und versicherte seine Unterthanen alsdann seiner tiefsten Zuneigung, wie dies in monarchischen Staaten 'mal so üblich ist. Dann erhebt er sich, worauf sich alles Volk vor ihm zu Boden wirft. Er reckt dann seine Hand über sie aus und macht Bewegungen mit seinen Fingern, ohne jedoch ein Wort dabei zu sprechen. Freudengeschrei, gefolgt von dem Abfeuern von Musketen und endlosen Banquets, macht den Abschluß dieser Inaugurirungsfeier des Monarchen.

Tyrannenlaunen.

Der König war Despot, jedoch im Geheimen von seinen Ministern überwacht. Seine Einnahmen setzten sich zusammen aus einem Tribut, den ihm die Unterhäuptlinge oder Vasallen zu zahlen hatten, die natürlich ihrerseits wieder das arme Volk aussogen. Fand er nöthig, eine besondere Steuer auszuschreiben, so ging er aus seinem Palaste hinaus, seine Mütze lose auf das Haupt gesetzt. Wehte sie ihm der Wind ab, so eilte er, große Wuth heuchelnd, in seinen Palast zurück, um sofort darnach eine Extra-

abgabe von Ziegen, Geflügel, Sklaven und Palmwein erheben zu lassen. In manchen Sachen ist der Neger äußerst systematisch, er thut nichts ohne Grund; so glaubte denn auch der Congo-König, daß er seine Erpressung dadurch vor dem Volke gerechtfertigt habe, weil er durch das Abwehen seiner Mütze in seiner hohen Würde gekränkt worden sei.

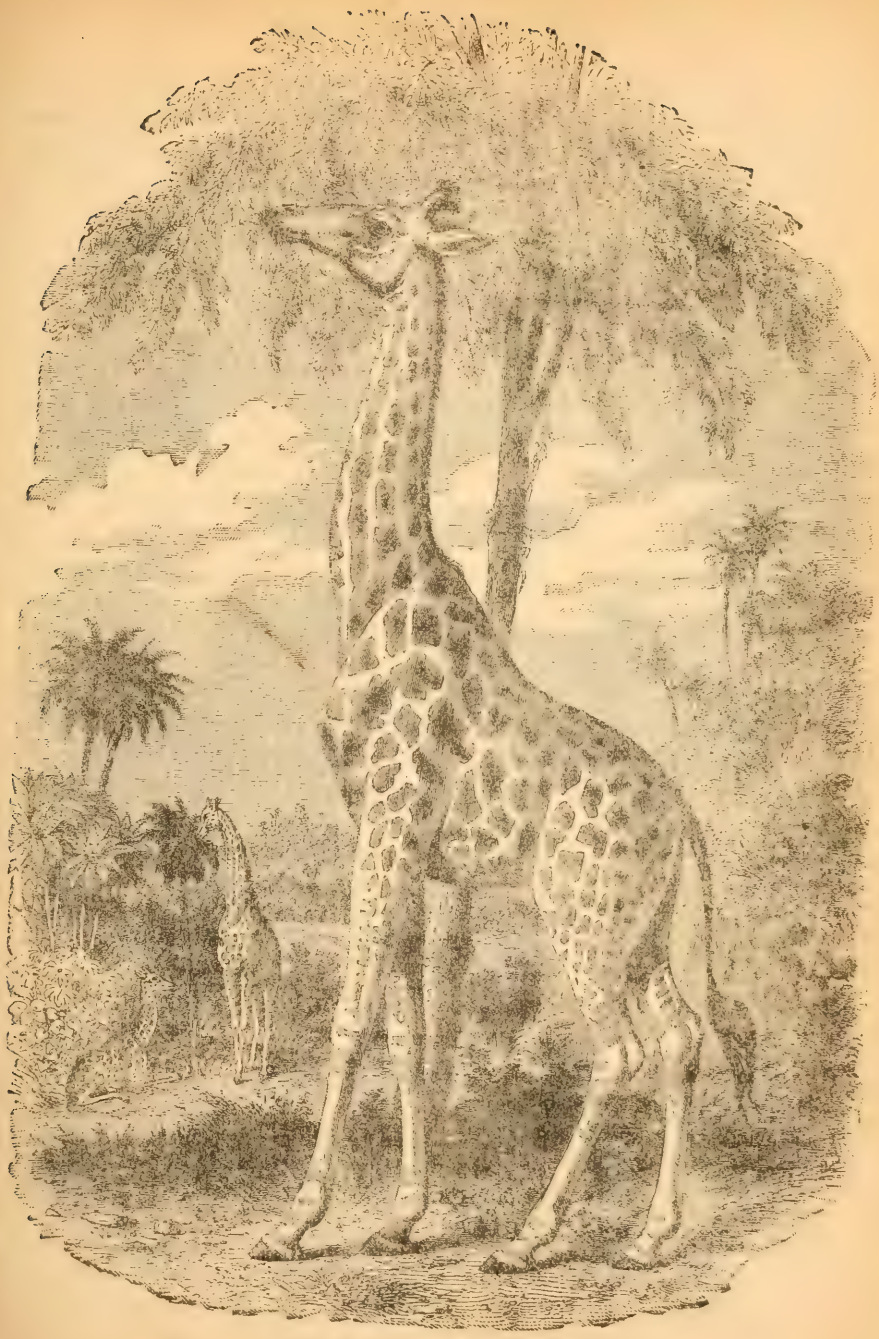
Eine Steuer wurde auf die Betten erhoben, und zwar ein Sklave für jede Spanne Breite. Diese Steuer wurde speciell für Unterhaltung des königlichen Harems erhoben. Da nun ein breites Bett dem Eigenthümer eine beträchtliche Ausgabe verursachte, so wurde der Kongoenser vielfach nach der Größe dieses Schlafzimmermöbels taxirt. Andere afrikanische Chronisten geben eine Beschreibung des Muata Yanvo — eines anderen mächtigen afrikanischen Monarchen, übrigens wenig bekannt —, und erzählen, daß derselbe um sein linkes Handgelenk ein Armband trug, welches aus menschlichen Sehnen zusammengeflochten war. Er wollte damit seinen königlichen Rang dokumentiren. Sein Reich war so groß wie ganz Deutschland, dreihundert Vasallen waren ihm unterthan, obschon die Zahl seiner Unterthanen zwei Millionen nicht übersteigt, während sein Despotismus mit der Königin getheilt, aber auch gemildert wird.

Wünschte der König eine neue Frau, so wurde eine verheirathete Frau ausgewählt, deren Gatte und Liebhaber (einen solchen scheinen nämlich alle Weiber gehabt zu haben), dann ohne Weiteres getödtet werden. In einer englischen Chronik findet sich ein Fall aufgezeichnet, in welchem der König seinen eigenen Sohn hinrichten ließ, weil dieser ihn zufälliger Weise Palmwein hatte trinken sehen.

Die große Armee, welche der Kongokönig unterhielt, wurde durch die Vasallen kommandirt und focht dem Anscheine nach unter einer Art von Feudalsystem.

Aehnlich wie in den meisten afrikanischen Staaten hatten auch die alten Kongokönige vor dem Verfall des Sklavenhandels das ausschließliche Monopol dieses abscheulichen Gewerbes. Diese entsetzlichen Zustände sind noch bis zum heutigen Tage in dem östlich vom Congo belegenen Kanoko-Reiche im Schwunge. Sobald die Händler in die Hauptstadt kommen, so werden deren mitgebrachte Waaren im Palaste untergebracht, bis die in's Land geschickten Steuerbeamten eine genügende Anzahl von Sklaven und Elfenbein gesammelt haben, welche dann als Austausch für die Waaren gegeben werden.

Kein Fremder darf diese inneren Regionen betreten, deren Einwohner als Kannibalen geschildert werden. Als Dr. Buchner 1879 bei den Muato-Yanvos verweilte, wurde er von Kiokos, die berühmt sind als Schmiede, sowie Elephanten- und Menschenjäger, angerufen. Dieser Stamm breitet sich allmählig vom oberen Quango nach Norden aus, und



Die Giraffe oder Cameleopard.

droht nach den neuesten Berichten, der Existenz dieses abgelegenen Landes große Gefahr. Die Richter saßen unter Bäumen, wobei jeder einen langen Stab, als Zeichen seiner Würde, in der Hand trug. Sie waren nicht unbestechlich, doch wurde niemals gegen ihre Urtheile appellirt, ja nicht einmal dagegen gemurrt, obschon dies der menschlichen Natur zuwider ist; weßhalb diese Notiz dahin verstanden sein will, daß man niemals in der Oeffentlichkeit sich beklagte, und das hatte wahrscheinlich sehr triftige Gründe.

Die alte Religion der Congo-Neger ist Vielgötterei, die allmählig in Fetischanbetung ausgeartet ist. Es giebt eine Sekte, die an einen alleinigen Gott glaubt, doch hat dieselbe damit wenig gewonnen, da es in Wirklichkeit nur eine Verläugnung vieler Gottheiten bedeckt, ohne daß die Leute jedoch von dem einen, den sie anbeten, das geringste verstehen, eine Gottheit nämlich, der sie die gröbsten Laster, welche der menschlichen Natur ankleben, angedichtet haben.

Schlaue Kniffe, sich von einem Ehemanne zu befreien.

Die Priester spielen hier eine nicht minder wichtige Rolle als die Marabouts unter den Mandingos. Der Oberpriester, der den Titel Chitome trägt, ist kaum weniger angesehen, als der König selbst, der oft genöthigt ist, die Gunst dieses priestlichen Potentaten nachzusuchen; während das unwissende Volk ihn so ungefähr wie einen Gott verehrt. Sein Gehalt besteht aus einer Abgabe, die aus der ersten neuen Ernte geleistet und ihm unter freundlichen Ceremonien überbracht und unter Gesängen überreicht wird. Die Kongoleute glauben steif und fest, daß, wenn sie unterlassen würden, die ersten Früchte der Ernte an den Oberpriester abzuliefern, das nächste Jahr eine Mißernte bringen würde.

In seinem Hause brennt Jahr aus Jahr ein ein heiliges Feuer, dessen Asche von den Eingeborenen als heilkräftige Medizin sehr geschätzt und hoch bezahlt wird, sodaß selbst dies Feuer für denselben eine beträchtliche Einnahmequelle wird. Ueber die niedrigeren Priester hat er absolute Gewalt, die er von Zeit zu Zeit besucht, um entstandene Streitigkeiten zwischen denselben zu schlichten. Sobald er sein Haus verläßt, müssen sich im ganzen Königreiche die Eheleute, unter Androhung der Todesstrafe, trennen. Es sind Fälle bekannt geworden, wo Weiber, die ihre Männer los sein wollten, dieselben anklagten, diese Vorschrift gebrochen zu haben, woraus sie den doppelten Vortheil hatten, den Mann, dessen sie überdrüssig waren, loszuwerden, und gleichzeitig auf leichte Weise den Ruf tiefer Religiösität zu erlangen. Der Chitome handelt in Wirklichkeit wie es ihm gefällt, mit einer einzigen Ausnahme. Er ist so heilig, daß er keines natürlichen Todes sterben kann, thäte er dies, so würde der Himmel sofort auseinanderbersten. Sobald er nun in eine gefährliche Krank-

heit verfällt, ladet er Gäste ein, in deren Gegenwart er sich mit einem Knüppel den Hirnschädel einschlägt, oder sich, je nach seiner Wahl, mit einem Strick erdrosselt. Daß sein Tod ein ähnlicher sein wird, kümmert den neuen Chitome blutwenig, der, wie alle Neger, nur für die Gegenwart lebt, und weit entfernt, über das, was nach Jahren eintreten könnte, sich Scrupel zu machen, denkt er kaum an den folgenden Tag.

Am nächsten im Range steht dem Chitome der Nghombo, ein Priester, dessen Würde durch seine besondere Gangart sich auszeichnet. Seine Würde wäre gefährdet, falls er gleich anderen Sterblichen sich mit den Füßen fortbewegte. Statt dieser braucht er die Hände, während seine Füße in der Luft schweben, was den armen Eingeborenen eine heilige Scheu einflößt. Einige Priester sind Regenmacher, welche das Amt in der Weise versehen, daß sie kleine Erdhügel aufbauen und einen Fetisch darauf setzen. Aus dem Innern des Hügels steigt dann ein kleines Insekt empor, welches zum Himmel emporschwebt und so viel Regen bringt, wie das Volk dafür bezahlt hat. Diese Priester werden gewählt, es giebt aber noch solche, welche das Amt bei ihrer Geburt bekommen, wie Zwerge und Bucklige, die alle beim Volke in hohen Ehren stehen und nach deren Ansicht durch die Natur selbst der Priesterschaft geweiht sind.

Gift und rothglühendes Eisen.

Wie üblich haben die Priester auch in diesem Lande eine Art Gottesurtheil; das gewöhnlichste besteht in dem Trinken des Giftbechers, das seltenere in der Berührung der Haut mit rothglühendem Eisen; wird er dadurch gebrannt, so ist er schuldig. Ohne jeden Zweifel sind dem Zauberer Mittelchen bekannt, wodurch die Haut gegen das Anbrennen geschützt wird, und verabreichen sie es denen, welche dafür zahlen können.

Der Chitome besitzt das Privilegium den König zu krönen. Der neue Herrscher geht zum Hause des Chitome, begleitet von Massen seiner zukünftigen Unterthanen, die unterwegs einen markerschütternden Lärm machen. Nachdem das heilige Haus erreicht ist, kniet er vor dessen Thüre, dabei den Chitome bittend, ihm gnädig zu sein. Dieser schnaubt ihm ein energisches „Nein!“ aus dem Innern zu. Der König erneuert seine Bitte, die wiederholt abgeschlagen wird, zählt dann die Geschenke auf, die er mitgebracht; Geschenke die, nebenbei gesagt, sehr leicht gemacht werden können, da sie vom Könige einfach den Unterthanen abgepreßt worden sind.

Endlich öffnet sich die Hausthüre, und hervor tritt der Chitome in seiner weißen Amtsrobe, den Kopf mit Federn geschmückt, auf der Brust mit einem glänzend schimmernden Spiegel geschmückt.

Der König liegt vor dem Hause hingestreckt, worauf der Chitome Wasser auf ihn gießt, Staub auf ihn wirft, und ihm den Fuß auf den Nacken setzt. Dann legt er sich flach über den ausgestreckten Monarchen und

empfängt in dieser Lage dessen Versprechen, seine Autorität stets und immer respektiren zu wollen. Der Fürst wird nun als König proklamirt und zieht sich zurück, um sich zu waschen und umzukleiden.

Frauen, denen der Hof gemacht wird.

Die Kongofrauen haben es ziemlich gut, nur werden sie zuweilen furchtbar mit der schweren aus Flußpferdhaut gefertigten Peitsche gezüchtigt. Sie ertragen diese Züchtigung ohne Murren und glauben wirklich, daß sie von ihrem Ehemanne vernachlässigt werden, wenn er ihnen nicht von Zeit zu Zeit die Peitsche applizirt. Der König hat die Macht, irgend ein Weib in seinen Harem zu nehmen, ohne Unterschied ob verheirathet oder nicht, in ersterem Falle wird jedoch der Ehemann prompt hingerichtet, ehe sie den Harem betritt.

Die Kongoleute sind, vermuthlich in Folge des entnervenden Klimas, ein träges Volk, die Weiber müssen alle Arbeit thun, während die Männer im Schatten liegen und ihre Pfeifen schmauchen und Palmwein trinken, den sie recht gut herstellen, allerdings nicht in der vorzüglichen Qualität wie der Bube-Stamm von Fernando Po. Ihre Häuser sind eher Hütten einfachster Konstruktion; einige Pfosten mit einem Dache darüber, dazwischen mit Zweigen verflochten, welche als Wände dienen, das sind die Ansprüche, welche die Kongonesen im Allgemeinen für ihre Häuser machen. Ihre Kleidung ist so primitiv wie die Häuser, ein Stück heimisches Tuch, welches um die Taille gewunden wird, ist alles, wofür sie zu sorgen haben, wodurch die prächtigen Kleider, welche der König trägt, dem armen nackten Volke um so mehr imponiren.

Die Jagas sind ein Stamm, der jetzt in Cassange ansässig ist, das sie, wie es scheint, ursprünglich als Landstreicher und Räuber betreten haben. In früheren Zeiten wurden sie von einer Königin, Namens Tembandumba regiert, deren Ausschweifungen ganz dämonischer Natur gewesen sein müssen, es sei denn, daß die Chronisten übertrieben haben. Durch ihre kriegerischen Erfolge kam sie schon früh zu hoher Macht und Ansehen, sie verübte jedoch so entsetzliche Grausamkeiten, daß nur die bloße Furcht ihre Unterthanen vor einer Rebellion zurückhielt. Sie hatte zahllose Liebhaber, die sie jedoch der Reihe nach unter den grausamsten Martern umbringen ließ, sobald sie derselben überdrüssig geworden war. Indem sie mit allen seitherigen Sitten und Gewohnheiten brach, schuf sie einen Zustand, den nur ein Weib und zwar ein Weib, welches mit allen zarten weiblichen Gefühlen und Instinkten vollständig gebrochen hat, sich ausdenken konnte.

Ihr tragisches Ende.

Je älter sie wurde, desto mehr wuchs ihr Hang zu Grausamkeiten aller Art, um so abscheulicher wurde ihr Benehmen gegen ihre Unter-

thanen. Endlich ereilte sie das Schicksal. Sie hatte sich verzweifelt in einen jungen Soldaten ihrer Armee verliebt, heirathete ihn vor versammeltem Volke und theilte Thron und Herrschaft mit ihm. Wie gewöhnlich wurde sie seiner bald überdrüssig, hatte aber endlich ihren Meister gefunden. Ihr Gemahl versuchte sie zu beruhigen, er streichelte sie, schmeichelte ihr, sodaß er sein Schicksal etwas hinausschob. Eines Tages gab er ihr ein Prunkmahl, dabei alle die Delikatessen, welche das Königreich oder aber die reiche portugiesische Kolonie an der Küste liefern konnte. Aber ihr Trank war vergiftet. Ihr Ehemann war gerettet und das Reich von einer Tyrannei befreit, deren Joch das Reich kaum noch lange hätte ertragen können. Es fiel jedoch kein Verdacht auf ihn, oder vielleicht dachte das Volk, er habe ein wohlthätiges Werk gethan, worüber am besten ein Schleier gebreitet werde. So endete sie nach großem Wehklagen, wie solches allerdings beim Ableben von Herrschern gewöhnlich zu geschehen pflegt, und wurde Tembandumba, in das Grab ihrer Vorfahren gelegt, und Culemba, ihr geliebter Gatte, regierte an ihrer Statt.

Man erzählt von einigen Herrschern Züge von Grausamkeit, die das Blut in den Adern starren machen. Eine Negerkönigin Shinga, welche um das Jahr 1640 regierte, wurde durch die Intriguen der Jesuiten, deren Glauben sie nicht annehmen wollte, vertrieben, worauf ihr Neffe den Thron bestieg. Im Jahre 1646 gelang es ihr, das Reich zurückzuerobern, sie hatte sich aber dermaßen an Krieg und Blutvergießen gewöhnt, daß sie sich um nichts anderes mehr kümmerte. Ihr einziges Vergnügen waren Kriege mit den Nachbarvölkern.

Weiblicher Dämon.

Jedesmal wenn sie einen neuen Feldzug unternahm, wurde der schönste Mann, welcher aufzufinden war, geopfert. Mit einer Haut bekleidet, ein Schwert zur Seite, Bogen und Pfeil in der Hand, konnte sie tanzen und singen, und dazu noch zwei eiserne Glocken schlagen. Sie nahm dann eine Feder, die sie sich durch ihre Nasenhöhle steckte, was eine Kriegserklärung bedeutete. Hierauf hieb sie dem Opfer den Kopf ab und trank einen großen Schluck von seinem Blute. Sie besaß fünfzig bis sechszig Liebhaber, welche gezwungen waren Frauenkleider zu tragen, während sie selbst männliche Kleidung anlegte. Wenn einer derselben erklärte, er sei kein Weib, so wurde er sofort getödtet. Sie war jedoch gütig genug, sie durch ihre Thaten ihr Geschlecht zur Geltung bringen zu lassen. Ferner konnten ihre Liebhaber so viele Weiber halten, als sie wollten, wurde denselben aber ein Kind geboren, so mußte es der Vater sofort umbringen,

Shinga hatte gewaltigen Einfluß auf ihre Unterthanen, zeigte aber auch große Staatskunst, denn als sie einst gegen die Portugiesen zu Felde

zog und besiegt wurde, schloß sie mit denselben einen demüthigenden Frieden, behielt aber ihr Reich in ungeschmälertem Besitze.

In neuerer Zeit ist das Königreich von seiner einstigen Größe tief gesunken. Die Leute sind träge, lethargisch, und lediglich dem Rauchen und dem Palmwein ergeben, die Häuser sind Hütten, die mit Gras oder Palmblättern bedeckt sind, und ihre Kleidung ein Schurz um die Lenden. Ihre Hausgeräthe stehen auf der gleichen Stufe der primitiven Häuser. Körbe aus der Faser des Palmbaumes, irdene Kochtöpfe, hölzerne Löffel, und Lagerstätten von getrocknetem Grase auf etwas erhöhtem Grunde sind so ziemlich die einzigen Hausutensilien. Alle frühere Herrlichkeit ist dahin.

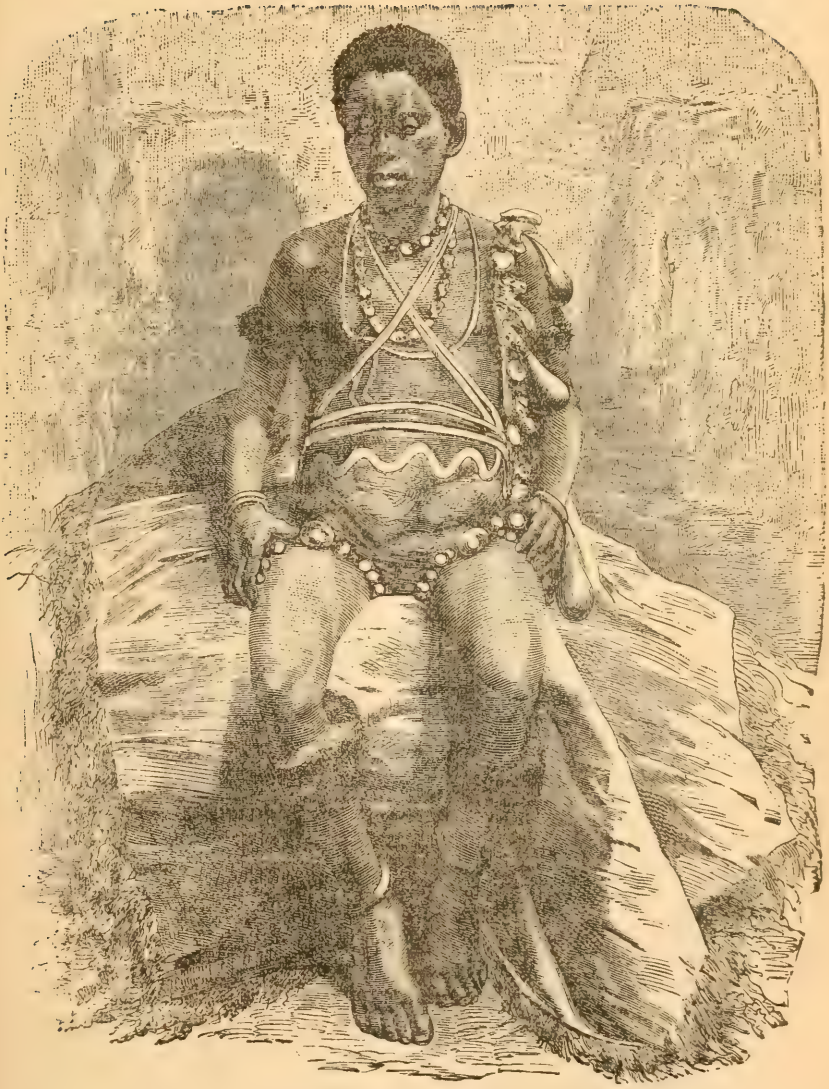
Allgemein verbreitete Vielweiberei.

Obschon die Portugiesen, sowie später die Engländer Missionen nach dem Kongo geschickt haben, ist doch bis zur Stunde der Fetischdienst die hervorragendste Religion der Kongonesen geblieben, welche das Kreuz ebenfalls als einen mächtigen Fetisch ansehen, den die Weißen eingeführt haben. Vielweiberei ist allgemein verbreitet, wobei die Heirathsceremonien sich im Wesentlichen darauf beschränken, daß der Mann das Mädchen von den Eltern kauft und dann in seinem Hause ein Fest veranstaltet. Sind somit die Hochzeitsfeierlichkeiten einfach, so sind hingegen die Trauerfeierlichkeiten um so weitläufiger, sodaß häufig, um entfernt wohnenden Verwandten ihre Anwesenheit dabei zu ermöglichen, die Ceremonie Wochen, ja Monate verschoben wird. Häufig wird der Leichnam geröstet, und dann unter der Hütte, die er zu seinen Lebzeiten bewohnt hat, begraben.

Neuerdings ist dem Kongogebiete größere Aufmerksamkeit gewidmet worden, und sind vielfach Expeditionen den Fluß hinaufgeschickt worden, um dasselbe zu erforschen und Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Seitdem es jedoch Stanley geglückt ist, den Beweis zu führen, daß der große Strom mit dem Tanganyika-See in Verbindung steht und die schönste Wasserstraße des Continents bildet, haben sich zahlreiche Händler am unteren Theile des Flusses etablirt, während die Postenketten der International-Association, deren Präsident der König von Belgien ist, Civilisation und Handel nach den oberen Regionen des Riesenstromes tragen.

Eigenthümliche Begrüßung.

Die Beschreibung der Begrüßungsformalitäten würde ein großes Capitel umfassen können. Wenn beispielsweise zwei Monbuttoos vom oberen Nil sich begegnen, so reichen sie sich die rechte Hand, und sagen Gassigy, wobei sie gleichzeitig die Glieder der Mittelfinger krachen lassen. In Uguha beschreibt Stanley die Begrüßung als folgendermaßen: Ein Mann tritt zu einer Gesellschaft, welche sitzt; er verbeugt sich, nimmt ein Stückchen Erde oder Sand in die rechte Hand, und thut ein wenig davon in die



Junger „Fetisch“ im Congo-Distrikt.

linke, die den Sand über den rechten Ellenbogen und die rechte Seite des Magens reibt, während die rechte Hand dieselben Operationen an den linken Körpertheilen ausführt, wobei er hastig Worte der Begrüßung herausstößt. Seine Untergebenen grüßt der Mann, indem er mehrmals in die Hände klatscht, und dabei jedesmal die Stelle, wo das Herz sitzt, berührt.

In ähnlicher Weise umständlich ist der Eid, der bei den verschiedenen Völkerschaften verschieden geleistet wird. Nach Monteiro besteht bei manchen Stämmen der Westküste die Gewohnheit, die Wahrheit einer Behauptung in der Weise zu bestätigen, daß sie auf die Kniee sinken, die Vorderfinger beider Hände auf die Erde legen, und ihre Zunge und Stirn mit den schmutzigen Fingerspitzen berühren. Um Loanda machen sie das Zeichen des Kreuzes für den gleichen Zweck, es ist dies offenbar ein Ueberrest der Tradition der früheren Missionäre.

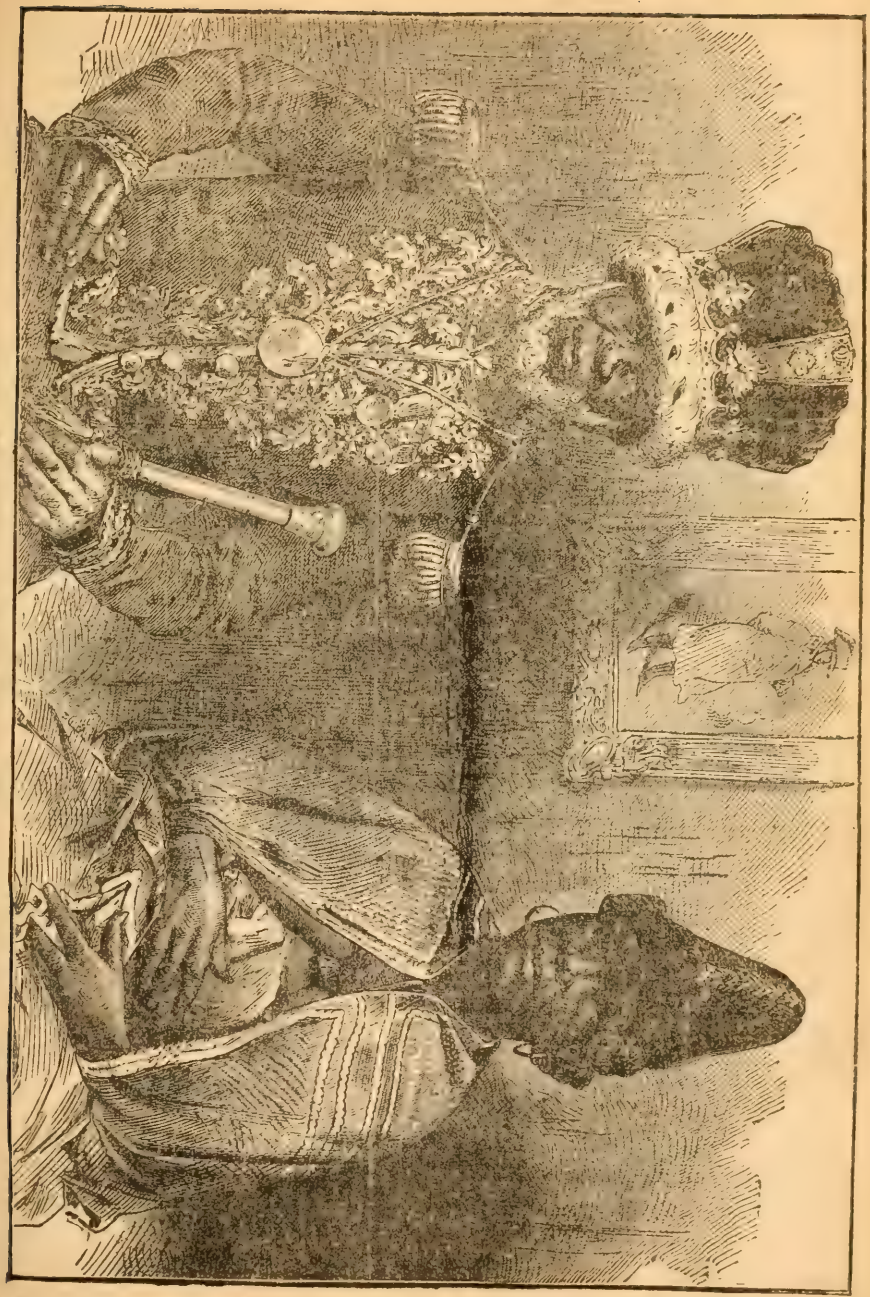
Vorliebe für Titel ist auch ein Thema, über welches sich vieles schreiben ließe, ohne das Thema damit zu erschöpfen, während die Vielseitigkeit der Haarfrisuren, ihrer Zahnfüllungen, Ohrenaufschlitzen und anderer Sünden gegen den natürlichen Zustand des Körpers in den folgenden Kapiteln, so knapp es angeht, berührt werden soll. Wir beschränken uns deshalb an dieser Stelle auf ein Paar Notizen, die eine bessere Idee des afrikanischen Characters geben, als lange, wohl ausgearbeitete Abhandlungen dazu im Stande sein würden.

Wie Frauen ihre Männer behandeln.

In Ostafrika besteht eine allgemein verbreitete Gewohnheit, wonach eine Frau in den Turban eines Mannes einen Knoten macht, und sich damit unter dessen Schutz begiebt, damit dieser sie an ihrem Ehemann rächt, der sie vielleicht für irgend eine Unart gezüchtigt hat. Kommt nun nach einiger Zeit ihr Gatte, um sie zurückzuholen, so muß er ein Lösegeld zahlen und zugleich in Gegenwart des Häuptlings versprechen, sie fortan nicht wieder mißhandeln zu wollen. In jedem Dorfe giebt es ein oder mehrere Wirthshäuser, eins für Männer, das andere für Frauen. Sobald ein Knabe das siebente oder achte Jahr erreicht hat, ist er der Autorität der Mutter erwachsen, und lebt gewöhnlich im Wirthshause, wo er gewöhnlich ißt und schläft.

Beim Tode eines Häuptlings erwartet man, daß der Sohn fortan den ältesten Bruder seines Vaters als seinen Adoptiv-Vater ansieht, aber lediglich bei privaten, nicht aber öffentlichen Angelegenheiten.

Es giebt noch einen Punkt, dem einige Zeilen gewidmet werden mögen. Bei fast allen Afrikanern ist das Haar kurz, zum Spalten geneigt und stark gekräuselt. In Südafrika ist das Haar der Hottentotten lockiger als das der Kaffern, während man bei den Stämmen im Innern nicht



König William von Oranien und seine erste Frau.

selten Männer mit sehr langen Haaren findet. Die Farbe des Haares ist jedoch durch den ganzen Erdtheil beinahe die gleiche, nämlich ein tiefes Schwarz, welches im Alter schneeweiß wird. Ausnahmen giebt es allerdings, wenigstens behauptet Walker, unter den Negern von Gaboon Leute mit rothen Haaren und Augenbrauen gesehen zu haben, und Schweinfurth erwähnt Monbuttoos mit aschgrauem Haar und viel hellerer Haut als ihre meisten Stammesgenossen.

Es mag noch erwähnt werden, daß Männer mit röthlichen Haaren im afrikanischen Hochgebirge nicht selten sind, namentlich im Atlas. Backenbärte sind selten, obschon nicht gänzlich unbekannt, und lange Bärte findet man unter den Niam-niam. Unter den Papieren, welche bei dem unglücklichen italienischen Reisenden Miani gefunden wurden, wird ein Mann mit einem Barte halb so lang wie sein eigener erwähnt, wozu Dr. Schweinfurth bemerkt, daß der letztere bemerkenswerth lang gewesen sei.

Berühmtes Königspaar.

Gelegentlich der Gaboons müssen wir deren berühmten König erwähnen, über welchen ein Reisender folgende Bemerkungen machte:

Als ich vor einigen Jahren an diesem Flusse (Gaboon) lebte, herrschte dort ein alter König, den die Engländer King William, und die Franzosen Roi Denis nannten, und der in seiner Weise ein bemerkenswerther Charakter war. Er hatte Europa besucht, doch hatte seine Berührung mit der Civilisation keinerlei Einfluß auf seine Lebensweise, seine Vorliebe für Rum und die Freuden des Harems gehabt. Es gab eine Zeit, wo er große Gewinnste aus dem Sklavenhandel einheimste, da von der Mündung des Gaboon die englischen, französischen und amerikanischen Sklavenschiffe nach den Kolonien abgingen. Als der Handel verboten wurde, schrumpften jedoch seine Einkünfte sehr zusammen, während seine Schätze hauptsächlich aus einer ganz enormen Masse von Uniformen und modern gestickten Roben bestanden. Als ich ihn zusammen mit seiner ersten Frau sah, war er pompös in eine Scharlachrobe mit einem Epaulett auf beiden Schultern gekleidet, um seinen Hals hing eine große Medaille, und in der Hand trug er einen langen Stock. Es war dies das einzige Mal, daß ich ihn sah.

Die Stämme an den Ufern des Kongo sind sehr roh und grausam, und im höchsten Grade hinterlistig und falsch. Stanley wollte in dankbarer Erinnerung an seinen Freund den Kongo Fluß anfänglich Livingstone nennen. Da dies jedoch eine Neuerung gegen alle seitherigen geographischen Regeln gewesen wäre, so ist sein Vorschlag nicht adoptirt worden. In früheren Zeiten war Bomma Sitz eines schwunghaften Sklavenhandels und noch bis zum heutigen Tage paßt die Beschreibung, welche Tuckey von Land und Leuten vor 50 Jahren gegeben hat.

In der Regel sind die Leute sehr abergläubisch und roh, da die Berührungen der Missionäre bis jetzt kaum irgend welchen Einfluß auf diese vorsündfluthlichen Barbaren gehabt haben. Ihr Mißtrauen gegen die Fremden ist unverändert geblieben, sie sind äußerst intolerant gegen jede geplante Besserung ihrer Sitten und Gewohnheiten, ihre Vorliebe für Rum und Müßiggang ist heute noch so ausgeprägt, als vor fünfzig Jahren. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß, wenn Sklaven noch verkäuflich wären, die Kongonesen sich keine Mühe verdrießen lassen würden, diese unglücklichen Wesen in Masse zum Markte zu bringen.

Guereza mit schönem, wallendem Haar.

In früheren Zeiten dehnte sich das Kongo Reich weit südlich vom Flusse aus, in dessen Hauptstadt die Jesuiten residirten und eine große Kathedrale bauten, deren Ueberreste noch heute zu sehen sind.

Wie man oben gesehen, wurde die Monarchie häufig durch Frauen regiert, deren Grausamkeiten die Chroniker ausführlich erzählen.

Jetzt ist jedoch das Kongo Reich ein Ding der Vergangenheit, obschon der eingeborene König in der Nachbarschaft von Ambassi noch soviel Macht besitzt, die durchziehenden Karawanen zu belästigen und Tribut von ihnen einzufordern. Manche kleine Häuptlinge haben übrigens auch ähnliche Machtbefugnisse.

Obschon die Portugiesen die Küste in beträchtlicher Ausdehnung als ihr Eigenthum beanspruchen, so haben sie dasselbe faktisch niemals weiter als bis zum ersten Grade südlicher Breite besessen, wobei der Leser sich im Gedächtniß halten muß, daß wir uns am Kongo südlich vom Aequator befinden. Elephanten gibt es an der Küste nicht, wohl aber in den weniger bevölkerten Distrikten Antilopen, Zebras, Büffel, Hyänen, Schakals, Leoparden und Affen die schwere Menge.

Die Affen betreffend möge eine Beschreibung des Guereza genügen.

Gewöhnlich sind diese Affen schwarz von Farbe. Die Seiten und Hüften sind mit weißen langen Haaren eingezirkelt und der Schwanz endet in eine weiße Schleppe. Nach Rüppell, lebt der Guereza in kleinen Familien auf hohen Bäumen in der Nähe vom Flusse. Er ist lebhaft, munter, dabei freundlich und nicht streitsüchtig. Es ist die schönste Affenart, und unsere Abbildung giebt ein getreues Abbild seiner merkwürdigen Erscheinung. Er ist ein vorzüglicher Kletterer.

Früher benutzten die Eingeborenen das Fell des Guereza zur Verzierung ihrer Schilder, seitdem jedoch die Wilden den Gebrauch der Gewehre kennen, hat diese Verzierung aufgehört, worüber man sich im Interesse der unschuldigen schönen harmlosen Thiere nur freuen kann.

Kopf, Gesicht, Nacken und Beine sind mit kurzen, schwarzen sammetweichen Haaren bedeckt, Schläfe, Kinn, Hals und Augenbrannen weiß ebenso die Schultern nach unten und die Hüfte.

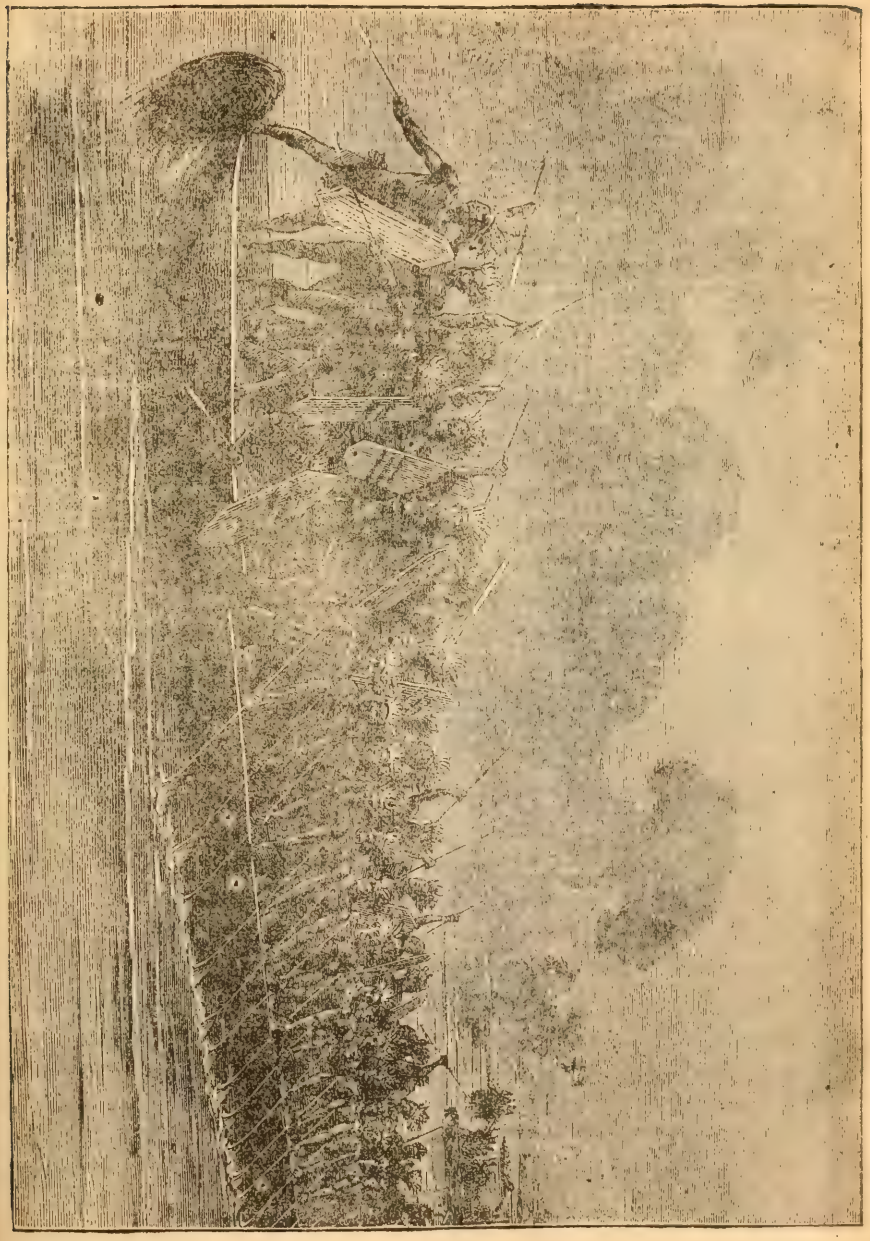
Gleich derartigen Affen, leben auch diese mit Vorliebe in Wäldern, sie verlassen dieselben sehr selten und scheinen stark an bestimmten Lokalitäten zu hängen. Jeder Stamm oder Familie hat ihren eigenen Distrikt, den andere fremde nicht überschreiten dürfen, die ganze Gesellschaft steht dann ihren Mann, um die Eindringlinge zurückzutreiben.

Diese Eigenschaft ist so stark bei ihnen ausgeprägt, daß man dasselbe noch in den Menagerien findet. Es ist ein alltäglicher Anblick, dieselbe Gattung Affen vereinigt zu sehen, wie sie sich gegen die Tyrannei eines Unterdrückers vertheidigen oder eine Beleidigung rächen.

Gewöhnlich schlagen die Thiere ihr Lager in der Nähe von fließenden Gewässern auf, kommen selten in die Nähe menschlicher Wohnungen, noch brechen sie in Obsthöfe und Gärten ein. Unzweifelhaft ist es der gesellige Zug in ihrem Wesen, der sie veranlaßt, sich um Reisende zu versammeln und dieselben durch Schreien und Grimassenschneiden abzuschrecken, damit sie nicht ihr Gebiet betreten.

An Hausthieren gibt es am Kongo nur Schweine, Hunde, Katzen und wenig Schafe, die statt der Wolle Haare tragen. Die Ziegen sind sehr schön, die anderen Vierfüßler hingegen der Auswurf ihrer Spezies. Zum Lastentragen verwenden die Eingeborenen keine Hausthiere, sodaß die

Aufregende Verfolgung einer Heerde Giraffen.



Immenses Kriegsboot von Kannibalen auf dem Wege zur Schlacht.

Pferde, Esel und Maulesel, welche die Portugiesen eingeführt hatten, ausgestorben sind.

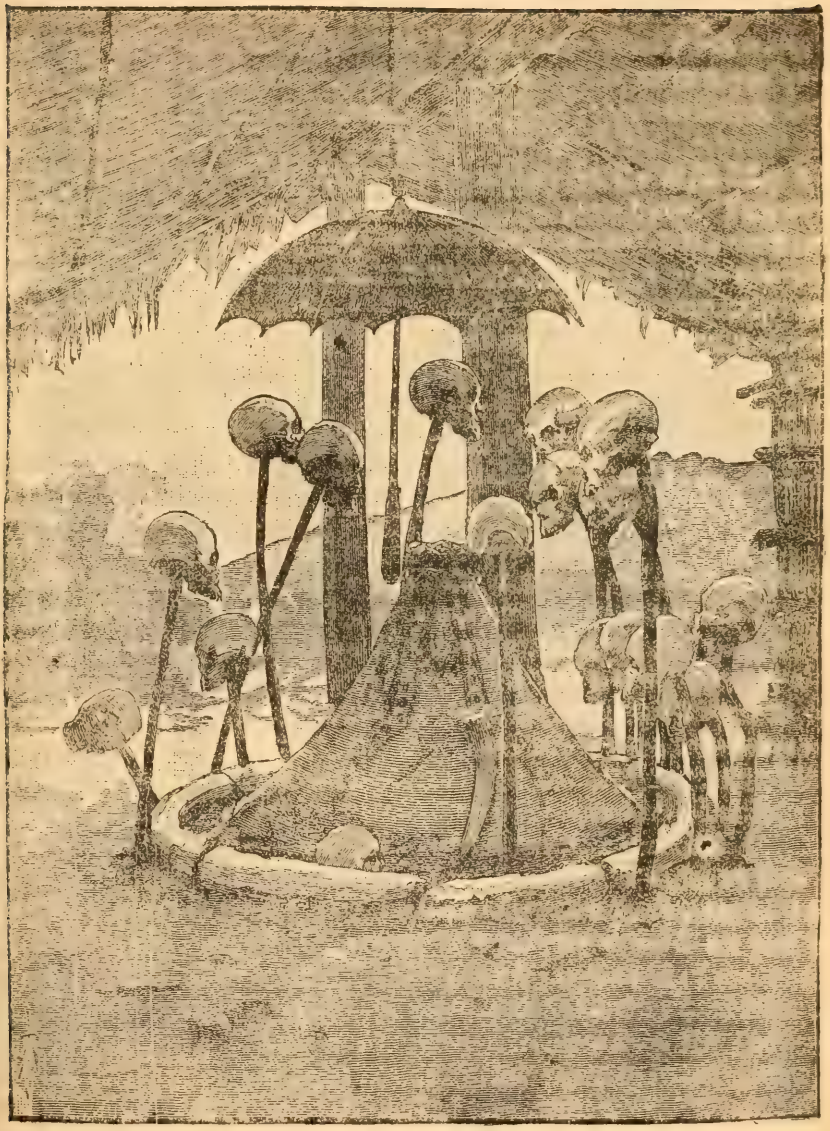
Hornvieh ist niemals am Kongo gehalten worden, obschon es an vielen Stellen der Küste unter guter Pflege wohl gedeihen würde.

In einigen Landestheilen haben die Eingeborenen manche Züge der Civilisation und Kultur durch die unter ihnen weilenden Jesuiten angenommen; südlich des Kongo ist das Land jedoch beinahe ausschließlich durch Wilde bewohnt, die hauptsächlich von der Jagd leben. Hinsichtlich ihrer Neigungen, haben sie große Aehnlichkeit mit den Kaffern; beiden ist die Vorliebe für den Besitz von Viehherden gemeinsam, beide Stämme zeigen große Geschicklichkeit in der Handhabung des Speeres und der Kriegskeule, ähnlich wie die Kaffern, auch sind sie deren nächste Nachbarn. Das Land hat Ueberfluß an manchen Naturprodukten, namentlich Kopalgummi, Eisen und Kupfer und eignet sich vorzüglich zum Anbau von Kaffee und anderen Kolonialprodukten.

Kannibalen auf dem Kriegspfade.

Stanley beschreibt uns die Männer, mit denen er auf seiner Fahrt den Fluß hinunter, gerungen hat, als Menschenfresser der schlimmsten Sorte, verwegen, von athletischem Körperbau und zahlreich. Er ist der Ansicht, daß sie binnen kurzer Zeit den Missionären sowohl als den Kaufleuten ein weites Feld für deren Thätigkeit geben werden, obschon wir durch den Erforscher nur die Namen einiger dieser Stämme erfahren, im Uebrigen aber über ihre Beziehungen zu den anderen Centralafrikanischen noch vollständig im Unklaren sind. Die Ufer des Kongo sowohl als die des Arnwimi, erzitterten von dem Gerassel der unablässig gerührten Kriegstrommeln, von allen Inseln und Buchten schwärmten massenhaft die Kanoes und stellten sich in Schlachtlinie, um die Reisenden abzuschneiden und anzugreifen.

Sie hatten größere Fahrzeuge, als wir bis jetzt auf dem Kongo gesehen hatten. An ihrer Spitze war das größte; es hatte eine erstaunliche Länge, an jeder Seite vierzig Ruderer, während vorn am Bugspriet zehn junge Krieger aufgestellt waren, bunte Papageifedern im Haar und lange Speere schwingend. Am Stern waren acht Steuerleute placirt, deren lange Ruder mit Elfenbeinknäufen verziert waren, während etwa ein Dutzend Leute, augenscheinlich Hauptleute, von einem Ende des Bootes zum andern liefen und den Angriff vorbereiteten. Im Gefolge dieses großen Bootes, waren zwei und fünfzig kleinere. Alle hatten am Bugspriet einen langen Palmwedel, sämmtliche Krieger waren mit Federn und Elfenbeinschmucksachen aufgeputzt, Hunderte von elfenbeinernen Hörnern ließen ihre schrillen Töne hören und ein wilder Kriegsgesang ertönte aus zweitausend Kehlen, wodurch die Aufregung natürlich



Ein mit Schädeln geschmücktes Denkmal für einen Häuptling.

noch gesteigert wurde. Ihr Kriegsgeschrei lautete: "Ya—ha—ha—ha, Ya Bengala."

Nach mehr als gewöhnlich sich in die Länge ziehendem hartnäckigem Kampfe wurden die Wilden in die Flucht geschlagen.

Im Centrum des Dorfes sah Stanley ein eigenthümliches Bauwerk. Es war ein Tempel aus Elfenbein, dessen rundes Dach durch drei und dreißig lange Elephantenzähne gestützt war, während obenauf ein widerwärtiges Götzenbild stand, etwa vier Fuß hoch und von hellgrauer Farbe, schwarzen Haaren, Augen und Bart. Die cannibalische Natur des Stammes zeigte sich in der Ausstellung von Menschenschädeln, die auf Stangen gesteckt waren. In den Straßen und Plätzen des Dorfes lagen überall Reste menschlicher Gebeine.

Kapitel XVII.

Stanley's große Reise von Ocean zu Ocean.

Die größte Reise, die je unternommen wurde. — Stanley's Tour quer durch den schwarzen Erdtheil bis zur Kongomündung. — Die Expedition im Auftrage des „Daily Telegraph" in London und des „Herald" in New York unternommen. Englische Mitglieder der Expedition. — Das Schiff wird „Lady Alice" getauft. Großes Gefolge zum Tragen der mitgenommenen Vorräthe. — Reise zum Victoria Nyanza. — Muthmaßungen, die Nilquellen betreffend. — Reisen im schwarzen Erdtheil von stetigen Gefahren begleitet. — Schleichen durch Dickicht. — Eine Gegend, wo Hungersnoth herrscht. — Zwei junge Löwen, um den Hunger zu stillen. — Stanley's Fürsorge für seine hungernden Mannschaften. Tod eines jungen Engländers. — Wird unter einem Baume begraben. — Die südlichsten Quellen des Nil aufgefunden. — Ankunft in Vinyata. - Sonderbarer alter Zauberer. - Ausbruch der Feindseligkeiten. — Schwerer Verlust an Mannschaften. Sechs neue hübsche Kanoes angekommen. — Verrath der Eingeborenen. — Stanley wird von einem Könige eingeladen. — König Mtesa heißt den Reisenden willkommen. — Verschwenderische Gastfreundschaft. — Große Marineparade zu Ehren Stanley's. — Uganda, das Reich des Königs Mtesa. — Erschreckende Greuel afrikanischer Sitten. — Strenge Strafen durch den König verhängt. — Laufburschen in buntfarbiger Kleidung. — Gewalt des Königs über Leben und Tod. — Knappe Lebensrettung einer Königin. — Folterinstrumente. — Ein mächtiger Despot. — Parade über die Krieger. — Seltsame Märchen aus vergangenen Zeiten. — Wie König Mtesa in seiner Jugend aussah. — Prächtige militärische Parade. — Eigenthümliche Begräbniß-Ceremonien. — Auf welche Weise der König seine Besuche empfängt. — Abergläubische Furcht vor einem Wassergeist. — Verzierungen und geheimnißvolle Symbole. — Götzendienst mit Pfeife und Trommel. — Träges Wesen des Afrikaners. — Stanley's Urtheil über König Mtesa. — Eine zweifelhafte Lobrede.

Wir kommen nunmehr zu einer der bedeutendsten, wenn nicht der größten That, welche auf dem Gebiete geographischer Erforschungen zu verzeichnen sind. Der Zug, den Stanley von Zanzibar quer durch den großen Continent von Afrika unternommen und erfolgreich durchgeführt hat, ist dermaßen reich an Gefahren aller Art, so merkwürdig durch die dabei bewiesene Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Thatkraft, daß er unbedenklich den größten Thaten unseres Zeitalters zur Seite gestellt werden kann.

Das Entstehen des Planes zu dieser Expedition erzählt Stanley selbst folgendermaßen:

„Als ich im April 1874 vom Ashanti-Kriege zurückgekehrt in England landete, traf mich die erschütternde Botschaft, daß Livingstone gestorben und seine Gebeine nach England unterwegs seien!

Livingstone also gefallen! Er war todt! An der Küste des Bemba Sees, an der Grenze der unbekannten Zone, die Livingstone zu erforschen wünschte, ist sein sieches Leib langjährigen Leiden erlegen. Die Aufgabe, welche zu lösen er versprochen hatte, war kaum in ihren Anfängen gelöst, als ihn der Tod ereilte. Die Wirkung, welche diese Nachricht auf mich

ausübte, war die, daß sie mich, nachdem der erste Schrecken überwunden war, zu dem Entschluß anfeuerte, Livingstone's Werk zu vollenden, um, wenn es Gottes Wille sein sollte, der nächste Märtyrer der geographischen Wissenschaft zu werden, oder wenn ich mit dem Leben davonkäme, nicht blos die Geheimnisse des großen Flusses von dessen Quellen ab aufzuklären, sondern auch die übrigen noch unvollendeten Entdeckungen von Burton, Speke und Grant.

Bei der feierlich großartigen Leichenfeier von Livingstone war ich einer der Bahrtuchträger in der Westminster Abtei. Als ich den Sarg in's Grab hatte sinken sehen und die erste Handvoll Erde darauf geworfen hatte, schlich ich davon mit Trauer im Herzen über das Schicksal meines theuren Freundes, David Livingstone."

Kurz nachher kamen die Verhandlungen zum Abschluß, indem beschlossen wurde, die Aufgabe, welche Livingstone durch seinen vorzeitigen Tod hatte unvollendet lassen müssen, nunmehr, wenn möglich, zur endgiltigen Lösung zu bringen.

Zu diesem denkwürdigen Unternehmen hatten sich zwei der größten Zeitungen der Welt, der „Daily Telegraph" in London und der „New York Herald" vereinigt, und erhielt Stanley von den Besitzern dieser Journale den Auftrag, die Entdeckungen von Speke, Burton und Livingstone zu vervollständigen. Als englische Begleiter wurden ihm Francis und Edward Pocock, und Frederik Barker zugesellt. Ein Barkschiff, „Lady Alice", bemannt, wurde in Sektionen mitgenommen, außerdem zwei andere Boote, sowie eine in jeder Beziehung complette Ausrüstung. Nachdem alle Vorbereitungen vollendet und die unvermeidlichen Abschiedsessen überstanden waren, verließ Stanley England am 15. August 1874, um seine gefahrvolle Reise anzutreten. In Zanzibar langte er am 21. September 1874 an, und traf dort mehrere der Leute, welche ihn auf seiner Livingstone-Expedition begleitet hatten. Er engagirte eine kleine Armee von Begleitern, welche das Gepäck der Expedition tragen mußten. Die Ausrüstung, welche, wie schon oben erwähnt, in jeder Beziehung reichlich und sorgfältig ausgewählt worden war und die verschiedenartigsten Gegenstände umfaßte, hatte ein Gesammtgewicht von achtzehntausend Pfund. Von der Insel Zanzibar wurden die Gepäckstücke in sechs Fahrzeugen nach dem Festlande gebracht. Am 17. November desselben Jahres wurde die Reise nach dem Inneren des schwarzen Erdtheils angetreten.

„Waren es die Nilquellen?"

Als erste Erforschungsstation war der Victoria Nyanza-See in Aussicht genommen. Die unvollkommene Beschreibung und Erklärung früherer Reisenden hatte betreffs dieses Sees gar manches im Dunkeln ge-

Afrikanischer Krieger zur Schlacht eilend.

lassen. Waren in diesem See die Quellen des Nil's oder aber des Kongo's zu suchen? War es ein Stück von einem vielverzweigten Netze von Seen, oder ein abgeschlossenes Ganzes für sich? Diese Fragen wollte Stanley endgiltig zur Lösung bringen.

Der Marsch zum Victoria-See war reich an Abenteuern aller Art. Wer im Innern von Afrika reist, muß zuweilen pfadlose Wildnisse ohne Führer oder gar mit verrätherischen Subjekten durchkreuzen. Der letztere also schlimmere Fall war diesmal Stanley's Loos; er wurde mitten in der Wildniß von dem Wegweiser im Stiche gelassen, dabei hatte er nur geringe Mundvorräthe. Durch die schrecklichen Dickichte mußten die Männer durchkriechen, nachdem sie vorher einen Pfad durch das Gestrüpp gehauen hatten, ihr einziger Wegweiser war jetzt der Kompaß, dabei litten sie Hunger und Durst, während Krankheiten in bedenklicher Weise auftraten. Dies war das in Wahrheit „von Hunger gepeinigte Ugogo." Auf diesem unglücklichen Marsche verlor Stanley fünf seiner Leute, die hülflos einherwankten, niederfielen und starben.

Edward Pocock stirbt.

Nach einem anstrengenden Marsche von zwanzig Meilen kamen sie wieder in eine bewohnte Gegend und schlugen dann ein Lager auf. Die Eingeborenen von Simma waren jedoch feindselig, und zunehmende Krankheitsfälle machten eine viertägige Lagerruhe nothwendig. Nicht weniger als dreißig Mann lagen im Fieber phantasirend, hülflos da. Edward Pocock erkrankte hier ebenfalls, am vierten Tage trat Delirium ein, die zunehmende feindselige Haltung der Eingeborenen machte jedoch sofortige Abreise unumgänglich nothwendig, die dann auch am 17. Januar, unter sehr feindseligem Geleite, angetreten wurde. Die Entbehrungen, welche die Leute in Ugogo durchzumachen gehabt, hatten ihre Konstitution stark erschüttert, und alle waren schwach, nicht nur an Körper, sondern auch an Geist. Als „müde, erschöpfte, schwache Kreaturen", erreichten sie Chiwyu, welches vierhundert Meilen vom Victoria-See entfernt ist, und schlugen auf einem 5400 Fuß hohen Bergrücken ihr Lager auf. Hier hauchte Edward Pocock seinen letzten Athem aus. Er wurde unter einem Akazienbaum beerdigt; in die Rinde des hohen, schönen Baumes wurde ein tiefes Kreuz eingeschnitten, als Gedenkzeichen für den theuren Gefährten. Auf diesem Bergrücken entspringen viele reißende Gewässer, die sich nach vielen Krümmungen vereinigen und dann in den Victoria-See ergießen. Hier entdeckte man die südlichsten Quellen des Nils, doch sagt Stanley in seinem Tagebuche, daß die bisherigen Ereignisse, ernst genug, wie sie waren, doch nur Kinderspiel genannt werden konnten gegenüber den furchtbaren Strapazen, welche die Expedition später durchzumachen hatte. Der Weg führte von Chiwyu nach Vinyata. Nachdem Mangina passirt war, kam

Stanley in das Land Iturn, von dort nach Izanjih, wo Kaif Halleck vom Asthma niedergeworfen wurde. Er wollte zurückbleiben, Stanley aber ging in langsamen Tagereisen nach Vinyata, wo die Expedition am 21. Januar 1875 anlangte. Hier wurde Stanley von einem Zauberer besucht, der einen gierigen Blick auf die aufgestapelten Vorräthe warf. Inzwischen waren Leute zu Kaif Halleck ausgesandt; sie fanden, daß er ermordet und sein Körper mit Wunden bedeckt war.

Feindseligkeiten brechen aus.

Am folgenden Tage zeigten die Eingeborenen, nachdem der Zauberdoctor abgereist war, sehr feindselige Absichten. Etwa hundert Wilde, bewaffnet und in kriegerischem Kostüm, umringten die Reisenden, wobei sie Schimpfworte ausstießen und ihre Waffen schwangen. In dieser gefährlichen Lage folgte Stanley dem Beispiele von Livingstone, indem er beschloß keine Gegendemonstration zu machen, sondern ruhig im Lager zu bleiben und keine Feindseligkeiten zu provoziren. Dieser Plan glückte jedoch nicht, da die Eingeborenen Feigheit witterten, wo nur der Wunsch den Frieden zu erhalten vorhanden war. Ueberdies sahen sie bei den Reisenden so mancherlei begehrenswerthe Artikel, weßhalb sie unter keinen Umständen Frieden halten wollten und unverweilt einen Angriff auf das Lager machten. Stanley stellte seine Leute hinter eiligst aufgeworfenen Erdschanzen auf, wobei er die Sektionen des Barkschiffes „Lady Alice" als Citadelle herrichten ließ. Er hatte zur Vertheidigung nur siebenzig gesunde Männer zur Hand, aus welchen er Abtheilungen und Unterabtheilungen bildete.

Eine Unterabtheilung wurde rasch aufgerieben, im Ganzen wurden bei dem Kampfe ein und zwanzig seiner Soldaten, sowie ein Bote getödtet, drei verwundet. Stanley's Leute verfolgten den fliehenden Feind und brannten verschiedene Dörfer nieder, wobei viel Vieh und Getreide erbeutet wurde. Am folgenden Tage kamen die Wilden abermals vor das Lager, wurden aber rasch zum Rückzuge gezwungen; das Lager wurde nun abgerissen und der Marsch fortgesetzt, ohne weiter von Feinden belästigt zu werden. Auf solche Weise wurden die Iturnians nach dreitägiger Schlacht gezüchtigt.

Schwere Verluste an Mannschaften.

Die Sieger konnten übrigens ihres Erfolges sich ebenfalls nicht sonderlich rühmen. Nach kaum dreimonatlichem Marsche hatte die Expedition in Folge von Gefechten und Krankheiten hundertundzwanzig Schwarze und einen Europäer verloren. Der Totalbestand war jetzt noch hundertvierundneunzig Mann, statt der dreihundertsechsundfünfzig, die von Zanzibar ausgegangen waren. Weiter ging es nun dem Victoria See entgegen. Stanley entschlüpfte glücklich dem kriegerischen Miramba, der

aus Grundsatz Allen und Jeden bekämpfte, der ihm in den Weg kam. Am 27. Februar wurde Kagehyi erreicht, welches ganz in der Nähe des Sees liegt. Im Ganzen hatte die Expedition 720 Meilen zurückgelegt, also durchschnittlich 10 Meilen per Tag.

Am 8. März übergab Stanley das Commando über das Lager an Edw. Pocock und ging an Bord der „Lady Alice", um den See zu erforschen und namentlich auszufinden, ob er ein Theil eines Complexes von Seen oder ein alleinstehendes Gewässer war. Bekanntlich war Livingstone der ersteren Ansicht. Zuerst befuhr er den Speke Golf, wo interessante Beobachtungen gemacht wurden. Er drang alsdann in eine kleine Bai, da gewisse Anzeichen ihm die Ueberzeugung gaben, daß hier Sklavenhandel getrieben wurde. Um sich aber genau zu informiren, hatte er abermals einem Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen. Nahe bei Chaga kamen die Wilden an's Ufer, und nachdem sie vergeblich versuchten ihn zum Landen zu bewegen, griffen sie ihn an. Stanley schoß einen Wilden nieder, worauf die Uebrigen entflohen. Bei einer anderen Gelegenheit versuchten die Wilden, ihn in einen Hinterhalt zu locken, dem er jedoch entschlüpfte. Bei dem sich bei dieser Gelegenheit entspinnenden Kampfe wurden drei Wilde getödtet und deren Kanoes durch Kugeln aus einem Elephantengewehr in den Grund gebohrt. Die Fahrt wurde nunmehr unbelästigt fortgesetzt, wobei sich der Dampfer an der Uganda Küste hielt Grade als man dort abfahren wollte, sah er sechs schöne Kanoes gefüllt mit Männern in weißen Gewändern seiner Yacht näher kommen; es waren Leute des Königs Uganda, der einen Boten an Stanley schickte und ihn einladen ließ, dem Könige einen Besuch abzustatten. Der Bote war für diese Gelegenheit pompös ausstaffirt worden; er trug einen Kopfputz, in welchen Perlen eingewebt waren, über welchen weiße Hahnenfedern flatterten, als Rock trug er ein Gewand von schneeweißem langhaarigem Ziegenfell, welches von seinen Schultern herabwallte.

Er trat zu Stanley heran und hielt folgende Anrede:

„Der Kabaka (König) sendet mich zu Dir mit vielen Grüßen. Er hofft lebhaft, daß Du ihn besuchen wirst, und hat sich nach Usavara begeben, damit er dem See nahe sei, wenn Du kommen willst. Er weiß nicht, aus welchem Lande Du kommst, ich habe jedoch einen flinken Boten mit einem Kanoe, der sich nicht aufhalten wird, bis er alle Neuigkeiten dem Könige überbracht hat. Seine Mutter träumte vor einigen Nächten einen Traum, und in diesem Traum sah sie einen weißen Mann in einem Boote diesen Weg kommen; am nächsten Morgen erzählte sie ihren Traum dem Kabaka, und siehe da, jetzt bist Du gekommen. Gieb mir Deine Antwort, damit ich den Boten absenden kann. Twiyanzi — Yanzi — Yanzi (Danke, Danke, Danke)."

König Mtesa und seine Minister.

Nachdem der Abgesandte, der Magassa hieß, seine Botschaft gesprochen, bat er Stanley dringend, einen Tag länger zu verweilen, damit er sich von der Gastfreundlichkeit des Königs und seiner Leute überzeugen könne, welche Bitte Stanley ihm gewährte.

Magassa war nun außer sich vor Wonne. Sein Ton gegenüber seiner Begleitung von 182 Mann wurde jetzt herrisch, selbst die Federn seines komischen Kopfputzes wehten stolzer, und sein Mantel hatte die hinreißende Würde einer römischen Toga. Bei der Landung kam sein Rohrstock häufig zu praktischer Verwendung. Der Unterhäuptling von Kadzi wurde gezwungen, den vicekönigischen Befehlen unbedingte Folge zu leisten.

„Bringe unsere Stiere, Schafe und Ziegen, Milch und die zartesten und besten Bananen, und lasse den weißen Mann und seine Bootsleute essen, damit sie einen Vorgeschmack von der Gastfreundschaft in Uganda empfinden. Soll ein weißer Mann vor dem Könige mit leerem Magen erscheinen? Seht nur, wie eingefallen, zerstochen seine Wangen aussehen. Wir wollen sehen, ob wir ihm nicht größere Freundlichkeit erzeigen können, als ihm von den Heiden erwiesen worden ist."

Fünf Kanoes eskortirten den Reisenden nach Usavara, der Hauptstadt des Königs Mtesa. Der Entdecker wurde auf's Herzlichste aufgenommen, und mit einer solchen Menge von Fragen bestürmt, daß Stanley unwillkürlich an ein Examen erinnert wurde, welches in höheren Schulen mit denjenigen, die einen Grad erlangen wollen, abgehalten wird.

Große Marine-Parade.

König Mtesa machte den Eindruck eines civilisirten Monarchen, jedenfalls einen ganz anderen, als Speke und Grant ihn in seiner Jugend besucht hatten. Er hatte sich zum Mohammedanismus bekehrt, trug arabische Kleidung, und führte sich anständig auf. Für Stanley arrangirte er eine Marine-Parade mit 80 Kanoes und 2500 Mann Besatzung. Außerdem wurden Jagdparthieen, Paraden und manche andere Vergnügungen zur Erheiterung Stanley's arrangirt. In Uganda ist der Weiße willkommen und absolut vor Gefahren sicher.

Mtesa's Königreich liegt unter dem Aequator, und hat ein viel milderes Klima, als man von seiner geographischen Lage erwarten sollte, dabei ist es fruchtbar und überall angebaut. Für den Reisenden hat es besondere Anziehungskraft, da es von guten Straßen durchschnitten ist, die fest gepflastert und beinahe schnurgerade gebaut sind. In dieser Beziehung ist Uganda wirklich ein Unicum für Afrika, und außer den von Europäern bewohnten Küstenstrecken finden sich in dem ganzen Continent kaum noch nur annähernd so gute Landstraßen als hier. Sie sind nicht breit genug für Wagen, von denen sich jedoch kein Stück davon in Uganda befindet, und so genügen sie vollständig für alle Zwecke. Die Waganda (so heißen die

Sonderbare Hinrichtungsmethode.

Bewohner von Uganda), haben sogar Brücken über Moräste und Flüsse gebaut, doch ist ihre Kenntniß des Brückenbaues so beschränkt, daß derartige Bauwerke in der Regel schon nach einigen Jahren verfallen.

Blos der König hat das Recht, eigenes Haar, in Form eines Hahnenkammes, auf dem Kopfe zu tragen, während alle übrigen Haare abrasirt werden. Dieses Privilegium wird zuweilen auch einer oder zweien seiner begünstigten Frauen ertheilt, sodaß man die Königsfamilie leicht zu erkennen vermag. Wenn ein Untergebener seinem Vorgesetzten ein Geschenk machen will, so reibt er es stets vorher in seinen Händen und dann schlägt er sich damit auf beide Wangen. Das soll als Beweis dafür dienen, daß keine Zauberei im Spiele ist, da in einem solchen Falle das beabsichtigte Uebel auf den Geber zurückfallen würde. Diese Ceremonie geht noch an, wenn sie bei Kleidung oder Nippsachen ꝛc. zur Anwendung kommt, erstreckt sich dieselbe aber auch auf Fleisch und andere Nahrungsmittel, so würde der Empfänger, namentlich wenn es ein Weißer sein sollte, sich lieber der Gefahr des Zaubers aussetzen, als solche Eßwaaren, nachdem sie an schmutzigen Händen und angefetteten Wangen abgerieben sind, noch für eigenen Gebrauch zu verwenden. Die Hofbeamten sind verpflichtet, all ihr Kopfhaar, mit Ausnahme eines runden Flecks am Hinterkopfe, glatt abrasiren zu lassen, während die Pagen an zwei auf jeder Schläfe befindlichen Haarflecken kenntlich sind, auch wenn sie ihre Turbans nicht gerade auf dem Kopfe haben möchten.

Sendet der König seine Pagen aus, um irgend einen Auftrag auszuführen, so entwickelt sich eine äußerst lebhafte Scene. Alle Befehle des Königs müssen so rasch als eben möglich zur Ausführung gebracht werden; wenn nun ein Dutzend Pagen im Galopp davon rennen, wovon Jeder bemüht ist als erster zum Ziele zu gelangen, so gleichen dieselben, auf einige Entfernung gesehen, mit ihren wehenden Kleidern, eher einer Schaar Vögel, als menschlichen Wesen.

Knappes Entrinnen einer Königin.

Als Mtesa eines Tages mit seinen Frauen eine Vergnügungstour machte, pflückte eine seiner Favoritinnen, ein besonders hübsches Weib, eine Frucht ab und bot sie dem Könige zum Geschenk an, offenbar in der Absicht, ihm damit einen Liebesdienst zu erzeigen. Statt dessen gerieth der König in die größte Wuth, schwur, daß dies der erste Fall sei, wo ihm ein Frauenzimmer irgend etwas anzubieten gewagt habe, worauf er den Pagen befahl, die Missethäterin sofort zur Hinrichtung abzuführen.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als auch schon die Pagen die Turbans von ihren Köpfen abnahmen, und rasch wie der Blitz auf die schöne Königin losstürzten. Diese jedoch, aufgebracht über die Frechheit der kleinen Knirpse, welche ihre Majestät anzutasten wagten, suchte dieselben gleich

Fliegen von sich abzuschütteln, wurde aber bald übermannt und fortgeschleppt, während sie immerfort um Hülfe schrie. Nun kam ihr Lubogo, Lieblingsschwester des Königs, nebst drei anderen Frauen zu Hülfe, sie umfaßten des Königs Knie und flehten fußfällig um Erbarmen für die Unglückliche. Je lauter ihre Gnadenrufe ertönten, um so mehr steigerte

Eine Königin begnadigt.

sich die Wuth des Königs, bis derselbe schließlich einen schweren Stock ergriff, mit welchem er den Kopf der Unglücklichen bearbeitete.

Speke fügt noch hinzu: „Ich hatte mich bis zu diesem Zwischenfalle sorgfältig vor jeglicher Einmischung in die grausamen Handlungen des Königs gehütet, da ich wußte, daß jede vorzeitige Intervention mehr Unheil als Gutes stiften würde. Dieser letzte Akt machte jedoch mein eng-

lisches Blut warm, und als ich meinen Namen M'Zungu in flehendem Tone ausrufen hörte, ging ich zum Könige, ergriff seinen zum Schlage ausholenden Arm, und bat ihn, der Frau das Leben zu schenken. Ich war mir bewußt, daß ich mein eigenes Leben durch mein strammes Auftreten gegen den launischen Tyrannen riskirte, seine Laune bewies sich diesmal jedoch in der angenehmsten Weise. Eine derartige Intervention war ihm neu, er lächelte und begnadigte die Frau auf der Stelle."

Bei einer anderen Gelegenheit fragte Kapitän Grant den von einer Jagd zurückgekehrten König, ob er viel Wild erlegt habe. Die unerwartete Antwort des Königs lautete dahin, daß Wild sehr rar gewesen sei; dafür habe er jedoch eine Menge Menschen niedergeschossen.

Außer den bereits erwähnten Pagen hatte der König noch mehrere Henker angestellt, die im Umgange freundliche, angenehme Leute waren, und beim Volke in hoher Achtung standen. Man glaubte, daß diese Henker lediglich unter dem Befehle der Pagen ständen, welche die zum Tode Verurtheilten mit ihren Turbans fesselten und dann meistentheils das Urtheil selbst vollstreckten.

Dieser König scheint wirklich außergewöhnlich gewesen zu sein, wenn sogar seine Frauen in der oben geschilderten Weise unter seinen Launen zu leiden hatten. Daß er dieselben gelegentlich durchprügelte, ist selbstverständlich, da er in dieser Beziehung ja lediglich dieser in Uganda allgemein üblichen Unsitte folgte.

Ein Marterinstrument.

Mtesa war wirklich ein ächter afrikanischer Blaubart, der fortwährend heirathete und tödtete, wobei allerdings die Zahl der Neugeheiratheten die der Hingerichteten überstieg. Eine königliche Heirath ist in Uganda etwas alltägliches. Eltern, die den König beleidigt haben und ihn besänftigen wollen, bringen ihre Töchter und bieten sie ihm an, wenn er vor der Thüre seines Hauses sitzt. Wie alle weiblichen Dienerinnen sind die Mädchen total unbekleidet und stehen vor dem Könige nicht wissend, was die Zukunft bringen wird. Gefällt ihm das Mädchen, so ladet er sie zum Sitzen ein, setzt sich dann auf ihre Knie und küßt sie. Damit endet die ganze Ceremonie, indem das Mädchen dadurch dem Harem einverleibt ist. Die glücklichen Eltern führen dann den sonderbaren Gruß „n'yanzigging" genannt aus, welcher darin besteht, daß sie sich zu Boden werfen, herumwälzen, in die Hände klatschen und aus voller Kehle „n'yanz" danke schreien.

Zuweilen werden dem Könige zwanzig bis dreißig Bräute an einem Morgen präsentirt, von denen er dann mehr als die Hälfte anzunehmen pflegt. Einige werden später zum Range einer Königin erhoben, während die Uebrigen als Dienerinnen zu fungiren haben. Im Palaste

zu leben, mag zwar ehrenvoll sein, keinesfalls ist es aber für Jemanden angenehm, außer für den König selbst.

Alle Hofbeamten sind unterwürfige Sklaven, die jederzeit den unberechenbaren Launen eines gedankenlosen unverantwortlichen Despoten zum Opfer fallen können. Was dem Könige gerade in den Sinn kommt, muß unverzüglich ausgeführt werden oder wehe dem Uebelthäter, der sich in dieser Hinsicht ein Versäumniß zu Schulden kommen ließe.

Unruhig und launisch, wie ein verzogenes Kind, schien er nie genau zu wissen, was er wollte, sodaß es vorkam, daß er kurz nach einander zwei sich vollständig widersprechende Befehle ertheilte, die er beide in Vollzug gesetzt zu sehen erwartete.

Buntfarbiges Bild einer Kriegerparade.

Ab und zu hielt der König eine Parade ab, bei welcher die Tapferen, sowohl als die Feiglinge ihren gebührenden Lohn empfangen, die übrigens einen farbenprächtigen Anblick bot.

Wir entnehmen einer Beschreibung einer solchen Parade folgende Stelle: „Vor uns lag ein breiter offener Platz, in dessen Hintergrunde die Wohnung des „Kamraviono" d. h. des Höchstkommandirenden lag. Das Bataillon bestand aus drei Kompagnien, von je 200 Mann, welche an dem einen Ende des Paradefeldes aufgestellt waren. Dieselben wurden beordert, Mann für Mann hintereinander das Feld zu durchlaufen und am andern Ende sich wieder in Linie zu formiren.

Nichts konnte wilder und fanatischer erscheinen, als der Anblick der sich uns jetzt bot, die Männer mit Katzen- oder Ziegenfellen um die Taille, im Uebrigen jedoch vollständig unbekleidet, aber mit Farbe nach eigener Wahl beschmiert, beispielsweise der Oberkörper roth oder schwarz, der Rest blau. Alle Männer trugen gleiche Waffen, zwei Speere und einen Schild, den sie vor sich senkten, als ob sie zum Angriff schreiten wollten; sie marschirten dann Mann für Mann, mit zwanzig Schritt Distanz, in gestrecktem Tritt über das Paradefeld.

Nachdem die Mannschaften vorbeimarschirt waren, kamen die Kapitäne der einzelnen Kompagnien in noch mehr auffallender Ausrüstung. Als letzter von allen schritt der große Oberst Congow einher, ein wahrer Robinson Crusoe, mit langen weißhaarigen Ziegenfellen, ledernem, einem Fidelbogen gleichendem Schilde, die Kniee mit Haarbüscheln unterbunden, auf dem Kopfe einen prächtigen Helm mit Perlen reich beladen und darüber eine hellrothe Feder. Nachher wurde kompagnieweise vor- und rückwärts marschirt und endlich verbeugten sich die hohen Offiziere vor dem Könige, wobei sie lebhafte Betheuerungen ihrer Treue und Ehrlichkeit machten und dafür applaudirt wurden. Damit war die Parade zu Ende und alles ging nach Hause."

Bei diesen Paraden theilt der König Belohnungen aus und verhängt ebendaselbst schwere Strafen. Der Anblick ist aufregend und schrecklich zu gleicher Zeit. Sowie die Officiere vor den König hintreten, werfen sie sich flach zur Erde und statten alsdann dem Könige Bericht ab über die Aufführung der ihrem Befehle unterstehenden Mannschaften. Einigen derselben werden Geschenke zuerkannt, worauf dieselben jubelnd abziehen, nachdem sie vorher zur Bezeugung ihrer Dankbarkeit sich auf den Boden geworfen haben, während andere durch die immer geschäftigen Leibpagen ergriffen, gebunden und zur Hinrichtung abgeführt werden, wobei die Unglücklichen mit ihren Henkern fechten, disputiren und ihre Unschuld versichern, bis sie außer Hörweite kommen. Sobald der König denkt, daß er genügend Belohnungen und Strafen zudiktirt hat, steht er plötzlich auf, nimmt seinen Speer und geht, mit seinem Hund an der Leine, fort.

Die Tradition über den Ursprung des Königreiches Waganda lautet seltsam. Nach derselben war das Land, welches jetzt Uganda heißt, früher mit Unyoro, einem nördlicher gelegenen Lande, vereinigt. Vor acht Generationen kam von Unyoro ein Jäger Namens Uganda, einen Speer, einen Schild, eine Frau und einen Hund mit sich führend. Er begann am Ufer des Sees der Jagd obzuliegen, worin er so erfolgreich war, daß sich ihm zahlreiche Leute anschlossen, deren Häuptling er wurde.

Unter seiner Regierung wurde das bis dahin nomadisirende Volk seßhaft und begann seine Kraft zu fühlen. Die leitenden Männer hielten eine Rathsversammlung ab, und beschlossen, Uganda zum Könige zu ernennen. „Denn," so sagten sie, „was nutzt uns der König von Unyoro? Er wohnt soweit von uns, daß wenn wir ihm eine Kuh als Geschenk sandten, diese Kuh kalbte, und das Junge kalbte wieder, und immer noch hat der König das Geschenk nicht empfangen. Wählen wir uns einen eigenen König." So wurde Uganda ihr König, der den Namen Kimera annahm, und seinen früheren Namen dem Lande, welches er beherrschte, gab.

Gründer eines Königreiches.

Kimera stellte sich, nachdem er zum Könige erwählt worden war, auf einen Stein und zeigte sich seinen Unterthanen, seinen Speer und Schild in der Hand, zur Seite seine Frau und den Hund. In gleicher Weise haben sich seitdem alle folgenden Könige ihrem Volke vorgestellt. Hiernach sind alle Wagandas berechtigt, zwei Speere und einen Schild zu tragen, sowie einen Hund zu führen, Offiziere dürfen auch Trommeln führen. Der König von Unyoro erfuhr zwar was vorgefallen war, hatte jedoch keine Lust, der großen Entfernung wegen, sich in die Sache weiter einzumischen, und so wurde das Königreich Uganda thatsächlich anerkannt. Uebrigens organisirte Kimera sein Volk in bewunderungswürdiger Weise und wurde der Schrecken des Unyoro-Königs, welcher später oft bedauerte,

daß er nicht eingeschritten war, als Kimera's Macht noch nicht befestigt war.

Stramme Bildung scheint jetzt dem Charakter der Ugandas eingepflanzt zu sein. Selbst das einfache Geschäft des Transportirens von Holz in den Palast wird in militärischer Weise verrichtet. Nachdem die Holzklötze eine gewisse Distanz transportirt sind, werden dieselben in militärischem Schritt und Trommelschlag bergauf gerollt. Kommt dann der Aufseher, so fallen sie auf die Knie und rufen das Wort „u'yaus" aus. Dann geht es mit dem Holze bergab, bis sie Schritt für Schritt die hübsch gefägten Holzstücke im Hofe des Palastes aufspeichern.

Jeder Offizier eines Distrikts hat seine besondere Methode die Leute einzuexerziren. Besonders gut disciplinirt waren die Wazeewah, die lange Röcke trugen, in gleichmäßigem Tempo marschirten, und nebenbei jeder mit seinem Stock die gleiche Bewegung machten. Der interessanteste Theil des Manövers bestand darin, daß sich die Männer auf Kommando niederbeugten, erhoben, und dann mit geöffneten Gliedern nach dem Takte des Trommelschlages vorwärts marschirten.

Durch diese militärische Organisation brachte es Kimera zu einer solchen Machtstellung, daß man schon bei der Nennung seines Namens in Unyoro zitterte, in welches Land er auch zuweilen kriegerische Einfälle machte. Fand beispielsweise einer seiner Rathgeber, daß in einem Theile des Reiches Mangel an Vieh oder Frauen war, sandte er einige seiner Befehlshaber nach Unyoro, um dort das benöthigte zu rauben. Um nun stets genügend Bewaffnete zur Hand zu haben, mußten die Befehlhaber die Truppen so oft als möglich im Palaste zeigen; thaten sie dies nicht, so wurden schwere Strafen über sie verhängt, sie wurden ihres Ranges entsetzt, ihr Vermögen confiszirt und ihre Weiber und Kinder vertheilt.

Ein todter König in einem Backofen gedörrt.

Das System der Belohnungen und Bestrafungen führte Kimera consequent durch; erstere waren liberal, letztere sicher, rasch und schrecklicher Natur. Als er endlich starb, wurde sein Leichnam in einen Backofen gelegt und ausgedörrt, sodann wurde der untere Kinnbacken ausgelöst und mit Perlen verziert und dann mit dem Rest des Skelettes in ein Grabgewölbe gelegt, welches von seinen begünstigten Frauen bewacht wurde, denen verboten war, jemals seinen Nachfolger zu sehen.

Das Volk schritt nun dazu, einen neuen König aus der Anzahl seiner Kinder, „Waraugiras", Prinzen, genannt, zu wählen. Der erkorene König war noch sehr jung, er wurde von seinen Brüdern abgesondert, während die letzteren in eine Abtheilung Hütten gebracht und dort von einem Aufseher bewacht wurden. Sobald der erwählte Prinz großjährig war, wurde er öffentlich zum Könige ausgerufen, gleichzeitig wurden alle

seine Brüder, blos zwei ausgenommen, verbrannt. Man ließ nur zwei Prinzen am Leben, um Ersatz zu haben, im Falle er ohne Nachkommenschaft sterben möchte. Sobald er selbst Kinder gezeugt hatte, wurde der eine Bruder nach Unyoro verbannt, während der andere in Uganda bleiben durfte.

Als Stanley Mtesa besuchte, war der König bereits ein bejahrter Mann, während er gelegentlich des Besuches von den Capitänen Speke und Grant erst 25 Jahre zählte, und obschon nicht formell als König anerkannt, doch das Scepter so wirksam führte, als ob die Ceremonie vollzogen gewesen wäre. Er war so verständig das von seinen Vorfahren ererbte System aufrecht zu erhalten, und brachte die Macht des Uganda-Reiches zu noch größerer Blüthe, als sie unter Kimera geherrscht hatte. Genaue Beobachtungen ergaben, daß sein Charakter kein angenehmer war, was um so erklärlicher erscheint, als er sehr jung zur Herrschaft gekommen und Widerspruch nicht gut kennen gelernt hatte.

In seiner Jugend war er eine stattliche Erscheinung und liebte sich schön zu kleiden, eine den Ugandas im allgemeinen innewohnende charakteristische Eigenschaft. In dieser Beziehung sind sie dermaßen sorgfältig, daß falls ein Mann vor seinen Vorgesetzten in unpassender Kleidung erschiene, dies schwere Strafe nach sich ziehen würde; sollte dies aber sogar gegenüber dem König vorkommen, so wäre sofortige Hinrichtung das Resultat. Selbst die königlichen Pagen, die im raschesten Laufe ihre Aufträge ausführen müssen, halten so lange sie in Gegenwart des Königs sind, ihre Gewänder fest an den Körper gedrückt, damit auch nicht der geringste Theil ihrer Haut dem Auge des Königs sichtbar sei.

Auffallende Kleidung.

Mtesa's äußere Erscheinung wird wie folgt beschrieben:

„Man kann sich unmöglich etwas theatralischeres ausdenken, als wenn der König, ein gutaussehender junger Mann von 25 Jahren, auf einem weißen Leinentuche, welches über eine grasbedeckte Bank gebreitet ist, sitzt, ziemlich sorgfältig in ein neues 'mbuga (Grastuch) gekleidet. Sein Haupthaar ist kurz geschoren, ausgenommen auf dem Scheitel, wo es in einen langen Streifen in Form eines Hahnenkammes zusammengekämmt ist. Um seinen Hals trug er einen hübschen Schmuck, ein breites Halsband, welches aus buntfarbigen Perlen zusammengesetzt war. An einem Arm trug er einen zarten Perlenschmuck, den andern verzierte ein hölzernes Götzenbild, welches durch eine Kordel aus Schlangenhaut um das Handgelenk befestigt war.

An allen Fingern und Zehen trug er Messing- und Kupferringe, oberhalb der Aenkel einen Strumpf von sehr hübschen Perlen.

Alle diese Schmucksachen waren hell, geschmackvoll und elegant in ihrer Weise und konnte man wirklich an dieser Toilette nichts aussetzen. Statt des Taschentuches trug er ein elegant gefaltetes Stück dürrer Baumrinde, sowie ein Stück in Gold gestickter Seide, welches letztere er stets beim Lachen vor seinen breiten Mund hielt, wenn er es grade nicht gebrauchte, um sich den Mund abzuwischen, nachdem er einen Schluck Palmwein getrunken hatte. Von dieser Flüssigkeit trank er beständig und in reichlicher Menge aus kleinen irdenen Tassen, die ihm von seinen Aufwär-

Wilde Bewegungen einer Zauberin.

terinnen gereicht wurden, welche gleichzeitig seine Schwestern und Frauen waren. Ihm zur Seite stand ein weißer Hund, ein Speer, Schild und eine Frau, — die Uganda Wahrzeichen, — sowie eine Menge Offiziere, mit denen er sich angelegentlich unterhielt. Zur Linken stand eine Gesellschaft weiblicher Zauberer.

Diese sind ein unvermeidliches Anhängsel des Hofes, welche den König bei allen seinen Bewegungen begleiten. Ihre Aufgabe besteht darin, das „böse Auge" von dem Monarchen abzuwehren und demselben Palmwein

zu kredenzen. Sie tragen als Abzeichen ihrer Würde, getrocknete „Lizards" auf dem Kopfe, während Schürzen aus Ziegenfell und mit kleinen Perlen besäumt um ihre Gürtel befestigt sind.

Der Palast des Königs hat einen riesigen Umfang und kann beinahe als Stadt für sich gelten. Er ist auf einen Hügel gebaut und besteht aus einer langen Reihe von Hütten, welche so regelmäßig und in schnurgerader Linie gebaut sind, daß man dadurch an die Bauart unserer amerikanischen Städte erinnert wird. Auch gab es dort viele freie Plätze, dabei das ganze ziemlich sauber gehalten. Die inneren Höfe betritt man durch Thore, welche durch Offiziere bewacht werden, die ohne Erlaubniß des Königs Niemanden passiren lassen. Zum Ueberfluß ist noch jede Thür an der Innenseite mit einer Schelle versehen.

Wie der König Besuche empfängt.

Fremde werden auf folgende Weise empfangen: Unter dem Schatten eines Daches sitzt der Monarch auf seinem Throne, indem er zur einen Seite Speer, Schild und Hund, und auf der anderen die Frau hat, welche zusammen die Attribute des Königthums sind. Einige seiner Pagen sitzen in seiner Nähe, die Turbans um ihre wollhaarigen Köpfe gewunden, bereit auf's Wort zu gehorchen. Grade vor ihm stehen einige Soldaten, die ihn begrüßen, während der eine derselben, welcher kürzlich eine Belohnung erhalten hat, dafür seinen Dank abstattet, indem er sich zu Boden wirft und wiederholt „Nanzi" ruft. Auf der anderen Seite steht der Gast, ein vornehmer Mann, der durch einen das Thor bewachenden Offizier eingeführt wird. Das Thor, mit seinen Schellen dran, wird bei Seite gezogen; über dem Thorwege hängt ein Seil, an welchem Götzenbilder befestigt sind. Die Musikbande des Königs führt in einiger Entfernung ihre gewohnten Concerte aus.

Kommt ein Gast von königlichem Range, so sind die dabei beobachteten Ceremonien außerordentlich sorgfältige. Officiere höheren Ranges gehen ihm entgegen, während Musikanten auf den in Uganda gebräuchlichen Instrumenten ihre Weisen ertönen lassen. Selbst die Höhe des Sitzes, welchen der Reisende erhalten soll, wird genau bestimmt, wobei das Hauptgewicht darauf gelegt wird, daß man ihm einen niedrigeren Sitz aufzwingen will, als wozu er sich berechtigt hält.

In Gegenwart des Königs, der auf einem Throne Platz nimmt, darf Niemand sich anders setzen, als auf den flachen Boden. Kann man den Besucher lange im brennenden Sonnenscheine zurückhalten, bis es dem Könige gefällt, ihn zu empfangen, so gilt dies als großer diplomatischer Triumph.

Hat der König genug von seinem Gaste, so steht er plötzlich auf und geht in sein Privatgemach, wobei er die den Uganda-Königen eigene Gang-

art anwendet, welche dem Schritte des Löwen nachgeahmt ist. In den Augen der Waganda sieht dieser „Löwentritt", wie diese Gangart genannt wird, äußerst majestätisch aus, ein Europäer oder Amerikaner würde ihn einfach als affektirt und lächerlich bezeichnen, da die Beine weit auseinandergespreizt werden, und der Körper bei jedem Schritte hin- und herschwankt.

Nachdem Mtesa seinen neuesten Besucher empfangen hatte, erhob er sich plötzlich und begab sich zum Essen, da ihm die Hofetikette nicht gestattete seine Mahlzeit einzunehmen, bevor er seine Besucher empfangen hatte.

Die Waganda sind sehr abergläubisch und haben unbedingtes Vertrauen in Amulets, von denen der König eine große Anzahl trägt, außer der Menge die in seiner Nähe aufgehängt werden. Dieselben werden aus allen möglichen Rohmaterialien angefertigt, wie solche dem Fabrikanten gerade passen. Hörner mit Zauberpulver gefüllt sind vielleicht die gewöhnlichsten, sie werden um den Hals oder auf dem Kopfe getragen, wenn sie klein, und im Hause aufgehängt, wenn sie umfangreich sind.

Gefürchteter Wassergeist.

Der größte Gegenstand ihrer abergläubischen Furcht ist eine Art Wassergeist, der, wie man annimmt, im See haust und an denen, welche ihn belästigen, seine Rache ausläßt. Gleich den Rheingöttinnen, herrscht er mit unumschränkter Gewalt nicht nur im eigentlichen See, sondern auch in den darin mündenden Flüssen und Bächen. Die Leute sind dermaßen in Furcht vor diesem Wasserdämon, daß sie nicht wagen ein Senkblei ins Wasser zu werfen, aus Furcht das Gewicht könne den Geist treffen und in Wuth bringen. Er heißt M'aussa und verkehrt mit dem Volke durch Vermittelung eines Priesters, der auf einer Insel des Sees residirt und beinahe so gefürchtet ist, wie sein eingebildeter Meister.

Mtesa nahm eines Tages Kapitän Speke mit zum Besuche bei dem Zauberer, wobei er mehrere seiner Frauen und Wärterinnen mitnahm. Es war amüsant zu sehen, wie alle am Ufer stehenden Leute beim Herannahen des königlichen Zuges ins Wasser stürzten und untertauchten, da es bei Todesstrafe verboten ist, auch nur mit einem Blick die königlichen Frauen zu betrachten. Der Zug ging zu der Insel, wo der Zauberer lebte.

Als wir die hohen Alleen der Insel durchschritten hatten, kamen wir in die Hütte des Priesters, welche im Hintergrunde mit manchen mystischen Symbolen verziert war, darunter ein Ruder, das Abzeichen eines höheren Beamten. Nachdem wir einige Zeit geplaudert hatten, wurden Erfrischungen gebracht und das Medium des Wassergeistes trat auf. Er trug ein Wichwezi-Kostüm, mit kleiner weißer Ziegenfellschürze und mit verschiedenen Amulets behangen. Als Stock benutzte er ein Ruder. Er

war nicht alt, obschon er sich den Anschein dafür gab, indem er langsam und bedächtig voranschritt, asthmatische Hustenanfälle affectirte, mit den Augen zwinkerte und gleich einer Hexe murmelte. Er wollte sich den Anschein geben, als ob ihm das Sitzen am Ende der Hütte unter den Symbolen Schwierigkeiten bereite, und fuhr eine halbe Stunde lang fort zu husten, bis seine Frau hinzukam und ganz dieselbe affectirte Haltung und Geberden ihres Mannes nachahmte.

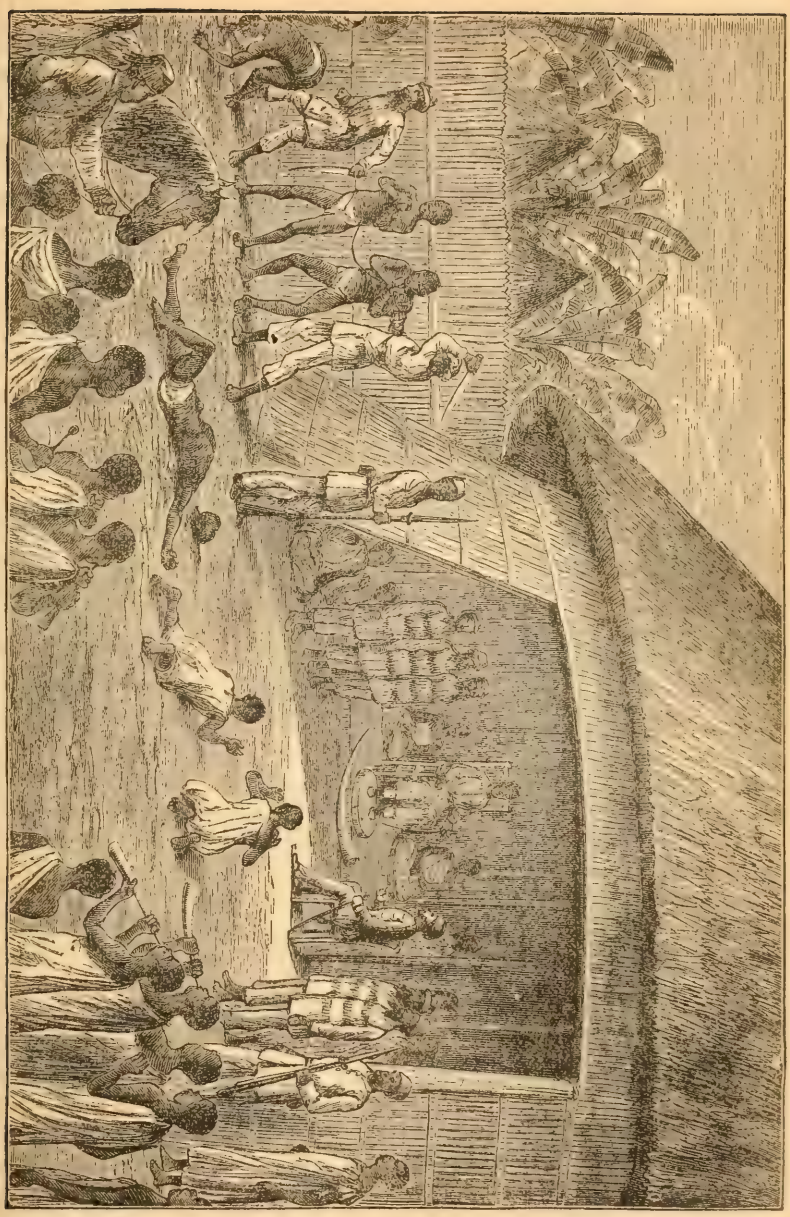
Der König wandte sich an mich und dann zu den sonderbaren Geschöpfen am Ende der Hütte blickend, lachte er, als wolle er mich fragen: „Was denken Sie von dem Schwindel?“ Es wurde jedoch kein Wort gesprochen, ausgenommen von der Alten, welche wie ein Frosch nach Wasser quakte. Nachdem ihr dasselbe gebracht worden war, quakte sie abermals, es sei nicht das klarste Wasser, welches im See gefunden werde. Es wurde ihr also eine zweite Tasse klares Wasser gebracht, die erste weggenommen und weg ging sie in der gleichen affektirten Weise, wie sie eingetreten war.“

Götzendienst mit Trommeln und Hörnern.

Auf ihren Wegen und Stegen, die zahlreich und gut in Ordnung gehalten sind, stecken sie zuweilen einen Stock in die Erde, woran eine Schelle hängt, während auch wohl die Schelle in einem benachbarten Baum aufgehängt wird. Aehnliche Amulets werden in den Häusern aufgehängt, und Stückchen von Federn und andere kleine Sachen werden hinter der Thür befestigt. Schlangenhäute werden mit Vorliebe für die Fabrikation solcher Amulets verwendet, und werden kleine Stückchen dieser Haut beinahe von allen Eingeborenen um den Hals getragen. Natürlich ist die Religion der Waganda ein Cultus des Schreckens und nicht der Liebe, und besteht derselbe hauptsächlich in dem Bestreben, die von bösen Geistern drohenden Gefahren abzuwenden. Jeder neue Monat hat seine besondere Andacht, die in Trommelschlagen, Anfüllen der Zauberhörner und anderen Ceremonien, die nicht ausführlich beschrieben werden können, besteht. Ihr schrecklichster Ritus sind die Menschenopfer, welche gewöhnlich dann gebracht werden, wenn der König in der Zukunft lesen will.

Das Schlachtopfer ist stets ein Kind, dessen Hinschlachtung in der grausamsten Weise erfolgt. Nachdem der Zauberer entdeckt hat, daß ein Nachbar zum Kriege heranzieht, löst derselbe einem Kinde bei lebendigem Leibe die Haut ab, worauf er den blutenden Körper auf den Weg legt, den die Soldaten zu passiren haben. Jeder Krieger schreitet über den blutigen Körper, weil er, dem Volksglauben nach, sich dadurch für die bevorstehende Schlacht unverwundbar macht.

Fängt der König jedoch selbst Krieg an, so hat sein Zauberer ein noch grausameres Mittel auf die Zukunft einzuwirken. Er nimmt nämlich einen großen irdenen Topf, füllt denselben halb mit Wasser und stellt ihn



Menschenopfer an Ehren eines Besuchs bei König Mtesa.

dann über das Feuer. Ueber den Rand des Topfes werden kreuzweise Holzstäbe gelegt, hierauf werden ein junges Kind und ein Huhn gefesselt, sodaß sie sich nicht rühren können, und beide dann auf die Holzstäbe gelegt, worauf das Ganze mit einem anderen Topfe von gleicher Größe bedeckt wird. Es wird dann Feuer unter dem Topfe angelegt, welches eine bestimmte Zeit brennen muß. Der obere Topf wird dann abgehoben und die Schlachtopfer besichtigt. Sind beide todt, so wird dies als Zeichen angesehen, daß der Krieg für den Moment verschoben werden muß, bleibt jedoch eins oder beide am Leben, so kann der Kampf sofort beginnen.

Charakter der Afrikaner.

Wie der Neger so viele Jahrtausende hat leben können, ohne in der allgemeinen Civilisation Fortschritte gemacht zu haben, ist eines der Räthsel, welches Afrika der Welt bietet, namentlich wenn man bedenkt, daß alle Länder, welche es umgeben, mehr oder weniger große Fortschritte gemacht haben. Wenn wir nun auch nicht nach dem Fortschritte, den die übrige Menschheit gemacht hat, urtheilen wollen, so liegt uns doch die Vermuthung nahe, daß der Afrikaner entweder aus seiner Stupidität heraustreten oder aber Rassen, die ihm überlegen sind, den Platz räumen muß. Wie die Verhältnisse liegen, kann sich der Afrikaner weder selbst helfen, noch können dies andere Nationen, weil im schwarzen Erdtheil fortwährend ein solcher Wirrwarr herrscht, daß er genug zu thun hat, wenn er für sein tägliches Brod sorgt, aber keine Lust verspürt, auch noch an etwas besseres und höheres zu denken.

Er folgt damit nur dem Beispiele seiner Vorfahren. Seine Frauen müssen die schwere Arbeit verrichten, seine Kinder verkauft er als Sklaven, knechtet alles auf welches er die Hand zu legen vermag, und begnügt sich mit Rauchen, Singen und Tanzen, ausgenommen, wenn er für das Eigenthum Anderer kämpfen muß. Nur wenige Stämme kannten baumwollene Kleiderstoffe oder Tuche, oder Eisen, Kupfer und Salz; ihre Grundregel ist, so wenig als möglich zu arbeiten und keine Vorräthe einzulegen welche etwa den Bedarf bis zur nächsten Ernte übersteigen könnten, weil sonst ja ihre Häuptlinge oder Nachbarn Lust bekommen könnten, die Hand darauf zu legen.

Es giebt sehr viele Nahrungsstoffe, die in Folge des Klimas bei nur geringer Menschenarbeit rasch reifen, wie die Zucht von Hornvieh, Schafen, Ziegen, Schweinen und allerhand Geflügel, nicht zu gedenken der Plantagen- und Feldfrüchte. Angesichts dieser überreichen natürlichen Hülfsquellen ist es überraschend, daß die Schwarzen so häufig auf den Genuß wilder Früchte und Wurzeln, sowie von Hunden, Katzen, Ratten und diversen Insekten angewiesen sind, ja häufig in so entsetzlicher Weise

am Hungertuche nagen, daß sie ihre Kinder verkaufen müssen, um Brodstoffe kaufen zu können. Weiter giebt es dort Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Giraffen, Antilopen, Guinea Hühner und eine Unzahl anderer eßbarer Thiere, die überdies leicht in Fallen gefangen oder durch Speere erlegt werden können, so daß der eingeborene Afrikaner inmitten von Nahrungsmitteln in Hülle und Fülle wohnt, wie sie kein Land der Erde in gleichem Maaße bietet. Die Lösung des Räthsels ist einfach; sie beruht auf den Charakterfehlern der Eingeborenen, als da sind: gänzlicher Mangel an Vorsorge und angeborene Trägheit.

Mtesa hatte eine große Meinung von Stanley, als ob er gern von ihm lernen wollte. Die Gefühle beider beruhten auf einer gewissen Gegenseitigkeit: auch Stanley wollte den König sowie die Landessitten studiren. Nachdem die Audienz vorüber war, ging Stanley zu seiner Hütte und schrieb Folgendes in sein Tagebuch:

Da ich Speke's Buch, lediglich von dem Wunsche geleitet, geographische Studien zu machen, gelesen hatte, so hatte ich nur unbestimmte Erinnerungen an das, was er über das Leben in Uganda geschrieben hat. Irre ich nicht, so beschreibt Speke einen jugendlichen Fürsten, der eitel und sorglos ist, einen Tyrann im Großen, einen Mörder, einen Mann, der fette Weiber liebt. Unzweifelhaft hat er wahrheitsgetreu beschrieben, was er damals sah, jetzt paßte das Bild nicht mehr. Mtesa hat auf mich den Eindruck eines intelligenten und hervorragenden Fürsten gemacht, der, wenn zur richtigen Zeit durch tugendhafte Philantropen berathen, mehr für die Civilisation Afrikas thun wird, als wenn fünfzig Jahre das Evangelium gepredigt wird, aber ohne eine Autorität hinter sich zu haben, wie sie sich in Mtesa verkörpert.

Stanley's Urtheil über Mtesa.

„Ich denke, daß ich ihn in dem Lichte sehen werde, welches das Dunkel dieses gesegneten Landstriches erhellen wird, einen Fürsten, der der herzlichsten Sympathieen, welche ihm Europa und Amerika widmen möchten, vollauf werth ist. Ich erblicke in diesem Manne die Möglichkeit, daß sich die von Livingstone genährten Hoffnungen verwirklichen mögen, denn wenn er hilft, so nimmt die Civilisation Central Afrikas greifbare Gestalt an. Ich gedenke der Wärme und Liebe, welche Livingstone durchzitterten, wenn er von Sekeletu sprach, hätte er Mtesa gesehen, seine Liebe und Wärme würden sich zehnfach gesteigert haben, und Mund und Feder hätte er in Bewegung gesetzt um alle guten Menschen aufzufordern, ihm dabei behülflich zu sein."

Fünf Tage später fügt Stanley hinzu: „Ich finde, daß Mtesa ein mächtiger Herrscher ist, der großen Einfluß auf seine Nachbarn hat. Heute habe ich gesehen, wie der stürmische Mankorongo, König von Usui, und

Mirambo, dieser Schrecken des Landes, welcher die Sinne der Bewohner von Unyanmwezi verwirrt, durch seine Gesandten knieend seinen Tribut darbringen ließ. Ich erblickte dreitausend Soldaten des Königs, die als halbcivilisirt gelten können. Ich sah an die hundert Häuptlinge, die ungefähr in die Klasse der Leute am Ocean und in Zanzibar klassificirt werden können, in reiche Anzüge gekleidet und in gleicher Weise bewaffnet, und habe dabei mit Staunen die Ordnung gesehen, welche in einem halbcivilisirten Lande zu ermöglichen ist. Alles das ist das Werk eines armen Moslems, sein Name ist Muley Bin Salim. Er war der Mann, der als der Erste die Lehren des Koran hier gepredigt hat. Falsch und verwerflich, wie sie auch sein mögen, sind sie doch ein bedeutsamer Fortschritt gegenüber den wilden Launen eines grausamen Despoten, der sich zu Speke's und Grant's Zeiten im Blute seiner Frauen badete. Ehre somit dem Andenken von Muley Bin Salim, sei er auch Moslem und Sklavenhändler gewesen, Ehre dem armen Priester, der diesen glücklichen Wechsel zu Stande gebracht hat. Geleitet von dem brennenden Verlangen, den Charakter von Mtesa weiter zu bessern, werde ich versuchen, auf dem von Muley Bin Salim gelegten Grundsteine weiter zu bauen. Ich will versuchen, seinen Glauben an Mohammed zu zerstören, und ihn die erhabenen Grundlehren des Jesus von Nazareth lehren."

Ungefähr ein Jahr früher hatte Colonel Long, von der ägyptischen Armee unter General Gordon, den König Mtesa besucht. Derselbe beschreibt den König als außerordentlich stolz und brutal, und überhaupt ganz der Auffassung, welche Stanley von ihm hat, entgegengesetzt. Long reiste zu Pferde von Gondokoro bis zur Hauptstadt von Mtesa; da ein Pferd in Central Afrika unbekannt ist, so vermutheten die Eingeborenen anfänglich, daß der tapfere Colonel und seine Stute in irgend einer Weise zusammengewachsen seien, daß er somit ein außerordentliches Wesen sein müsse. So sahen sie sich veranlaßt, ihm einen ungewöhnlich großartigen Empfang zu bereiten. So befahl Mtesa, zu Ehren des Gastes, dreißig Menschen zu opfern, die Schlachtopfer wurden aus Kriegsgefangenen gewählt. Da Colonel Long nur von einigen inländischen Dienern begleitet war, so hielt er es nicht für weise gegen Ausführung des grausamen Befehls zu remonstriren, war vielmehr gezwungen, unfreiwilliger Zeuge dieser entsetzlichen Bluthat zu sein.

Seitdem änderte sich die blutdürstige Gesinnung des Despoten. Mtesa faßte eine starke Neigung zu Stanley, und lud ihn wiederholt in seinen Palast zu Gaste, wo viel Zeit zur Besprechung religiöser Fragen verwendet wurde. Bei diesen Unterhaltungen gab Stanley eine solch' ergreifende Schilderung von Christus' Leben, Lehren und Leiden, daß er den König vom Mohammedismus zum Christenthum bekehrte.

Kapitel XVIII.

Stanley's Gefahren bei seiner Durchkreuzung von Afrika.

Stanley reist nach dem Victoria-See. — Ein gefährlicher General, der in Eisen gelegt werden muß. — Stanley wird mit feierlichem Ceremoniell von einem Könige empfangen. — König Mtesa willigt ein, die Expedition zu begleiten. — Prächtige Armee des Königs. — Kämpfe mit den Eingeborenen stehen bevor. — Mtesa's stolze Armee wird zurückgeschlagen. — Stanley's genialer Plan, um den Feind zu besiegen. — Bau eines formidablen Kriegsschiffes. — Proklamation, in welcher denen, die sich freiwillig unterwerfen, Amnestie verheißen wird. — Dieser Schachzug hat Erfolg. — Berühmter Araber. — Stanley erhält Hülfe von Tippo-Tip. — Markerschütternde Beschreibung von Menschenfressern, die vergiftete Pfeile abschießen. — Erzählungen, die an Tausend und Eine Nacht erinnern. — Zwerge, die wie Dämonen schreien. — Die Luft von abgeschossenen Pfeilen verdunkelt. — Zahllose Leoparden und andere wilde Thiere. — Beschreibung des Gorilla. — Stanley's Vertrag mit Tippo-Tip. — — Ankunft in Nyangwe. — Livingstone's Schilderung des berühmten Marktes in Nyangwe. — Wilde als Stutzer und schwer arbeitende Weiber. — Amüsante Scene. — Neue Reisen und Entdeckungen. — Wüthende Angriffe seitens feindlicher Eingeborenen. — Kämpfen mit vier und fünfzig bemannten Booten. — Stanley's Leute treiben ein Kriegsschiff in die Flucht. — Sieben und fünfzig Wasserfälle auf eine Entfernung von achtzehnhundert Meilen. — In fünf Monaten nur hundert und achtzig Meilen vorwärts gedrungen. — Ein Mann verunglückt in einem tosenden Wasserfalle. — Leute werden an einen gähnenden Abgrund getrieben. — Wunderbare Errettung eines von Stanley's Begleitern. — Entsetzliche Erlebnisse von Zaida. — Der tapfere Pocock ertrinkt. — Stanley kann seine tiefe Trauer nicht beherrschen. — Nähert sich der Mündung des Kongos an der Küste des Atlantischen Oceans. — Schreiben Stanley's, in welchem er um Hülfe bittet. — Weiße Männer erfüllen bereitwillig seine Bitte. — Stanley dankt herzlich. — Endlich an der lang ersehnten Küste angekommen. — Stanley's Ruhm erfüllt die ganze civilisirte Welt. —

Nachdem Stanley einige Wochen bei Mtesa verweilt hatte, reiste er im Oktober ab, um das zwischen den beiden Seen Albert und Victoria Nyanza liegende Terrain zu erforschen. Diesmal hatte er ein Gefolge von Mtesa's Mannschaften, die von einem General, Namens Sambusi, befehligt wurden. Nach einem angenehmen Marsche kam die Expedition bis auf wenige Meilen an den Albert Nyanza, als die eingeborenen Krieger zurückzukehren verlangten, welchem Ersuchen Stanley widerstrebend sich fügen mußte. So kehrte er zurück, der feige General wurde jedoch durch Mtesa in Eisen gelegt, da er ihn blamirt hatte.

Die Expedition kam am 23. August bei Mtesa an; der König empfing Stanley mit großem Prunke in dem Rathssaale, und bezeugte sich sehr freundlich gegen ihn. Stanley benutzte die Gelegenheit, ihm den Zweck seines Besuches auseinanderzusetzen, dahingehend, Führer und Eskortemannschaften anzuwerben, welche ihn zum Albert Nyanza See geleiten sollten. Mtesa erwiderte, er sei augenblicklich mit den rebelli-

schen Wawumas im Kriege, die sich weigerten, ihnen Tribut zu zahlen, dabei den Küstenstrich von Chagwe unsicher machten und seine Unterthanen entführten, um sie später für ein Paar Bündel Bananen zu verkaufen. Da es nun in Uganda nicht Sitte sei, Fremde weiterziehen zu lassen, solange der König im Kriege begriffen sei, so möge er weilen bis Friede geschlossen sei; er werde ihm dann einen General und Truppen zum Geleite geben, die ihn unversehrt bis zum See bringen würden. Da Stanley sicher war, daß der Krieg nicht lange mehr dauern werde, so entschloß er sich zu bleiben und aus Neugierde den Verlauf zu beobachten, sich gleichzeitig aber auch Kenntniß von Land und Leuten zu verschaffen.

Am 27. August brach Mtesa auf und marschirte auf Nakaranga, einen Punkt, der etwa siebenhundert Yards von der Insel Jugira entfernt ist, wo die Wawumas ihr Hauptquartier aufgeschlagen und stark befestigt hatten.

Mtesa hatte eine Armee von 150,000 Mann aufgeboten, da er annahm, er werde außer den Wawumas auch noch die aufrührerischen Wasogas zu bekämpfen haben. Außer seiner großen Armee waren in dem Gefolge noch mindestens 50,000 Weiber und ebensoviele Kinder und Sklaven beiderlei Geschlechts, sodaß nach mäßiger Schätzung die Gesammtzahl der in Mtesa's Lager befindlichen Köpfe die ungeheure Ziffer von 250,000 erreichte.

König Mtesa's riesige Armee.

Stanley hatte das Glück, den Vorbeimarsch dieser ungeheuren Truppenzahl ansehen zu können, als dieselbe zum Kriegsschauplatze abrückte. Er giebt über Offiziere und Mannschaften folgende interessante Beschreibung:

Die Avantgarde war bereits vorbeimarschirt, sodaß ich dieselbe nicht mehr sehen konnte, da ich aber begierig war, die Hauptmasse dieser großen Armee vorbeipassiren zu sehen, so nahm ich zu früher Stunde einen Standpunkt am äußersten Flügel des Lagers.

Als erster kam mit seiner Legion Mkwenda, der die Grenze zwischen dem Katonga Thale und Willimisie gegen die Wanyoros zu bewachen hat. Er ist ein kräftiger, untersetzter junger Mann, tapfer wie ein Löwe, mit großer Kriegserfahrung, dabei intelligent und offenherzig in seinem Benehmen, ein geübter Speerwerfer, sowie in allen Waffenhantirungen geübt. Ich bemerkte, daß die Waganda Häuptlinge, obschon zum Mohammedanismus bekehrt, doch noch an der alten Sitte der Körperbemalerei festhalten, ebenso an ihren nationalen Amulets, da alle Krieger, die an mir vorbeipassirten, in der denkbar widerwärtigsten Weise ihren nackten Körper mit Okker und Lehm beschmiert hatten. Die Abtheilung von Mkwenda mochte etwa 30,000 Mannschaften und Folglinge zählen. Trotzdem der Weg kaum die Breite eines Ziegenpfades hatte, wurde er

Wilder Kriegstanz der Eingeborenen.

doch durch den Durchmarsch dieser Legion bald dermaßen erweitert, daß er einer breiten Landstraße glich.

Der alte General Kangau, welcher den zwischen Willimiesi und dem Nil belegenen Distrikt zu vertheidigen hat, folgte zunächst mit seiner Truppenabtheilung mit wehenden Bannern, Trommelwirbel und Pfeifenklang; er sowohl wie seine Leute waren für die Schlacht im Gesicht und am übrigen Körper mit weißen, schwarzen und Okker-Farben bemalt.

Diesen zunächst kam ein Zug von annähernd 2000 auserlesenen Mannschaften, alles hohe Gestalten, wohl eingeübt auf Speer und Schild, stark von Körper und flink mit den Füßen, welche, während sie vorbeipassirten, den Kriegsgesang „Kavya, Kavya" (die beiden letzten Silben von Mtesa's Titel als junger Mann, Mukavya, König) anstimmten, und dabei mit ihren Speeren rasselten. Hinter diesen kam im Schnellschritt die Leibwache des Königs, etwa 200 Mann stark, mit Musketen bewaffnet, hundert an jeder Seite des Weges, in der Mitte König Mtesa und sein Katekiro, weitere zweihundert bildeten die Nachhut; die ganze Truppe gewährte mit ihren fliegenden Fahnen, rasselnden Trommeln und rauschender Musik einen imposanten Anblick.

Mtesa marschirte zu Fuß mit entblößtem Haupte, bekleidet mit einer Uniform von blauem Tuche, um seine Taille einen schwarzen Gürtel von englischer Herkunft und ähnlich den römischen Kaisern, welche im Triumphzuge zurückkehrend ihr Antlitz tiefblau färbten, so hatte Mtesa sein Gesicht in helles Roth getaucht. Ihm voran ging der Katekiro (Höchstkommandirender), der mit einer dunkelgrauen Uniform paradirte. Ich vermuthe, daß die Bedeckung des Königs eine Vorsichtsmaßregel war, um etwaige Meuchelmörder zurückzuhalten; war dies der Fall, so war sie unbedingt überflüssig, da der Vormarsch ein so rascher war, daß nur ein Gewehrschuß hätte verhängnißvoll werden können, und Schußwaffen hatten weder die Wavuma noch die Wasoga zur Verfügung.

Nachdem Mtesa's Leibwache vorbeipassirt war, folgte ununterbrochen Häuptling auf Häuptling, Legion auf Legion, jede dem Ohre der Eingeborenen kenntlich an der verschiedenen Manier des Trommelschlages. Sie marschirten mehr in einer Art Dauerlauf als im regulären Schritt, gleichwie Krieger, die zur Schlacht eilen; wie mir erzählt wurde, haben sie die Gewohnheit, stets im Trabe zu laufen, wenn sie zu einer kriegerischen Aktion abmarschiren.

Stanley's furchtbares Kriegschiff.

Bei dem bald folgenden Kampfe erlitten Mtesa's Truppen eine Niederlage, wonach sich Stanley schließlich vom Könige 2000 Mannschaften erbat, mit deren Beihülfe er ein Riesenschiff bauen wollte, durch welches der Feind aus seiner Verschanzung vertrieben werden könnte. Dieser

Vorschlag fand den vollsten Beifall des Königs, der schon fürchtete, die tapferen Rebellen nicht zu Paaren treiben zu können. Die verlangten Leute wurden gestellt; Stanley ließ durch dieselben Bäume und Stangen fällen, die dann abgeschält, und die Rinde als Seile benutzt wurde. Mit diesen Bäumen konstruirte er drei Kanoes, jedes siebenzig Fuß lang, bei sechs Fuß Breite, vier Fuß von einander entfernt. Um den Rand der Kanoes ließ er eine starke Verschanzung von starken Stangen anbringen, welche aufrecht gestellt, mit dünnen Zweigen durchflochten, und mit Rinde zusammengebunden wurden. Auf diese Weise machten sie eine Verschanzung siebenzig Fuß lang bei einer Weite von siebenundzwanzig Fuß, die so stark war, daß kein Speerwurf durchdringen konnte. Dieses eigenartige Fahrzeug schwamm mit viel Grazie, und während die Männer innerhalb des zwischen den einzelnen Booten gelassenen Raumes eintraten konnten sie vom Feinde nicht gesehen werden, der jetzt denken mußte das Monsterfahrzeug würde durch eine übernatürliche Kunst fortbewegt. Bemannt war das Ungethüm mit zweihundertundvierzehn Personen, und bewegte sich im Wasser wie ein lebendes Wesen. Sobald das Fahrzeug in die Nähe der feindlichen Verschanzung kam, ließ Stanley einen Aufruf an dieselben ergehen, der in tiefem und fürchterlichem Tone gesprochen werden mußte, des Inhalts, wenn sie sich nicht sofort unterwerfen, so würde ihre ganze Insel unverzüglich in Stücke zerschmettert werden. Diese List hatte die erhoffte Wirkung, die Wavumas waren von Schrecken gelähmt, und boten ihm bedingungslose Unterwerfung an. Zwei Stunden später sandten sie ihm ein Kanoe mit fünfzig Mann, die dem Könige Mtesa den verlangten Tribut überlieferten. So war der Krieg beendigt, worauf Stanley sofort Vorbereitungen zur weiteren Fortsetzung seiner Reise traf.

Der berühmte Tippo-Tip.

Stanley wendete sich nunmehr dem Tanganyika-See zu und schlug sein Lager in Ujiji auf, wo er vor einigen Jahren mit Livingstone zusammengetroffen war. Die Reise ging dann weiter nach Nyangwe, den nördlichsten durch Cameron erreichten Punkt, der von dort nach Benguela zurückgekehrt war.

In der Nachbarschaft von Nyangwe traf Stanley den Häuptling Tippo Tip, mit dem Cameron auf seiner Reise Bekanntschaft gemacht hatte, wo ihm Tippo-Tip bis zum Lande von Kasongo das Geleite gab. Stanley erfuhr von diesem Häuptling, daß Cameron außer Stande gewesen sei, den Lualaba zu erforschen, sodaß das Werk, dessen Ausführung und Vollendung Livingstone vergeblich versucht hatte, nunmehr noch immer nicht durchgeführt war.

Stanley war nicht der Ansicht von Livingstone, daß der Lualaba der südlichste Arm des Nils sei, vielmehr stimmte er Cameron's Theorie bei,

wonach der Lualaba mit dem Kongo in Verbindung stehe, und der östliche Arm dieses letztgenannten Flusses sei. Da er im Gegensatze zu Livingstone und Cameron ein ausreichendes Gefolge hatte und genügende Vorräthe bei sich führte, so beschloß er, dem Laufe des Lualaba zu folgen und sich zu vergewissern, wohin sich dieser Fluß wende. Hierbei sollte er die nämlichen Schwierigkeiten haben, über die sich bereits Livingstone und Cameron beklagt hatten; die Eingeborenen weigerten sich nämlich, die Expedition mit den erforderlichen Kanoes zu versorgen.

Ihre Ausrede ging darauf hinaus, daß die Stämme, welche am nördlichen Theile des Flusses wohnten, wilde und kriegerische Menschenfresser seien, die Niemandem das Betreten ihres Gebietes gestatten würden, wie dies die arabischen Sclavenhändler wiederholt zu ihrem Schaden erfahren hätten. Ueberhaupt seien die Eingeborenen zwischen Nyangwe und den von Menschenfressern bewohnten Distrikten allesammt sehr verrätherischer, hinterlistiger Art, und der Fluß ströme durch dunkle Urwälder, zwischen denen sie sich einen Weg hindurchzubahnen haben würden, — welche Informationen sich allerdings im weitern Verfolge der Expedition als richtig erwiesen.

Kannibalen und vergiftete Pfeile.

Trotz aller dieser Einwände beschloß Stanley den Fluß hinaufzufahren, was übrigens nicht gerade eine leichte Aufgabe war, da die Leute von Nyangwe sein Gefolge mit Schilderungen von der Wildheit der nördlichen Anwohner des Flusses ängstigten, die sie als Menschenfresser darstellten, welche als Hauptwaffe vergiftete Pfeile benützten. Stanley's Leute wurden dadurch dermaßen eingeschüchtert, daß Schwierigkeiten auftauchten, welche ein minder energischer und muthiger Mann als Stanley schwerlich überwunden haben würde. Stanley jedoch überwand sie alle, es glückte ihm, Kanoes aufzutreiben, außerdem engagirte er einen arabischen Chef, der ihn mit seinen Leuten eine Strecke den Fluß hinauf begleiten sollte, wodurch seine kleine Armee dermaßen verstärkt wurde, daß seine eigenen Leute wieder mehr Muth bekamen. Ehe jedoch die Araber überredet werden konnten, sich für eine gewisse Distanz seiner Expedition anzuschließen, galt es noch bei denselben allerlei Bedenken zu beschwichtigen, was denn auch schließlich gelang.

Tippo-Tip hörte Stanley's Vorschläge achtungsvoll an, und berief einen seiner Offiziere, der bereits im fernen Norden des Lualaba gewesen war. Er ersuchte denselben, ihm über die dort wohnenden Völkerschaften nähere Auskunft zu geben. Der Offizier erzählte neue Wunderdinge, welche den Märchen in Tausend und Eine Nacht den Rang hätten ablaufen können, immerhin fand Stanley später aus eigener Anschauung, daß Manches dieser Erzählungen wirklich auf Wahrheit beruhte.

Von einer ungeheuren Riesenschlange (Boa) angegriffen.

Der Offizier erzählte nun folgende Schauergeschichte: „Der große Fluß nimmt seinen Lauf stets nördlich, bis er sich in den See ergießt. Zuerst kamen wir nach Uregga, ein Waldgebiet, wo nichts als Holz wächst, Wald, Wald und nichts als Wald sieht man Tage, Wochen, ja Monate hindurch. Nach einem Monate erreichten wir Usongora Meno, wo wir Tag um Tag Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen hatten. Die meisten sind furchtlose Krieger, sodaß wir viele Leute einbüßten, welche sämmtlich von den Wilden verspeist wurden. Aber auch wir waren tapfer und schlugen uns durch. Als wir nach Kima-Kima kamen, wurde uns viel von kleinen Leuten erzählt, in deren Bezirk man einen Elephantenzahn für eine Glasperle kaufen könne. Nun hielt mich nichts mehr zurück.

Wir kreuzten den Lumami und gelangten in's Gebiet der Wakuma, die zwar der Mehrzahl nach große Leute sind, aber Zwerge unter sich haben, welche die wunderbarsten Exemplare der menschlichen Rasse repräsentiren. Sie sind etwa eine Elle hoch, tragen lange Bärte und haben sehr dicke Köpfe.

Diese Zwerge scheinen recht flinke Jungen zu sein und richteten an uns mehrere Fragen über den Zweck unserer Reise, sowie wohin wir uns von hier begäben. Sie behaupteten, es befinde sich in ihrem Distrikt soviel Elfenbein, daß meine Leute es nicht transportiren könnten. „Aber was machen Sie damit" fragten sie, „essen Sie es vielleicht?" „Nein, wir fabriziren Amulets davon." „Wir wollen euch Perlen schenken, wenn ihr uns den Weg zeigt," erwiderte der Offizier. „Gut! kommen Sie mit uns!"

„Sechs Tage folgten wir den kleinen Teufelchen und waren nunmehr in ihrem eigenen Lande. Sie wollten jetzt aber nicht weiter und ersuchten uns, so lange zu verweilen, bis sie ihren König gesehen hätten. Dann verließen sie uns, kehrten drei Tage später zurück und nahmen uns mit nach ihrem Dorfe, wo sie uns ein Haus als Wohnung anwiesen. Binnen kurzer Zeit strömten von allen Seiten Zwerge herbei. Wahrlich! es ist ein großes Land, Jedermann bot uns Elfenbein an, wir kauften alles auf, bis wir etwa vierhundert Zähne hatten, kleine und große, soviel als wir mit Mühe transportiren konnten. Wir gaben unser Kupfer und Glasperlen in Zahlung. Kleidung giebt es bei den Zwergen nicht, selbst der König geht in adamitischem Kostüm. Auch brauchten wir die ersten zehn Tage in dem Lande der Zwerge nicht zu hungern. Es gab Bananen von Armeslänge und Platanen so hoch wie die Zwerge.

Als wir genug Elfenbein eingetauscht hatten und weiter ziehen wollten, sagte der König der Zwerge: „Nein ihr sollt noch nicht gehen. Hier bin ich Herr, Ihr müßt alles Elfenbein, was ich besitze, kaufen; ich wünsche

noch mehr Glasperlen zu besitzen," dabei knirschte er mit den Zähnen und war wie ein wilder Affe anzuschauen. Wir lachten über ihn, weil er so komisch aussah, aber ziehen wollte er uns doch nicht lassen. Gleich darauf hörten wir eine Frau laut schreien, bei näherem Zuschauen fanden wir, daß das arme Frauenzimmer einen vergifteten Pfeil in ihrer Brust stecken hatte. Einer unserer Leute rief: „Aus allen Dörfern kommen Massen von Zwergen, es giebt einen Kampf, seht euch vor." Kaum hatten wir Zeit gehabt unsere Gewehre zu ergreifen, als die Zwerge schon auf uns einstürzten und uns mit ihren Pfeilen überschütteten. Sie schrieen und krächzten gleich Affen. Ihre Pfeile waren vergiftet und viele unserer Leute, die getroffen waren, starben an den Folgen des Giftes."

Die Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" übertrumpft.

„Unser Kapitain schwang sein Schwert mit beiden Händen und spaltete den Zwergen die Köpfe, als ob es Bananen gewesen wären. Die Pfeile durchbohrten seine Hände an mehreren Stellen. Unsere Leute hielten sich tapfer und fochten mit Ausdauer, es war jedoch nutzlos. Die Zwerge sandten uns ihre Pfeile von den hohen Bäumen herab, Andere krochen durch das hohe Gras, ganz nahe an uns heran, und schossen uns die Pfeile in's Gesicht. Ich ließ dann Bananen-Bäume fällen, hob die Thüren aus, riß Häuser nieder, und errichtete an beiden Enden der Straße Barrikaden, wodurch unsere Stellung besser wurde, da dem Feinde dadurch das Zielen erschwert wurde, während wir jeden Mann genau auf's Korn nehmen konnten, sodaß wir die Zwerge endlich nach mehrstündigem Kampfe in die Flucht schlugen.

Gegen Abend schritten sie jedoch abermals zum Angriffe vor, und beunruhigten uns die ganze Nacht hindurch, sodaß wir kein Wasser holen konnten, als unser Kapitain — fürwahr ein tapferer Held, ein Löwe — seinen Schild vor sich hielt und nach dem Brunnen rannte, wo die Feinde am dichtesten geschaart waren. Er packte dann zwei der Zwerge, wir folgten seinem Beispiele, indem wir eine Anzahl der kleinen Teufel gefangen nahmen, worauf die Uebrigen Reißaus nahmen, und uns im Besitze des Wasserbrunnens ließen. Wir füllten unsere Töpfe mit dem erquickenden Naß und brachten die kleinen Shaitans (Teufel) innerhalb der Verschanzung, wo wir entdeckten, daß sich auch der König unter denselben befand. Wir wollten ihn schon umbringen, als der Kapitain dagegen protestirte, und sich dahin aussprach, daß wir die übrigen Gefangenen tödten, und deren Köpfe über die Stangen werfen sollten; somit blieb der König am Leben.

Die Zwerge stellten sich nun so, als wollten sie Frieden mit uns schließen, griffen uns aber trotzdem nach Mitternacht wieder an, sodaß das Zischen ihrer Pfeile das ganze Lager in Aufregung brachte. Wir mußten

schließlich flüchten, wobei wir Alles, mit Ausnahme unserer Gewehre und Säbel, zurückließen. Viele meiner Leute waren jedoch durch Hunger und Durst dermaßen erschöpft, daß sie beim Laufen todt niederstürzten. Andere, welche sich niederlegten, um auszuruhen, wurden von den kleinen Teufeln, die uns dicht auf den Fersen waren, eingeholt und niedergemacht. Von meiner ganzen Truppe überlebten nur dreißig Mann diese entsetzliche Mordnacht, darunter ich selbst." Stanley horchte athemlos der Erzählung dieser Schreckensmähr und fragte den Araber schließlich: „Also gut. Gab es außerdem noch irgend welche Abenteuer während dieser Reise?"

„Jawohl. In den Urwäldern von Uregga giebt es ungeheure Riesenschlangen, welche sich mit ihren Schwänzen an den Zweigen aufhängen, und auf vorbeipassirende Antilopen lauern. Die Ameisen in diesen Wäldern sind ebenfalls nicht zu verachten. Man kann den Wald nicht passiren, ohne über und über mit diesen Thierchen bedeckt zu sein, deren Beißen nicht minder schmerzhaft ist, als Wespenstiche. Leoparden sind so zahlreich, daß man nicht weit zu gehen braucht, bis man einen erblickt. Beinahe alle Eingeborenen tragen Mützen von Leopardenfell. Die Sokos (Gorillas) hausen ebenfalls in diesen Urwäldern und wehe dem Manne oder der Frau, die ihnen allein begegnen; sie stürmen auf die Person los, greifen deren Hände und beißen die Finger ab, die sie dann ausspeien. Die Wasongora Meno und Wareggas sind Menschenfresser und nur wenn die Gesellschaft sehr stark ist, lassen sie die Reisenden unbelästigt weiterziehen. Sie befinden sich in stetigem Kriegszustande mit ihren Nachbarn. Vor etwa zwei Jahren ging eine Handelskarawane von dreihundert Bewaffneten nach Usongora Meno, kaum sechszig davon kehrten lebend zurück, brachten jedoch kein Elfenbein mit. Den Flußweg zur Reise zu benutzen, ist einfach unmöglich, dort folgt Wasserfall auf Wasserfall, über welche Kanoes zu transportiren unmöglich ist."

Schließt einen Vertrag mit dem Araber ab.

Nach derartigen Schilderungen gehörte kein geringer Muth dazu, daß Stanley sich doch entschloß, den Gefahren, welche ihn unzweifelhaft erwarteten, zu trotzen und der Mündung des Kongo zuzusteuern, die, beiläufig erwähnt, von seinem damaligen Aufenthaltsorte nicht weniger als achtzehnhundert Meilen entfernt lag, wo sich dann der Riesenstrom in einer Breite von zehn Meilen in das große Wasserbecken des atlantischen Oceans ergießt. Trotz aller ihn erwartenden Gefahren, willigte Tippo-Tip doch ein, Stanley mit seinen Soldaten auf eine Strecke von sechszig Tagereisen gegen ein Entgeld von fünftausend Dollars zu begleiten. Wenn man in Erwägung zieht, daß Tippo-Tip bei seinem ersten Versuche, in diese wilde Region einzudringen, fünfhundert Mann verloren hatte, so

Schöner afrikanischer Leopard und seine Jungen.

sollte man glauben, er würde gerade der letzte sein, der sich an einem neuen Zug dahin betheiligen möchte.

Die Einzelheiten des abgeschlossenen Vertrags lauteten dahin, daß die sechszig Märsche nicht mehr als drei Monate in Anspruch nehmen sollten. Sei Stanley nach Beendigung dieses Marsches zu der Ueberzeugung gelangt, daß er die Kongomündung nicht erreichen könne, so werde er nach Nyangwe zurückkehren. Sollte Stanley jedoch unterwegs mit irgend einer portugiesischen Handelskarawane zusammenstoßen und diese zur Küste des atlantischen Oceans begleiten wollen, so müsse er ihm (Tippo-Tip) zwei Drittheile seiner Mannschaft überlassen, die ihn als Schutzmacht auf seinem Rückmarsche nach Nyangwe zu begleiten hätten. Stanley konnte jedoch nicht wünschen, daß alle Vortheile des Vertrages auf Seite Tippo Tip's liegen sollten; er einigte sich somit, die verlangten Zweidrittel als Schutzwehr für den Chef zuzugestehen, machte aber dafür folgenden Gegenvorschlag: Falls Tippo-Tip die von ihm eingegangenen Verpflichtungen nicht ganz und voll erfüllen und vor Ablauf der sechszig Tagereisen den Rückmarsch mit seinen Leuten antreten möchte, so sollten die fünftausend Dollars verfallen und überdies Stanley nicht gehalten sein, auch nur einen einzigen Mann zum Schutze von Tippo-Tip's Rückmarsch zu stellen. Nach einigem Bedenken stimmte der Araber endlich dem Stanley'schen Gegenvorschlage zu, der dann auch beiderseitig unterzeichnet wurde.

Bevor Stanley das Schriftstück mit seiner Namensunterschrift vollzog, begab er sich zu Pocock, legte ihm genau den Sachverhalt klar und zeigte ihm die Gefahren, welche der Vormarsch unbedingt im Gefolge haben müsse, betonte aber auch mit Nachdruck, wie im Falle des Gelingens die freudige Anerkennung der ganzen civilisirten Welt ihm zufallen werde. Es war ein gefahrvolles Wagniß; Pocock zeigte sich jedoch auf der Höhe der Situation und noch bevor Stanley seinen Vortrag ganz beendet hatte, sagte er ruhig aber bestimmt: „Gehen wir vorwärts." (Go on.) Doch leider! Wie wenig dachten sie, als sie diesen Entschluß faßten, an das entsetzliche Unglück, welches sich in der nächsten Zukunft schon ereignen sollte!

Stanley's Leute versprachen ihm ebenfalls unwandelbare Treue bis zum Ziele, worauf er unverzüglich alle für den gefahrvollen Zug gebotenen Vorsichtsmaßregeln traf. Zu diesem Zwecke schlug er in dem Orte Nyangwe sein Lager auf.

Hier blieb Stanley bis zum 5. November, an welchem Tage, nachdem Tippo-Tip inzwischen mit siebenhundert Mann zu ihm gestoßen war, die Reise nach dem Kongo angetreten wurde. Er ließ nun die „Lady Alice" die Distance von 350 Meilen, welche zwischen Ujiji und Nyangwe liegen,

Gefahrvolle Fahrt über einen Wasserfall.

stückweise über Land transportiren. Nyangwe liegt am Lualaba Fluß, den Stanley sowohl als auch Cameron für einen Nebenfluß des Kongo's hielten.

Wir wollen jetzt in Kürze die Entdeckungen verfolgen, welche Stanley längs dieses Flusses machte, den sorgfältig zu erforschen er fest entschlossen war.

Am 5. November wurde die Reise angetreten. Sein Gefolge hatte er verstärkt und Proviant für sechs Monate mitgenommen.

An Soldaten hatte er hundertundvierzig mit Gewehren und siebenzig mit Speeren bewaffnete Mannschaften, sodaß er hoffen konnte, den wilden Stämmen, von welchen ihm der Araber so furchtbare Schilderungen gemacht hatte, die Spitze bieten zu können. Er hatte sich das Gelübde gegeben, an dem Lualaba festzuhalten, möge kommen was da wolle. Volle drei Wochen marschirte er am Ufer des Flusses, wobei sich die Schwierigkeiten dermaßen steigerten, daß Alle entmuthigt waren. Stanley erklärte nunmehr die Reise auf dem Strome selbst fortsetzen zu wollen. Die „Lady Alice" wurde zusammengeschraubt und in's Wasser gelassen, worauf Stanley eine Ansprache an seine Leute hielt, in welcher er ihnen seinen Entschluß kundgab, das Schiff nicht eher verlassen zu wollen, bis sie den Ocean erreicht haben würden. „Alles was ich von Euch verlange, ist, nur in Gottes Namen zu folgen."

„In Gottes Namen," riefen Alle, „wir folgen Ihnen." Und wie brav haben sie Wort gehalten!

Wüthende Anfälle durch feindliche Eingeborene.

An der Mündung des Ruiki Flusses hatten wir ein Scharmützel mit Eingeborenen, alsdann kamen wir an die Ukassa Wasserfälle, welche glücklich passirt wurden, und zwar theilweise in Kanoes, während ein Theil der Menschen die Uferstrecke durchschritt. Die Reise ging nun weiter, doch häuften sich die Schwierigkeiten, da die Eingeborenen, wenngleich nicht offen feindselig auftretend, doch ihre Dörfer verließen und keinerlei Verkehr mit den Reisenden anknüpfen wollten. Dabei wütheten Krankheiten unter den Leuten. Pocken, Durchfall und andere Epidemien waren an der Tagesordnung und täglich mußten Leichen in den Fluß versenkt werden. Ein unterwegs gefundenes Kanoe wurde ausgebessert und als Hospitalschiff eingerichtet und den Fluß hinabgeschifft. Am 8. December gab es wieder ein Gefecht mit Eingeborenen, die mit vergifteten Pfeilen schossen, aber zurückgeschlagen wurden. In Vinya-Njara kam es abermals und zwar diesmal zu einem ernsten Kampfe gegen unser verschanztes Lager, wobei die Wilden große Tapferkeit an den Tag legten. Nachts wurde das Lager auf's Neue angegriffen. Gegen Tagesanbruch war ein Theil der feindlichen Stadt erobert, doch wurde der

Waffengefecht zwischen Stanley und einem Kanot von 54 Ruderern.

Kampf fortgesetzt. Das Feld wurde von Stanley behauptet, der Muth der Wilden blieb jedoch ungebrochen, es erfolgten neue Angriffe, die Pfeile schwirrten hageldicht, kurz, die Lage begann für Stanley kritisch zu werden.

Glücklicherweise kam rechtzeitig die Abtheilung, welche den Landweg eingeschlagen hatte, Stanley zu Hülfe, die Wilden flohen, worauf sich beide Detachments vereinigten.

Die Erforscher kamen jetzt an die „Portale des Unbekannten", und erreichten am 4. Januar eine Reihe von Katarakten, die jetzt zu Ehren des kühnen Entdeckers den Namen „Stanley-Fälle" tragen.

Hier hausten Menschenfresser, welche auf die Nachbarstämme ähnlich wie auf Wild jagten. Ein erbitterter Kampf mit diesen Wilden war unvermeidlich, derselbe dauerte volle vierundzwanzig Tage, Fuß für Fuß mußte der Landstrich, der die Wasserfälle umschließt, erobert werden. Die ganze Expedition hatte diese Strecke zu Fuß zurückzulegen, dabei zu fouragiren, zu kämpfen, Lager aufzuschlagen, die „Lady Alice" sowie eine Masse von Kanoes mitzuschleppen, die ganze Zeit hindurch in stetiger Lebensgefahr vor wilden Thieren und tödtlichen Feinden.

Angriffe zu Wasser von Stanley abgeschlagen.

Kaum hatten wir jedoch die Kannibalen zu Lande besiegt, als wir sie abermals bekämpfen mußten, und zwar diesmal auf dem Flusse. Die Expedition fand nämlich den Wasserweg plötzlich durch eine Flotille von vierundfünfzig Kanoes, worunter zwei von enormer Größe, versperrt, deren Besatzung nahezu zweitausend Mann betrug. Diesmal trug jedoch das Pulver den Sieg davon, die Eingeborenen wurden unter großem Verluste zurückgetrieben und große Massen von Elfenbein erbeutet. Bei dieser furchtbaren Seeschlacht büßte die Expedition nur einen Mann ein, der sechszehnte seit der Abreise von Nyangwe.

Am 12. März entdeckte man eine weite Bucht in dem Flusse, die jetzt „Stanley Bucht" heißt. Hier hörten die Reisenden zum ersten Male das Getöse von Katarakten, welche den Namen „Livingstone-Fälle" erhalten haben. An diesem Punkte war der gefährlichste Feind der Expedition der Fluß selbst, vor den Katarakten rauschte der Strom mit einer Schnelligkeit von dreißig Meilen die Stunde. Die Kanoes erlitten Havarie in dem Wirbel, einige gingen ganz zu Grunde, sodaß die Landung nöthig wurde. Auch wurden mehrere der Mannschaften verletzt, Stanley selbst stürzte und war halb bewußtlos. Am 27. März besaß er nur noch 17 Kanoes. Der Abstieg von den Fällen wurde auf dem Landwege gemacht und zwar unterhalb „Rocky Island Falls", woselbst ein Kanoe, „das Krokodill", unterging. Das Boot gerieth in die Mitte der Strömung, welche dasselbe über den reißenden Abgrund jagte. Zerschellt

kam es unten an, keine Macht der Erde hätte das Boot oder seinen Insassen, Kalulu, retten können. Im Ganzen verloren an diesem Unglückstage zehn von Stanley's Leuten ihr Leben.

Ein Ruf des Schreckens tönte aus aller Munde.

Stanley schreibt über diesen Unglücksfall:

„Ich ging das Flußufer entlang und war fünf Minuten später in unserem neuerrichteten Lager, welches in einer reizenden Grotte aufgeschlagen war, während der Katarakt, kaum 500 Yards von uns entfernt, durch sein Getöse alles übertönte. Bald nachher passirte ein Kanoe mit fröhlichen Insassen glücklich die Fälle, ein zweites folgte ebenfalls unversehrt, aber als ich mir gerade ob des gut vollbrachten Tagewerkes gratuliren wollte, wurde ein sehr langes Kanoe, auf welchem sich Kalulu befand, von der Strömung erfaßt und mit blitzartiger Geschwindigkeit den Abgrund hinabgetrieben. Ein Schrei des Entsetzens durchzitterte die Luft, alles eilte nach dem Felsenvorsprunge, welcher vor der Grotte die Aussicht auf die Fälle versperrte. Als wir diesen Punkt erreicht hatten, war das Kanoe beinahe über den ersten Sturz des Katarakts hinweg, und fing gerade an, sich in dem darunter liegenden Strudel rasch herumzuschwingen. Wir sahen, wie der arme Kalulu um Hülfe signalisirte, aber mein Gott, was konnten wir thun, da der schreckliche Abgrund zwischen ihm und uns lag. Wir haben Kalulu nicht wieder gesehen. Vierzig Meilen weiter flußabwärts wurde ein Ruder aufgefunden, welches als zu dem Kanoe „Krokodill" gehörig recognoscirt wurde, das war alles."

Stanley empfand den Verlust sehr tief, da er Kalulu fast wie einen jüngeren Bruder geliebt hatte. Der Knabe war ihm gelegentlich seiner ersten Anwesenheit in Unyanyembe, als er Livingstone aufsuchen wollte, durch einen Araber zum Geschenk gemacht worden. Damals war er noch ein Kind, aber intelligent, namentlich für sein Alter und Abstammung. Stanley nahm ihn mit sich nach Amerika, woselbst er 18 Monate Schulunterricht genoß, und schnell zu einem intelligenten, mit rascher Auffassung begabten Jünglinge heranreifte. Als Stanley seine jetzige Tour plante, bat Kalulu, ihm zu gestatten, daß er ihn begleite, welchem Gesuch Stanley bereitwillig zustimmte.

Sein vorzeitiger Tod machte auf Stanley einen solchen tiefen Eindruck, daß er, um sein Andenken zu ehren, den verhängnißvollen Katarakt „Kalulu-Fälle" benannte.

Von den vier Insassen des Bootes waren drei bei Stanley vorzugsweise beliebt. Offenbar hatten sie sich in dem ruhigen, glasartigen Aussehen des Flusses getäuscht, hatten sich leise in die Mitte des Fahrwassers gleiten lassen, um kurz nachher einem furchtbaren Verhängniß zum Opfer zu fallen. Aber noch immer schien das Maß des Unglücks nicht voll zu

sein. Noch hatte Stanley sich nicht von dem Entsetzen, welches ihm der Anblick des mit seinen Insassen zerschellten Kanoes verursacht hatte, erholt, als ein anderes Kanoe in Sicht kam und ebenfalls dem gähnenden Abgrunde zusteuerte. Glücklicherweise gerieth dieses Kanoe in den Wirbel an einer weit weniger gefährlichen Stelle als das Boot des armen Kalulu, und kam dadurch unversehrt über den Abgrund, wo sie das Kanoe nahe an's Ufer brachten, herausspringen, und an's Land schwammen. Um die folgenden Boote vor einer ähnlichen Kalamität zu bewahren, schickte er Boten aus, welche den Leuten anbefehlen sollten, sich nahe am Ufer zu halten, um nicht in die reißende Strömung zu gerathen. Ehe diese jedoch oberhalb der Fälle angelangt waren, schoß ein Kanoe direkt in den Wirbel hinein. Nur ein Mensch befand sich in demselben, der Knabe Soudi, der, als er an mir vorbeischoß, mit herzzerreißender Miene ausrief: „Meister, es giebt nur einen Gott, — ich bin verloren." Im nächsten Augenblicke flog das Kanoe den Abgrund hinunter, sank jedoch nicht, wurde aber wiederholt herumgewirbelt, bis es endlich verschwand. Die übrigen Kanoes kamen unversehrt vor dem Lager an.

An diesem Orte waren die Eingeborenen nicht feindlich gegen die Expedition, auch tauschten sie Lebensmittel gegen Perlen und Draht ein. Nachdem soviel Proviant, als man mitführen konnte, eingehandelt war, ging die Reise weiter, und hatten sie am 1. April die gefährlichen Fälle umgangen, worauf sie wieder ein Lager aufschlugen. Hier wartete ihrer eine neue, aber freudige Ueberraschung. Kaum waren die Zelte aufgeschlagen, als Soudi plötzlich zum Vorschein kam. Es war wirklich, als ob der Knabe vom Tode auferstanden sei, und es dauerte lange, bis Stanley sich soweit fassen konnte, um einzusehen, daß es wirklich Soudi sei, nicht aber dessen Geist, der vor ihnen stehe. Alle Uebrigen freuten sich nicht minder, als der Knabe ihnen die Versicherung gab, daß er es in eigener Person sei, nicht aber sein Schatten oder sein Geist.

Alle setzten sich nun um den Jungen herum und lauschten mit angehaltenem Athem der Wundermähr seiner Errettung. Als er über den Abgrund gestürzt sei, sei er anfänglich besinnungslos gewesen, bis er durch das Aufschlagen des Kanoes wieder zu sich gekommen sei, worauf er herausgesprungen und an's Ufer geschwommen sei. Kaum an's Land getreten, hätten ihn zwei Wilde ergriffen, ihm Hände und Füße gefesselt und ihn dann auf einen hohen Berg geführt. Dort angekommen, kleideten sie ihn nackt aus und beschauten ihn aufmerksam von allen Seiten. Später kamen eine Menge der Gebirgsbewohner, um sich den Knaben anzuschauen, unter denen sich ein Mann befand, der Stanley's Lager bei einer früheren Gelegenheit besucht und gesehen hatte, daß Soudi zu demselben gehörte.

Der Mann erzählte dann Wunderdinge von Stanley, welch' schrecklicher Mann er sei, die seltenen Waffen, die er bei sich führe, mit denen er den ganzen Tag ohne Aufhören feuern könne. Schließlich rieth er den Wilden, den Knaben wieder dahin zu bringen, wo sie ihn aufgegriffen hätten, damit sie dadurch Stanley's Rache entgehen möchten. Auf's tiefste erschrocken, brachten seine Häscher den Knaben sofort nach dem Flusse zurück und baten flehentlich, bei Stanley ein gutes Wort für sie einzulegen, damit er sie nicht züchtige, worauf sie verschwanden. Soudi schwamm sofort quer durch den Fluß, wobei er zuweilen auf einem Felsblock, der aus dem Flusse ragte, ausruhte und erreichte das Lager, kurz nachdem es aufgeschlagen war.

Seine Häscher waren jedoch nicht in's Gebirge zurückgekehrt, hatten vielmehr etwas weiter hinab den Fluß ebenfalls durchschwommen und kamen bald nach Soudi im Lager an, wo sie von Stanley für seine Armee angeworben wurden.

Entsetzliches Erlebniß eines Wilden.

Die Kette von Gefahren, welche Stanley auf dieser großen Reise ununterbrochen begleitete, wird in ergreifender Weise durch einen Unfall illustrirt, dessen Opfer einer seiner Leute wurde und zwar zu der Zeit, als er in der oben beschriebenen Gegend weilte.

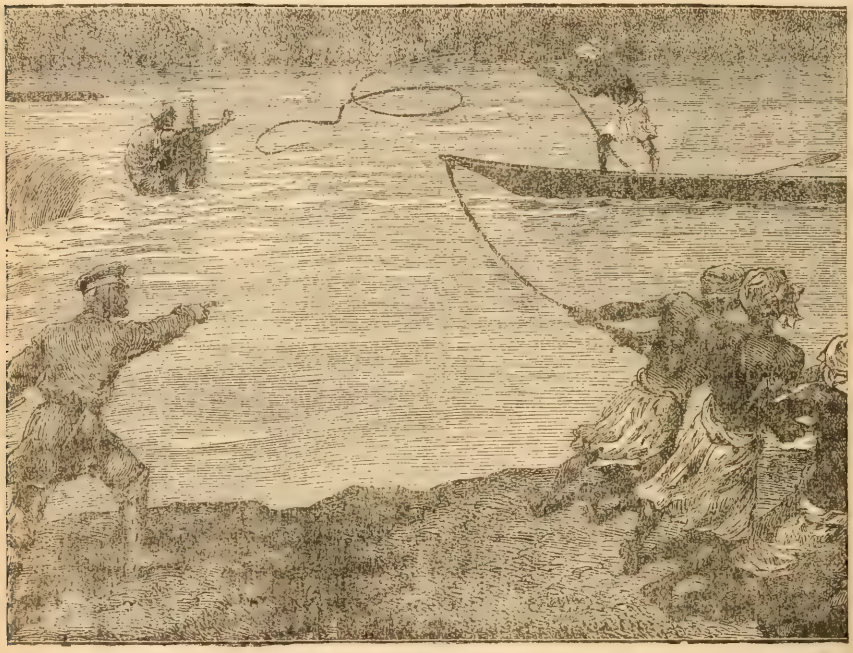
Als die Expedition nämlich am folgenden Tage die Fälle umgehen wollte, mußten die Mannschaften erst die Wilden, welche sich massenhaft am Ufer versammelt, hatten auseinandertreiben. Er setzte mit sechsunddreißig Mann an's Land, jagte die Leute auseinander, machte die Passage frei und konnte dadurch, daß er den großen Bogen, den der Fluß machte, quer durchschritt, den Weg um drei Meilen abkürzen. Unterwegs wurden nun Haltestellen errichtet, bei deren erster die Kanoes mit Tagesanbruch anlangten. Ein Angriff, den die Wilden hier machten, wurde abgeschlagen. Während der folgenden Nacht wurden die Kanoes zur zweiten Station gebracht, dann zur dritten, bis man nach achtundsiebenzig Stunden angestrengter Arbeit, unter fortwährenden Angriffen der Wilden, endlich das Flußufer wieder erreichte. Sie waren jedoch nicht weit gekommen, als sie entdeckten, daß vor ihnen weitere Fälle lagen, die sich auf zwei Meilen flußabwärts erstreckten.

Da dieselben viel schmäler waren als die vorherigen, so wurde ein Versuch gemacht, die Boote darüber hinabtreiben zu lassen.

Sechs Kanoes kamen unversehrt unten an, das siebente schlug um. Die Insassen des Bootes sprangen in's Wasser und schwammen an's Ufer bis auf einen, Zaidi mit Namen, der sich an dem Kanoe festhielt und in den Abgrund hinuntergewirbelt wurde. Das Kanoe flog jedoch nicht vollständig hinab, wurde vielmehr durch einen Felsen, an den es

stieß, in zwei Theile zerschnitten, von dem die eine Hälfte hinunterstürzte, während der andere Theil an dem Felsen hängen blieb. An dieses Wrack klammerte sich der unglückliche Neger in seiner Verzweiflung an, während die brandenden Wogen ihm um den Körper schlugen. Statt ihm nun in seiner entsetzlichen Lage beizustehen, begnügten sich die am Ufer stehenden Eingeborenen damit, ein entsetzliches Geheul auszustoßen und schließlich Stanley zu benachrichtigen.

Dieser ordnete sofort Rettungsversuche an, indem er ein Wurzelseil an einem Boote befestigte und dasselbe auf den Unglücklichen zutreiben ließ, womit derselbe dann ans Land gezogen werden sollte.



Heroische Errettung des Zaidi.

Es zeigte sich jedoch, daß das Seil zu kurz war und riß, worauf das Kanoe über die Fälle schoß. Andere, längere Seile wurden jetzt an einem Kanoe festgebunden, doch war es nutzlos dasselbe ohne Führer abzulassen. Stanley forderte auf, daß sich Freiwillige dazu melden möchten. Niemand schien jedoch geneigt das gefährliche Wagstück zu unternehmen, bis endlich der brave Uledi ausrief: „Ich will es versuchen!" Und so geschah es.

Zwei der an das Boot befestigten Seile wurden von den am Ufer stehenden Leuten festgehalten, während das dritte dazu dienen sollte, dem unglückseligen Manne auf dem Felsen zugeworfen zu werden. Wie-

derholt wurden Versuche gemacht, ihm das Seil zuzuwerfen, die aber alle fehlschlugen.

Ein Mann über dem Wasserfall.

Endlich bekam Zaidi das Seil zu fassen, worauf Befehl gegeben wurde, daß das Boot ans Ufer gezogen werde. Kaum waren die Seile jedoch festgemacht, als sie wie Bindfaden rissen, worauf Zaidi dem Wasserfall zuwirbelte. Da er sich jedoch an dem Seil festhielt, so brachte er das Boot gegen den Felsen, wo es sich festfuhr. Uledi zog ihn aus dem Wasser und half ihm in das Boot, worauf sie sich Beide an den Felsen klammerten. Abermals wurde ein Seil nach ihnen geworfen, welches jedoch wiederum sein Ziel nicht erreichte. Nachdem dies Manöver mehrere Male wiederholt worden war, glückte es den beiden Männern endlich, das Seil zu ergreifen. Nunmehr wurde ein noch stärkeres Seil an dem ersteren befestigt, welches die beiden Unglücksgefährten an sich zogen und dann an den Felsen festmachten. Auf diese Weise war dann eine Verbindung zwischen ihnen und den am Ufer stehenden Kameraden hergestellt. Um diese Zeit war es dunkel geworden, sodaß man die Beiden auf dem Felsen belassen mußte, um auf den nächsten Morgen zu warten, ehe man sie von dem Riff erlösen konnte, was denn auch schon kurz nach Sonnenaufgang glückte.

Am dritten Juni passirte an dem Masassa-Wirbel ein anderer Unfall, der leider schlimmer ablief, als die oben geschilderten. Frank Pocock, Stanley's rechte Hand und stellvertretender Kommandant der Expedition, versuchte über die Fälle zu fahren, obschon ihn außer Stanley auch der erfahrenste Schiffer der Expedition, der tapferste von Allen und ein freier Bürger von Zanzibar, auf's dringendste davor warnte.

Frank Pocock ertrinkt.

Obschon Pocock somit genügend gewarnt worden war, ließ er doch mit einer Ueberstürzung, die ihm sonst nicht eigen war, das Kanoe in die Strömung bringen. Als er den wilden Fällen näher und näher kam, kam dem guten Frank die Gefahr zwar zum Bewußtsein, es war aber bereits zu spät. Das Kanoe wurde von dem tosenden Wirbel erfaßt, und von demselben mit einer Force verschlungen, die geeignet gewesen wäre, ein großes Schiff zu zerstören. Obgleich Pocock ein geübter Schwimmer war, nützte ihm dies doch nichts, er wurde in den Wirbel gezogen, während seine acht Begleiter sich retten konnten.

Der brave Uledi brachte Stanley die Hiobsbotschaft. Dieselbe erschütterte den starken Mann, der ohnehin schon so viel Leid und Wehe auf dieser Fahrt hatte miterleben müssen, dermaßen, daß er seinen Seelenschmerz nicht mehr niederkämpfen konnte und bittere Thränen vergoß.

„Mein braver, gutherziger Frank," rief er aus, „hast Du mich verlassen? Oh, Du mein erprobter Freund, welche verhängnißvolle Ueberstürzung! Wahrlich, Uledi, hättest Du ihn retten können, ich würde Dich zum reichen Manne gemacht haben."

Die große Reise nähert sich ihrem Ende.

Wir müssen uns nunmehr beeilen. Die Wasserfälle hatten Stanley seinen Freund Pocock, viele seiner Begleiter, Elfenbein im Werthe von achtzehntausend Dollars und zwölf Kanoes gekostet, dazu eine Meuterei, nicht zu vergessen die schweren Aengste und Sorgen, die einander jagten und folgten. Nach einer mühseligen Reise, beinahe dem Hunger preisgegeben, schickte Stanley, dessen Gefolge inzwischen auf hundertundfünfzehn Köpfe zusammengeschmolzen war, ein offenes Sendschreiben nach Embomma, mit der Bitte um Hülfe und Lebensmittel. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Dorf Nsanda, den 4. August, 1877.

An irgend einen Herrn in Embomma, der englisch versteht!

Geehrter Herr!

Ich bin von Zanzibar an diesem Orte in Begleitung von hundertundfünfzehn Seelen, Männern, Frauen und Kindern, angelangt. Wir sind auf dem Punkte in allernächster Zeit verhungern zu müssen. Die Eingeborenen wollen uns nichts verkaufen, da sie sich über die von uns mitgebrachten Sorten Perlen, Tücher und Draht lustig machen. Lebensmittel kann man hier nur an Markttagen kaufen, am Hungertuche nagende Leute können aber nicht darauf warten. Ich habe deßhalb die Kühnheit gehabt, drei junge Leute aus meinem Gefolge, Eingeborene von Zanzibar, mit einem Knaben, Ferugi, einem Zögling der englischen Missions-Anstalt in Zanzibar, mit diesem Briefe abzusenden und Sie um Hülfe anzuflehen. Ich kenne Sie nicht, man hat mir jedoch mitgetheilt, daß ein Engländer in Embomma wohne; da Sie nun Christ und Mann von Ehre sind, so bitte ich das Gesuch nicht unberücksichtigt lassen zu wollen. Der Missionsknabe Robert wird Ihnen mündlich unsere Lage besser schildern können, als mein Brief solches vermag. Wir befinden uns in schwerem Nothstande; kommt Ihr Proviant jedoch rechtzeitig bei uns an, so können wir binnen vier Tagen in Embomma sein. Ich bedarf vierhundert Stück Tuch, jedes eine Elle lang von der Qualität, in welcher Sie Geschäfte machen, die übrigens von derjenigen Waare, die wir mitgebracht haben, sehr verschieden ist. Mehr als alles benöthigen wir zehn bis fünfzehn Sack Reis oder Getreide von einer Schwere, daß ein Mann sie tragen kann, um damit die vom Hunger gepeinigten Magen unserer Leuten zu füllen, da selbst wenn wir die Tücher hätten, einige Zeit mit dem Ankaufe von Lebensmitteln

verstreichen würde, und verschmachtende Leute können nicht warten. Die Lebensmittel müssen innerhalb achtundvierzig Stunden hier sein, sonst habe ich zu befürchten, daß mir die Leute massenhaft hinsterben. Für alle Unkosten und Auslagen, die Sie bei diesem Geschäfte haben werden, erkläre ich mich hierdurch persönlich verantwortlich. Ich bedarf sofortiger Unterstützung, und bitte Sie inständig, alle Ihre Energie aufzubieten und mir ungehend das Erbetene zu senden. Sollten Sie zufälligerweise Luxus-Artikel wie Thee, Kaffee, Zucker, Zwieback zur Hand haben, so bitte ich mir davon für meinen Gebrauch eine mäßige Quantität senden zu wollen. Sie werden damit den Tribut tiefer Dankbarkeit, den ich Ihnen für prompte Sendung von Lebensmitteln für arme Leute schulden werde, noch vermehren.

Bis dahin habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener

H. M. Stanley,

Commandant der englisch-amerikanischen Expedition
für Erforschung des afrikanischen Continents.

P. S. Vielleicht haben Sie meinen Namen nicht nennen hören, ich erlaube mir deshalb zu bemerken, daß ich die Person bin, die Livingstone aufgefunden hat. H. M. S."

„Sehr gut mein Herr, ich will gehen."

Nachdem Stanley den Brief geschrieben, rief er seine Leute zusammen und theilte denselben mit, daß er beabsichtige, einen Boten nach Embomma zu senden, um dort Lebensmittel aufzutreiben. Als er nun weiter fragte, wer mit den Trägern gehen und den Brief in Embomma abgeben wolle, war Uledi als erster dazu erbötig. Leuchtenden Auges trat er vor und rief aus: „Sehr gut, mein Herr, ich will gehen." Noch einige Andere boten sich als Begleiter an, sodaß sich folgenden Tages die Colonne in Bewegung setzte.

Sie waren nicht halbwegs, als die Wegweiser auf und davon rannten, sodaß sie ihren Weg auf gut Glück fortsetzen mußten. Sie hielten sich hart am Gelände des Kongos, als sie gegen Abend in das Dorf kamen, wo sie den Brief einem edlen Menschenfreund übergaben. Volle dreißig Stunden hatten die Boten unfreiwillig gefastet, jetzt gab es aber Essen in Hülle und Fülle. Am folgenden Morgen — man schrieb den 6. August — traten sie den Rückweg an in Begleitung der Träger, die mit Lebensmitteln für die darbenden Männer, Frauen und Kinder der Stanley'schen Expedition reichlich beladen waren. In der Zwischenzeit hatte Stanley mit seinen Leuten den Fluß hinunter seine Reise fortgesetzt,

dabei allerdings in Folge Erschöpfung und Müdigkeit seiner Leute nur geringe Fortschritte machen können. Als sie gegen 9 Uhr Morgens eine kurze Rast machten, sprang ein im Grase kauernder Araberknabe plötzlich auf und rief laut:

„Ich sehe Uledi den Hügel hinabkommen."

Gottlob! so war es, denn als die erschöpften Leute ihre müden Augen dem Hügel zuwandten, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, gewahrten sie Uledi und Kacheche, welche eilenden Laufes den Abhang hinunterliefen, hinter denselben die Träger, reich mit Proviant beladen. Es war für die ausgemergelten Leute ein göttlicher Anblick, und aus voller Kehle stimmten Alle in den Ruf ein:

" La il Allah, il Allah." — „Gott sei gedankt, wir sind gerettet."

Uledi kam als erster im Lager an, wo er Stanley einen Brief überreichte. Als derselbe ihn gelesen, kamen auch bereits die Träger mit ihrer kostbaren Ladung, welcher, wie kaum bemerkt zu werden braucht, von den ausgehungerten Leuten alle Ehre angethan wurde. Stanley selbst, mit überströmendem Dankgefühle im Herzen für die thatkräftige Antwort, welche auf seinen Brief gegeben worden war, setzte sich sofort zum Schreiben folgender Zeilen hin:

„Geehrte Herren! Obgleich wir uns vollständig fremd waren, habe ich doch das Gefühl, daß wir sehr gute Freunde werden müssen, und wird während meiner ganzen Lebenszeit das Gefühl innigster Erkenntlichkeit, welches ich beim Empfange Ihrer reichen Gaben empfand, nicht mehr in mir erlöschen können.

Meine armen, treuen Leute weinten vor Freude und schrieen: „Wir sind gerettet, man bringt uns Lebensmittel." Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder vereinigten sich dann in dem gemeinschaftlichen Singen eines Gelegenheitsgedichtes, in welchem die weißen Männer vom großen Salzsee (der atlantische Ocean ist gemeint) hoch dafür gepriesen wurden, daß sie ihre Gebete erhört haben. Ich mußte in mein Zelt eilen, um die Thränen zu verbergen, die trotz der Anstrengungen, meine Fassung zu bewahren, mir aus den Augen rannen. Hochgeehrte Herren! Daß Gottes Segen Sie auf allen Ihren Wegen begleiten möge, ist das aufrichtige Gebet

Ihres tief dankbaren

Henry M. Stanley."

Das große Problem ist gelöst.

Ein kühnes Unternehmen war es — der Marsch quer durch die Wildnisse von Afrika, vom indischen zum atlantischen Ocean, — jetzt war es erfolgreich zu Ende geführt. Das prächtige Wunder war Thatsache geworden. Heldenmuth und Selbstaufopferung hatten ihren erhabensten

Triumph gefeiert, nachdem Gefahren und Entbehrungen dem Pfade der Expedition vom Anfang bis zum Ende gefolgt waren. Lassen wir hierüber Stanley selbst sprechen:

„Von allen Seiten starrte uns der Tod in's Gesicht, blutgierige Augen lauerten Tag und Nacht auf uns, tausende von nervigen Fäusten waren stets bereit, uns bei passender Gelegenheit die Schädel zu zerschmettern. Wir vertheidigten uns als Männer, die wußten, daß Weichherzigkeit gegen die Wilden unfehlbar unsere Vernichtung bedeuten würde, denen das Wort „Barmherzigkeit" ein vollständig unbekannter Begriff ist. Ich hätte natürlich lieber gesehen, daß es anders gewesen wäre, weßhalb ich auf jedes Zeichen von Freundlichkeit und Wohlwollen, welches uns von den Eingeborenen nur zu selten entgegengetragen wurde, sehnsüchtig, ja freudig lauschte. Die ungeheure Sorgenlast, die während der ganzen Expedition auf mir lastete, hat dermaßen an Körper und Geist gezehrt, daß ich, kaum fünfunddreißig Jahre gestern, jetzt ein alter Mann bin."

Daß Stanley sich bei dieser Behauptung keine Uebertreibung hat zu Schulden kommen lassen, wird auf indirekte Weise durch den Präsidenten der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft bestätigt, der in einem auf Stanley's Expedition bezüglichen Vortrage sagt: „Man wird sich erinnern, daß, als Stanley zum letzten Male in unserer Gesellschaft verweilte, sein Haar schwarz war. Jetzt ist es, wie mir versichert wurde, nahezu schneeweiß! Von den dreihundert und fünfzig Männern, die 1874 mit ihm von Zanzibar auszogen, erreichten 115 die atlantische Küste, von welch' letzteren nicht weniger als sechszig am Ende der Reise krank waren. Vom 1. November 1876 bis zum 11. August 1877, also mehr als neun Monate, war er am Ufer des Kongo, er hat mithin das seinem Gefolge gegebene Versprechen, die Mündung des großen Flusses innerhalb Jahresfrist erreichen zu wollen, richtig eingelöst."

Der historische Nil hat das Geheimniß seiner Quellen jetzt enthüllt, während der Kongo fortan aufhört das Räthsel zu sein, mit welchem moderne Entdecker sich abzuplagen pflegten.

Stanley hat bewiesen, daß der Lualaba mit dem Kongo identisch ist, dabei hat er eine prächtige Wasserstraße für das Innere des schwarzen Erdtheiles eröffnet, zu deren Ausbeutung sich bereits eine internationale Vereinigung gebildet hat Auch haben realisirende Entdecker nicht verabsäumt, Stanley's Expedition mit mehr oder weniger Scharfsinn zum Gegenstand ihrer Diskussion zu machen.

Stanley hat die Einzelräthsel, welche Burton, Speke, Livingstone, Baker, du Chaillu und Cameron der Welt aufgegeben, zu einem großen Ganzen zusammengefaßt, und unzweifelhaft die bedeutendste geographische Entdeckung unseres Jahrhunderts, sowie aller Jahrhunderte geliefert. Es

ist heute noch unmöglich, die Wichtigkeit der Heldenthat, welche Stanley durch seine Durchkreuzung von Afrika vollbracht hat, auch nur annähernd vorauszusehen.

Mit den größten Ehrenbezeugungen wurde Stanley in England empfangen, während sich so ziemlich alle civilisirten Nationen beeilten, ihn mit allen möglichen Auszeichnungen zu überschütten. Von der letzteren hält er eine über alle Maßen hoch und werth, indem er schreibt: „Ich habe meinen Dank für eine mir erwiesene Ehre abzustatten, eine Ehrenbezeugung, die ich (man möge mir verzeihen) höher schätze, als alle übrigen zusammengenommen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Erfolg meiner Reisen durch ihren Beifall gekrönt und das einstimmige Dankesvotum, welches mir beide Häuser des Kongresses bewilligt haben, wird mich Zeit meines Lebens mit Stolz auf die Kongoexpedition erfüllen."

Kapitel XIX.

Reisen von Sir Samuel und Lady Baker.

Stanley und Emin Pasha. — Andere berühmte Afrika-Reisende. — Beinahe übermenschliche Thaten. — Tropische Entdeckungen. — Sir Samuel und Lady Baker. — Lady Baker besteht darauf, ihren Gemahl zu begleiten. — Reisebeschwerden in Afrika. — Intensive Hitze in dem Gebiete des Nils. — Nackte Felsen und Sandwüsten. — Blauer Himmel über einem verkommenen Lande. — Die unglückselige Stadt Korosko. — Suche nach einer Nilquelle. — Ankunft in Berber. — Complimente eines Exgouverneurs. — Die Reisenden schlagen ihr Zelt in einem Garten auf. — Eine reizende Oase. — Schöne Sklaven vom weißen Nil. — Gute Behandlung der Sklaven durch ihre Herren. — Beschreibung einer schönen Sklavin. — Eine Rabe türkischer Soldaten. — Ausgiebige Jagdgründe zu Wasser und zu Lande. — Plötzliches Steigen des Nils. — Ein Schlüssel zur Lösung des Nilräthsels. — Die Regensaison beginnt. — Unterredung mit einem Scheik. — Ehrwürdiger Araber auf einem schönen schneeweißen Dromedar. — Vollendeter Typus eines Wüstenpatriarchen. — Herzlicher Willkomm für Baker und Gefolge. — Ein Stück arabischer Gastfreundschaft. — Ankunft im Dorfe Sofi. — An den Ufern des Atbara. — Die Reisenden leben in Hütten. — Ein Deutscher in der afrikanischen Wildniß. — Mann von Löwen zerrissen. — Baker's Kampf mit einem Flußpferde. — Wildes altes Flußpferd. — Berühmte arabische Jäger. — Wundervolle Waffenstücke. — Erzählung eines Arabers von einer Flußpferdfalle. — Ein riesiges Monster gefangen. — Aggageers jagen auf Elephanten. — Erschütternde Erzählungen eines arabischen Jägers. — Ein Elephant, der sich wie eine Lawine auf seine Angreifer stürzt. — Tödtlicher Streich mit dem scharfen Säbel. — Heldenmüthige Lady Baker. — Ursachen der Nilüberfluthungen. — Ein Elfenbeinhändler. — Baker langt in Kharium an. — Eine Stadt von romantischer Schönheit durch Schmutz verunstaltet.

Bevor wir Stanley auf seiner letzten großen Expedition zum Entsatze Emin Pasha's im Geiste folgen — ein Unternehmen, durch welches auf's Neue die Augen der civilisirten Welt auf ihn gerichtet sind — werden wir den Blick auf die außerordentlichen Thaten und waghalsigen Unternehmungen wenden, von Afrika-Reisenden, deren Ruhm kaum geringer ist, als der, den sich Stanley verdienter Maßen erworben hat.

An dem Firmament moderner Entdecker findet sich eine lange Reihe glänzender Namen, die uns einen Kranz von Heldenthaten vor Augen führen, welche den oben geschilderten nur unbedeutend nachstehen. Wir stehen vor wahrhaft übermenschlichen Thaten und die Tafeln der Geschichte, auf welcher sie geschrieben sind, haben einen unsagbaren Reiz für Alle, die edle Handlungen, heldenmüthige Opferwilligkeit und todesmuthiges Pflichtgefühl zu würdigen wissen.

Sir Samuel, damals noch einfacher Herr Baker ohne Titel, war bereits ein berühmter Reisender und gewandter Jäger, als er im Jahre 1861 von England nach Aegypten abreiste, entschlossen mindestens eine von den Nilquellen zu entdecken, wobei er die Mündung des geheimnißvollen Flusses zum Ausgangspunkte seiner Expedition machte, fest ent-

schlossen entweder sein Ziel zu erreichen, oder wenigstens demselben sein Leben zu opfern. Kurz vorher hatte er jedoch ein junges Mädchen geheirathet. Diese junge Dame entschloß sich, mit einer hingebenden Liebe und einem Heldenmuthe, die ihres Gleichen suchen, ihren Ehegemahl zu begleiten, und zwar im vollen Bewußtsein der Gefahren und Entbehrungen, welche ihrer, der zart gebauten Frau, in Afrika warten würden.

Das Ehepaar verließ Cairo am 15. April, um den Nil hinaufzufahren. Schon sehr bald wurde das Ungemach der Reise nahezu unerträglich, wie aus folgender Notiz in Baker's Tagebuche, datirt von Anfang Mai, genügend hervorgeht:

Kahle Felsen und sandige Wüsten.

Die Aushöhlungen zwischen den Felsen sind mit gelbem Sande gefüllt, welcher, durch den Wind hergetrieben, manche kleine Thalsohlen ganz ausgefüllt hat.

Kein Wind durchweht die Luft; Thermometer 104 Grad, eine erdrückende Hitze. Um uns abzukühlen, haben wir den ganzen Tag unter den Tempelruinen von Philae angehalten. Hier sind die imposantesten Bauwerke, welche am Nil überhaupt zu sehen sind, was allerdings theilweise dem Umstand zugeschrieben werden muß, daß dieselben auf einer erhöhten Stelle der Insel, welche die Passage des Flusses unterhalb der Fälle beherrscht, errichtet worden sind. Die Stromufer sind hier durch Hügel von hundert bis zweihundert und fünfzig Fuß Höhe eingeengt, Muttererde fehlt ihnen vollständig, sie bestehen lediglich aus enormen Granitblöcken, wovon Block auf Block gehäuft ist, ein roher Naturbau, der den Fluß umwallt.

Auf beiden Nilufern findet man Spuren von alterthümlichen Festungswerken. Die Gegend macht den Eindruck, als ob der Fluch des Himmels auf ihr ruhe; Elend, sterile Gestade und die Hitze eines Schmelzofens sind die Hauptmerkzeichen derselben. Die glühenden Felsen, jeglicher Vegitation bar, geben die Hitze in einer Intensivität zurück, die man erlebt haben muß, um sie verstehen zu können. Die armseligen Geschöpfe, welche in Dörfern am Ufer wohnen, stürzen sich, sobald sich eine Sandbank im Flusse bildet, mit Gier auf jede solche, und nachdem die Fluth abgelaufen ist, bepflanzen sie dieselbe mit Melonen, Gurken und Linsen, weil andere Gewächse nicht darauf gedeihen. Nicht ein Zoll verfügbaren Landes bleibt unbenutzt, es werden jedoch Tag um Tag, sobald der Fluß im Fallen begriffen ist, wieder neue Furchen eingepflanzt und der Samen obiger Früchte in sie eingelegt.

In Assuan bestehen die Ufer ausschließlich aus Treibsand, den die Fälle herabgeschleudert haben, man muß deshalb Muttererde aus der Nachbarschaft herbeiholen, um den Leuten den Anbau von Getreide zu ermög-

Eine Perserfamilie durchschreitet mit ihren Haustieren eine Furt.

lichen. Die Erde wird unter den Ruinen der alten Stadt ausgegraben; sie transportiren sie über den Nil und streuen sie dann über die Sandhügel, eine saure Arbeit, die eben zur Schaffung einer genügenden Ernte hinreicht.

Nach zwanzigtägiger Fahrt auf dem Flusse erreichte die Reisegesellschaft das Städtchen Korosko. An diesem verwünschten Fleck schaut das Nilthal über alle Beschreibung miserabel aus; einer Wüste gleich, unbelebt durch die Kultur, so erschienen die Flußufer an beiden Seiten, während der melancholische Fluß seine Fluthen nach Niederägypten unter der Gluthhitze einer tropischen Sonne zuwälzt.

Woher kam nur dieser ganz außergewöhnliche Strom, der dieses brandige Wüsteninnere durchfließt, ohne auf hunderte von Meilen tributpflichtige Gewässer zu empfangen? Diese Frage legten sich unsere Reisenden jetzt vor, da sie im Begriffe standen, eine lange Landreise zu unternehmen, um die viele hundert Meilen entfernten Quellen des großen Stromes aufzusuchen. Sie klommen eine steile Sandbank hinan und setzten sich unter die Schatten eines einsamen Sycomore-Baumes nieder.

Ein miserables Nest.

Korosko ist ein armseliges Nest. Eine Reihe ärmlicher arabischer Hütten, mit den üblichen staubigen Dattelpalmen umsäumt, giebt dem Dörfchen den Namen, welches an der einen Seite von dem schlammigen Flusse, an der anderen durch die sengende Wüste umgeben ist. So eingezwängt bildet Korosko einen engen Streifen von einigen Ellen Weite am Nilufer, mit einem einzigen Gegenstande, der das Elend des Platzes etwas zu mildern geeignet ist; ich meine damit die Sycomore, unter deren Schatten wir sitzen.

Ich hatte einen Durchreisepaß vom Vicekönige von Aegypten, weiter einen Koch und einen Dollmetscher. Unser Gefolge war somit von äußerst bescheidener Art. Der vicekönigliche Paß wies alle ägyptischen Beamten an, mir erforderlichen Falls Beistand und Hülfe zu gewähren; der Koch war unfähig, dabei malproper, und der Dollmetscher des Englischen beinahe vollständig unkundig, obschon ein ausgesprochener Sprachenkundiger (Polyglot). So bescheiden ausgerüstet, lag Afrika vor meinen Füßen, und in dieser Verfassung begann ich meine Entdeckungstour zur Erforschung der Nilquellen.

Die Reisenden durchkreuzten nunmehr auf Kameelen die nubische Wüste bis Berber, wobei sie unterwegs stark durch intensive Hitze sowie durch den in vollster Heftigkeit wehenden Samum (Wüstenwind) mitgenommen wurden. In Berber empfand Baker die Unannehmlichkeiten, welche seine Unkenntniß des Arabischen für ihn mit sich brachte, weßhalb er sich kurzerhand entschloß, ein Jahr dem Studium dieser Sprache zu widmen. In

Das schöne Sklavenmädchen von Berber.

diesem Zweck hielt er sich während dieser Zeit im Norden von Abyssinien auf, wo er die Nebenflüsse des blauen Nils bis zu ihren Quellen besuchte.

Berber ist eine umfangreiche Stadt und gleicht in ihrem Aussehen den in Niederägypten belegenen Städten, mit ähnlich staubigen, ungepflasterten Straßen, flachen Hausdächern und von der Sonne getrockneten Ziegelsteinen. Sie ist Sitz eines Gouverneurs, auch Mudir genannt, und hat eine Garnison von 1500 Mann. Baker schreibt darüber:

Wir wurden von Halim Effendi, dem Exgouverneur, freundlich empfangen, der uns sofort erlaubte, unsere Zelte in seinem Garten aufzuschlagen, welcher ganz in der Nähe des Nils an der Südseite der Stadt lag. Nachdem wir einen Wüstenritt von fünfzehn Tagen durchgemacht hatten, war der schön gepflegte Garten ein wahrhaft paradiesischer Anblick für uns. Ungefähr acht Acker Land, hart am Flusse waren mit hohen Dattelpalmen und Citronen- und Apfelsinenbäumen dicht bepflanzt, unter welchen wir üppig auf persischen Teppichen lagerten, und nach der ermüdenden Wüstenreise eine angenehme Erholungspause genossen.

Schöner Garten.

Zahllose Vögel zwitscherten und sangen in den uns beschattenden Bäumen, unzählige Ringeltauben saßen kosend in den schattigen Palmen, dabei verspürten wir einen wunderbaren Umschwung in unserer Gemüthsstimmung, der eben in dem plötzlichen Wechsel von der vegetationslosen Wüstenei zu herrlichen, mit allen Schönheiten der Tropen geschmückten Gärten, seine natürliche Erklärung fand. Woher aber kam dieser plötzliche Uebergang? Auf welche Weise war diese herrliche Oase mit ihrer üppigen Vegetation in die gelbe Sandwüste hineingezaubert? Wasser hatte dies Wunder zu Tage gefördert, einfaches Nilwasser, der Geist des Nils, mächtiger als alle Genien aus „Tausend und Eine Nacht", hatten dies Fleckchen der Wüstenei in einen prachtvollen Garten verwandelt. Halim Effendi, der zweitletzte Gouverneur, hatte vor vielen Jahren diesen Garten angelegt, ihn durch zahlreiche Wasserpumpen begießen lassen; während wir jetzt die Früchte dieser Arbeit genießen und dem Himmel Dank sagten für die größten Annehmlichkeiten, die es in diesem von der Tropensonne durchglühten Lande giebt, nämlich Schatten und kühles Wasser.

Die Aufseher des Gartens waren stattliche, kräftige Negersclaven vom weißen Nil, deren blühender Gesichtsausdruck und wohlgenährter Körper ein ganz unanfechtbares Zeugniß für gute Behandlung seitens ihres Herrn ablegte. Hier empfing Baker wiederholt den Besuch von Halim Effendi, sowie von dem Gouverneur und anderen Beamten, die alle ihrem Erstaunen ob des Baker'schen Vorhabens offen Ausdruck gaben.

Schlagen Sie sich diese absurde Idee ruhig aus dem Kopfe, sagte Halim Effendi. Niemand weiß etwas sicheres über die Nilquellen. Wir kennen nicht einmal die Stelle, an der der Atbara entspringt. So lange Sie innerhalb des Territoriums des ägyptischen Vicekönigs verweilen, sind Sie sicher, darüber hinaus stoßen sie nur noch auf wilde, rohe Völkerstämme! Täglich empfingen sie von ihrem Gastgeber saftige Früchte, die durch ein reizendes nubisches Sklavenmädchen überreicht wurden, deren zahlreiche Herrinnen (Haremsfrauen) um die Erlaubniß nachsuchten, den Reisenden einen Besuch abstatten zu dürfen.

In den kühlen Abendstunden spazierte eine Anzahl junger Damen unter den Citronenbäumen herum. Sie waren in Seide von den hellsten Nüancen in gelb, blau und roth gekleidet, daß ein Rosenstrauch nicht lieblicher hätte aussehen können. Zahlreiche Sklaven folgten ihnen in einiger Entfernung, deren Aufseher an Baker die höfliche Bitte richtete, sich, so lange die Damen im Garten verweilten, zurückziehen zu wollen. Einige dieser Damen waren sehr jung und hübsch, übten deßhalb auf ihre Ehegatten erklärlicher Weise einen gewissen Einfluß aus, so daß am folgenden Morgen zahlreiche männliche Mitglieder der Familien zu Baker kamen, um ihm für die Zartheit, mit welcher die Frauen empfangen worden seien, zu danken, auch wurden sie gleichzeitig mit einer Unzahl von Obst aus dem Garten beschenkt.

Türkische Wache.

Eine volle Woche verweilten die Reisenden auf diesem lieblichen Fleckchen Erde, dann wurde die Reise weiter fortgesetzt, und zwar diesmal unter dem Geleite einer Abtheilung von türkischen Soldaten, die ihnen in doppelter Eigenschaft, als Eskorte und als Diener, beigegeben waren. Ihr Dolmetscher hieß Mahomet, der Hauptwegweiser Achmed. Ersterer, obschon pechschwarz, behauptete stets, sein Teint sei hellbraun. Daß er sehr mangelhaft englisch sprach, wurde früher erwähnt, er war aber eitel und ziemlich reizbarer Natur. Da er seither nur Reisegesellschaften begleitet hatte, welche bequeme Wasserfahrten auf dem Nil machten, so fand er wenig Geschmack an der ungleich beschwerlicheren Pilgerfahrt, welche sein jetziger Herr unternommen hatte. Die jetzt folgende Reise durch die Wüste wurde auf Eseln gemacht, während das Gepäck und der Proviant von Dromedaren getragen wurde. Nach zwei Tagen wurde die Stelle erreicht, wo der Atbara sich in den Nil ergießt.

Mehrere Tage reisten sie am Ufer des Flußes entlang, wobei sie häufig große Wasserteiche, die von der Fluth noch zurückgeblieben waren, zu umgehen hatten. Mancher dieser Sümpfe wimmelten von Flußpferden und Krokodillen. Ein Melonenzüchter war kürzlich durch ein Flußpferd in dem Momente getötet worden, als er den Versuch machte, die Bestie aus seinem

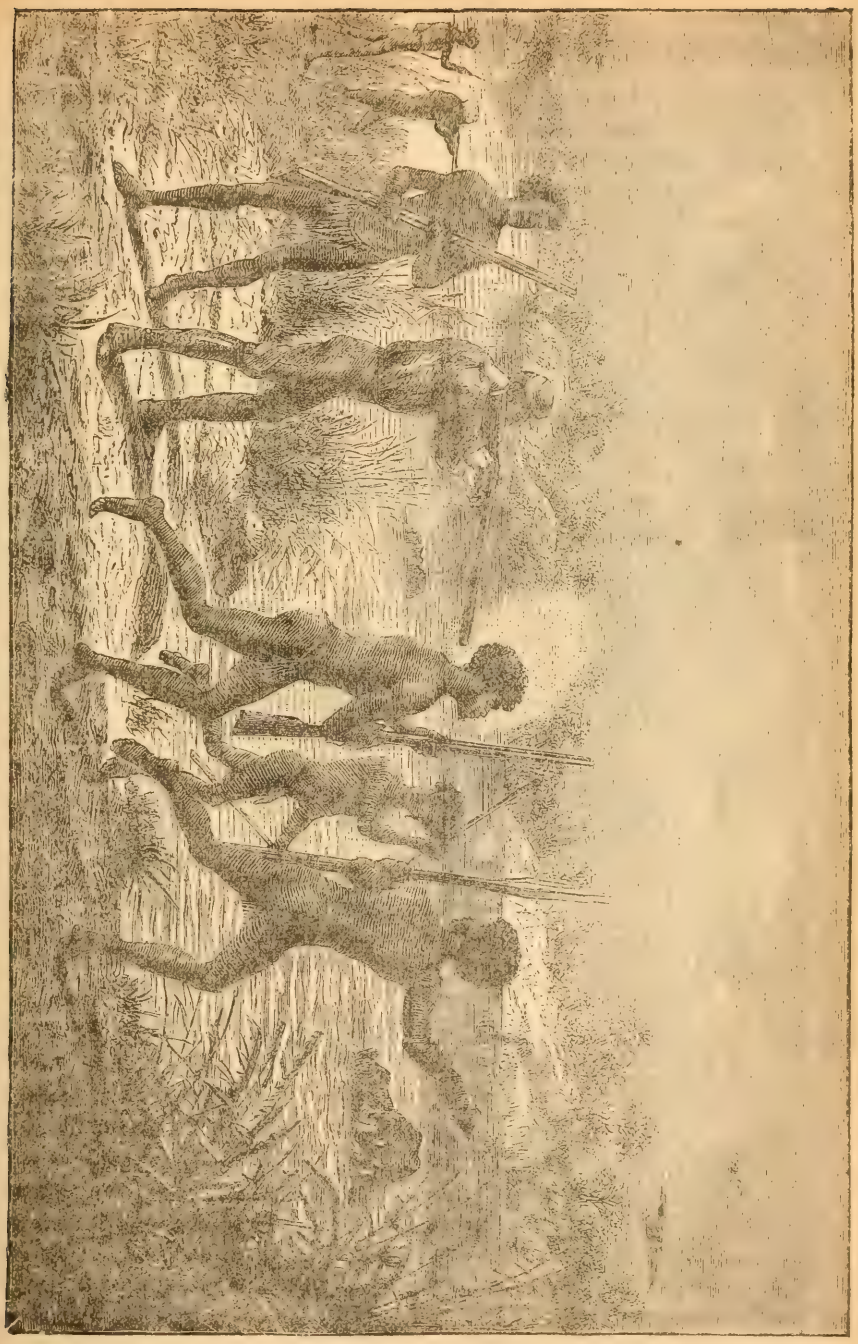
Melonengarten zu vertreiben. Es glückte Baker eines dieser Thiere in flachem Wasser zu erschießen, worauf der Leichnam sofort von Arabern umringt war, welche denselben mit blitzartiger Schnelligkeit an's Ufer schleppten. Nachdem Baker die erbetene Erlaubniß ertheilt, daß sie das Fleisch unter sich theilen könnten, blitzten im Nu hunderte von Messern in der Luft, und dann ward das Thier in unzählige Theile zerlegt, wobei Alle bemüht waren, sich die besten Bissen zu sichern.

Ihr Frühstück an diesem Tage wurde vom Fleisch des Flußpferdes bereitet, es war delicat, und blieb ein Hauptbestandtheil ihrer Nahrung während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes an den abyssinischen Nebenflüssen des Nils. Wildpret war in Ueberfluß vorhanden, Baker schoß allein so viele Gazellen und Flußpferde, daß für die ganze Reisegesellschaft reichlich Fleisch vorhanden war.

Im Mai wurden sie eines Tages von einem schrecklichem Wirbelsturme überfallen, der alle Gegenstände, die in den Zelten geborgen waren, zolltief mit Staub bedeckte, und die Reisenden selbst mit Ersticken bedroht hatte. Die Hitze war, namentlich um die Mittagszeit, nahezu unerträglich, wohingegen die Nächte kühl und erfrischend waren. Eines Abends, als Baker sich schon zur Ruhe begeben hatte, glaubte er ein entferntes Rollen, wie wenn es donnerte, zu hören. Das dumpfe, ununterbrochene Geräusch wurde stärker und stärker, in dem Lager seines Gefolges hörte er ein Gewirr von Stimmen, bis er seine Leute endlich den Angstschrei ausrufen hörte: „Der Fluß! Der Fluß!"

Mahomet versicherte hoch und heilig, der Fluß komme auf die Zelte zu, das donnerartige Geräusch werde einfach durch das heranrauschende Wasser verursacht. Viele der Leute, die sich ihr Lager auf dem reinen Sande des Flußbettes zusammengemacht hatten, wurden schleunigst von den Arabern geweckt, die dann zu der Stelle eilten, wo noch die Ueberreste von zwei Flußpferden lagen, welche dort in der Sonne hätten ausgetrocknet werden sollen, jetzt aber durch die Leute an einen höher gelegenen Platz geschleppt wurden.

Bald verkündete das laute Rauschen des Stromes, sowie die Ankunft der total durchnäßten Männer, daß die Hochfluth eingetreten war, und zwar wie ein Dieb in der Nacht. Am folgenden Morgen rauschte an der Stelle, wo Abends vorher nur weißer Sand mit einigem Strauchwerk und Gräsern zu sehen war, ein mächtiger Strom, der stolze Atbara war aus seinen Ufern getreten und wälzte jetzt seine mächtigen Wogen in einer Breite von fünfhundert Yards bei einigen zwanzig Fuß Tiefe dem Nil zu. Und doch war in dieser Gegend kein Tropfen Regen gefallen, diese Ueberschwemmung löste jedoch den Reisenden eines der Nilräthsel. In Abessynien, wo jetzt Regenwetter eingetreten — dort mußten also die Quellen des Nils liegen.



Aufregender Kampf mit einem Flußpferde im Nilwasser.

Endlich begann auch bei ihnen die regnerische Jahreszeit, während welcher Reisen unmöglich sind. Die Araber wanderten während dieser Monate mehr nördlich zu trockenen Regionen. Auf ihrer Tour kamen sie bei dem Lager des großen Sheik Achmet Abou Sinn vorbei, an welchen Baker ein Empfehlungsschreiben hatte. Letzterer hatte dasselbe durch Mahomet, der dem Zuge vorausgeeilt war, überreichen lassen, worauf kurz nachher der Sheik in Begleitung mehrerer seiner angesehensten Häuptlinge bei Baker erschien. Er ritt ein schönes, schneeweißes Dromedar, und hatte ein ehrwürdiges, edles Aeußere. Obwohl nahezu achtzig Jahre zählend, stand er aufrecht wie eine Lanze, dabei war er von herkulischer Statur, hatte eine kühngebogene Adlernase, große, geschwungene, aber schneeweiße Augenbrauen, während ein dichter schneeweißer Bart bis zur Mitte seiner Brust reichte. Er trug einen breiten weißen Turban, dabei einen Cashmere-Mantel, der vom Halse bis zum Knöchel reichte. Er war der vollendete Typus eines Wüstenpatriarchen, und bestand darauf, daß die Reisenden ihn zu seinem Lager begleiten sollten, wobei er keinerlei Ausreden gelten ließ. Ihr Gepäck ließ er umladen, und lud sie selbst ein, zwei prächtige Dromedare mit Sätteln von blau- und purpurfarbigen Schaffellen zu besteigen, worauf sie mit ihrem Gastherrn zu dessen Lager ritten, gefolgt von einer großen Anzahl wild ausschauender, aber prächtig berittener Araber.

Herzlicher Willkommgruß.

Als sie sich dem Lager näherten, schlossen sich ihnen noch eine Menge Berittener an, die theils zu Pferde, theils auf Dromedaren sitzend mit Schwert und Schild bewaffnet waren. Es waren dies Unterthanen von Abou Sinn, die gekommen waren, um dem Gaste ihres Chefs ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Sie ritten im Galopp einzeln die Gasse entlang, schwangen die Schwerter über ihren Häuptern, worauf sie die Zügel plötzlich so straff anzogen, daß die Pferde sich hoch aufrichtend Halt machten. Nachdem alle vorbei geritten, nahmen sie ihre Plätze hinter der Front ein.

Es kostete Baker Mühe, die Einladung des Sheiks, einige Monate bei ihm zu verweilen, ablehnen zu müssen. Er begab sich von dort nach dem Dorfe Sofi, wo er bis zum Ende der Regensaison zu bleiben gedachte.

Hier traf er einen Deutschen Namens Florian, Steinmetz von Gewerbe, der, ursprünglich dem österreichischen Konsulat in Khartoum beigegeben, das freie Leben der Wildniß dem in der Stadt vorgezogen hatte und jetzt ein namhafter Jäger geworden war. Da Baker glaubte, den Mann verwenden zu können, so engagirte er ihn als Jäger, zog auch später noch Florian's schwarzen Diener, Namens Richarn, in seine Dienste, der sich als pflichttreuer Diener erwies. Ein früherer Kamerad Florian's, eben-

falls ein Deutscher, Namens Johann Schmidt, kam kur; nachher ebenfalls an und wurde von Baker als Adjutant für die bevorstehende Nilexpedition angeworben. Der arme Florian wurde bald nachher durch einen Löwen zerrissen, sodaß nur Schmidt und Richarn ihn weiter begleiteten.

Bakers Gewandheit als Jäger wurde häufig genug auf die Probe gestellt, namentlich durch die Eingeborenen, die seine Hülfe gegen die vielen Elephanten und Flußpferde, welche ihre Gärten verwüsteten, anzurufen pflegten.

Eines Nachmittags wurde er ersucht, ein altes, wildes Flußpferd abzuschießen, welches verschiedene Eingeborene in die Flucht gejagt hatte. Er ritt zu der Stelle, wo das Flußpferd an einer tiefen und breiten Stelle des Flusses hauste. Das Thier war gerade heimgekehrt.

Der Fluß, ungefähr zweihundertfünfzig Ellen breit, hatte bei einer scharfen Krümmung ein sehr tiefes Loch ausgehöhlt, in dessen Mitte eine Sandbank gerade über das Wasser hinausragte. Auf dieser Untiefe lag das Monster behaglich ausgestreckt. Als es die Jagdgesellschaft herankommen sah, begann es zu knurren und ganz possirliche Körperbewegungen zu machen, es schüttelte seinen unförmlichen Kopf und hob sich in seiner halben Länge aus dem Wasser empor. Baker hatte Bacheet und anderen Begleitern Gewehre gegeben und sie angewiesen, ihm zur Bank zu folgen. Jetzt befahl er einem seiner Leute mehrere Schüsse auf das Monster abzugeben, um dadurch das Thier zu reizen, daß es auf ihn losginge. Das Hippopotamus, ein verbissener, einsamer, alter Hengst, erwiederte die Schüsse dadurch, daß es schnurstracks auf Bacheet unter starkem Knurren losging, was denselben veranlaßte, schleunigst an den Treppenstufen, die am Ufer eingehauen waren, hinaufzuklimmen. Dies gab dem Thiere noch mehr Muth, worauf Baker, der sich bis dahin verborgen hatte, hervorsprang und nach arabischer Sitte „Hasinth, Hasinth" (das arabische Wort für Flußpferd) laut ausrief. Jetzt glaubte das Thier den Eindringling vollends wegscheuchen zu können, indem es laut schnaubte, untertauchte und in einer Nähe von etwa hundert Yards wieder an die Oberfläche des Wassers kam. Jetzt befahl Baker dem Bacheet nochmals zu feuern, um die Aufmerksamkeit des Ungeheuers zu erregen. Als der Schuß ertönte, reckte das Flußpferd den Kopf aus dem Wasser empor, worauf Baker scharf hinter dessen Ohr zielte. Der Schuß hatte gesessen, das schwerfällige Thier drehte sich auf den Rücken, peitschte das stille Gewässer zu Schaum und verschwand endlich in der Tiefe.

Drei Monate blieb Baker in Lofi, marschirte dann zum Settite-Fluß, wobei er, nebst seiner Frau, sich in ihrer breiten Badewanne, welche durch acht mit Luft aufgeblasene Häute im Gleichgewicht gehalten wurde, über den Fluß setzen ließ.

Hier schloß sich seiner Gesellschaft ein Trupp Aggageers an, darunter Abou Do, ein berühmter alter Flußpferdjäger, der, einen dreizackigen Speer in der Hand, als Repräsentant des Neptun hätte passiren können. Der alte Araber war nicht minder erfahren im Elephantenjagen, wovon er Tags vorher schlagende Proben abgelegt hatte, indem er werkthätig bei der Erlegung verschiedener Elephanten betheiligt gewesen war.

Für die heutige Jagd entledigte er sich vorab aller seiner Kleidungsstücke und machte sich dann, die Harpune in der Hand, zur Suche nach einem Flußpferde auf. Die Harpune hatte eine Stahlklinge von elf Zoll Länge und dreiviertel Zoll Breite, mit einseitiger Schneide. Dieselbe war an einem starken Seil von zwanzig Fuß Länge befestigt und hatte am Ende einen Kork von der Größe eines Kindskopfes. Ein Bambusschaft von zehn Fuß Länge war an der Harpune befestigt, um welchen dann das Seil geschlungen war. Nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, kam endlich eine Heerde von Flußpferden in Sicht und zwar lagerten dieselben in einem Teiche, der neben einem Wasserfalle unter einem Felsenabhange lag. Als er jedoch bemerkte, daß sie zu sehr auf ihrer Hut waren, um sich seinem Angriff preiszugeben, ging er weiter den Fluß hinab, wo er einen kleineren Teich traf, aus dem sich das riesige Haupt eines Flußpferdes emporreckte und zwar in unmittelbarer Nähe eines senkrecht in das Wasser absteigenden Felsens. Der alte Jäger ermahnte nun seine Begleiter sich mäuschenstill zu verhalten, sprang dann sofort ins Wasser und schwamm nach dem entgegengesetzten Ufer, von wo er, sich duckend, unmittelbar an den Felsen heranschlich, unter welchem das Ungeheuer lag. Er hob dann seinen dünnen Arm in die Höhe, die Harpune zum Wurfe bereit haltend.

Das Flußpferd war jedoch nicht mehr zu sehen, der alte Jäger war aber nicht im geringsten darüber enttäuscht, stand vielmehr regungslos an der scharfen Felsenecke und kein Bronzestandbild konnte unbeweglicher auf seinem Postamenter ruhen, als der alte Flußkönig da auf dem Felsen stand, den linken Fuß vorgestellt, die rechte Hand die Harpune über dem Kopfe haltend, in der linken das Seil mit dem Kork an dem Kopfende.

So stand er Minuten lang unbeweglich, wie eine Bildsäule, als man plötzlich den rechten Arm blitzschnell niedersinken sah, worauf die Harpune schnell wie ein Pfeil in's Wasser schoß. Gleich darauf hob sich ein Riesenkopf aus dem Wasser, den Rachen weit geöffnet, worauf die ganze Form eines Flußpferdes sich über den Wasserspiegel emporhob, welches sich wüthend links und rechts wendete und den ganzen Teich in Schaum verwandelte. Mit Riesenkraft schwamm es gegen die Strömung hinan, sprang dann an's Ufer und verschwand in dem Gestrüpp. Man hätte sich kaum denken sollen, daß ein solch schwerfälliges, riesiges Thier so

außerordentlich flinke Bewegungen machen könnte und war es für den alten Neptun ein sehr glücklicher Umstand, daß er sich auf einem Felsenvorsprunge befand, den das Monstrum nicht erreichen konnte, wäre dies der Fall gewesen, dann ade, Abou Do!

Der alte Jäger begab sich hiernach wieder zu seinen Begleitern, worauf Baker den Vorschlag machte das Thier aufzusuchen. Der alte Recke erklärte jedoch, das Flußpferd werde binnen wenigen Minuten wieder ins

Alter Araber der ein Flußpferd attackirt.

Wasser zurückkehren. Und so war es, denn unmittelbar darauf tauchte das Thier aus dem Dickicht wieder auf und lief im eiligsten Trabe dem Teiche zu, wo man die andern Flußpferde vorher gesehen hatte. Sobald es sich ihnen genähert hatte, gab es den übrigen ein Signal, die dasselbe

sofort mit Grunzen und Brüllen erwiederten und dann rasch untertauchten, wobei man seinen Cours in gleicher Weise verfolgen konnte, wie den des Korkes an einer Angel, wenn der Fisch angebissen hat.

Mehrmals kamen die Thiere an die Oberfläche, tauchten jedoch sofort wieder unter, sodaß Baker anfangs gar keine Zielscheibe hatte, weshalb er den alten Jäger an die andere Seite des Flusses schickte, um die Aufmerksamkeit der Thiere nach diesem zu lenken. Dies Manöver glückte, Baker konnte jetzt einem der Thiere eine Kugel hinter das Ohr jagen. Da er das Einschlagen der Kugel hören konnte, aber nicht sah, daß sie später das Wasser durchflog, war er überzeugt, daß die Kugel im Kopfe des Thieres sitzen geblieben war, was sich denn auch bald bestätigte, da dasselbe untergesunken war. Später wurde noch ein zweites erlegt und die beiden Unthiere mit Hülfe der Dorfbewohner an's Ufer gezogen. Der alte Hengst war vierzehn Fuß zwei Zoll lang, der Kopf maß von der Ohrspitze bis zur Lippe drei Fuß und einen Zoll.

Obschon Flußpferde durchweg harmloser Natur sind, so sind doch alleinstehende männliche Thiere außerordentlich streitsüchtig und greifen häufig die Kanoes auf dem Flusse ohne jede Provokation an. Nicht wenige von den Elephantenjagden, bei welchen Baker betheiligt war, bargen große Aufregung und Gefahr in sich. Unter den Aggageers befand sich ein Jäger, Rodur Sheriff, der, trotzdem einer seiner Arme in Folge eines Unglücksfalles gelähmt war, doch an Kühnheit alle seine Gefährten in den Schatten stellte.

Wüthender Kampf.

Man war am Ufer des Royan angekommen, wo ein Lager aufgeschlagen wurde. Alsdann zog Baker mit seinen Begleitern aus, um Elephanten zu schießen. Bald entdeckte man einen starken männlichen Elephanten an der Tränke. Die Gegend war bewaldet, und der Erdboden mit scharfen Steinen besäet, wodurch das Marschiren wesentlich erschwert wurde. Der Elephant machte einen wüthenden Angriff, sodaß die ganze Gesellschaft auseinanderstob, und Baker nahezu zerstampft worden wäre. Baker retirirte hierauf zu einer felsigen Höhe, die mit einigen blattlosen Bäumen besäumt war. Wir lassen nunmehr Baker's eigene Beschreibung folgen:

Da stand nun der Elephant, den Jägern Aug' in Aug' gegenüber, fast wie eine Bildsäule, keine Muskel rührte sich an dem ungeheuren Körper des Thieres, mit Ausnahme der Augen, die hin und her rollten. Zwei der Aggageer Männer kamen ihm, indem sie einen weiten Bogen machten, in die Flanke, darunter Rodur Sheriff, der auf einem für die Elephantenjagd sorgfältig dressirten Pferde saß und langsam auf das Riesenthier losritt. Seine Stute ritt ganz ruhig zu dem Koloß heran,

Eines Elephanten wüthender Angriff auf seine Feinde.

bis sie etwa neun Ellen von ihm entfernt war. Der Elephant bewegte sich noch immer nicht. Kein Laut wurde gesprochen, bis die Stille endlich durch das Schnauben des Pferdes unterbrochen wurde, welches den Elephanten scharf ansah, als ob es auf den Augenblick warte, wo der Angriff beginnen sollte. Rodur saß ruhig im Sattel, seine Augen fest auf den Elephanten gerichtet.

Plötzlich sprang das riesige Thier mit einem schrillen Schrei auf Rodur zu, schnell wie eine Lawine. Die Stute wandte sich um, als ob sie auf einer Drehscheibe gestanden hätte, floh wie eine Gazelle davon, über Felsen und Steine, mit dem einem Affen ähnelnden Rodur auf dem Rücken, der sich vorwärts beugte und über seine rechte Schulter lugte, als der Elephant hinter ihm her rannte. Für einen Moment hatte es den Anschein, als ob der Elephant die Stute überholen werde. Wäre sie gestrauchelt, so war alles verloren, nach ein Paar flinken Sprüngen bekam sie jedoch einen kleinen Vorsprung, welche Distanz sie auch einhielt, während Rodur noch stets umschaute; immerhin war der Elephant ihm so nahe, daß dessen ausgestreckter Rüssel kaum einige Fuß von dem Schweife des Pferdes entfernt war.

Die beiden Aggageers, welche in der Flanke gestanden, sprangen nun hinter dem Elephanten her, der in seiner Wuth nur Rodur und das Pferd im Auge hatte. Als sie dem Hintertheil des Riesenthieres nahe gekommen waren, sprang der eine Mann vom Pferde und erfaßte sein haarscharfes Schwert, sprang noch zwei Schritte vorwärts, bis er dicht hinter dem Elephanten war. Er holte dann zum Schlage aus, wobei das von dem Sonnenstrahl beschienene Schwert wie ein Blitz Feuer sprühte. Dann folgte ein dumpfer Schlag, das Schwert hatte Sehne und Arterie des einen Hinterfußes ungefähr zwölf Zoll von der Fußsohle entfernt durchschlagen und drang tief in den Knochen ein. Das blutige Schwert in der Hand sprang der Aggageer wieder in den Sattel, während im selben Moment Rodur sein Pferd umwendete und dem Elephanten wieder Aug' in Aug' gegenüberstand, rasch zur Erde sprang, eine Handvoll Staub vom Boden aufraffte und dem Elephanten in die Augen warf, welcher darauf einen neuen Angriff auf ihn machte. Er konnte aber nicht mehr, der Hinterfuß war unbrauchbar geworden, den er nun wie einen alten Schuh nachschleppte. Einen Augenblick später sprang der andere Aggageer vom Pferde und schlug mit seinem scharfen Schwerte die Sehne des anderen Hinterfußes durch.

Es konnte nichts vollkommneres geben als die Methode, in welcher diese kühnen Jäger ihre Beute unschädlich machen, und ist schwer zu entscheiden, was man mehr bewundern soll — die Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit dessen, der sich von dem Elephanten verfolgen ließ, oder die

unvergleichliche Geschicklichkeit, mit welcher der eine Aggageer den ersten Streich auf das Riesenthier führte.

Auf diese Weise durchstreifte Baker in Begleitung seiner heldhaften Gattin die Gebiete der zahlreichen Flüsse, welche die Regengüsse des abyssinischen Gebirges dem blauen Nil zuführen, wobei er seine Zeit zwischen Entdeckungen und Jagden theilte. Eben diese Regengüsse sind die Ursache der periodischen Ueberfluthungen des Nil in Unterägypten, während seine gewöhnliche Wassermenge ihm durch viel weiter entfernt liegende Wasseradern zugeführt wird, deren eine jetzt Baker aufzusuchen sich anschickte.

Zur selben Zeit reisten Speke und Grant von Zanzibar ab, von wo sie auf Wegen, die noch kein Weißer betreten, nach Gondokoro kamen. Eine Expedition, die unter Führung von Petherick, einem Elfenbeinhändler, zu ihrer Unterstützung ausgesandt war, war durch allerlei Hindernisse unterwegs aufgehalten worden, weshalb Baker erwartete, beim Aequator oder irgendwo an den Nilquellen die genannten Forscher anzutreffen.

Dem Laufe des blauen Nils folgend kamen Herr und Frau Baker am 11. Mai 1862 nach Khartoum, nach ihren Beobachtungen eine schmutzige elende Stadt.

Kapitel XX.

Das berühmte Thal des Nil.

Ungeheure Ausdehnung des Soudan. – Charakteristik Gordon's. — Hart wie Damascener Stahl. — Kriegsmann aber kein Entdecker. – Baker und Frau durchkreuzen die nubische Wüste. – Ungemach während der langen Wüstenreise. — Die Romantik des Reisens in der Wüste gründlich zerstört. — Reise durch einen Gluthofen. — Nubisches Gewitter. — Baker's Beschreibung eines Kameelrittes. — Komische Erfahrungen. – Leichter Ritt garantirt. — Ein Naturwunder. — Dornen wie Angelhaken. — Ein Kameel stürzt in einen Dornenbusch. — Afrikanischer Scorpion. — Sechs Zoll Wasser in den Zelten. — Drängen vorwärts. — Die Expedition, als sie Khartoum verließ. — Schreiner Johann. — Krankheit und Tod Johann's. Berühmter Negerstamm. — Sehr billiger Anzug. — Sitten des Neubr-Stammes. — Lächerlicher Versuch, Schuhe anzuziehen. — Begrüßungsart. — Mosquitos in Afrika. — Baker wird von einem Häuptling und dessen Tochter besucht. — Leoparden-Fell und Schädelmütze mit weißen Perlen. — Große schlankgebaute Männer. — Zarte Kinder. — Träges, darbendes Volk. — Große Viehheerden. — Heiliger Ochse mit verzierten Hörnern. — Wie ein preußischer Baron sein Leben einbüßte. — Ende der Reise. — Aussehen des Landes. — Baker mit Mißtrauen empfangen. — Hütten der Eingeborenen. — Das non plus ultra von Reinlichkeit. — Hütten mit vorstehenden Dächern und schmalem Eingange. — Der berühmte Bari-Stamm. Kriegerische und gefährliche Wilde. — Geschichte eines Regenschirmes. — Systematische Erpressung. — Geschichte von zwei braven Knaben.

Baker und seine Gattin befanden sich nunmehr im östlichen Theile des nördlichen Afrika, welcher unter dem Namen Soudan bekannt ist. Dieses ungeheure Gebiet ist neuerdings mehr in den Vordergrund getreten, und zwar hauptsächlich durch die Heldenthaten und wunderbaren Entdeckungen des General Gordon, auch Chinese-Gordon benannt, weil er bereits in China Thaten verrichtete, die allein schon seinem Namen historische Bedeutung sichern würden. Ein starker, kühner Charakter, mit ungewöhnlicher Arbeitskraft und Ausdauer begabt, ein Mann, der eine hochmoralische Anschauung über die von ihm unternommene Aufgabe hatte, dessen peinliche Gewissenhaftigkeit niemals angezweifelt werden konnte, dessen Takt und Voraussicht unerreichbar dastand, gewissermaßen ein religiöser Held, bestimmt für ein großes Werk, vor dessen Vollendung ihn der Tod abrief, — ein solcher — ein ganzer Mann war Gordon.

Sein Name wird für ewige Zeiten fortleben. Schweigsam, fast sogar verschlossen und in sich gekehrt, etwas schroff in seinem Wesen, das die Natur aus Damascener Stahl hergestellt zu haben schien, war er ein Mann, der bei allen seinen hervorragenden Eigenschaften zwar von denen, die ihn genau erkannt hatten, hochgeschätzt und verehrt, im allgemeinen jedoch mehr gefürchtet als geliebt worden ist.

Der chinesische Gordon war kein Erforscher, es fehlten ihm die Eigenschaften, welche die afrikanischen Züge eines Stanley, Baker, Livingstone,

Herr und Frau Baker's Rückritt.

so überaus erfolgreich gestalteten. Und doch gelang es ihm, nicht nur die Sympathien sowie die Bewunderung seines Heimathlandes, sondern auch die sämmtlicher civilisirter Nationen zu erlangen. Er hatte das Zeug in sich, Bewunderung und Begeisterung wachzurufen, und die heroische Selbstaufopferung, welche er am Ende seiner Laufbahn zeigte, setzte derselben die Krone auf. Gewiß hat die geographische Entdeckung große Helden zu Tage gefördert, nicht minder aber ist es Thatsache, daß aus dem Streben der europäischen Nationen, ihren Handel, ihre Religion, ihre Sitten, ja ihre Regierungsform in die dunklen Gebiete des Jahrtausende vernachlässigten Afrika hineinzutragen, nicht minder große Helden hervorgegangen sind.

Es wird unsere Leser interessiren, Bakers Reise durch die Wildnisse von Abyssinien, welche den Soudan begrenzen, nunmehr weiter zu verfolgen. Man könnte eigentlich den Soudan mit zu Abyssinien zählen, welches für sich allein ein Wunder der Tropenwelt darstellt.

Wie wir bereits gesehen haben, durchkreuzten Baker und Frau die nubische Wüste. Dies war schon an und für sich selbst betrachtet eine furchtbare Aufgabe, da diese Wüste allen Entdeckungsreisenden, die nach Centralafrika gehen wollen, die größten Hindernisse in den Weg stellt. Man muß die vegetationslose Wüstenei selbst durchreisen, um sich eine richtige Vorstellung von den Entbehrungen aller Art, welche den Reisenden hier erwarten, machen zu können. Besonders ins Auge tretend ist der scharfe Kontrast, den alle Reisenden in dem ersten Stadium der Reise, verglichen mit dem späteren empfinden. Die Reise den Nil hinauf, unter dem ewig klaren Himmel von Niederägypten, längs den Ruinen von Tempeln, Sphinxen, Pyramiden und anderen stummen Zeugen einer großartigen Vergangenheit, dabei umgeben von dem eigenthümlichen orientalischen Leben und Treiben, alles dies bildet gewissermaßen eine Sonntagsspritztour für die Reisenden, deren Ziel die großen Seen von Centralafrika sind.

Strapazen eines langen Kameelrittes.

Sobald sein Fuß nun den Wüstensand betritt, während gleichzeitig seine Gewehre, sein Zelt und andere nothwendige Reiseutensilien aus dem Nilkahne auf den Höcker des „Schiffes der Wüste", wie man das Kameel bei den Arabern euphemistisch nennt, gelegt wird, um durch einen Wüstenritt von Korosko bis Abou Hammed den großen Bogen, welchen der Nil in dieser Gegend beschreibt, zu durchschneiden, — von diesem Augenblicke an, geht die anfängliche Romantik der Reise verloren und die harte rauhe Wirklichkeit tritt in ihre Rechte. Ehe noch die erste Haltestelle erreicht ist, fühlt der auf dem Kameel thronende Reisende, daß diese neue Beförderungsmethode, welche so romantisch klingt, die denkbar unangenehmste ist, sowohl wegen der stampfenden Bewegungen des Thieres, welche eine

Art Seekrankheit erzeugen, als auch wegen des abscheulichen Temperaments dieses überladenen Wüstenthieres.

Der berühmte deutsche Reisende Dr. Nachtigal war einmal bei einem Hamburger Handelsfürsten zu Gaste. Der Sohn des Kaufmanns, ein junger, etwas sentimentaler Mann, stellte es im Laufe der Unterhaltung als seinen größten, ja sehnlichsten Wunsch hin, einmal einen Wüstenritt auf einem Kameel machen zu dürfen, da solch' ein Ritt doch einen sehr poetischen Anstrich haben müsse. — „Mein junger Freund," fiel ihm Doctor Nachtigal ins Wort, „ich will versuchen, Ihnen eine, wenn auch nur annähernd richtige Idee von der Wirklichkeit eines solchen Wüstenrittes zu geben. Nehmen Sie einen Comptoirstuhl, schrauben ihn so hoch als möglich, setzen denselben auf einen Bretterwagen, der keine Federn hat, setzen sich dann auf den Stuhl und lassen den Wagen über holprigen steinigen Boden langsam fortbringen, wählen Sie als Zeit die Hundstage, enthalten sich vor der Abreise mindestens vierundzwanzig Stunden jeglicher Nahrung, selbst des Wassers, Sie werden dann wenigstens eine schwache Idee von der unvergleichlichen Poesie bekommen, die ein Ritt durch die Wüste auf einem Dromedar in sich birgt."

Baker's Beschreibung eines Kameelrittes.

Baker gibt ebenfalls folgende interessante und — gleich der von Nachtigal oben citirten — humoristische Beschreibung von den Erfahrungen, die er und seine Frau bei ihrem Ritte auf dem „Schiffe der Wüste" gemacht haben:

„Wenn ein scharfer Hieb mit dem Stocke des Führers das Kameel zu einem gelindem Trabe bringt, so muß die Tortur auf der Marterbank ein angenehmer Kitzel sein im Vergleiche zu dem Gefühle, welches man empfinden müßte, wenn das Rückgrat durch einen Schmiedehammer von unten herauf einen halben Fuß tief in's Gehirn eingetrieben würde. Der menschliche Körper gewöhnt sich allerdings mit der Zeit an alles mögliche; wodurch es sich erklärt, daß die Araber, von Jugend auf an derartige Körperübungen gewöhnt, die Erschütterung des ganzen Körpers, welche der Ritt auf dem rauhen Höcker des Kameels, auf welchem zwei rohe Holzbretter die Stelle eines Sattels vertreten, nur wenig oder gar nicht spüren, ähnlich wie Affen durch das fortwährende Hocken auf rauhen Baumzweigen naturgemäß abgehärtet werden müssen.

Beinahe mit der Geburt lernt der Araber den Ritt auf dem Kameel, da er seine Mutter bei den alljährlich sich wiederholenden Wanderzügen begleiten muß, und kaum kann der Junge auf den Beinen stehen, da wird er auch schon hinter seinen Vater auf das Kameel gehoben, wobei er sich an ersteren anklammert. Dabei sorgt schon die Natur für einen hornartigen Schutz der Nerven durch eine Verdickung der Haut, weßhalb die

Meinung, welche ein Araber über die Annehmlichkeiten eines Kameelrittes äußern mag, niemals ohne persönliches Probiren acceptirt werden sollten. Was ihm angenehm und erquickend vorkommen mag, ist vielleicht für den Zuhörer eine Tortur, ebenso wie eine starke Brise bei hochgehenden Wogen die Brust des ächten Seemanns höher schwellen macht, während sie den Passagier tief unglücklich, d. h. seekrank macht.

Leichter Ritt wird garantirt.

Ich war entschlossen, keines der mir angebotenen Kamele zu acceptiren, ehe ich dieselben probirt hatte, weshalb ich einem schwarzen Soldaten, El Baggar, befahl, das am leichtesten trabende Thier für meine Frau zu satteln, wünschte jedoch dasselbe vorher einige Wendungen machen zu sehen.

Der hocherfreute El Baggar, durch langjährige Uebung hart wie der Absatz eines Stiefels, verschmähte den Sattel, das Thier kniete nieder, er stieg auf, und fort ging es in scharfem Trabe, wobei es einen Cirkel von etwa fünfzig Ellen im Durchmesser beschrieb, als ob es in einem Cirkus gewesen wäre. Niemals habe ich ein ähnliches Schauspiel gesehen. „Leichtes Reiten garantirt, sanfte Bewegungen, passend zum Reiten für eine Dame." So lautete die Anpreisung des Thieres, welches nun mit erhobenem Kopfe und Schweif sich im Kreise herumtummelte, brüllend und schreiend wie ein reißendes Thier, das seine Vorderbeine ausstreckte wie ein exercirender Rekrut, und beim Traben mindestens drei Fuß hoch sprang! Wo aber war dann El Baggar?

Man sah von Zeit zu Zeit einen gliederverrenkenden Schwarzen auf dem Rücken des Kameels, dann wieder einen Fuß hoch in der Luft schwebend, Arme, Hände, Beine, Kopf, alles an dem Manne schien aus den Fugen gegangen zu sein; das wollige Haar des schwebenden Negers, welches vor dem Besteigen des Kameels in zierlichen langen Locken sein Haupt schmückte, starrte jetzt wie von Electricität bewegt in die Luft, um im nächsten Augenblick wieder auf seine Schultern zurückzufallen; ja wäre er eine Apothekermixtur gewesen, sie hätte nicht stärker durcheinander geschüttelt werden können, als El Baggar bei diesem Cirkusritte eines für Damengebrauch zugerittenen Kameels.

Ein solches Jammerbild bot der durch den Ritt total entstellte El Baggar. Glücklicher hocherfreuter El Baggar!

Als er endlich auf mich zugeritten kam und seinen Stock in der Luft schwang, sagte ich: „Ist dies das hübsche, sanfte Dromedar für „Sit" (Frau) Baker? Es ist wirklich sehr sanft." Er war von dem Schütteln kaum der Sprache mächtig. „S—e—h—r s—a—n—f—t, erwiderte der zuverlässige Gewährsmann, „gerade das richtige Thier f—ü—r Si—i—t - t." „Schon gut", sagte ich, „es ist genug."

Rascher Ritt eines wilden Arabers.

„Sind die übrigen Kameele besser oder schlechter als dieses Musterexemplar?" fragte ich weiter.

„Viel schlechter, mein Herr, die anderen sind schwere Traber, aber dieses hat einen sanften Schritt, und wird gut für Ihre Dame passen."

„Man konnte unmöglich ein gutes Dromedar auftreiben, da der Araber dasselbe zu hoch schätzt, und für eigenen Gebrauch reservirt, den Fremden jedoch durch Unterschiebung eines leicht gebauten Kameels betrügt, welches bei der Prüfung, wie er hofft, durchschlüpfen wird. Ich wählte deßhalb für meine Frau ein starkes Exemplar von den für die Bagage bestimmten Kameelen aus, wobei ich hoffte, durch den großen Sheik Abou Sinn, der an der Route, welche wir eingeschlagen hatten, campirte, ein besseres Reitthier geliefert zu bekommen.

Als wir am höchstgelegenen Punkte des Atbara-Thales angelangt waren, befanden wir uns auf dem Hochplateau, welches sich vom Atbara bis zum Nil erstreckt. In dieser Jahreszeit hat fast die ganze Fläche einen mattgrünen Anstrich, dabei war dieser Landstrich so vollkommen eben, daß innerhalb einer Meile vom Flusse keinerlei Graben oder Bach zu sehen war, sodaß die ganze riesige Regenmenge durch den fetten Boden absorbirt wird. Wie gewöhnlich sah man hier auch viele Mimosen, die alle in's Blatt geschossen waren. Die Dornen dieser Bäume bilden ein absonderliches Naturgebilde.

Es hat fast den Anschein, als ob die Natur alle ihre Kunst aufgeboten hätte, um ein allem Anscheine nach nutzloses Vertheidigungsmittel herzustellen. Die meisten Mimosen, welche man im Soudan findet, sind lediglich Strauchwerk, und wachsen selten höher als zu sechszehn Fuß, im Gipfel breiten sie sich ähnlich einem Pilze aus, zwei Fuß vom Erdboden wachsen jedoch bereits Zweige, die mit Dornen von der Form einer Fischangel besäet sind, auch sind sie nahezu so spitz und scharf wie diese. Eine lebendige aus diesen Mimosen gebildete Hecke ist für jedes Thier mit Ausnahme des Elephanten, Rhinoceros und Büffels undurchdringlich; geräth der Mensch mit seinen Kleidern in derselben fest, so muß er sie entweder zurücklassen oder gefangen bleiben. Unter den Arabern ist die als Kittar bekannte Mimose eines der schlimmsten Exemplare und wahrscheinlich dem Baume ähnlich, an welchem Absalon mit seinem langen Haarschmucke hängen blieb; er ist wahrscheinlich von dem „warte ein wenig" in Südafrika verschieden, da er keinen milderen Namen trägt als „Todtenhalter". Sind die Kleidungsstücke von starken Stoffen verfertigt, so ist es unmöglich, einen Kittarbusch zu durchbrechen.

Ein Kameel, welches in das Dorngehege springt.

Das Kameel, welches ich ritt, wurde durch ein reizendes Exemplar von einem Kittar, an welchem das frische grüne Laub dem hungrigen Thiere

entgegenlachte, in Versuchung geführt. Es versuchte einen Happen davon zu erhaschen, während ich nicht minder fest entschlossen war, das Thier auf dem richtigen Wege zu halten. Remonstriren von meiner Seite blieb ohne Wirkung, das Thier schüttelte seinen häßlichen Kopf, fing an zu brüllen und trabte lustig dem Dornbusch zu. Ich hatte die Leitung des Thieres vollständig verloren, welches in wilder Hast in das Dickicht hineinjagte, als ob es entweder hindurch oder aber dasselbe umrennen wollte. Nicht ohne Sorge nahm ich wahr, daß die ausgebreiteten Zweige kaum hoch genug waren, um den Rücken des Kamels darunter passiren zu lassen.

Giftiger Skorpion.

Hier war keine Zeit zu langem Ueberlegen, als das Thier in den Busch hineinrannte, hielt ich beide Arme über den Kopf und lag im nächsten Augenblicke halb bewußtlos auf der Erde. Der Sattel des Wüstenthieres lag neben mir, mein Gewehr welches hinten festgeschlungen war, mein Kaffeetopf und andere kleine Gegenstände, lagen zerstreut umher; am schlimmsten war meine goldene Repetiruhr gefahren, sie lag vollständig derangirt und unbrauchbar nicht weit von mir im Grase. Ich war nahezu völlig ohne Bekleidung, nur ein Paar Lappen hingen mir noch am Leibe herum, von meinem Hemde waren nur ein paar Stückchen

der Aermel zurückgeblieben. Natürlich war ich mit Blut überströmt und sah mehr darnach aus, als ob ich einem mitleidlosen Leoparden in die Klauen gerathen, als einfach durch einen Dornbusch geritten wäre. Das Kameel war auch in Folge des Sprunges gestürzt, während ich die Narben von den Wunden, die ich bei dieser Gelegenheit davontrug, bis auf den heutigen Tag trage.

Wir machten für den Tag Halt bis zum folgenden Morgen, da ich unverkennbare Anzeichen eines nahen Sturmes wahrzunehmen glaubte.

Rasch wurden die Zelte aufgeschlagen, Wurzeln und Stämme oder verwitterte Mimosen ausgegraben und ein Feuer angezündet, um welches sich unsere Leute lagerten. Kaum hatte der Holzstoß angefangen zu glimmen, als Mahomets Verwandter Achmet einen Schrei ausstieß und uns meldete, er sei von einem Skorpion gebissen worden. Mahomet schien dies für einen kapitalen Spaß zu halten, bis er kurz nachher selbst einen entsetzlichen Schmerzensschrei ausstieß, er sprang vom Boden auf und rang seine Hände in großer Erregung, auch er war gebissen worden. Jetzt erst entdeckten wir, daß in dem hohlen Baumstumpfe, den wir auf das Feuer gelegt hatten, sich ein ganzes Nest Skorpionen befand, die bei ihrer Flucht aus dem Feuer Jeden stachen, der ihnen in den Weg kam.

Wir hatten keine Zeit mehr Essen zu kochen; der Donner rollte bereits über unsern Häuptern, und binnen wenig Minuten war der bis dahin wolkenlose blaue Horizont so schwarz wie Dinte. Ich hatte meine Vorkehrungen um dem Sturm zu begegnen schon getroffen, das Gepäck war in den Zelten geborgen, die Stricke an den Zeltstangen wurden loser gemacht, um die durch den Regen bewirkte Zusammenziehung aushalten zu können, sodaß wir den Regen ruhig erwarten zu können meinten. Und es war ein Glück, daß wir unsere Vorrichtungen so umfassend getroffen hatten, da sich ein Gewitter mit wolkenbruchartigen Regengüssen entlud, wie man es in kühlen Klimas nicht kennt. Stundenlang rollten Donnerschläge von betäubender Stärke beinahe ununterbrochen über das Firmament, dabei blitzte es so stark und unaufhörlich, daß unser Zelt hell erleuchtet war und wir unsere elende Lage um so deutlicher erkennen konnten. Aber nicht genug daß der Regen durch die Decke tropfte und uns vollständig durchnäßte, auch die Füße unserer Bettstellen standen mehr als sechs Zoll im Wasser.

Ein ganzes Regiment Scorpionen.

Als wir das Zelt abbrachen, fanden wir zwischen Spitze und Wand ein ganzes Regiment Scorpionen, jedenfalls hatte die Fluth viele dieser Thiere in ihren Höhlen getödtet, diese hatten sich jedoch die Wände des Zeltes hinauf geflüchtet und oben in den Falten ein Asyl gefunden, es

gelang uns mit großer Mühe ein Feuer anzuzünden, dem wir sämmtliche Thierchen überantworteten.

Mahomet machte aus seiner Wunde viel Wesens; obwohl dieselbe nie stark angeschwollen war, sah sie doch nicht schlimmer aus als die von Achmet, der keinen Klagelaut ertönen ließ, obgleich er während der Nacht abermals einen Biß von einem Scorpion in den Schenkel bekommen hatte.

In unserem letzten Kapitel verließen wir Herrn und Frau Baker in Karthoum. Da die Regierung des Soudans sich weigerte, Baker disciplinirte Soldaten zur Verfügung zu stellen, so mußte er sich als Leibwache mit den miserablen Burschen aus Karthoum behelfen, so gut als es eben ging, obschon er wußte, daß dieselben ein Gewerbe daraus machen, die Händler auf dem Nil auszuplündern. Wie die Verhältnisse lagen, glaubte er keinen anderen Ausweg zu haben, als daß er sich diesen Schurken anvertraute, obschon er vielleicht besser gethan hätte, den Zug ohne jegliche Begleitung anzutreten. Die Reise nach Gondokoro, dem letzten Punkte wo der Nil schiffbar ist, erforderte einen Zeitraum von dreißig Tagen, sodaß eine starke Verproviantirung unerläßlich war.

Baker sagt hierüber: Um ein Unternehmen, welches so schwierig war, daß es allen seitherigen Versuchen Trotz geboten hatte, wirksam durchzuführen, war in erster Reihe eine sorgfältige Auswahl der Begleitung erforderlich, weßhalb ich ob des mir dahier gebotenen Materials schier in Verzweiflung gerathen wollte. Die einzigen Leute, die sich anwerben lassen wollten, waren die elenden Halsabschneider von Khartoum, die ihr Lebenlang nichts gethan hatten, als auf dem oberen Nil zu rauben, sengen und morden, nicht gereizt durch Lust zu Unternehmungen und Abenteuern, sondern von der Gier zu plündern. Mit diesen Leuten auszuziehen, schien an Wahnsinn zu grenzen.

Zur Erforschung der Nilquelle war ein Marsch durch Feindesland erforderlich, und dieser hinwiederum bedang eine starke Truppe wohlbewaffneter, tapferer Männer. Für die Sklavenjäger war das Unternehmen nicht sonderlich schwierig, da sie ja nur durch Rauben, Sengen und Morden ihre Schlachtopfer dingfest machen konnten; dabei hatten sie feste Lagerplätze, wo sie ihre Vorräthe ergänzten. Für einen Erforscher war jedoch kein anderer Ausweg als direkter Vormarsch, ohne Reserven im Hintergrund zu haben.

Die Vorbereitungen für solche Reisen sind kein Kinderspiel. Ich bedurfte mindestens fünfundvierzig Bewaffneter als Schutzwache, weitere vierzig als Ruderer, was mein Gefolge, die Diener eingeschlossen, auf sechsundneunzig Köpfe brachte.

Da ich Speke und Grant zu treffen hoffte, ließ ich für diese Eventualität noch ein extra Quantum Korn einladen.

Für alle kleineren Besorgungen hatte ich vortreffliche Hülfe in einem braven, tüchtigen Mann, den ich als Hauptmann engagirt hatte. Er war ein Deutscher, Schreiner von Beruf, Namens Johann Schmidt. Ich war ihm früher, als ich am Ufer des Settite-Flusses der Jagd oblag, schon begegnet. Damals kaufte er für einen großen europäischen Menageriebesitzer wilde Thiere von den Arabern auf; er war ein ausgezeichneter Schütze, dabei ein muthiger, energischer Mann, nüchtern, und durchaus anständig und ehrenhaft. Aber ach! „Der Geist war willig, aber das Fleisch schwach", wie es in der Bibel heißt, ein hohler Husten, Abmagerung des Körpers, begleitet von Kurzathmigkeit, waren nur zu deutliche Anzeichen eines schweren Lungenleidens.

Von Tag zu Tag wurde er schwächer, weßhalb ich in ihn drang, sich nicht auf eine solch' gefahrvolle, anstrengende Reise, wie die vor uns liegende, einzulassen; er war nicht davon zu überzeugen, daß sein Leiden gefährlich sein könne, auch glaubte er, das Klima in Khartoum sei ihm minder zuträglich als das am weißen Nil, und daß die Reise dorthin seinem Zustande zuträglich sein werde. Dienstfertig und von dem Wunsche geleitet, mir gefällig zu sein, bestand er darauf, alle Arrangements für die Reise vollenden zu dürfen, während er doch seine Kräfte für eine so schwere Probe hätte schonen sollen.

Bald nachher hauchte der arme deutsche Schreiner den letzten Athem aus. Baker giebt eine rührende Beschreibung der letzten Augenblicke des braven Dulders: „Johann liegt im Sterben, ist aber bei vollem Bewußtsein, der gute, brave Mann! Alle seine Hoffnungen, eine hübsche Summe bei mir zu verdienen und damit nach seinem Heimathsdorfe in Bayern zurückzukehren, sind vernichtet. Ich saß einige Stunden an seinem Schmerzenslager; nicht ein einziger Hoffnungsstrahl! er kann nur mit Anstrengung einige Silben lispeln, während die Fliegen sich auf seine glasigen Augen setzen, ohne daß er es spürt. Indem ich sanft seine Hände und sein Gesicht abwusch, fragte ich ihn, ob er mir irgend einen Auftrag an seine Angehörigen zu geben habe. Mit schwacher Stimme stöhnte er: Ich bin auf den Tod gefaßt, habe aber weder Eltern noch Verwandte, aber da ist eine — sie — weiter kam er nicht; die Zunge versagte, aber soviel ist sicher, sterbend weilten seine Gedanken bei ihr, die er geliebt; in diesem miserablen fernen Lande flog sein Geist nach dem fernen Vaterlande zu dem einzigen Wesen, welches ihm das Leben versüßt hatte. Sollte nicht in diesem selbigen Augenblicke auch sie, seine Heißgeliebte, ein kalter Schauer durchrieselt haben? Ich drückte ihm die Hand und fragte ihn um den Namen seiner Braut. Er hauchte den Namen „Krombach" kaum verständlich, doch war dies der Ortsname seiner Geburtsstätte in Bayern.

„Ich muß sterben. Ich bin Ihnen sehr dankbar", waren seine letzten Worte.

Tief ergriffen schaute ich auf sein eingefallenes Antlitz und die jetzt so kraftlose Hand, welche so manchen Löwen und Elephanten zu Boden gestreckt, während jetzt kalter Todesschweiß seine Stirne bedeckte. Der Puls schlug noch einige Mal, dann war Johann hinübergeschieden.

Ich schnitt eigenhändig ein großes Kreuz in einen Tamarindenbaum, und legte ihn bei hellem Mondschein in sein einsames Grab.

Eingeborene der Nilgegend.

Dies ist ein trauriger Beginn unserer Reise. Der arme gute Mann! Ich that mein Möglichstes für ihn, doch das war nur wenig; aber viel zartere Hände als die meinigen rührten sich, um ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen.

Bald nach ihrer Abreise kam die Expedition in ein von den Shillooks bewohntes Land. Dasselbe liegt am weißen Nil, und zwar sind die Ein-

geborenen sehr wohlhabend, besitzen namentlich große Viehheerden, außerdem treiben sie Ackerbau, Fischerei, namentlich aber sind die Männer tapfere Krieger. Ihre Hütten sind von regelmäßiger Bauart und haben, aus der Ferne gesehen, das Aussehen von großen Pilzen.

Furchtlos befahren sie den mächtigen Strom in Kanoes, die aus dem sehr leichten Ambatchholze geschnitten sind. Der Baum ist nicht übermäßig dick und spitzt sich allmählig zu. Man kann ihn leicht fällen, und wenn mehrere Stämme aneinandergebunden sind, ist das Fahrzeug fertig. Verschiedene Male ist ein Trupp kriegerischer Eingeborenen auf derartigen Flößen den Fluß hinabgefahren, und nachdem sie benachbarte Stämme überfallen, mit zahlreichen gefangenen Frauen und Kindern, sowie Viehheerden zurückgekehrt.

Man kann sich kaum etwas eintönigeres und uninteressanteres denken als die Scenerie an den Flußufern. Zuweilen sah man nichts als Sümpfe, dann wieder ungeheure Sandwüsten mit hohen von Ameisen bewohnten Hügeln, die sich bis zu zehn Fuß über die Ebene erhoben.

Während Baker in einem Dorfe am rechten Flußufer kampirte, empfing er den Besuch eines Häuptlings des Nuehr Stammes, der ein zahlreiches Gefolge mitgebracht hatte.

Entgegen der gewöhnlichen Regel besaß dieser Stamm Ländereien an beiden Ufern des Flusses, der sich in der Mitte ihrer Besitzungen zu einem Landsee erweitert.

Die Nuehrs sind ein stattlicher Menschenschlag, sehen aber im Uebrigen wie ächte Wilde aus. Die Männer sind groß, kräftig und wohlgeformt, doch haben ihre Gesichtszüge den Negertypus — aber breiter und schwerfälliger als die früher geschilderter Stämme.

Sehr billige Bekleidung.

Weder Männer noch Frauen kümmern sich viel um anständige Kleidung, die Männer gehen sogar ganz nackt einher, die Mädchen ebenfalls bis zu ihrer Verheirathung; von da ab tragen sie eine Schürze von Gras um die Lenden, während sich wohlhabende Weiber zu dem Luxus versteigen, statt des Grases Leder für diese Schürze zu verwenden, ein Galakostüm, auf welches sie sich nicht wenig einbilden. Ihre Schmucksachen scheinen keinen anderen Zweck zu haben, als ihren Körper so viel als möglich zu verunstalten. So färben die Männer ihr Haar mit einem schmutzigen Roth, ein Mixtum compositum, dessen Hauptbestandtheil Holzasche ist. Dann nehmen sie weißen Lehm, den sie am Hinterkopfe in dicken Lagen auftragen, bis sich eine konische Flechte bildet, deren Umfang mit der jeweiligen Laune des glücklichen Besitzers wechselt. Vermittelst des Lehmes wird das Haar nach dem Hinterkopfe zurückgedrängt;

der Gesichtsausdruck wird auch nicht dadurch gebessert, daß auf demselben Figuren die Kreuz und Quere tätowirt sind.

Das natürliche Schwarz der Hautfarbe, welches gar nicht übel aussieht, wird vollständig durch einen Ueberzug von Holzasche verdeckt, wodurch die Haut aschgrau aussieht. Am Oberarm tragen sie gewöhnlich ein Elfenbeinarmband, dabei ist ihr Hals mit einer Kette von schwarzen Glasperlen umhangen. Die Handgelenke werden mit Kupferringen und anderem Zierath geschmückt, während sie um das rechte Handgelenk einen eisernen Ring zu tragen pflegen, eine Gewohnheit, die man auch bei den Latookas findet.

Ioctian, der Häuptling der Nuehrs, wurde von Baker gefragt, wozu dieser Ring gebraucht werde. Statt aller Antwort wies der Häuptling auf die Arme und den Rücken seiner neben ihm stehenden Frau, die mit Narben bedeckt waren, welche dieser primitive Weiberzähmer verursacht hatte. Er schien auf diese Marken recht stolz zu sein und betrachtete dieselben offenbar als einen augenscheinlichen Beweis dafür, daß seine Frau ihm unterthänig sei, wie sich das auch gebühre. Statt einer Rock- oder Hosentasche hatte er einen kleinen Ledersack umgehängt, in welchem er Perlen, Holzstückchen und andere Nippsachen geborgen hatte. Er bettelte um Alles, was er sah, und sobald ihm etwas gegeben wurde, ließ er es sofort in seinem Ledersacke verschwinden.

Die Nuehrs sind äußerst versessen auf Perlen und freuen sich, wenn sie solche gegen Lebensmittel eintauschen können. Eine gewisse Art Glasperlen von der Größe eines Taubeneies wird speziell von ihnen geschätzt, sodaß Herr Petherick bei seiner Durchreise für acht dieser Perlen einen Ochsen als Gegenwerth erhielt. Der Chef kam auch an Bord seines Bootes und bat, wie üblich, um Alles was er sah.

Komischer Versuch die Füße in Schuhe zu zwängen.

So faßte er auch neben anderen begehrlichen Sachen ein Paar Schuhe des Herrn Petherick ins Auge; da dieselben alt und verschlissen waren, wurden sie ihm zum Geschenke gemacht. Natürlich waren dieselben viel zu klein für seinen elephantenartigen Fuß, sodaß die Anstrengungen die er machte, seine beiden Füße darin einzuzwängen, sich äußerst komisch ausnahmen. Nach langen vergeblichen Versuchen beschloß er endlich, die Schuhe mit nach Hause zu nehmen, wo er den Versuch machen wollte, seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er sich seine Füße reichlich mit Talg einschmierte.

Als der Häuptling in die Kajüte trat, und die Wunder civilisirter Lebensgewohnheiten sah, war er von dem Großartigen, was er erblickte, vollständig verdutzt und schickte sich an, ein Knie zu beugen, um die dem großen weißen Häuptling schuldige Ehrfurcht zu bezeugen. Er ergriff

dann meine rechte Hand, drehte die Fläche nach oben und spukte ganz gemüthlich hinein; nachdem er mich dann ehrfurchtsvoll angeblickt hatte, wiederholte er die appetitliche Procedur noch einmal. Entsetzt ob der Frechheit des Menschen, wollte ich ihn anfänglich zu Boden schlagen, da seine Geberden jedoch nur Wohlwollen und Unterwürfigkeit verriethen, so rächte ich mich dadurch, daß ich seine Komplimente in allen ihren Einzelheiten auf seine Hand anwendete. Dies gefiel ihm anscheinend ganz ausnehmend, er setzte sich und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß ich ein großer Häuptling sein müsse. Seine Begleiter begrüßten mich auf ähnliche Weise und schlossen wir einen warmen Freundschaftsbund.

Diese seltsame Begrüßungsform findet man bei sehr vielen Stämmen am oberen Nil.

Nachdem sie Tag auf Tag den Fluß hinaufgefahren waren, tagelang nichts als Sümpfe und Moräste an beiden Seiten zu sehen bekamen, während Schaaren von Mosquitos ihnen die Nachtruhe raubten, langte die Reisegesellschaft endlich an einer Handelsstation am weißen Nil an, wo große Viehheerden am Ufer weideten.

Besuch eines Häuptlings und seiner Tochter.

Hier empfingen sie den Besuch eines Häuptlings vom Kytch Stamm, der in Gesellschaft seiner Tochter, eines Mädchens von etwa sechszehn Jahren erschien, welch' letztere übrigens bedeutend hübscher war, als die meisten ihrer Stammgenossinnen. Der Vater trug ein Leopardenfell über der Schulter, auf dem Kopfe trug er eine mit Perlen und Straußenfedern besetzte Mütze. Außer diesen Gewändern hatte er keine andere Kleidung angelegt. Noch bescheidener war das Kostüm des Mädchens; dasselbe bestand lediglich aus einem Röckchen von gegerbten Fellen, welches sie über einer ihrer Schultern hängen hatte, während sie im Uebrigen total unbekleidet war. Die Männer waren groß aber erschrecklich mager, während die Kinder schon mehr wie Skelette aussahen.

Ende der Reise.

Die Reise wurde am 2. Februar in Gondokoro zu Ende gebracht. Hier ist die Gegend viel fruchtbarer und auch besser angebaut, als in den unteren Regionen des Flusses. Der Boden erhebt sich etwa zwanzig Fuß über das Niveau des Flusses, während in der Ferne hohe Gebirge das Auge ergötzen und die ganze Landschaft mit immergrünen Bäumen, die reichlichen Schatten geben, besäumt ist. Trotzdem besteht das Städtchen zum größten Theile aus elenden Grashütten, wenn es überhaupt den Namen einer Stadt verdienen sollte.

Da Baker hörte, daß in einigen Tagen eine Handelskarawane aus dem Innern mit Elfenbein erwartet werde, so entschloß er sich deren

Ankunft abzuwarten, in der Hoffnung, einige Träger engagiren zu können, die ihm sein Gepäck weitertransportiren sollten.

Die Hütten der Eingeborenen sind unübertrefflich in Sauberkeit. Das Wohnhaus der Familie ist von einer aus Euphorbia gebildeten Hecke umgeben. Das ganze Innere der Umfriedung ist in der Regel hübsch gepflastert. Auf diesem Pflaster stehen gewöhnlich ein oder mehrere Hütten, umgeben von Kornspeichern, die aus hübschem Geflecht zusammengestellt und überdacht sind. Die Hütten haben alle vorstehende Dächer, wodurch hinreichender Schatten geschaffen ist. Der Eingang ist gewöhnlich nur zwei Fuß hoch, so daß man hineinkriechen muß.

Die Eingeborenen gehören dem Bari Stamm an. Dies ist eine kriegerische und gefährliche Rasse, dabei gut bewaffnet und auch im Gebrauche ihrer Waffen wohlbewandert, sodaß der Reisende, der ihr Land passiren will, gut thut, sich mit einer zahlreichen und gut bewaffneten Eskorte zu versehen, um ihnen erforderlichen Falls die Stirne bieten zu können. Als die Kapitäne Speke und Grant durch dies Land zogen, wurde zufällig ein Regenschirm zurückgelassen, weshalb einige Boten zurückgeschickt wurden, um denselben zu holen. Die Barileute, welche offenbar wußten, daß die Boten ohne bewaffnete Begleitung leicht eingeschüchtert werden konnten, stellten sich in Schlachtordnung, sodaß der Regenschirm in Stiche gelassen werden mußte und nun jedenfalls Eigenthum des Häuptlings wurde.

Dank der günstigen geographischen Lage, machen sie große Geschäfte im Verkauf von Sklaven, da kleine Dampfer den Fluß bis Gondokoro hinauf befahren können. Natürlich vermuthet man denn auch in jeder ankommenden Reisegesellschaft Sklavenhändler und leider selten mit Unrecht.

Die streitsüchtige Natur der Baris hat sie oft in Händel mit den Sklavenhändlern verwickelt, da jedoch letztere ungleich besser bewaffnet und disciplinirt sind als die Baris, so sind sie, durch bittere Erfahrungen gewitzt, in neuerer Zeit viel friedfertiger geworden. Immerhin lauern sie noch immer auf eine günstige Gelegenheit, um Erpressungen zu verüben, und sind im Stande von einem Reisenden, der unter einem Baum sich zum Ausruhen niedersetzt, für den Genuß des Schattens Tribut zu verlangen.

Sind die Baris nun im Naturzustande recht ungemüthliche Leute, so kann man sie doch zu guten und pflichtgetreuen Dienern heranbilden, sodaß sie ein ausgezeichnetes Material für tüchtige Soldaten abgeben.

So kam einst ein junger Bari-Knabe, nachdem eine Horde einen Sklaventransport angegriffen, den Standartenträger getödtet und nahezu die Fahne selbst erbeutet hatte, zur Rettung herbeigeeilt, indem er mit einer Pistole den Mann, der die Standarte ergriffen hatte, niederschoß, ihm die Fahne entriß und dieselbe unversehrt seinem Herren zurückbrachte.

Kapitel XXI.

In einer wilden Gegend.

Baker mit Meuchelmord bedroht. — Meuterei in Baker's Lager. — Ankunft berühmter Männer. — Zusammenkunft mit Speke und Grant. — Der kleine Negerknabe von Khartoum. — Neues Complot von Baker's Mannschaften. — Die Verschwörer werden verhaftet. — Heldenmuth in drohender Gefahr. Aufrührerische Türken werden einen Abhang hinuntergetrieben. — Schreckliches Loos der Deserteure. — Aufregende Elephantenjagd. — Marsch durch schöne Jagdgründe. — Ergreifende Scene. — Das Riesenthier stürzt sich auf seinen Angreifer. — Feige Begleiter. — Der Elephant wird beinahe eingefangen. — Wilde Bestien pfeifen ähnlich einer Dampfpfeife. — Schilderungen knapper Errettung. — Afrikanische und indische Elephanten. — Elephanten im Kriege. — Die Entdecker langen in Obbo an. — Energischer Häuptling. — Bemühungen, um Regen zu bekommen. — Animirter Tanz der Obbos. — Versuche, Weiber zu verhandeln. — Satanische Eskorte. — Groteske Parade. Ernste Krankheit der Frau Baker. — Schöne Landschaft. — Reisen in Kanoes. — Sturm auf dem See. — Tropischer Wirbelsturm. — Gefahren einer Rundreise auf dem See. — Die Entdecker rücken unter großen Mühseligkeiten vorwärts. — Erneute Fieberanfälle. — Lebensgefahren bei Reisen in den Tropen.

Baker wurde in Gondokoro mit Mißtrauen empfangen. Es wurden verschiedene Versuche gemacht, ihn zu erschießen; auch wurde ein Knabe, der sich in seinem Boote befand, durch einen Schuß getödtet. Seine Leute wurden gleich zu Anfang von den Sklavenhändlern schlecht behandelt, und wurden dadurch bald selbst unzufrieden. Sie klagten über ungenügende Fleischrationen, wodurch sie von Baker die Erlaubniß erlangen wollten, einen Raubzug auf die Viehheerden der Eingeborenen zu machen, um sich Ochsen zu verschaffen. Als Baker ein derartiges Ansinnen natürlicherweise ablehnte, wurden sie noch unverschämter, sodaß Baker den Leiter des Complots, einen Araber, verhaften und demselben fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen ließ.

Als der Araber ergriffen werden sollte, legten die meisten Leute ihre Gewehre zur Seite, ergriffen Knüppel und eilten ihm zu Hülfe. Als Baker dies sah, sprang er hinzu und fällte den Aufrührer der Bande mit einem wuchtigen Schlage zu Boden; darauf befahl er, ein Seil zu holen, mit welchem er den Uebelthäter fesseln wollte. Die Leute bezeigten jedoch wenig Lust, diesem Befehle nachzukommen, und umringten ihn, als Frau Baker, die das Boot gerade verlassen hatte, sich der Gruppe näherte. Ihr plötzliches Erscheinen schien die Meuterer wankend zu machen. Baker ließ nun durch den Tambour Alarm schlagen, und befahl den Soldaten, in Reih' und Glied zu treten. Zwei Drittel der Leute gehorchten, die Uebrigen blieben bei dem Aufführer der Meuterer stehen.

In diesem kritischen Momente flehte Frau Baker um Gnade für die Aufständischen auf die Bedingung hin, daß sie ihn um Verzeihung bitten und dabei die Hand küssen sollten. Diesen Compromiß nahmen die Leute bereitwillig an, und bestürmten nunmehr auch ihren Anführer, sich bei Baker zu entschuldigen, dann wäre alles wieder gut. Dies geschah denn auch, worauf Baker den Leuten noch eine eindringliche Strafpredigt hielt und damit die Angelegenheit für erledigt erklärte.

Leider blieb der Fall nicht vereinzelt, wiederholte sich vielmehr noch mehrere Male, sodaß der ganze Zweck der Expedition durch diese widerspänstige Gesinnung der Leute leicht hätte vereitelt werden können.

Ankunft berühmter Männer.

Einige Tage nachher hörte man, wie in einiger Entfernung Gewehre abgefeuert wurden, und bald nachher wurde Baker berichtet, daß zwei „Weiße" vom Ocean angelangt seien. Es zeigte sich bald, daß dies Speke und Grant waren, die geradeswegs vom Victoria Nyanza kamen. Beide sahen erschöpft und ermüdet aus. Speke, der den ganzen Weg von Zanzibar ab zu Fuße zurückgelegt hatte, war zwar außerordentlich abgespannt, hatte aber doch noch einen guten Rest von Lebenskraft und Lebensmuth in sich. Grant's Kleidung sah ganz abgetragen aus, aus beiden Augen leuchtete jedoch das energische Feuer, welches ihn so viele Hindernisse und Gefahren glücklich hatte überwinden lassen.

Sie hatten erfahren, daß sich westlich vom Nyanza noch ein anderer Landsee, Luta Nzige See genannt, befinde, und Speke sprach seine feste Ueberzeugung dahin aus, daß dieser See die zweite Quelle des Nils bilde. Daraufhin entschloß sich Baker diesen See aufzusuchen, nachdem die beiden Reisenden ihm in zuvorkommendster Weise eine Karte mit den Wegen zu der Gegend, wo der See lag, zur Verfügung gestellt hatten, worauf Speke und Grant den Nil hinunter, und von dort nach der Heimath zurückreisten.

Trotz der Lektion, welche der mißglückte erste Putsch Baker's Leuten gegeben hatte, dauerte die unzufriedene Haltung derselben fort, sodaß sie nur mangelhaft ihren Dienst verrichteten. Glücklicher Weise hatte Baker einen kleinen Negerknaben in seinen Diensten, der eine Zeitlang bei der österreichischen Mission in Khartoum verweilt hatte, dann aber entlassen worden war. Als er einst in den Straßen von Khartoum herumirrte, erfuhr er die Ankunft von Baker, eilte nach dessen Wohnung, warf sich Frau Baker zu Füßen, und beschwor sie unter Thränen, ihn für die Expedition zu engagiren. Erkundigungen bei der Mission ergaben, daß der Knabe gut beanlagt war, weßhalb sie ihn in ihre Dienste nahm. Als er nun gründlich gewaschen, gekämmt, und mit Beinkleidern, Blouse und Gürtel bekleidet worden war, schien er ein ganz anderer Mensch geworden

zu sein, und betrachtete sich von Stund' an als ganz der Frau Baker zugehörig, wie es denn auch sein größter Stolz war sie zu bedienen. Frau Baker belohnte seine Treue und Ergebenheit dadurch, daß sie ihm Geschichten aus der Bibel erzählte, und ihm die Anfangsgründe der christlichen Lehre einzupredigen suchte.

„Sofort die Gewehre niedergelegt!"

Durch den jungen Saati erfuhr denn auch Ba er, daß ein neues Komplot geplant sei, wonach die Khartoum Leute verabredet hatten unter Mitnahme ihrer Gewehre und Munition zu desertiren, und falls Baker sie daran hindern wollte, ihn zu erschießen. Baker ließ nun die Schlösser der Gewehre mit Gummituch verbinden, bat seine Frau sich hinter ihn zu stellen, und ließ dann außerhalb seines Zeltes auf sein Feldbett fünf Doppelgewehre legen, deren beide Läufe mit Rehposten geladen waren, daneben auch einen Revolver sowie einen entblößten Säbel. Ein sechstes Doppelgewehr hielt er in seiner Hand, worauf auch Richarn und Saati, die neben ihm standen, mit je einem Doppelgewehr bewaffnet wurden.

Er ließ dann die Trommel rühren und ersuchte seine Frau genau aufzupassen, ob einer der Männer den Versuch machen werde, den Verband von den Gewehren abzunehmen, für welchen Fall er entschlossen war, den Betreffenden sofort niederzuschießen. Nur fünfzehn Mann traten auf den Trommelruf in Reihe und Glied. Er befahl ihnen nun, ihre Waffen niederzulegen, was sie, ihn herausfordernd anblickend, verweigerten.

„Sofort die Gewehre niedergelegt!" donnerte ihnen Baker entgegen, während er beide Hähne seines Gewehres spannte. Beim Knacken des Hahnes wichen die Männer zurück, ihre Reihen lichteten sich, einige gingen ein Paar Schritte rückwärts, andere setzten sich auf die Erde und legten die Gewehre neben sich, der Rest zerstreute sich, indem sich die Männer einzeln oder zu zweien unter die schattigen Bäume lagerten. Als Baker auf sie eindrang, kapitulirten sie alle und erklärten sich bereit, ihre Waffen niederzulegen, wenn ihnen eine schriftliche Entlassungsurkunde gegeben würde. Sie wurden sofort entwaffnet, die Entlassungsurkunde ausgefertigt, wobei Baker jedem Namen das Wort Emperer beifügte. Gegen Schluß der Expedition waren ihm nahezu alle Bewaffnete desertirt, die meisten traten bei den Sklavenjägern in Dienst.

Heldenmuth in drohender Gefahr.

Um nicht in Verlegenheit zu kommen engagirte Baker einen Barikknaben als Dolmetscher, da er entschlossen war, Gondokoro unter allen Umständen zu verlassen. Eine Handelskarawane, unter Führung eines Koorshid, die eben von Latooka angekommen war und dahin zurückkehren wollte, weigerte sich nicht nur entschieden, Baker zu gestatten sich ihnen anzuschließen, drohte ihm vielmehr noch, ihn mit Gewalt zurückzutreiben,

falls er versuchen möchte, ihnen zu folgen. Saati machte ihm dann Mittheilung von einer neuen Verschwörung, welche ein anderer Sklavenhändler, Mahomet Her, angestiftet hatte, um Baker's Leute in seinen eigenen Dienst zu pressen. Trotz der Gefahren die ihm drohten, zwang Baker seine Leute doch, ihm auf seinem Marsche von Gondokoro zu folgen, während es ihm durch ein wohl ersonnenes Manöver gelang, vor Koorshid's Karawane einen Vorsprung zu erlangen. Schließlich wußte er durch seinen wunderbaren Takt, unter der Beihülfe seiner Frau, den Führer der Karawane, den wilden Ibrahim, ganz zu seinen Gunsten zu stimmen, sodaß ihm derselbe fortan in jeder Beziehung Beistand leistete. Unter diesen geb sserten Verhältnissen langte er in Tarrangolle an, einem der mächtigsten Handelsplätze von Latooka, hundert Meilen von Gondokoro entfernt, sodaß er hoffen konnte, es werde ihm nunmehr ein Leichtes sein, Unyoro, das Gebiet von Kamrasi, zu erreichen.

Inzwischen hatten weitere Desertionen seine Truppe noch mehr geschwächt, obschon er sie dringend gewarnt hatte. Diese Warnung sollte sich in merkwürdiger Weise erfüllen.

Eines Tages wurde nämlich Baker mitgetheilt, daß Mahomet Her, bei welchem die meisten seiner Deserteure in Dienst getreten waren, mit hundertundzwanzig Bewaffneten und gefolgt von dreihundert Eingeborenen, einen Angriff auf ein gewisses im Gebirge belegenes Dorf gemacht habe, um dasselbe zu plündern und Sklaven wegzuschleppen. Nachdem sie das Dorf verbrannt und eine Anzahl Sklaven erbeutet, stiegen sie die Berg elände hinab, wurden aber bald von einer zahlreichen Truppe von Latookas, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, heftig angegriffen.

In einen Abgrund getrieben.

Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, aber vergebens; die für die Latookas gemünzten Gewehrkugeln prallten von den Felsen ab, während die Eingeborenen die Räuber mit Pfeilen. Lanzen und schweren Steinen bombardirten, die von oben und unten, kurz von allen Seiten geflogen kamen. Die Türken mußten flüchten und es brach eine Panik bei ihnen aus, sodaß ihr Widerstand erlahmte. Die gebahnten Wege waren von Latookas besetzt, sodaß die Türken den felsigen Abhängen zuliefen und sich endlich ganz verirrten, indem sie vor einem Abgrunde ankamen, von welchem kein Rückzug möglich war.

Die kreischenden und johlenden Wilden waren ihnen hart auf den Fersen und trieben die Räuber bis vor den Abgrund, in welchen sie bald Mann für Mann hinuntergeschleudert wurden, um dann als unförmlich zerschmetterte Kadaver unten gefunden zu werden. Einige fochten bis zuletzt, schließlich wurde die ganze Räuberbande bis auf den letzten Mann

den Felsen hinabgestürzt. Kein Pardon war gegeben worden, sodaß außer den Sklavenjägern auch noch zweihundert Eingeborene, welche sich an dem Raubzuge betheiligt hatten, umkamen.

Mahomet Her hatte sich nicht persönlich an diesem Zuge betheiligt und entschlüpfte, war aber vollständig ruinirt.

Der verhängnißvolle Ausgang, den dieser Raubzug nahm, hatte auf Baker's Unternehmung einen wohlthätigen Einfluß.

Gefährliche Begegnung.

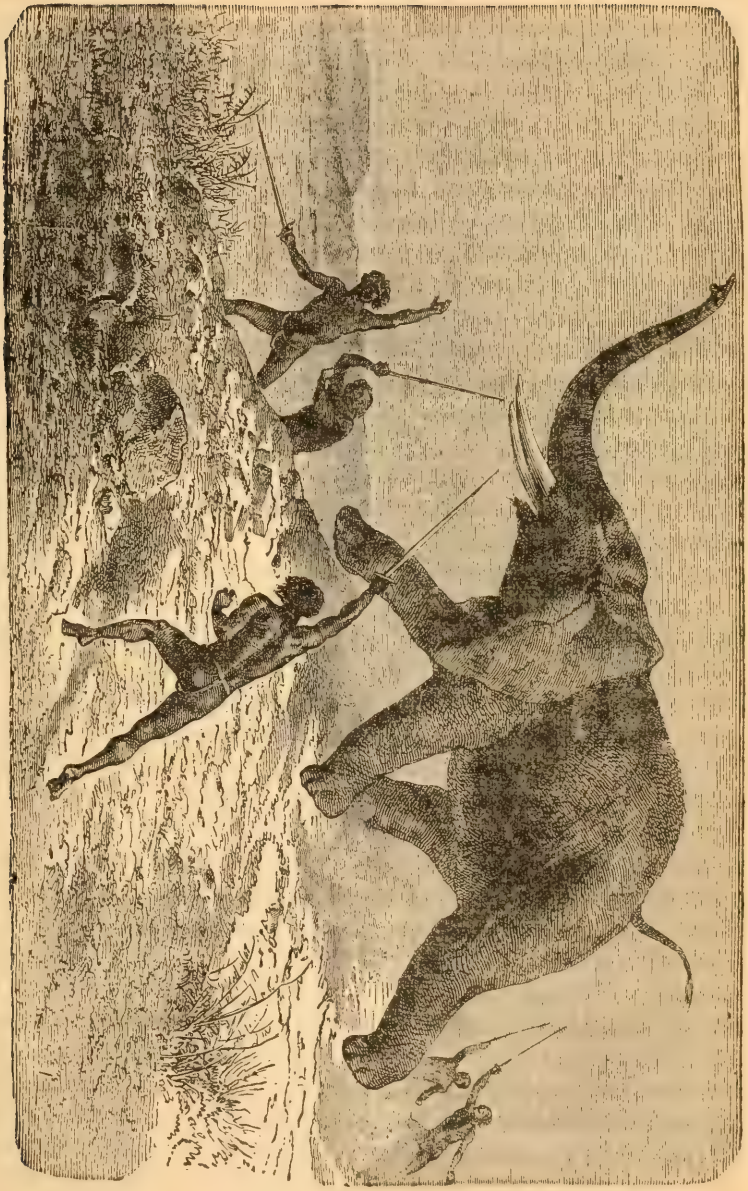
Baker liefert eine spannende Beschreibung eines Jagdabenteuers, welches er zu dieser Zeit durchmachte:

Gegen fünf Uhr Morgens brach ich mit drei Pferden und zwei Kameelen, letztere mit Proviant und Wasser beladen, auf. Nach einem dreistündigen Marsche durch die schönen Jagdgründe, welche das Latooka-Thal bildet, entdeckte ich die Spuren von Rhinocerossen, Giraffen und Elephanten. Kurz danach trieb ich ein Rhinoceros aus seiner Lagerstätte auf, konnte jedoch nicht zum Schuß kommen, da das Gestrüpp zu dicht war, in welchem das Thier verschwand, noch bevor ich hatte vom Pferde springen können.

Die Kameele hatte ich auf einem offenen Grasplatze zurückgelassen, und als ich von meinem Ritt hinter den Büffeln zurückgekehrt war, sah ich meine Kameeltreiber in größter Aufregung auf mich zu rennen. Ich galoppirte denselben entgegen und erfuhr dann, daß eine Heerde männlicher Elephanten gerade durch das Feld gezogen und jetzt im Dickicht nebenan sei. Ich rief nun meine Leute zusammen und instruirte sie, mit den Reservepferden und Gewehren in meiner Nähe zu bleiben, während ich die Latookas ins Gebüsch schickte, um die Elephanten aufzujagen. Ich selbst folgte dicht hinter ihnen.

Etwa zehn Minuten später kamen die Latookas auf uns zugelaufen, gleich hinter ihnen zwei riesige männliche Elephanten mit prächtigen Stoßzähnen. Sie waren etwa hundert Yards von mir entfernt und anscheinend die Leiter der Heerde. Der Platz war außerordentlich günstig, wenig bewachsen, aber doch mit geeignetem Strauchwerk, hinter welchem ich mich verbergen konnte. Gleich darauf kamen zwei weitere Elephanten, die sich den Führern anschlossen, augenscheinlich war noch weiterer Zuzug zu gewärtigen. Gerade im Begriffe zu feuern, liefen die allzu eifrigen Latookas auf die Ungethüme zu, ihre rothen und blauen Kopfbedeckungen zogen die Augen der Thiere leicht auf sich, die sich sofort auch in voller Karriere auf die Wilden stürzten. Ich hatte nur noch Zeit „Folgt mir" zu rufen, als ich schon meinem Pferde die Sporen gab, um mitten in die Heerde hineinzusprengen.

In diesem Momente stürzte mein Pferd und fiel auf die Seite, meinen rechten Schenkel unter sich begrabend, wodurch ich hilflos an den Boden



Eingeborene fangen einen Elephanten.

gefesselt lag. Mit übermenschlicher Anstrengung machte ich mich frei und bestieg mein altes abyssinisches Jagdpferd „Tetel" und galoppirte dann hinter den Elephanten her, während mir die Latookas, die gleich Windhunden rennen konnten, im vollen Laufe folgten.

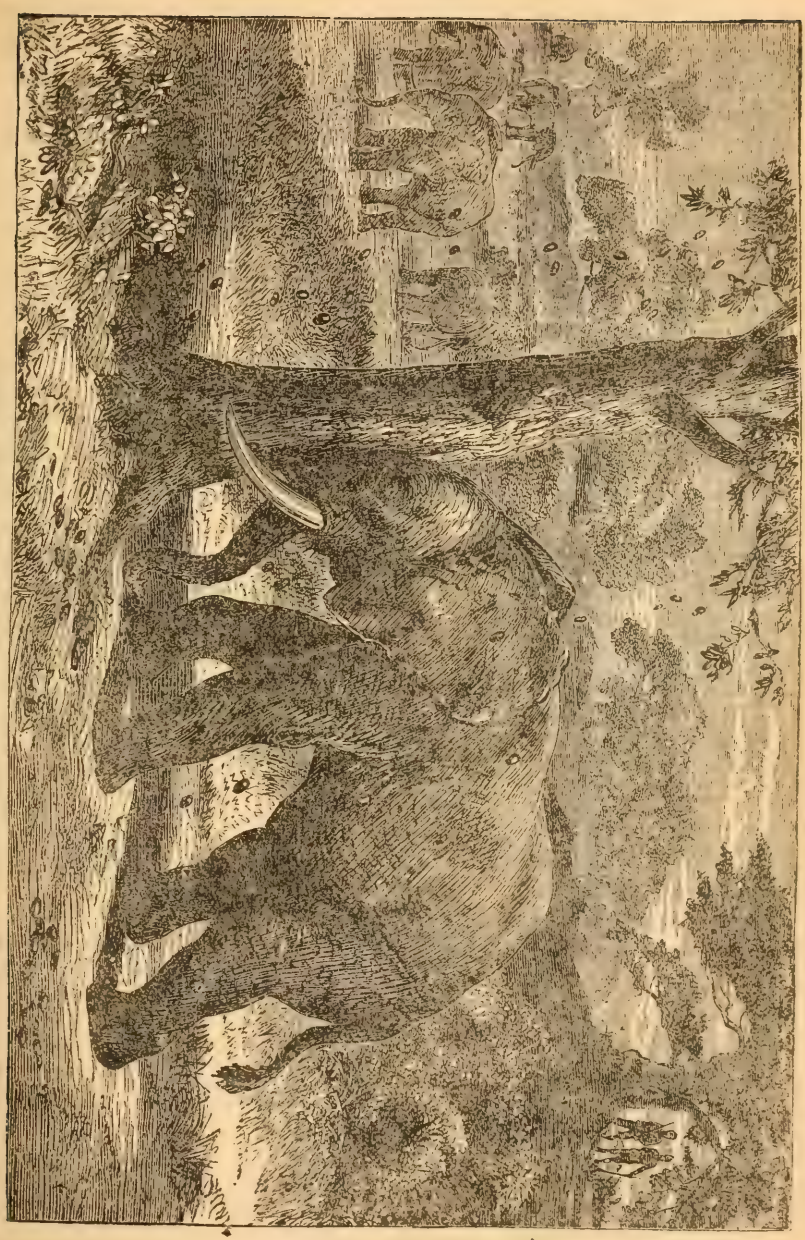
Kein Mann mit einem Reservegewehre war in meiner Nähe. Die feigen Kerle waren, obschon leicht von Gewicht und gut beritten, wohlweislich den wilden Bestien auf respectvolle Distanz ferngeblieben, die Eingeborenen meist ausgerissen, Richarn natürlich mit eingeschlossen, der als ungeübter Reiter der Fußjagd den Vorzug gab. Vergeblich waren meine Zurufe an die Männer; ich mußte dem Elephanten etwa zehn Minuten mit abgefeuertem ungeladenem Gewehre folgen, als er sich plötzlich umdrehte und — ein Riese von zehn Fuß Höhe — plötzlich dicht vor mir stand. Mein gutes Pferd „Tetel" war vorzüglich für Elephantenjagden abgerichtet; ohne irgend welche Furcht, stand es wie ein Fels im brandenden Meere, selbst beim heftigsten Gewehrfeuer. Ich wollte gerade wieder laden, als Yanen, einer meiner Leute, auf dem Pferde „Filfil", zu mir hingeritten kam und mir ein Reservegewehr überreichte. Ich ritt nahe an den Elephanten heran, zielte ruhig und schoß ihn hinter das Schulterblatt. Mit fürchterlichem Gebrüll stürzte der Elephant wie eine Dampfmaschine auf mich zu. Die Sporen wurden eingesetzt und „Tetel" that seine Pflicht, wie der Wind sauste er über die Grassteppe dahin, das trockene Gras pfiff mir um die Ohren, als wir darüber hinschossen, während der Elephant, der angeschossen war, uns wüthend verfolgte.

Bald stand das Riesenthier wieder still, welche Gelegenheit ich benutzte, um mein Gewehr wieder zu laden, als ich plötzlich aus dem Dickicht ein Geräusch vernahm, welches nur von herbeieilenden Elephanten herrühren konnte. Mein Mann Yanen hatte bei meinem ersten Angriff auf den Elephanten bereits Reißaus genommen und war nirgends zu sehen.

Bald wurde der Lärm, den die näher kommenden Elephanten machten, stärker und stärker und die Köpfe einer dicht zusammengedrängten Heerde von achtzehn Elephanten tauchten aus dem Dickichte auf und nahmen ihren Kurs direkt nach mir zu, obschon sie mich, da ich mit meinem Pferde in hohem Grase stand, nicht sehen konnten. In meinem Leben habe ich keinen grandioseren Anblick gehabt als diesen; die Heerde bestand nur aus Männchen, mit ungeheueren Stoßzähnen. Ich wartete bis sie zwanzig Schritte von mir entfernt waren, galoppirte dann auf die Heerde zu, wobei ich einen lauten Schrei ertönen ließ. Sie drehten sich um und rannten den Hügel hinauf, aber so rasch, daß ich nicht folgen konnte.

Feige Begleiter.

Ich verfolgte nun drei der Elephanten, die sich von den übrigen getrennt hatten, wovon ich einen, der ganz enorme Stoßzähne hatte, speziell auf's



Männlicher Elephant, der Früchte von den Bäumen schüttelt.

Korn nahm. Als er sah, daß ich es auf ihn abgesehen hatte, stürzte er auf mich zu, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ich ihm kaum ausweichen konnte. Als er sich nun wieder umwandte, erneuerte ich sofort meinen Angriff, worauf sich das Thier in das dichtbewachsene Gestrüpp zurückzog, in welches kein Pferd eindringen konnte, wodurch mir die Gelegenheit ihm eine Gewehrkugel senden zu können entzogen wurde.

Ich spähte nun nach einem Pfade, durch welchen ich in das Gestrüpp eindringen konnte, als ich plötzlich die Eingeborenen von der Richtung aus, wo ich den ersten Elephanten angeschossen hatte, laut schreien hörte. Ich ritt im Galopp dorthin und traf dort einige der Eingeborenen, darunter auch Adda. Nach vielem Rufen erschien auch endlich Yaseen mit meinem Pferde „Filfil"; nach alter Gewohnheit hatte er Reißaus genommen, als er die Elephanten heranstürmen sah, und Gott weiß wie weit er dann geritten war, bis er einen Platz erreicht hatte, der ihm hinreichend sicher erscheinen mochte. Durch die Feigheit meiner Leute war ich von einem aus zwei berittenen Gewehrträgern und fünf Fußgängern bestehenden Gefolge im kritischen Moment im Stiche gelassen worden.

Der Elephant, den ich in verwundetem Zustande verlassen hatte, war verschwunden. Ein Latooka folgte seiner Spur und bald hörten wir seine Stimme aus dem Walde ertönen. Bald war ich ihm auf der Spur, die durch hohes Gras und Dickicht führte. Nach einer Viertelstunde fanden wir das Riesenthier im Gebüsch, nur fünfzig Yards von uns entfernt. Sobald der Elephant unsrer ansichtig wurde, stieß er einen schrillen Schrei aus und kam entschlossen auf uns los. Entfliehen war außerordentlich schwierig wegen des dichten Gestrüpps, welches ein Pferd nicht passiren konnte, wohingegen der Elephant dasselbe wie Spinngewebe zerreißt. Es gelang mir schließlich aber doch nach einer Jagd von etwa hundertundfünfzig Yards den Elephanten dadurch zu überraschen, daß ich einen dicken Baum durch eine scharfe Wendung umritt.

Elephanten, die schrei'n wie eine Dampfpfeife.

Als ich den offenen Platz durchritt, kam ich dem Thiere auf fünfzig Yards nahe, als es sich rasch umwendete. Ich machte mit Tetel die gleiche Wendung, und hatte dadurch Gelegenheit, ihn abermals in die Schulter zu schießen. Er stürzte nieder, raffte sich aber sofort wieder auf und rannte auf mich zu. Glücklicherweise hatte ich das Terrain vorher recognoscirt und galoppirte nun einen Hügel hinauf; aber der Elephant war rasch hinter mir her, und kam mir näher und näher.

Mein Pferd stellte sich ganz hölzern an, — vergeblich drückte ich ihm die Sporen tief in die Weichen, vergebens war mein Streicheln und Zureden, nicht einen Extra-Schritt konnte ich aus ihm herausbringen, und es trabte nur so dahin, als ob es ganz außer Athem wäre. Hamed saß

auf einem Pferde „Mouse," das dreimal rascher lief als „Tetel;" statt nun den Elephanten abzulenken, schoß er viel zu früh, und machte sich dann eiligst aus dem Staube. Yaseen war mit „Filfil" in anderer Richtung entflohen, sodaß ich das Vergnügen genoß, auf einem kranken und lahmen Pferde durch den Elephanten gejagt zu werden.

Ich hoffte noch immer, das Thier würde die Jagd aufgeben; als ich jedoch umschaute, war es kaum zehn Yards vom Schweife meines Pferdes entfernt und streckte schon seinen Rüssel aus, um denselben zu ergreifen. Glücklicherweise wurde das Pferd durch das furchtbare Geschrei des Elephanten, welches wie eine Dampfpfeife die Luft durchzitterte, so erschreckt, daß es wieder rascher zu rennen begann, welche Gelegenheit ich dazu benutzte, den Hügel hinabzusprengen und dann wieder hinauf, ähnlich dem Seitensprunge des Hasen, wenn er vom Jäger verfolgt wird. Der Elephant verließ darauf das Feld und kehrte in's Dickicht zurück, ein großes Glück für mich, da eine Fortsetzung des Angriffes seitens des Elephanten für mich die bedenklichsten Folgen hätte haben müssen.

Während meiner jahrelangen Erfahrung in Elephantenjagden war es mir noch nicht vorgekommen, daß mir ein Thier so nahe gekommen war. Da „Tetel" im Uebrigen solch' ein vorzüglich abgerichtetes Jagdpferd war, so vermuthe ich, daß die Ursache seines heutigen trägen Verhaltens in einer Krankheit zu suchen war, die ihn plötzlich überfallen haben mußte. Ich stieg sofort vom Pferde, welches sich sofort legte, um, wie ich glaubte, zu verenden.

Durch einen hellen Pfiff citirte ich endlich Hamed zu mir, der inzwischen lustig weiter geflohen war, trotzdem der Elephant längst außer Sicht war. Yaseen war auch noch in respektvoller Entfernung, kam aber herangetrollt, als ich wiederholt nach ihm pfiff. Ich bestieg dann Filfil und ließ Tetel nach dem Lager bringen.

Die Sonne war gerade untergegangen, als die zwei Latookas sich weigerten, länger dem verendeten Elephanten nachzuspüren, indem sie behaupteten, das Thier werde jedenfalls über Nacht verenden, sodaß sie dasselbe folgenden Morgens schon finden würden.

Da wir ungefähr zehn Meilen vom Lager entfernt waren, so feuerte ich einen Schuß ab als Signal für meine Leute, sich zu sammeln. Binnen einer halben Stunde waren wir alle wieder vereinigt, mit Ausnahme der Kameele mit ihren Treibern, die meilenweit zurückgeblieben waren.

Elephanten im Kriege.

Der afrikanische Elephant unterscheidet sich von dem indischen nicht nur durch seine Gewohnheiten, sondern auch in seiner äußeren Form. Man zählt drei verschiedene Arten.

Der Rücken des afrikanischen Elephanten ist concav, der des indischen convex, das Ohr der afrikanischen Thiere ist enorm groß und bedeckt, wenn

zurückgeworfen, beinahe die ganze Schulter, wohingegen das der indischen Rasse verhältnißmäßig klein ist. Der Kopf des afrikanischen Riesenthieres hat eine convexe Form, dessen Schädelspitze in einen scharfen Winkel sich neigt, während der Kopf des indischen Elephanten über dem Rüssel flach geformt ist.

Durchschnittlich ist der afrikanische Elephant größer und stärker als der von der Insel Ceylon, obschon ich häufig auf dieser Insel Elephanten getödtet habe, die sich an Stärke und Größe mit den höchsten afrikanischen Kolossen messen konnten.

Die Engländer in Indien hatten denn auch bald entdeckt, daß das enorme Thier vielfach für praktische Arbeit verwendbar sei. Seine ungeheuere Stärke, die bemerkenswerthe Intelligenz, sein williger Gehorsam, die Geschicklichkeit womit er die tiefsten Gewässer durchschwimmt, sowie durch die dichtesten Wälder einen Weg bahnt, ließen ihn für Dienste geeignet erscheinen die kein anderes Thier leisten kann.

Häufig hat man in Indien Geschütze auf dem Rücken der Elephanten transportiren lassen und durch dieses Mittel diese Waffenstücke an Stellen bringen lassen, wohin sie durch Pferdebespannung nicht hätten gebracht werden können. Die Kanonen waren auf den breiten Rücken der Elephanten festgeschnallt, man würde sie sogar von demselben abfeuern können, wenn es für die Kanoniere nicht schwierig wäre, von diesem Standpunkt aus gut zielen zu können.

Baker in Obbo.

Da es für Baker wegen des abscheulichen Benehmens der mohammedanischen Begleiter gefährlich wurde, noch länger in der Gegend zu verweilen, weil die Eingeborenen täglich mit Angriffen drohten, so sah er sich gezwungen, nach Obbo zurückzukehren, dessen Häuptling, Katchiba, ihn bereits früher in freundlicher Weise empfangen hatte. Hier wurden Herr und Frau Baker, die häufig durchnäßt worden waren, abermals vom Fieber befallen. Um dieselbe Zeit starben alle Pferde und anderen Lastthiere seines Gefolges. Katchiba behauptete im Verkehr mit dem Jenseits zu stehen, sowie Gewalt über die Elemente zu besitzen, sodaß Regen und Dürre, Windstille und Sturm, gleichmäßig unter seiner Botmäßigkeit stünden und von ihm beliebig hervorgezaubert werden könnten. Dies war wenigstens der Glaube seiner Unterthanen.

Raffinirter alter Häuptling.

Kein Obbo würde es wagen, sich auf die Reise zu begeben, ohne vorher den Segen des Häuptlings empfangen zu haben, da man einen specifischen „hocus-pocus," in Form eines Amulets desselben für unerläßlich hielt, das den Reisenden gegen alle ihm auf der Reise von wilden Thieren und Menschen drohenden Gefahren schützen soll.

Elephanten in militärischen Diensten.

Ist Jemand krank, so wird er gerufen, aber nicht als Doctor med., sondern als Zauberdoktor, worauf er sowohl das Haus als auch den Patienten gegen den Tod gefeit macht, obschon das Resultat ein wechselndes ist, wie das bei allen Handwerken der Fall zu sein pflegt, selbst bei den Zauberern. Es genügt jedoch, daß seine Unterthanen unbegrenztes Vertrauen in seine Allgewalt setzen, und so weitverbreitet ist sein Ruf, daß er oft von weit entfernten Leuten anderer Stämme aufgesucht wird, die ihn um Beistand in ihren Anliegen bitten. In dieser Weise führt der alte Katchiba das Scepter über das wilde, aber leichtgläubige Volk, und ich bin überzeugt, daß der Mann, der so lange seine Unterthanen hinter's Licht geführt hat, schließlich selbst zu dem Glauben gelangt ist, trotz aller vorgekommenen Fehlschläge in Wirklichkeit die Gabe der Zauberei zu besitzen.

Während Baker's Anwesenheit gerieth Katchiba einstmals, ähnlich wie andere Regenmacher, in nicht geringe Verlegenheit. Längere Zeit war kein Regen gefallen und die Leute waren über die anhaltende Dürre dermaßen aufgebracht, daß sie sich vor seinem Hause zusammenrotteten, wobei sie auf Hörnern bliesen, Verwünschungen ausstießen, und überhaupt einen Höllenlärm machten, weil der Häuptling ihnen nicht einen Regenschauer verschafft hatte, der sie in Stand setzte, ihre Saaten zu pflanzen. Seiner Politik getreu nahm es der alte Herr sehr leicht mit ihrem Lärm, indem er ihnen in der größten Ruhe sagte: „Ihr könnt mich jederzeit umbringen, aber seid versichert, daß dann von Stund' ab gar kein Tropfen Regen mehr fallen wird." Ausgiebiger Regen werde sofort niederfallen, sobald dem Häuptlinge die genügende Anzahl Ziegen und Lebensmittel dargebracht worden seien. Wir lassen nun Baker selbst sprechen. Er schreibt hierüber:

Trotz aller seiner zur Schau getragenen Zuversicht merkte ich doch bald, daß der alte Katchiba sich in einer argen Klemme befand und noch nicht wußte, wie er sich herausziehen sollte. Er würde Alles mögliche darum gegeben haben, wenn er einen Regenschauer hätte produziren können. Es war eine gewohnte Ueberlieferung bei den Eingeborenen, dem Regenmacher, der keinen ausgiebigen Regen schaffen konnte, einfach den Kopf abzuschlagen.

So fragte er mich denn mit vor Angst veränderter Stimme: „Regnet es denn eigentlich auch in Ihrer Heimath?" „Ja wohl", erwiederte ich, „so dann und wann." „Wie fangen sie es dort an? Sind Sie vielleicht auch ein Regenmacher?"

Meine Antwort ging dahin, daß man in meiner Heimath nicht an Regenmacherei glaube, trotzdem wir es verständen den Blitz in eine Flasche zu zapfen. (Anspielung auf Elektrizität.)

„Meinen Blitz kann ich nicht auf Flaschen ziehen, obschon ich ein Haus habe, in welchem es fortwährend blitzt und donnert", erwiederte der Häuptling, hinzusetzend: „Können Sie aber den Blitz wirklich auf Flaschen ziehen, so müssen Sie auch Regen machen können. Wie denken Sie heute über das Wetter?"

Sage, wie Regen zu beschaffen sein möchte.

Ich bemerkte sofort, in welch' großem Wahn sich der alte Katchiba befand, er wollte einen professionellen Rath hören. Meine Antwort war einfach, er müsse dies ja besser wissen als ich, da er ja ein regulärer Regenmacher sei.

„Natürlich muß ich es", antwortete er, „trotzdem möchte ich gern hören wie Sie darüber denken."

„Nun", erwiederte ich, „es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß in nächster Zeit ausgiebiger Regen fallen wird, immerhin glaube ich, daß wir innerhalb der nächsten vier Tage einen hübschen Schauer haben werden." (Ich wagte diese Behauptung, weil ich in den letzten Tagen gegen Abend Lämmerwölkchen am Horizont sich hatte bilden sehen.

„Genau meine Ansicht", rief Katchiba hocherfreut aus. „Binnen vier, höchstens fünf Tagen werde ich den Leuten einen Regenschauer geben, Jawohl, einen einzigen Schauer, Jawohl! ich will zu den Lumpenkerls hinabgehen und denselben sagen, wenn sie mir heute Abend einige Ziegen und morgen etwas Korn bringen, so wolle ich denselben binnen vier oder fünf Tagen einen einzigen Schauer geben."

Um dieser seiner Erklärung den nöthigen Effekt zu geben, flötete er diverse Stückchen auf seiner Zauberflöte.

„Haben Sie auch in Ihrer Gegend Flöten?" fragte er nach einer Pause. Ich antwortete ihm indirkt, indem ich einen solch' schrillen, ja betäubenden Pfiff zwischen den Fingern ertönen ließ, daß sich Katchiba die Ohren zuhielt, und lediglich als stummes Zeichen seiner Bewunderung liebenswürdig lächelte, worauf er sich vor den Ausgang des Hauses stellte und einen prüfenden Blick auf das Firmament warf, als ob er sehen wollte, welche Wirkung der Pfiff hervorgebracht hatte.

„Pfeifen Sie noch einmal", rief er mir dann zu, und darauf ließ ich einen Pfiff, ähnlich dem einer Lokomotive, ertönen.

„Das wird genügen, jetzt wird der Regen schon kommen", rief der schlaue, alte Regenmacher aus, und stolz über die Information, die er von einem Sachkundigen empfangen, trottete er von dannen um seine ungeduldig gewordenen Unterthanen aufs Neue zu beruhigen. Einige Tage nachher kam wirklich ein heftiges Gewitter mit reichlichen Regengüssen zum Ausbruche, wodurch Katchiba's Ruf ein neues Relief erhielt. Nachdem das Gewitter vorbeigezogen, wurden Hörner geblasen und ihm eine

Art Ständchen gebracht. Als wir später unter vier Augen beisammensaßen, erklärte er, mein Pfeifen sei die Ursache des Regens gewesen.

Als Baker nebst seiner Frau vom Fieber geplagt das Bett hüten mußten, stattete Katchiba denselben einen Besuch ab, und zwar in seiner Eigenschaft als Zauberer, als welcher er denn auch eine ganz eigenthümliche Ceremonie zur Ausführung brachte. Er nahm einen kurzen Blätterzweig, füllte seinen Mund mit Wasser und sprenkelte es auf den Zweig, mit dem er dann das Zimmer durchfächelte, und ihn endlich über die Thüre steckte. Beim Abschied gab er seinen Gästen die beruhigende Zusicherung, daß sie nunmehr bald genesen würden; da nun wirklich kurz nachher das Fieber nachließ, so wurde dadurch sein Vertrauen in seine überirdischen Kräfte zweifellos in ihm gekräftigt.

Nachdem sie genesen waren, machten sie dem Häuptling einen Gegenbesuch, und wurden in fürstlicher Weise von ihm bewirthet.

Lebhafte Tänze der Obbos.

Eines Tages hielten die Eingeborenen eine große Rathsversammlung ab, die mit einem Kriegstanze endete. Alle waren nach verschiedenen Mustern bemalt, wozu rother Okker und Pfeifenthon benutzt wurde. Der übliche Kopfschmuck von Perlen, Hahnen- und Straußenfedern fehlte natürlich auch nicht.

Nachdem der Tanz zu Ende war, hielt der alte Katchiba eine lange und heftige Anrede an die Leute, andere Sprecher folgten, die eine große Redegewandheit entwickelten, und ihrer Freude über den Besuch der merkwürdigen Fremden lebhaften Ausdruck verliehen.

Baker kaufte von den Türken ein Paar gute Reitochsen für sich und seine Frau, und setzte, nachdem er sein übriges Gepäck unter der Aufsicht von Katchiba und zwei Dienern zurückgelassen hatte, seine Reise im Januar 1864 fort, und zwar erst nach Karuma, welches am nördlichen Ende von Kamrasi's Territorium liegt, welche Gegend Speke und Grant besucht hatten.

Die Shooa-Gegend, welche sie demnächst passirten, ist sehr schön, und besteht vorzugsweise aus Gebirgen, die mit schönen Waldbäumen bestanden sind, zwischen welchen die Dörfer in malerischer Weise versteckt liegen.

Mehrere Abtheilungen sehen von ferne wie ein Park aus, der durch zahlreiche Bäche bewässert und mit feinen Holzarten bepflanzt war. Dazwischen sieht man Granitfelsen, die von ferne aussehen wie die Ruinen alter Schlösser. An Lebensmitteln war Ueberfluß, namentlich gab es reichlich Geflügel, Butter und Ziegen, die massenhaft zum Verkauf angeboten wurden. Baker hatte eine Sklavin, Namens Bacheeta, in Dienst genommen, welche Arabisch verstand und deßhalb gute Dienste als Dolmetscherin leisten konnte. Sie schien jedoch gar keine Lust zu haben, in

Merkwürdiger Kriegstanz der Obbos.

ihre Heimath zurückzukehren, und versuchte Baker irrezuführen, indem sie ihn nach den Riogas lockte, welch' letztere mit Kamrasi in Feindschaft lebten. Glücklicherweise entdeckte Baker den Verrath noch rechtzeitig, und wandte sich nunmehr nach den Karuma-Fällen, welche in der Nähe des Dorfes Atada liegen.

Eine Anzahl Kamrasi-Krieger kamen über den Fluß bis auf Sprechdistanz, worauf Bacheeta, vorher instruirt, verkündete, daß Speke's Bruder angekommen sei, um den Kamrasis einen Besuch abzustatten und denselben werthvolle Geschenke zu überbringen.

Die Kamrasi-Leute zeigten übrigens großes Mißtrauen wegen der großen Anzahl Leute, die sie sahen, bis endlich Baker auftrat, und zwar mit einem Anzuge bekleidet, welcher dem seiner Zeit von Speke getragenen ziemlich ähnlich war. Als sie diesen erblickten, schien ihr Mißtrauen zu schwinden; sie begrüßten ihn freundlich und zeigten ihre Freude durch Aufführung von Tänzen, sowie durch Schwingen ihrer Lanzen und Schilder in ausgelassener Weise.

Die Gesellschaft durfte übrigens den Fluß nicht kreuzen, bevor die Erlaubniß des Häuptlings ausdrücklich eingeholt und bewilligt worden war.

Versuche, Frauen zu verschachern.

Der feige und sehr vorsichtige Fürst schickte seinen Bruder, der vorgab, selbst Kamrasi zu sein, sodaß Baker für einige Zeit im Ungewissen blieb, ob er mit dem Könige oder einem Anderen verhandle. In Folge seiner königlichen Prätentionen wäre er nahezu niedergeschlagen worden, als er Baker vorschlug, mit ihren respektiven Frauen tauschen zu wollen, sodaß selbst Bacheeta den der Frau Baker angethanen Schimpf mit empfand, und den Scheinkönig tüchtig ausschimpfte.

Bakers Obbo-Begleiter hatten ihn längst wieder verlassen, sodaß er jetzt auf Kamrasi für die Anwerbung neuer Truppen angewiesen war.

Der König wurde dann auch schließlich zugänglicher, indem er befahl, man solle die Fremden in jeder Weise unterstützen, gleichzeitig erlaubte er ihnen westwärts nach dem See auszuziehen, den Baker so eifrig suchte.

Einige Frauen wurden ihm zum Tragen des Gepäckes beigegeben, worauf sich der Zug in Bewegung setzte.

Baker schreibt hierüber:

„Die Gegend ist meistens schlechtes Grasland und mit kleinen Dörfchen besäet. Es giebt hier Massen von süßen Kartoffeln, die jedoch wegen des nassen Untergrundes nicht von sonderlich guter Qualität sind. Ungefähr zwei Meilen zogen wir am rechten Ufer des Kafoor Flusses entlang; die Frauen, welche das Gepäck trugen, liefen ohne Ordnung

Kamrajis bewillkommnen Herrn und Frau Pater.

einher, und meine wenigen Männer hatten Mühe genug, sie wieder in Reihe und Glied zu bringen. Wir kamen dann zu einem ziemlich großen Dorfe, aber kaum eingetreten traten uns etwa sechshundert Mann mit Lanzen und Schildern bewaffnet in den Weg, wobei sie schrieen und krächzten wie Dämonen. Im ersten Augenblicke dachte ich, es sei auf einen Kampf abgesehen, bemerkte aber bald, daß sich auch Frauen und Kinder unter der Volksmenge befanden.

Meine Leute dachten weniger kühl über die Sache, und riefen einmal über das andere: „Eine Schlacht, eine Schlacht! wir werden angegriffen, gebt Feuer auf sie, Hawaga."

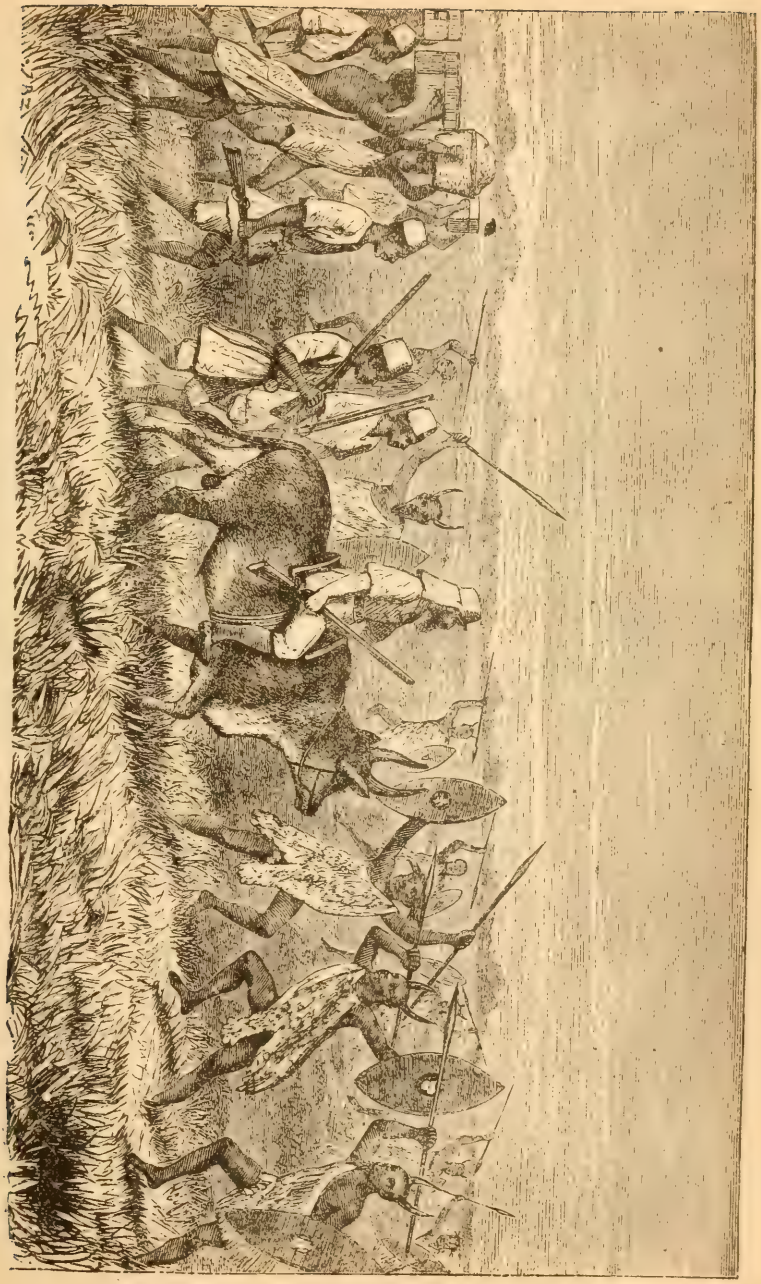
Es genügten jedoch ein Paar Worte von mir, um die Leute zu überzeugen, daß keine Gefahr drohe. Mit einer Gier, als wenn es Heuschrecken wären, rannten die Wilden zu uns heran, tanzten, gestikulirten und brüllten, wobei sie Scheingefechte mit Speeren und Spießen aufführten, als ob sie uns angreifen wollten; ihr ganzes Betragen grenzte an Wahnsinn. Ein sehr großer Häuptling begleitete sie, als einer seiner Leute plötzlich zu Boden geworfen und mit Stöcken und Lanzen attackirt wurde, sodaß er über und über mit Blut bedeckt war. Was er eigentlich verbrochen hatte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Alles in Allem genommen, habe ich niemals eine ähnlich polizeiwidrige Gesellschaft angetroffen; sie waren die getreuen Abbilder von Teufeln, wie ich sie mir als Kind ausmalte, — Hörner, Schwänze, kurz alles diabolisch, nur daß der Pferdefuß fehlte, das war die Eskorte, die uns von Kamrasi mitgegeben war, um uns zum See zu geleiten. Zum Glück für alle Betheiligten, waren bei dieser Tour keine Türken in unserem Gefolge, sonst wäre die satanische Gesellschaft sicherlich mit einer Musketensalve begrüßt worden, als sie uns in solch' einfältig unvorsichtiger Weise bei unserer Ankunft begrüßte.

Krankheit von Frau Baker.

Baker wurde jedoch bald von seiner höllischen Begleitung befreit. Seine arme Frau war natürlich sehr unruhig, sie fürchtete der König könnte die Expedition irreführen und sie selbst entführen lassen. Bald nachher kreuzten sie den Kafue-Fluß, die Hitze wurde unerträglich, und wurde Baker auf's tiefste erschüttert, als er seine Frau plötzlich wie todt von dem Reitochsen herunterfallen sah. Mit Hülfe seiner Adjutanten trug er sie durch die üppige Vegetation; bis zur Hüfte mußten sie durch das Wasser waten, bis sie das Flußufer erreichten. Dort bettete er sie unter einen schattigen Baum, wo er bei Untersuchung ihres Zustandes entdeckte, daß sie ein Sonnenstich getroffen hatte.

Da an dieser Stelle absolut nichts eßbares aufzutreiben war, so mußte man nothgedrungen schon nach einer Stunde Rastens weiterziehen. Es



Die Reise von M'Kooli nach dem See mit der katanischen Eskorte.

wurde eine Tragbahre gezimmert, auf welcher Frau Baker mitgeführt wurde, während der Gatte in trauriger Stimmung ihr zur Seite marschirte. Sieben Tage wurde in der vorbeschriebenen Weise weitermarschirt, als endlich Frau Baker die Augen wieder einmal öffnete; seine Stimmung wurde aber noch gedrückter durch die traurige Wahrnehmung, daß sie mit Gehirnfieber behaftet war.

Nach einigen Tagen wurde ein Dorf erreicht. Frau Baker lag in Krämpfen. Ihr besorgter Gatte fürchtete, daß ihr Ende nahe bevorstehe und sank ohnmächtig an ihrer Seite nieder, während die Begleiter hinausgingen, um einen passenden Begräbnißplatz ausfindig zu machen. Als Baker wieder zum Bewußtsein kam, glaubte er alle Hoffnung auf Genesung sei vorbei; bei näherer Betrachtung sah er jedoch, wie ihre Brust sich sanft hob und senkte; sie lag in tiefem Schlafe. In Folge eines plötzlichen Geräusches wachte sie auf und öffnete die Augen, die ruhig und klar dareinschauten; sie war gerettet.

Nach mehrtägiger Rast setzten sie die Reise fort, Frau Baker war jedoch noch so schwach, daß sie auf der Bahre weitergetragen werden mußte. Schließlich wurde das Dorf Parkani erreicht. Als er in der Ferne eine hohe Gebirgskette erblickte, wurde ihm mitgetheilt, daß dieselbe die westliche Grenze des Luta Nzige See's bildete, sowie ferner, daß der See kaum eine Tagereise von dem Dorfe, wo sie sich befanden, entfernt war. Ihr Führer meinte, wenn die Expedition sich nächsten Tages früh auf die Beine mache, sie Mittags im See werde baden können. Während dieser Nacht schlief Baker nur wenig.

Schöne Landschaft.

Am nächsten Morgen,— es war der 14. März,— wurde schon vor Sonnenaufgang der Marsch angetreten. Baker und Frau machten die Tour auf Reitochsen. Kaum waren einige Stunden verflossen, als sie einen Hügel erreichten. Von dessen Gipfel, wie Baker sagt, erblickte ich eine ausgedehnte Wasserfläche, einen nach Süden und Westen unbegrenzten See, in welchem sich die Mittagssonne spiegelte, während im Westen in einer Entfernung von fünfzig bis sechszig Meilen blaue Berge sich von dem Wasser abhoben und in einer Höhe von circa siebentausend Fuß zum Firmament emporstiegen.

Von dort ab gingen sie zwei Stunden auf starke Bambusstöcke gestützt zu Fuß weiter, bis sie an dem mit weißen Kieseln bedeckten Strande anlangten, an welchem sich die Wogen des See's brachen.

In der Freude seines Herzens sprang Baker geradewegs in's Wasser und trank in vollen Zügen aus dem großen Becken, welches, wie er glaubte, eine der Nilquellen sein mußte, während er sich nicht träumen ließ, welch' wunderbare Entdeckungen Livingstone gerade um dieselbe Zeit

Szenen von Flußpferden am Ufer des Nyanza See.

an einer viele Grade weiter nach Süden liegenden Stelle gemacht hatte. Wenngleich Baker sehr abgemattet und erschöpft war, so war doch sein Herz übervoll von Dankesgefühlen. Dem von ihm entdeckten See gab er den Namen Albert Nyanza.

Die Anwohner des Sees sind erfahrene Fischer; in einem Dorfe Namens Vakovia schlug Baker sein Lager auf.

Zwei seiner Begleiter, welche das Mittelmeer bei Alexandrien gesehen und stets behauptet hatten, Baker werde diesen See nie erreichen, waren höchlich erstaunt ob des großen Wasserbeckens und sprachen ihre Ansicht dahin aus, daß es obschon nicht salzig, ein Theil des Oceans sein müsse.

Uebrigens bildet Salz einen Hauptproduktionszweig dieses Landstriches; zahlreiche Salzquellen findet man ganz in der Nähe des Sees, die den Haupterwerbszweig für die in der Nähe wohnenden Eingeborenen bilden. Vakovia ist ein miserables Nest, in Folge der Sumpfluft und Hitze wurden die meisten Leute der Expedition vom Fieber befallen.

Reisen in Kanoes.

In Vakovia wurden die Reisenden volle acht Tage aufgehalten, da sie auf Kanoes warten mußten, welche ihnen Kamrasi versprochen hatte. Endlich wurden ein Paar Stück angebracht, doch waren dies einfach ausgehöhlte Baumstämme, deren längster zweiunddreißig Fuß maß. Einen kleineren von sechsundzwanzig Fuß Länge, aber breiter und tiefer, wählte Baker für seinen und seiner Frau Gebrauch aus, die Uebrigen, sowie das Gepäck wurden in dem größeren Kanoe untergebracht. Die Wände seines Kanoes ließ er durch Planken erhöhen und eine Kajüte für seine Frau herstellen, wodurch dieselbe sowohl vor Regen wie vor dem sengenden Sonnenbrande geschützt war.

Nachdem er Lebensmittel angekauft hatte, trat er seine Reise zur Erforschung des Sees an. Vakovia ist ungefähr ein Dritttheil des Weges von der Nordspitze des Sees bis zur Südspitze. Baker hatte keine Zeit die südlichen Ufer des Sees zu bereisen und begnügte sich deshalb mit der Erforschung des nördlichen Theiles, namentlich auch deshalb, weil er in dieser Richtung den Ausfluß der Nilquellen vermuthete.

Noch waren jedoch die Mühseligkeiten der Reise nicht zu Ende. Die erste Tagesreise auf dem See war brillant bei ruhigem Wasser, und boten sich prachtvolle Aussichten. Zeitweise waren die Berge an der Westseite nicht zu sehen und erschien der See unermeßlich groß. Dann wieder passirten sie scharfgezackte Felsen, die in Höhe von fünfzehnhundert Fuß in beinahe senkrechter Linie zum See abfielen, während aus den tiefen Felseinschnitten ewiggrünende Blätterpflanzen, die in allen Farben schillerten, hervorguckten, und überall, wo kleine Bäche herabrieselten, wurden dieselben durch reizende wilde Dattelpalmen beschattet. Zahlreiche Flußpferde

tummelten sich im Wasser und auf allen Sandbänken lagen Massen von Krokodillen in der Sonne.

Sturm auf dem See.

Am folgenden Abende war es weniger gemüthlich, da die Bootsleute desertirt waren. Baker, der doch schwer aus der Fassung zu bringen war, veranlaßte nun seine eigenen Leute, die Ruder in die Hand zu nehmen. Auch fertigte er selbst eine Schaufel an, welche zum Rudern gebraucht werden sollte, die Leute im zweiten Kanoe befolgten jedoch die Vorschriften nicht, welche er ihnen für diesen Zweck eingeschärft hatte.

Während er noch mit den Vorbereitungen beschäftigt war, überfiel die Reisegesellschaft ein furchtbarer Regensturm. Da sein eigenes Kanoe bereits segelfertig war, so fuhr er mit demselben ab. Eben im Begriffe, von einem Vorgebirge nach einem anderen zu kreuzen, sah er, wie das andere Kanoe sich fortwährend links und rechts drehte, ohne vorwärts zu kommen, was darin seine Erklärung fand, daß die Leute nicht mit den Rudern umzugehen wußten. Glücklicherweise hatte sich der Regensturm gelegt, sodaß der See ruhiger wurde. Als er an's Land stieg, schickte er Eingeborene mit Kanoes zu dem auf dem See herumtreibenden Boote hin und engagirte gleichzeitig mehrere Dorfbewohner, die in der Kunst des Ruderns mehr Erfahrung hatten, als seine Begleiter an diesem Tage an den Tag legten.

Folgenden Tages durchkreuzte er eine ausgedehnte Bay, die ganze neun Meilen breit war. Er hatte gerade das Centrum derselben erreicht, als ein furchtbarer Sturm einsetzte und die ganze Bay in hochgehende, schaumspritzende Wogen verwandelte. Sein Kanoe hatte einen harten Stand und schöpfte wiederholt Wasser, welches, um das Kentern des Bootes zu verhüten, stets rasch ausgeschöpft wurde.

Der Regen strömte wolkenbruchartig nieder, während der Sturm in erschreckender Weise auf dem See raste, auch wurde der Horizont so dunkel, daß man kaum noch die hohen Felsvorsprünge in unbestimmten Umrissen unterscheiden konnte. Die Bootsleute ruderten jedoch mit Eifer weiter, sodaß schließlich eine Landestelle in Sicht kam. Ehe dieselbe jedoch erreicht war, schlug eine mächtige Woge über das Kanoe, doch glückte es den Bootsleuten in das hier seichte Wasser zu springen und das Boot an's Ufer zu ziehen.

Die Ufer des Sees waren an der Strecke, welche Baker entlang fuhr, nur dünn bevölkert, auch zeigten die Bewohner wenig gastfreundliche Gesinnungen. Man langte schließlich bei der Stadt Eppigoya an. Aber auch hier schlugen die Eingeborenen Baker's Anerbieten, ihnen Ziegen abkaufen zu wollen, rundweg ab, wohingegen ihm Hühner bereitwillig und zu billigem Preise überlassen wurden.

Von Dorf zu Dorf hatte Baker die Ruderer zu wechseln, da keiner gewillt war, weiter als bis zum nächstgelegenen Dorfe mitzufahren, was recht verdrießlich war und mancherlei Verzögerungen im Gefolge hatte.

Derartige Verzögerungen gehören übrigens zu den Vorkommnissen, auf welche der Afrikareisende zu jeder Zeit gefaßt sein muß. Zu den hervorragendsten Errungenschaften neueren Fortschritts zählen unzweifelhaft die auf eine hohe Stufe der Vortrefflichkeit gebrachten Reisefacilitäten, die nur bei ungewöhnlichen Naturereignissen (Erdbeben, Ueberschwemmungen, Schneewehen) zu versagen pflegen und selbst dann nur für kurze Zeit. Sieht man die ungeheure Menge der Eisenbahn- und Dampferlinien, mit den Millionen von Reisenden, welche auf denselben Tag um Tag befördert werden, so darf man wirklich überrascht sein ob des winzigen Prozentsatzes der Unglücksfälle und Verzögerungen, welche sich auf diesem riesigen Verkehrsnetze zu ereignen pflegen.

Der einzige Continent, der sich dieser Segnungen der Civilisation nur in geringem Umfange an wenigen Küstenstrichen erfreut ist Afrika. Im Innern dieses großen Erdtheiles gilt eine Tagereise, in welcher durch eine Karawane zehn bis fünfzehn Meilen zurückgelegt werden, als eine sehr befriedigende Leistung.

Die Leser dieses Buches haben bereits aus den vorhergehenden Abschnitten ersehen, wie die Mehrzahl der großen Afrikareisenden in verschiedenen Plätzen Wochen, Monate, ja in ein oder zwei Fällen sogar Jahrelang aufgehalten worden sind. Das treffliche Ehepaar Baker hat diese Mühseligkeiten mit unentwegtem Heldenmuthe und ächter angelsächsischer Beharrlichkeit zu überwinden gewußt.

Kapitel XXII.

Der Niagara von Afrika.

Eine vegetationsreiche Wildniß. — Herzliches Willkommen durch einen Häuptling und Eingeborene. — Der Blinde führt den Blinden. — Reise den Victoria-Nil hinauf. — Schwerer Fieberanfall. — Leiden von Lady Baker. — Ein wunderbarer Fluß. — Ende einer Kanoe-Reise. — Beginn einer beschwerlichen Reise. — Gerüchte von einem großen Wasserfall. — Der Donner des Kataraktes. — Felsenklippen und steile Ufer. — Prachtvolle Aussicht. — Herrlicher Absturz schneeweißen Wassers. — Die Murchison-Fälle. — Der Niagara der Tropen. — Ein Flußpferd greift das Kanoe an. — Ein gefährlicher Stoß. Schleichende Wanderthiere. — Wunderliche Erfrischungen. — Ankunft eines Inselhäuptlings. — Uebergang über Schluchten und Stromschnellen. — Krankheit auf dem Marsche. — Zuflucht in einer baufälligen Hütte. — Am Rande des Verhungerns. — Baker in Hochlandkostüm. — Aufregende Abenteurer. — Zusammentreffen einer Sklavin mit ihrer früheren Herrin. — Abenteuerlicher Tagesmarsch. — Vordringen nach Shooa. — Jagd für Lebensunterhalt. — Die Reisenden hungrig wie die Wölfe. — Lustiger Empfang der Forscher. — Marsch durch das Bari Land. — Pfeile sausen über ihre Köpfe hinweg. — Ein Wilder schwer verwundet. — Nacht in einem feindlichen Distrikt. — Lebhaftes Scharmützel mit Eingeborenen. — Ankunft in Gondokoro. — Aufregung und Hurrah. — Schreckliche Verwüstungen einer Seuche. Sir Samuel und Lady Baker kommen in Cairo an. — Baker erhält als Anerkennung die goldene Medaille. — Der Held wieder in Afrika.

Endlich erreichten die Forscher Magungo, welches inmitten eines gewaltigen Schilfrohrdickichts auf der Spitze eines Hügels oberhalb der Mündung eines großen Flusses liegt. Indem sie durch eine an Vegetation überreiche Wildniß einen Kanal hinauffuhren, erreichten sie das Ufer unterhalb der Stadt. Hier traf sie ihr Führer, der ihre Reitochsen von Vakovia alle wohlbehalten hierhergebracht hatte.

Der Häuptling von Magungo und eine große Anzahl Eingeborener erwarteten sie ebenfalls am Ufer und brachten ihnen eine reichliche Zufuhr von Ziegen, Geflügel, Eier und frischer Butter. Sie marschirten dann zu Fuß auf die Anhöhe, auf welcher Magungo liegt, und hatten von dort eine prächtige Aussicht nicht allein über den See, sondern auch nordwärts nach dem Punkte hin, wo seine Gewässer in den Nil fließen.

Baker's höchster Wunsch war, den Nil in Kanoes hinabzufahren und zwar von seinem Ausfluß aus dem See bis zu den Wasserfällen im Madi-Distrikt, um dann von dort, nur mit Waffen und Munition versehen, nach Gondokoro zu marschiren. Diesen Plan durchzuführen, wurde jedoch unmöglich befunden.

Lassen wir Baker in seinen eigenen Worten in seiner interessanten Erzählung fortfahren:

Als die Boote bereit waren, nahmen wir Abschied von dem Häuptling, nachdem wir ihm ein ansehnliches Geschenk an Glasperlen gemacht hatten, und stiegen den Hügel hinunter zum Fluß, dankerfüllt, daß die Expedition

bisher soweit ihren Zweck erreicht hatte, daß die Lage des Sees bis Magungo festgestellt werden konnte, welcher wichtige Punkt bisher der Ausgangspunkt für unsere Entdeckungsreisen gewesen war, die sich nach einem so entfernten und schwierig zu erreichenden Landstrich erstreckten, wie selbst das Latooka Gebiet. Wir waren sehr schwach und angegriffen und meine Kniee zitterten thatsächlich unter mir, als ich die sanfte Abdachung hinabstieg. Als ich so in meinem geschwächten Zustande meiner Frau Beistand zu leisten bemüht war, waren wir wirklich „Der Blinde, der den Blinden führt." Aber selbst wenn dieser Tag der letzte unseres Lebens gewesen wäre, hätten wir zufrieden sterben können, denn der harte Kampf mit Krankheiten und Entbehrungen war mit Sieg gekrönt worden; obgleich ich mich nach der Heimath sehnte, wie nach einem Paradies, das man nicht wiedererreichen konnte, hätte ich mich doch auf dieser Stelle befriedigt zum ewigen Schlaf niederlegen können, mit dem Trost, daß, wenn auch das Leben verloren war, wir mit der Palme des Sieges in unserer Hand gestorben wären.

Reise den Victoria-Nil hinauf.

Bei unserer Ankunft bei den Kanoes fanden wir Alles in Bereitschaft und die Bootsleute auf ihren Plätzen. Ein Haufen Eingeborene zog die Boote über die Untiefen; einmal in tiefem Wasser, passirten wir einen Kanal und gelangten so in den Hauptkanal, ohne daß die Boote mit Tauen gezogen zu werden brauchten, wie dies durch die enge Bucht hatte geschehen müssen, durch welche wir angekommen waren. In dem breiten Kanal ruderten wir dann ostwärts und kamen bis zum Abend schnell vorwärts. Der Fluß, den wir jetzt passirten, hatte zwar keine merkliche Strömung, aber doch eine Breite von 500 Yards durchschnittlich.

In der Entfernung von ungefähr zehn Meilen von Magungo verengte sich der Fluß plötzlich auf ungefähr zweihundertundfünfzig Yards. Wir hatten die breiten, flachen Uferflächen nun hinter uns und kamen in ein Flußbett zwischen hohen Uferbänken, die steile, waldbewachsene Hügel von ungefähr zweihundert Fuß Höhe auf beiden Seiten, sowohl südlich wie nördlich, bildeten; dennoch war aber auch hier noch keine Strömung bemerkbar, obgleich wir uns unzweifelhaft in dem Seitenarme eines Flusses befanden. Das Wasser war klar und außerordentlich tief.

Am Abend machten wir Halt und schliefen auf einer Schlammablagerung dicht am Flusse. Das Gras im Walde war sehr hoch, und hart und scharf; wir waren deßhalb froh, einen offenen Platz für unser Lager zu finden, obgleich es ein Fiebernest mit unzähligen Moskitos war.

Abreise am frühen Morgen.

Beim Erwachen am nächsten Morgen bemerkte ich, daß ein dichter Nebel auf dem Wasser lag; auf dem Rücken liegend, sah ich, ehe ich noch

Die Murchison-Fälle: Der Niagara von Afrika.

meine Leute weckte, mit Vergnügen, wie sich der Nebel allmählich hob. Während ich so beobachtete, fiel mir die Thatsache auf, daß die kleinen grünen Wasserpflanzen, welche auf der Oberfläche des Wassers schwammen, wenn auch sehr langsam, doch ohne Ausnahme westwärts trieben. Ich sprang sofort auf und stellte ganz genaue Beobachtungen an; es war kein Zweifel mehr, sie schwammen in der Richtung nach dem Lake Albert hin. Wir waren jetzt in direkter Linie ungefähr achtzehn Meilen von Magungo entfernt, und es gab jetzt im Fluß eine Strömung, die, wenn auch schwach, doch immerhin bemerkbar war.

Es erforderte für uns nicht lange Zeit, Toilette zu machen, denn wir legten uns Nachts stets in unseren Kleidern zum Schlafen nieder; wir begaben uns deßhalb sofort in das Kanoe und gaben den Befehl zur Abfahrt.

Die Frau Bacheeta kannte die Gegend, da sie schon früher in Magungo gewesen war, als sie noch in Diensten Sali's stand, der später von Kaurasi ermordet wurde. Sie theilte mir nun mit, daß an diesem Tage die Fahrt auf dem Fluß ihr Ende erreichen würde, da wir bei dem großen Wasserfall ankommen würden, von dem sie schon oft erzählt hatte. Bei unserer Wasserfahrt bemerkten wir, daß sich das Flußbett allmählich bis auf 180 Yards verengte, und wenn die Ruderer die Arbeit einstellten, konnten wir deutlich das Getöse des Wasserfalls hören. Ich hatte es am Morgen beim Erwachen gehört, damals aber geglaubt, daß es von einem fernen Gewitter herrühre.

Der Donner des Wasserfalles.

Bei der Weiterreise bemerkten wir gegen 10 Uhr, daß die Strömung schneller wurde, wenn auch nur unbedeutend. Das Rauschen des Wasserfalls wurde jetzt außerordentlich laut, und nach einigen Stunden angestrengten Ruderns, während welcher Zeit die Schnelligkeit der Strömung zunahm, kamen wir an einigen verlassenen Fischerhütten vorbei, wo auch der Fluß eine Biegung machte. Ich habe niemals eine solche Unmasse von Krokodillen gesehen, als hier auf den Sandbänken auf beiden Ufern des Stromes. Sie lagen wie Baumklötze dicht nebeneinander, und zählten wir auf einer Sandbank siebenundzwanzig der größten Sorte. Und ähnlich verhielt es sich auf allen anderen Sandbänken. Seit der Zeit, wo wir in den offenen Fluß gekommen waren, war derselbe auf beiden Seiten von ziemlich steilen Höhen eingeschlossen gewesen, die eine Höhe von ungefähr 180 Fuß hatten. Hier aber waren die Felsenufer bedeutend höher und stiegen senkrecht empor. Aus dem Tosen des Wasserfalles schloß ich, daß wir denselben in Sicht bekommen würden, sobald wir die Spitze der Strombiegung umfahren haben würden. Demgemäß befahl ich den Bootsleuten, soweit zu rudern, als dies anginge; anfänglich erhoben sie dagegen

Einspruch und wären gern bei den verlassenen Fischerhütten gelandet, die sie für den entferntesten Punkt erklärten, bis zu welchem man mit Booten fahren könne.

Ich erklärte ihnen jedoch, daß mir hauptsächlich daran gelegen wäre, den Wasserfall zu Gesicht zu bekommen, worauf sie sofort stromaufwärts ruderten, und jetzt zwar gegen eine sehr starke Strömung. Nachdem wir die Strombiegung umfahren hatten, bot sich uns plötzlich ein überaus prachtvoller Anblick. An beiden Seiten ragten schönbewaldete Felsklippen bis zu einer Höhe von beinahe dreihundert Fuß empor. Zwischen den grünen Bäumen erblickte man zackige Felspartien, und durch einen

Wilder Angriff eines Flußpferdes.

grade vor uns liegenden Spalt zwischen diesen mächtigen Felsen stürzte der aus seinem breiten Bette hier auf einen schmalen nur fünfzig Yard breiten Lauf zusammengedrängte Strom mit donnerähnlichem Tosen durch den felsigen Engpaß aus einer Höhe von ungefähr 120 Fuß senkrecht hinab in den dunklen Abgrund.

Das herabstürzende Wasser war schneeweiß, was im Gegensatz zu den dunklen Felsklippen, die den Fluß umrahmen, einen gradezu großartigen Eindruck macht, während die graciöse Palme der Tropen und die wilden Platanen das zauberhafte Bild vervollständigen. Es ist dies der gewaltigste Wasserfall im Laufe des Nil, und zu Ehren des Präsidenten der

Königlichen geographischen Gesellschaft in London nannte ich ihn den Murchison-Fall.

Nachdem den Bootsleuten ein gutes Geschenk von Glasperlen versprochen worden war, wenn sie so nahe als irgend möglich an den Fall heranrudern wollten, gelang es uns, das Kanoe bis auf 300 Yards heranzubringen; weiter vorzudringen machten jedoch die Gewalt der Strömung und die Wirbel im Fluß absolut unmöglich. Zu unsrer Linken befand sich eine große Sandbank, welche buchstäblich mit Krokodillen bedeckt war, welche wie Baumklötze, die zum Verschiffen zurecht gemacht sind, parallel nebeneinander lagen. Sie ließen sich durch das Kanoe nicht stören, bis wir auf zwanzig Yards herankamen, worauf sie endlich langsam in das Wasser schlüpften, mit Ausnahme von einem, einem riesigen gelblichen Burschen, der langsam und träge hinterherkam, bis ihn eine wohlgezielte Kugel in's Gehirn todt niederstreckte.

Ein schrecklicher Stoß.

Der Eindruck des unerwarteten Knalles der Büchse auf die Bootsleute war ein so gewaltiger, daß sie alle auf eine Seite des Bootes sprangen, wobei einer sein Ruder verlor. Nichts konnte sie bewegen ihre Arbeit wiederaufzunehmen, zumal ich einen zweiten Schuß abgefeuert hatte, um die Krokodille zur Ruhe zu bringen, und sie nicht wußten, wie oft sich der ihnen Furcht und Schrecken einflößende Knall noch wiederholen würde. In Folge dessen geriethen wir vollständig in die Gewalt der Strömung, und wurden durch die Wirbel im Kreise gedreht. Kaum hatten wir die Gefahr, in der wir uns befanden, völlig erkannt, als ein furchtbarer Stoß fühlbar wurde und in demselben Augenblick ein riesiges männliches Rhinoceros einen Angriff auf das Kanoe machte. Mit einem furchtbaren Stoß gegen den Boden desselben hob es uns halb aus dem Wasser empor. Die Eingeborenen im Boote stießen gellende Schreie des Entsetzens aus und wußten nicht, ob der fürchterliche Stoß in irgendwelchem direkten Zusammenhange mit dem Knallen der Büchse stände; namentlich schrieen die eingeborenen Weiber, während wir uns anschickten, von unseren Büchsen Gebrauch zu machen.

Das Rhinoceros, welches offenbar stolz war auf den Schrecken, den es uns eingejagt hatte, doch aber nicht so leichtes Spiel fand, als es erwartet haben mochte, hob jetzt seinen Kopf über die Oberfläche des Wassers empor, um noch einen letzten Blick auf den Feind zu werfen, und tauchte dann schnell wieder unter. Auf allen Seiten konnte man die riesigen Köpfe von Rhinocerossen sehen, die auftauchten, um uns zu beobachten, und ebenso schnell wieder verschwanden. Wir zählten achtzehn, die einmal gleichzeitig auftauchten. Nachdem wir das verlorene Ruder wieder aufgefischt hatten, schärfte ich den Bootsleuten streng ein, das Boot vom

Schwanken freizuhalten, während ich Skizzen des Murchison-Falles aufnahm. Nach deren Vollendung fuhren wir mit großer Geschwindigkeit stromabwärts zu dem Landungsplatz bei den verlassenen Fischerhütten und nahmen Abschied von der Schifffahrt auf den Seeen und Flüssen Central-Afrika's.

Ankunft bei einem Insel-Häuptling.

Wir gelangten nun oberhalb des Murchison-Falles und hörten das Tosen desselben unterhalb zu unsrer Linken. Wir setzten unsern Marsch am Ufer entlang, oberhalb des Falles, ostwärts fort. Kurz vor Abend erreichten wir ein kleines Dorf, welches dem Häuptling der uns begleitenden Eingeborenen gehörte. Ich fror und war durchnäßt; meine Frau war glücklicher Weise in ihrer Sänfte getragen worden, deren aus Fellen hergestelltes Dach sie geschützt hatte. Fiebernd und ermattet, verschaffte ich mir von den Eingeborenen einige säuerliche Pflaumen und, durch dieselben erfrischt, war ich im Stande, meinen Thermometer in Ordnung zu bringen und mittelst kochendem Wasser Höhenmessungen vorzunehmen.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und schlugen wieder einen Pfad parallel dem Flusse ein, und zwar so in dessen Nähe, daß wir noch lange das Getöse des Wasserfalles hören konnten. Der Fluß strömte in einer tiefen Schlucht zu unsrer Linken daher. Wir setzten die Reise einen Tagemarsch hindurch längs des Somerset fort, und überschritten viele Schluchten und Wildbäche, bis wir uns plötzlich nach links wandten und an das Ufer gelangten, um von dort nach einer Patooan genannten Insel überzusetzen, welche die Residenz eines Häuptlings war.

Es war ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang und bereits dunkel, als mein Reitochse, der getrieben wurde, weil er zu schwach war mich zu tragen, in eine für Elephanten gestellte Falle stürzte. Auf vieles Rufen hin kam endlich ein Boot von der Insel, die nicht mehr als fünfzig Yards von dem Festlande entfernt war, und wir wurden übergesetzt. Wir waren beide recht schwer leidend unter einem plötzlichen Fieberanfalle, und meine Frau, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, mußte bei unserer Ankunft auf der Insel in einer Sänfte getragen werden, wohin wußte ich nicht, doch war sie von einigen unserer Leute begleitet worden. Ich legte mich, todtmüde und geschwächt durch die aufreibende Krankheit, auf den feuchten Erdboden nieder. Schließlich war auch der Rest meiner Leute übergesetzt und da diejenigen, welche meine Frau in das Dorf begleitet hatten, mit Kienbränden zurückkehrten, raffte ich mich zusammen und schleppte mich mit ihnen in das Dorf, dabei auf einen kräftigen Stock gestützt, den ich mit beiden Händen umklammern mußte.

Nach einem Marsche von ungefähr einer viertel Meile, der durch einen Wald mit hohen Bäumen führte, kam ich endlich im Dorfe an, wo man

mir eine verfallene Hütte, durch deren Dach die Sterne hindurchschimmerten, als Quartier anwies. In derselben lag bereits meine Frau recht ernstlich unwohl darnieder, und auch ich fiel entkräftet auf das Stroh nieder. Ungefähr eine Stunde später brach ein heftiges Gewitter über uns herein und unsere Hütte wurde vollständig überschwemmt. Da wir aber zu krank und unfähig waren uns zu bewegen, blieben wir, durchnäßt und vor Frost zitternd, bis zum Morgen unter dem triefenden Dache. Unsere Diener und Begleitmannschaften hatten ebenso wie die Eingeborenen es sich viel angenehmer gemacht, als ihre Herren und Meister; auch hatten sie sich nicht die geringste Mühe gegeben, uns Erleichterung zu schaffen, bis der Morgen sie zwang vor uns zu erscheinen.

Das Vorstehende ist Baker's Erzählung. Binnen wenigen Tagen sollten die Boote, in welchen sie gehofft hatten, auf dem Nil zurückkehren zu können, von Gondokoro abfahren. Es war deßhalb von der größten Wichtigkeit, daß sie sofort aufbrachen und direkt durch den Shooa-Distrikt marschirten.

Die Eingeborenen jedoch, die nicht einmal durch Geschenke zu gewinnen waren, weigerten sich auf das Bestimmteste, als Träger zu dienen. Ihre eigenen Leute waren ebenfalls krank und bereits begann empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln einzutreten. Außerdem dauerte der Krieg in dem östlich gelegenen Landstrich fort, und Patooan war bereits in die Hände der Feinde gefallen. Dies war auch der Grund, weßhalb keine Unyoro-Träger zu bekommen waren.

Am Rande des Verhungerns.

Sie würden hier verhungert sein, hätten sie nicht ein unterirdisches Gewölbe mit Getreide entdeckt, und zwar geschah dies in einem der niedergebrannten Dörfer durch Bacheeta. Dies und verschiedene wilde Pflanzen setzten sie in Stand, ihr Dasein zu fristen. Der letzte ihrer Ochsen, der schon seit längerer Zeit gekränkelt hatte, war dem Tode verfallen und wurde geschlachtet. Sein Fleisch kam sehr gelegen; auch brachten Saati und Bacheeta von einer der benachbarten Inseln, nach denen sie in einem Kanoe gefahren waren, hin und wieder etwas Geflügel mit.

Schließlich jedoch glaubten Herr und Frau Baker, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe, wie aus Notizen hervorgeht, die er in sein Tagebuch eintrug, und in denen er den Führer seiner Begleitmannschaft anweist, seine Karten und Aufzeichnungen an den Britischen Consul in Khartoum abzuliefern.

Der Grund, weßhalb Kamrasi die Reisenden in dieser Weise im Stich ließ, scheint der gewesen zu sein, daß er hoffte, deren Beistand gegen seine Feinde zu erlangen, doch endlich erschien schließlich ihr Führer, Rehonga, mit der Weisung, sie in das Lager Kamrasi's zu bringen. Der Marsch

wurde gemacht trotz aller Schwäche und Entkräftung, und bei ihrer Ankunft fanden sie, daß Ibrahim, der nach Gondokoro zurückgekehrt war, bei Kamrasi zehn Türken als Diener zurückgelassen hatte. Die Türken empfingen sie achtungsvoll und mit offenkundigen Zeichen der Freude und Bewunderung darüber, daß die Reisenden eine so gefahrvolle Reise zurückgelegt hatten. Eine Hütte war für ihre Aufnahme erbaut worden, und ein von den Türken geschlachteter Ochse bildete das Festmahl für die Mitglieder der Expedition.

Am nächsten Tage erklärte sich der König bereit, die Reisenden zu empfangen, die ihrerseits ihr Hochlandkostüm anlegten und auf den Schultern einer Anzahl von Männern vor den König gebracht wurden. Der König theilte darauf Herrn Baker mit, daß er Vorbereitungen für dessen Aufenthalt in Kisoona getroffen habe.

Aufregende Abenteuer.

Nachdem nun so alle Hoffnung geschwunden, die Boote in Gondokoro rechtzeitig zu erreichen, fügte sich Herr Baker in das Unvermeidliche und richtete sich völlig häuslich ein. Er hatte eine bequem eingerichtete Hütte erbaut, die von einem Hofe umgeben war, in welchem sich ein offenes Schutzdach befand, unter dem er sich während der heißesten Stunden des Tages aufhielt. Kamrasi schickte ihm eine Kuh, die Milch im Ueberfluß gab und ihm so ausgiebige und willkommene Nahrung schaffte.

Die Reisenden waren gezwungen, hier viele Monate zu verbleiben, doch wurde ihr Aufenthalt abgekürzt durch einen Einfall von Fowooka und seinen Leuten in das Land, der von einer großen Schaar Türken, unter Anführung des Händlers Debono, begleitet war. Kamrasi beabsichtigte, sofort die Flucht zu ergreifen, doch versprach ihm Baker die englische Flagge aufziehen zu wollen, um das Land unter englischen Schutz zu stellen. Er sandte dann eine Botschaft an Mahomet, Deboro's Führer, und warnte ihn unter der Drohung, daß er gehängt werden würde, wenn auch nur ein Schuß von seinen Leuten abgefeuert werden würde; ferner befahl er ihm, mit seinen Mannschaften sofort das Land zu verlassen, gleichzeitig ihm mittheilend, daß er bereits alles erbeutete Elfenbein an Ibrahim versprochen habe, sodaß er, Deboro, die bestehenden Handelsgebräuche verletze, wenn er länger im Lande verbleibe.

Dieses Schreiben hatte den gewünschten Erfolg. Mahomet verließ seine Verbündeten, die darauf sofort von Kamrasi's Kriegern angegriffen und niedergemetzelt wurden, während die Weiber und Kinder als Gefangene fortgeschleppt wurden. Unter ihnen erkannte Bacheeta, welche in jenem Lande einstmals Sklavin gewesen war, ihre ehemalige Herrin, die mit den Frauen und Töchtern ihres Häuptlings Rionga gefangen genommen worden war.

Hierauf kehrte nun Ibrahim zurück, beladen mit einer großen Auswahl von Geschenken für Kamrasi, was denselben, zumal nach der Niederlage seiner Feinde, in außerordentlich gute Laune versetzte. Herrn Baker gelang es deßhalb leicht, das Leben eines alten Häuptlings Namens Kalloe zu retten, welcher in Gefangenschaft gerathen war; leider schoß ihn jedoch wenige Tage später der verrätherische Kamrasi mit eigener Hand nieder.

An Abenteuern reicher Marsch.

Endlich waren die türkischen Händler, nachdem sie eine große Menge Elfenbein zusammengebracht hatten, bereit, nach Shooa zurückzukehren, und Herr Baker, der froh war, den grausamen Kamrasi verlassen zu können, nahm Abschied und begann den Rückmarsch mit seinen Verbündeten, die zusammen mit den Trägern, Weibern und Kindern ungefähr tausend Köpfe zählten.

Am fünften Tagemarsch vom Viktoria-Nil aus, so erzählt Baker, kamen wir in Shooa an. In angenehmer Abwechselung gegenüber der sumpfigen und üppig wuchernden Vegetation von Unyoro, war hier das Land trocken und das Gras niedrig und von vorzüglicher Güte. Wir bezogen alsbald das Lager, welches für uns bereits errichtet war, und zwar in einem großen, mit Dünger und Lehm gut gepflasterten Gehöft, welches von einem starken Pallisadenzaun umgeben war. Ein großer Baum stand mitten darin. Mehrere Hütten waren auch für die Dolmetscher und Diener errichtet, und eine recht bequem eingerichtete Hütte mit einem von Kürbissen überwachsenen Dache war zu unserer Wohnung bestimmt.

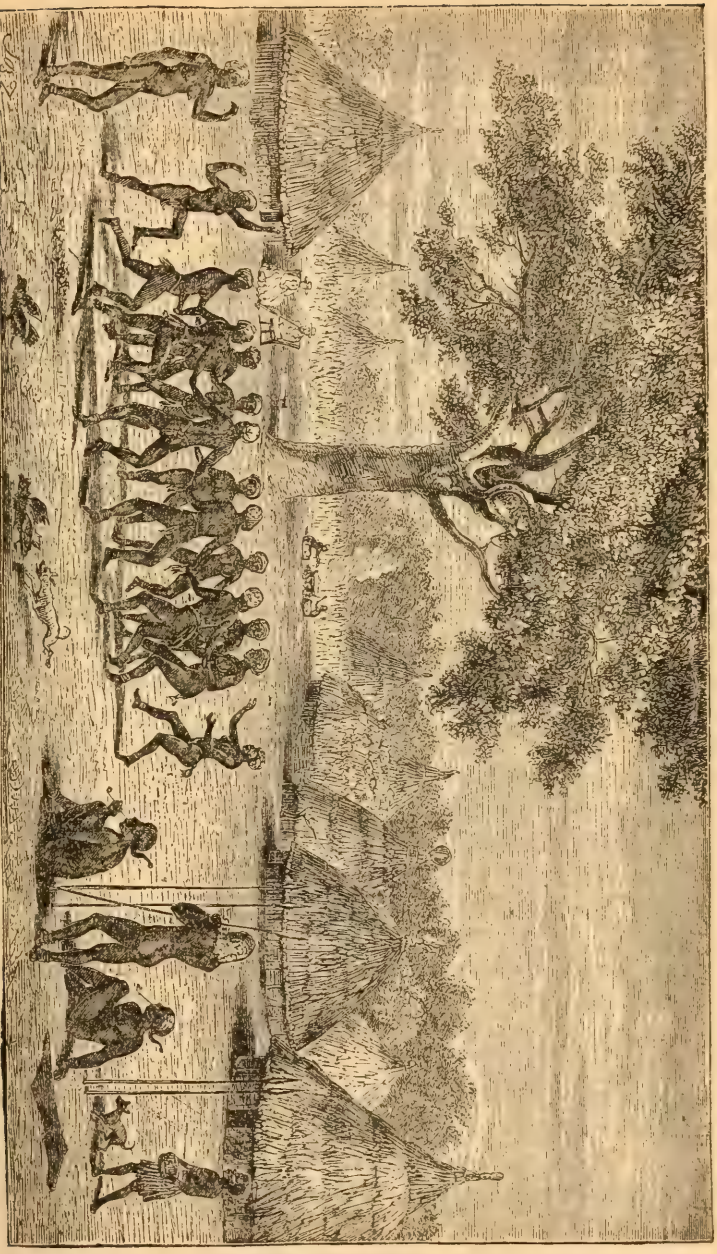
Am selben Abend strömten die Weiber in unserem Lager zusammen, um meine Frau bei ihrer Rückkehr zu bewillkommnen und ihr zu Ehren einen Tanz aufzuführen, für welche Schaustellung sie eine Kuh geschenkt zu bekommen erwarteten.

Zu meiner großen Befriedigung bemerkte ich, daß mein vorzüglicher Reitochse, der im vorhergehenden Jahre durch einen Sturz in eine Falle lahm geworden, und nach Shooa gebracht worden war, vollständig wiederhergestellt war; ich hatte somit für meine Reise nach Gondokoro wieder ein gutes Reitthier.

Mehrere Monate vergingen in Shooa, welche Zeit ich damit verbrachte, daß ich die ganze Umgegend durchforschte und die Gebirge bestieg; gleichzeitig fertigte ich Duplikate meiner Karten an, und zog alle möglichen Erkundigungen ein, die mit Ausnahme betreffs des Ostens das bestätigten, was ich bereits früher erfahren hatte.

Tod in der Luft.

Als sie von dort durch das von dem Stamme der Bari bewohnte Land marschirten, wurden sie in einer Schlucht von den Eingeborenen ange-



Großer Bewillkommnungs-Tanz bei Herrn und Frau Baker's Rückkehr.

griffen. Wir fahren nun in der interessanten Erzählung in Baker's eigenen Worten fort:

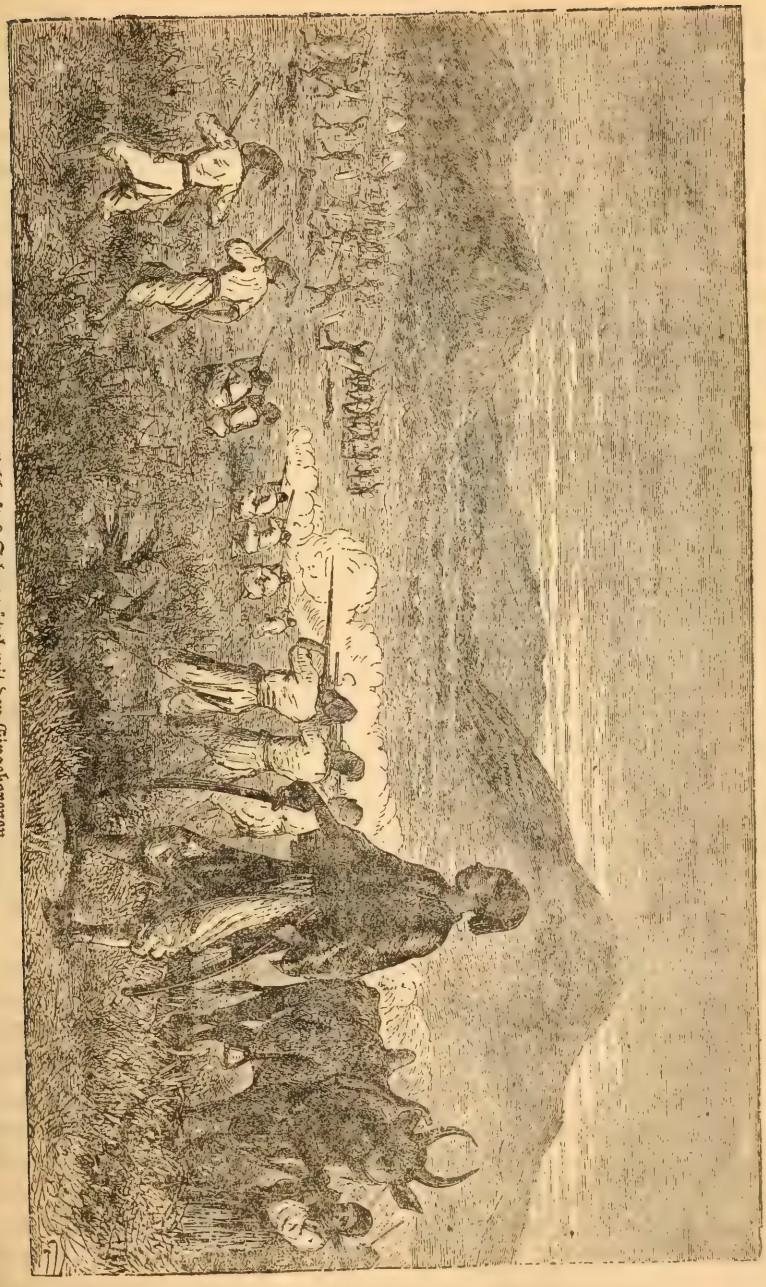
Das Land liegt ungefähr 200 Fuß über der Oberfläche des Nil; tiefe Schluchten durchschneiden die Heerstraße im rechten Winkel und bilden so natürliche Wasserabflüsse nach dem Strome hin. Diese Schluchten sind mit dichtem Bambusgestrüpp bestanden. Wir hatten keinen eingeborenen Führer, sondern verließen uns ganz auf die Händler, welche denselben Marsch schon häufig gemacht hatten, und so kam es, daß wir uns verirrten und bald in eine ganze Kette von Schluchten geriethen.

Endlich gelangten wir an ein Dorf, um welches sich große Schaaren Eingeborene angesammelt hatten. Nachdem wir den Weg wiedergefunden hatten, bemerkten wir, daß die Eingeborenen aus verschiedenen Richtungen auftauchten und dann ebenso rasch wieder verschwanden, nur um in vermehrter Anzahl wieder in unserer Front aufzutauchen. Ihre Bewegungen erregten unseren Argwohn, zumal in einem Lande, wo Jedermann ein Feind ist, und schlossen wir uns dicht aneinander. Wir schickten eine Vorhut aus, deckten unsere beiden Flanken durch je zehn Mann; nahmen die Träger, die Munition und unsere Habseligkeiten in die Mitte und ließen zehn Mann die Nachhut übernehmen. Vor uns lagen einige niedrige, mit Bäumen, hohem Gras und Buschwerk bewachsene Felshügel, auf denen ich deutlich die nach der Sitte der Baris rothbemalten Körper von Eingeborenen bemerken konnte.

Es stand uns offenbar ein Kampf bevor. Der Weg führte durch eine Schlucht zu den vor uns liegenden Felshügeln hin. Meine Frau stieg von ihrem Reitochsen ab und marschirte zu Fuß mit mir zusammen an der Spitze unserer Truppe, während Saati mit dem Gewehr, das er gewöhnlich trug, uns folgte und unsere Leute mehrere Reitochsen in die Mitte trieben.

Pfeile schwirren über die Köpfe.

Kaum hatten wir den Engpaß betreten, als ein Pfeil über unsere Köpfe schwirrte. Das war das Signal zu einer allgemeinen Salve. Die Eingeborenen rannten zwischen den Felsen mit der Geschwindigkeit von Affen umher und zeigten bemerkenswerthen Muth, indem sie in einer Entfernung von achtzig Yard auf dem Hügel standhielten und ununterbrochen mit ihren vergifteten Pfeilen auf uns schossen. Unsere Flankenmannschaften eröffneten nun ebenfalls das Feuer, doch wurde während der ersten zehn Minuten Niemand verwundet, da sowohl unsere Leute als auch die einheimischen Bogenschützen herzlich schlecht schossen. Das Krachen der Musketen und der wilde Anblick der nackenden rothbemalten Eingeborenen, wie sie sich zwischen den Felsenklippen umherwanden und dabei



Lebhaftes Scharmützel mit den Eingeborenen.

ihre Bogen mit böser Absicht, aber ohne Erfolg auf uns abschossen, war ein treffliches Bild afrikanischen Lebens und Gebrauches.

Glücklicherweise gewährten die zahlreichen Baumzweige und die dichten Bambusgruppen vollkommenen Schutz gegen die Pfeile, die auf uns abgeschossen wurden, und obgleich einige derselben mitten unter unsere Leute fielen, wurde doch Niemand verletzt. Von den Feinden zeichnete sich namentlich einer, wahrscheinlich ein Häuptling, besonders aus, indem er bis auf fünfzig Yards herankam und von einem Felsblock herab fünf oder sechs Pfeile abschoß, die jedoch sämmtlich ihr Ziel verfehlten, da die Leute ihnen bequem ausweichen konnten, wenn sie in ihrem flatternden Fluge daherkamen. Die Fluggeschwindigkeit der Pfeile war eine sehr geringe, offenbar weil die Bogen zu steif waren, sodaß es leicht war, ihnen auszuweichen. Halt zu machen war unnöthig. Wir setzten also unseren Marsch durch die Schlucht fort, wobei die Männer ein ununterbrochenes Feuer unterhielten, bis wir einen mit hohem Grase und Gestrüpp bewachsenen Streifen erreichten; da dasselbe vollständig trocken war, so wäre es leicht gewesen, es anzuzünden, zumal sich die Feinde unter dem Winde befanden; obgleich übrigens die Bewegungen des Grases erkennen ließen, daß sich eine große Anzahl Menschen in demselben befände, war doch Niemand sichtbar.

Ein Wilder schwer verwundet.

Nach wenigen Minuten kamen wir auf freies Feld, auf dem Korn gepflanzt war. Das war ein günstiges Terrain für einen entscheidenden Angriff auf die Eingeborenen, die immer näher an uns herankamen. Wir schickten Plänkler aus mit dem Befehl, hinter den Baumstümpfen nach Möglichkeit Deckung zu suchen, und wurden nun die Baris zurückgetrieben. Einer von ihnen wurde hier durch eine Kugel durchbohrt und brach zusammen; er raffte sich jedoch wieder auf und lief hinter seinen Kameraden her, bis er nach wenigen Yards todt niederstürzte.

Welche Verluste die Feinde in der Schlucht erlitten hatten, kann ich nicht angeben, jetzt jedoch waren sie vollkommen eingeschüchtert. Ich hatte keinen Schuß abgefeuert, da die ganze Affäre ein Kinderspiel war und irgend Jemand, der ein guter Schütze war, das Schicksal des Tages mit einem halben Dutzend Schüsse entschieden haben würde; aber weder die Leute der Händler noch meine eigenen Begleiter waren Schützen, sondern vielmehr nur Schießende. Ueber Nacht bivouakirten wir nun auf dem Felde.

Während des folgenden Tages beobachteten uns die Eingeborenen auf unserem Marsche aus der Entfernung, indem sie parallel unserem Wege folgten, fürchteten sich aber uns anzugreifen. Die Gegend war vollkommen eben und offen, eine weite Strecke niedrigen Grases mit einigen

wenigen Bäumen, sodaß ein Angriff gegen unsere Büchsen reiner Wahnsinn gewesen wäre.

Am Abend kamen wir bei zwei kleinen verlassenen Dörfern an. Dieselben waren, wie alle Dörfer im Bari Lande, kreisförmig gebaut und umgeben von einer lebenden und undurchdringlichen Hecke von Euphorbia, durch die nur ein Eingang vorhanden war. Die Mannschaften der Händler schlugen ihr Lager in dem einen auf, während ich mit meinen Leuten in dem anderen Quartier nahm. Die Sonne war untergegangen und die Nacht stockfinster, doch hatten wir ein gewaltiges Lagerfeuer angezündet, um welches wir uns gegenüber dem schmalen Eingang zum Lager in einer Entfernung von zehn Yards niederlegten.

Umzingelt von feindlichen Eingeborenen.

Ich stellte Richarn außerhalb des Einganges als Schildwache auf, da er der zuverlässigste unter meinen Leuten war und ich es für außerordentlich wahrscheinlich hielt, daß wir während der Nacht angegriffen werden würden; drei andere Schildwachen hatte ich auf anderen Posten aufgestellt. Nachdem das Essen eingenommen war, legte sich meine Frau auf ihre Matratze zum Schlaf nieder. Ich zog aus meinem glatten doppelläufigen Gewehre die Kugeln heraus und lud mit Patronen, die jede zwanzig Körner grobes Schrot enthielten (ungefähr hundert auf das Pfund). Darauf legte ich die Büchse unter mein Kissen und legte mich zum Schlaf nieder. Kaum hatte ich mich niedergelegt und schlief, als einer meiner Leute mich mit der Botschaft weckte, daß unser Lager von Eingeborenen umzingelt sei. Sofort angestellte Beobachtungen zeigten mir, daß dies sich so verhielt. Es war so dunkel, daß man sie nicht anders sehen konnte, als wenn man sich auf den Boden niederlegte und dann ihre Gestalten gegen den Horizont abstechen sah. Ich befahl den Schildwachen nicht Feuer zu geben, ehe nicht die Feindseligkeiten von Seiten der Eingeborenen eröffnet worden wären, und unter keinen Umständen von der Büchse Gebrauch zu machen, ehe sie nicht angegriffen würden.

Zu meinem Lager zurückgekehrt, legte ich mich wieder nieder und rauchte, da ich nicht einzuschlafen wünschte, meine lange Unyoro-Pfeife. In ungefähr zehn Minuten fiel ein Schuß, schnell gefolgt von einem zweiten, seitens der Schildwache am Eingange des Lagers. Ich sprang sofort auf und fand Richarn auf seinem Posten, mit dem Laden seines Gewehres beschäftigt. „Was giebt es, Richarn?“ fragte ich. „Sie schießen mit Pfeilen in das Lager, und zwar zielen sie nach dem Lagerfeuer in der Hoffnung, einen der dort Schlafenden zu treffen,“ antwortete Richarn. „Ich habe einen Burschen beobachtet,“ fuhr er fort, „und habe viermal das Anziehen seines Bogens gehört. Nach jedem Schuß habe ich einen Pfeil den Boden zwischen mir und dem Platze, wo Sie jetzt stehen, streifen

hören; ich habe deshalb auf ihn geschossen und ich denke, ich habe ihn getroffen. Sehen Sie die schwarze Masse dort auf dem Boden liegen?" Ich sah wirklich einen Gegenstand, der dunkler war als die ihn umgebende Finsterniß, doch war nichts deutlich zu unterscheiden. Ich verließ darauf Richarn mit der Weisung, seinen Posten nicht zu verlassen, sondern vielmehr wachsam zu sein, bis er abgelöst werden würde. Darauf legte ich mich wieder schlafen.

Vergiftete Pfeile.

Vor Tagesanbruch, gerade als die Dämmerung der Finsterniß der Nacht zu folgen begann, suchte ich die Schildwache wieder auf. Ich fand den Mann auf seinem Posten und berichtete mir derselbe, daß der Bogenschütze von der vergangenen Nacht todt auf dem Platze läge, wie er glaube, da er von dem Platze her, wo der dunkle Gegenstand lag, bald nachdem ich ihn verlassen hatte, ein Stöhnen gehört hätte. In wenigen Momenten war es hell genug, um dreißig Schritt von dem Lagereingange die Leiche eines Mannes unterscheiden zu können. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß derselbe ein Bari war; den Bogen hielt er noch in der Hand und zwei oder drei Pfeile lagen neben ihm; dreizehn Schrotkörner hatten ihn getödtet; eines hatte den Bogen durchbohrt. Wir durchsuchten nun das Lager nach Pfeilen und fanden, als das volle Tageslicht hereinbrach, vier an verschiedenen Plätzen, einige davon dicht neben unseren Lagerstätten, alle aber stark vergiftet; dieselben waren offenbar von dem Erschossenen in das Lager geschossen worden.

Es war dies der letzte Angriff während unserer Reise. Wir kamen nun rasch vorwärts, und legten durchschnittlich jeden Tag fünfzehn Meilen von diesem Platze aus zurück, da die Straße gut und unsern Führern der Weg wohlbekannt war. Die Gegend war im Ganzen keine sehr fruchtbare, doch hübsch mit Bäumen besetzt, unter denen die Tamarinden vorwiegend waren. Als wir nach einigen Tagen durch den kleinen aber dichtbevölkerten und freundlich gesinnten Distrikt von Moir zogen, bekamen wir den wohlbekannten Berg Beliguian zu Gesicht, den wir auf seiner östlichen Seite passirt hatten, als wir vor zwei Jahren unsere unsichere Reise von Gondokoro aufwärts unternahmen. Wir hatten eine herrliche Aussicht auf das Ellyria-Gebirge und auf den entfernter gelegenen Honig-Berg zwischen Ellyria und Obbo.

Alle diese pittoresk geformten Felsen und Berge waren uns wohlbekannt, und wir begrüßten dieselben nach langer Abwesenheit als alte Freunde, waren sie doch unsere Gefährten gewesen in Zeiten von Angst und Zweifel, als noch ein Erfolg unseres Unternehmens nicht zu erhoffen war. Am Mittag des nächsten Tages, nachdem wir wie bisher parallel dem Laufe des Nil marschirt waren, als derselbe eine kleine Schwenkung nach

dem Westen machte, sich dann drehte und bis auf eine halbe Meile an unseren Pfad herankam, lag der kleine konisch geformte Berg Regiaf, ungefähr zwölf Meilen von Gondokoro entfernt und auf dem westlichen Ufer des Flusses aufsteigend, zu unserer Linken. Wir fühlten uns nunmehr wieder in der Heimath und marschirten bis Sonnenuntergang, worauf wir unser Lager drei Meilen von Gondokoro aufschlugen.

Wieder in Gondokoro.

In der Nacht machten wir uns vielerlei Gedanken. Wird uns ein Boot mit Vorräthen und Briefschaften erwarten? Erwartungsvoll sahen wir dem Anbruch des Morgens entgegen. Wir brachen auf; eine englische Flagge war auf einem schönen geraden Bambusrohr befestigt worden, überragt von einer neuen Lanzenspitze, die wir extra für die Ankunft in Gondokoro kunstvoll zurechtgeschmiedet hatten. Meine Leute waren recht stolz, marschirten sie doch als Sieger ein; nach den am Weißen Nil herrschenden Ansichten hätte eine derartige Expedition nicht mit so geringer Mannschaft ausgeführt werden können. Lange ehe Ibrahim's Leute zum Abmarsch fertig waren, waren unsere Ochsen gesattelt und wir unterwegs, begierig so schnell als möglich nach Gondokoro zu kommen, um dort ein bequemes Boot zu finden, mit langentbehrten Luxusgegenständen und der Post aus England. Noch nie hatten die Ochsen einen so schnellen Schritt eingeschlagen, wie diesen Morgen. Die Fahne führte den Zug und meine Leute folgten in gehobener Stimmung mit beflügelter Eile. „Ich sehe die Masten des Schiffes," rief der junge Saat aus. „El hamdo el Illah!" (Gott sei gedankt!) riefen die Männer. „Hurrah," schrie ich, „und drei donnernde Hochs auf Alt-England und die Quellen des Nil! Hurrah!" und meine Leute stimmten mit mir ein in den wilden und ihnen fremdartig klingenden englischen Jubelruf. „Jetzt eine Begrüßungssalve! Verschießt alles Pulver, was Ihr habt, Burschen, wenn Ihr Lust habt, und laßt es die Bevölkerung wissen, daß wir noch am Leben sind."

Das hatte gerade noch gefehlt, um meine Leute überglücklich zu machen, und indem sie luden und schossen, so schnell sie nur konnten, näherten wir uns schnell Gondokoro. Alsbald sahen wir vor Gondokoro die türkische Fahne auftauchen, in Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile, gefolgt von einer Anzahl Handelsleute, die gekommen waren, uns feierlich zu empfangen. Bei unserer Ankunft kamen sie auf uns zu und feuerten mit scharfgeladenen Gewehren Salutschüsse ab, wobei sie, dem Landesgebrauche gemäß, bis dicht an uns herankamen und ihre Gewehre vor unseren Füßen in die Erde abfeuerten. Einer meiner Diener, Mahomet, ritt auf einem Ochsen, und wurde von einem alten Freunde in der Menge erkannt, der, in seiner Freude ihn wiederzusehen, auf ihn zueilte

und zum Gruß sein Gewehr unmittelbar unter dem Bauch seines Reitochsen abfeuerte. Die Folgen hiervon machten die Volksmenge und uns selbst in ein gewaltiges Gelächter ausbrechen. Der etwas nervöse Ochse wurde durch den plötzlichen Krach unter seinem Körper so in Schrecken versetzt, daß er einen furchtbaren Sprung machte und fortfuhr wüthend nach allen Seiten auszuschlagen, bis Mahomet über seinen Kopf hinausgeschleudert wurde und sich im Staube wälzte. Diese heitere Scene war das Ende unserer Expedition.

Schreckliche Verwüstungen einer Seuche.

Der vorstehende Bericht, in Baker's eigenen treffenden Worten gegeben, veranschaulicht recht deutlich die Schwierigkeiten, mit welchen seine Expedition zu kämpfen hatte, und die alle von seiner heldenmüthigen Gattin getheilt wurden, die die berühmteste weibliche Reisende auf irgend einer Expedition in den Tropen ist.

Bei der Ankunft in Gondokoro stellte es sich heraus, daß nur drei Boote angekommen waren. Die Partie der Händler wurde durch die Nachricht in Schrecken versetzt, daß die ägyptischen Behörden im Begriffe ständen, den Sklavenhandel zu unterdrücken und vier Dampfer nach Khartoum geschickt hätten, von denen zwei bereits den Weißen Nil hinaufgefahren waren und viele Sklavenhändler gefangengenommen worden waren. Auf diese Weise wurden die dreitausend Sklaven, die in Gondokoro zusammengebracht waren, vollständig werthlos.

In Khartoum grassirte obenein noch eine Seuche, und viele Leute von der Bemannung der Boote waren während der Reise gestorben. Baker miethete aber dennoch eines derselben, welches Koorshid Pascha gehörte.

Nachdem er von seinem früheren Gegner Ibrahim Abschied genommen hatte, der sich ihm übrigens seitdem treu und anhänglich erwiesen hatte, begannen Baker und seine treuergebene Frau die Reise den Nil hinab. Unglücklicherweise brach, wie freilich zu erwarten stand, die Cholera an Bord aus und mehrere der Bootsleute erlagen derselben. Hauptsächlich wurde der Verlust des sehr anhänglichen Knaben Saat betrauert.

In Khartoum, welches sie am 5. Mai 1865 erreichten, wurden sie von der gesammten europäischen Einwohnerschaft bewillkommnet und gastlich aufgenommen.

Baker hatte hier die Genugthuung, Mahomet Her, welcher in Latooka seine Leute zur Meuterei aufgereizt hatte, zur Rechenschaft ziehen zu können. Derselbe wurde verhaftet und vor den Gouverneur gebracht, der ihm hundertundfünfzig Peitschenhiebe zudiktirte. Wie oft hatte der Schuft Weiber bis zum Uebermaß peitschen lassen! Wie viele Morde hatte er nicht begangen! Und jetzt flehte er heulend um Gnade! Baker

seinerseits bat, daß ihm die Strafe erlassen werde und man ihm begreiflich machen sollte, daß er strafwürdig sei, weil er versucht hatte, die Expedition der englischen Reisenden zu hemmen, indem er deren Mannschaften zur Meuterei verleitete.

Da der Nil gestiegen war, wurde die Reise wieder aufgenommen, doch wurde das Fahrzeug beim Passiren der Stromschnellen beinahe zertrümmert.

Nachdem sie Berber erreicht hatten, kreuzten sie die Wüste ostwärts bis nach Souakim am Rothen Meere. Dort fanden sie einen Dampfer vor, mit welchem sie durch den Suez Kanal nach Kairo fuhren, wo sie den treuen Richarn und dessen Frau in einer guten Stellung als Diener in Shephard's Hotel zurückließen. Herr Baker hatte hier die Genugthuung zu hören, daß ihm die Königl. Geographische Gesellschaft die goldene Victoria-Medaille zuerkannt hatte, ein Beweis, daß seine Anstrengungen die gebührende Anerkennung fanden. Auch wurde er bei seiner Rückkehr nach England in den Adelstand erhoben.

Sir Samuel und Lady Baker kehrten nach kurzem Aufenthalt in der Heimath nach Aegypten zurück, und erhielt Sir Baker vom Khedive den Titel und Rang eines Pascha.

Es muß Befriedigung gewähren, zu wissen, daß die heroischen Anstrengungen und die vorzüglichen Dienste von Herrn und Frau Baker während der Entdeckungsreisen in den Tropen in ihrer eigenen Heimath gewürdigt und von der Regierung Großbritannien's anerkannt wurden. Aus dem bis dahin unbekannten Herrn Baker war nunmehr ein Baron geworden, ein Titel, unter welchem er jetzt der ganzen gebildeten Welt bekannt ist, und der ihm einzig und allein als Belohnung für seine schätzenswerthen Dienste verliehen wurde.

Wenige Forscher in Afrika haben mehr für das Wohl dieser von der Natur reichgesegneten Gegenden gethan, als er, und wenn seine eigenen Ideen und Pläne ausgeführt und die großen Umwälzungen in's Werk gesetzt worden wären, welche er in's Auge gefaßt hatte, so wäre Afrika der Civilisation um Jahrhunderte näher, als es thatsächlich jetzt ist.

Kapitel XXIII.

Eine nochmalige Expedition.

Der Khedive von Aegypten. — Baker zum Pascha ernannt. — Zweite Expedition nach den Nilquellen. — Eine Scene der Verwüstung. — Transport von Stahldampfern für den Albert See. — Die Ausrüstung der Expedition. — Spieldosen und Zauberlaternen. — Die militärischen Kräfte. — Baker's sehr irreguläre Cavallerie. — Groteske Manöver. — Der Transport mit Kameelen. — Geschützlafetten und schwere Maschinen. — Dampfer fährt den Nil hinauf. — Eine der kühnsten Leistungen der Neuzeit. — Ein gewaltiger Strom. Unermeßliche Ebene und unbegrenzte Tiefländer. — Die Strömung durch schwimmende Inseln gehemmt. — Mühselige Passage. — Rückzug der Expedition. — Verfolgung von Wild. — Ein schönes Thier. — Baker im Lager. Der Stamm der Shillook. — Hervorragende Wilde. — Gewaltthätige Uebelthäter. — Ein alter Häuptling mit sehr ausgedehnter Familie. — Ein prunkliebender Herrscher. — Heirathen in Massen. — Braune Männer werden verschmäht. — Ein schwarzer kleiner Liebling. — Eingeborene in Waffen. — Eine gefährliche Begegnung. — Angriff durch die Baris. Ein niederträchtiger Verräther. — Der Haushalt. — Schwarze Burschen, die keinen Zucker stehlen wollen. — Der kleine „Cuckoo." — Ein merkwürdiger Felsen. — Ein alter Aberglauben. — Auf dem Marsch. — Abenteuer mit einem Flußpferd. Ein Pferd angegriffen. — Zeitgemäßer Schuß. — Die wilde Bestie erlegt. — Ankunft in Unyoro. — Blutige Schlacht. — „Chinese" Gordon in Khartoum. — Gordon's vorzeitiger Tod.

Afrika's Erforschung sollte keine Unterbrechung erleiden. Wir finden Sir Samuel Baker auf einer zweiten Entdeckungsreise, die vollkommen ebenso interessant ist, wie die in dem vorigen Kapitel beschriebene. Diese Expedition wurde durch den Prinzen von Wales in's Leben gerufen, und durch mächtige Gönner in England unterstützt. Baker hatte sich als ein Mann von unerschütterlicher Energie erwiesen, als ein Mann, der allen Vorfällen und Gefahren gewachsen war, als ein Forscher von richtigem Taktgefühl, Ausdauer und Thatkraft und man setzte nicht nur Vertrauen darein, daß er, wenn er eine Mission nach Central-Afrika erhielte, nicht allein dem Handel neue Bahnen eröffnen würde, sondern daß auch ein großes Ländergebiet für Aegypten erworben werden könnte, in Folge dessen dann kräftige Maßnahmen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und aller der Gewaltthaten ergriffen werden könnten, die diesen weiten Landstrich gradezu zur Hölle machen.

Die Expedition sollte vier Jahre dauern. In dieser Periode wurde Baker zum Pascha ernannt oder wurde zum ägyptischen Gouverneur gemacht. Sein Territorium war ein nahezu unbegrenztes, da es nicht mehr und nicht weniger als die Gegend am oberen Nil sein sollte. Es muß hier daran erinnert werden, daß der Khedive von Aegypten, unter dessen unmittelbarer Oberhoheit Baker diese Expedition unternahm, seinen Titel vom türkischen Sultan erhielt, und von diesem zum Beherrscher

Aegyptens gemacht wurde. So begann also Baker sein großes Unternehmen mit soviel Autorität, als nur irgend nöthig war, oder ihm überhaupt von irgend Jemand übertragen werden konnte. Er wurde abgesandt ohne jede Beschränkungen oder Vorschriften; ihm wurde das selbstständige Kommando seiner Streitkräfte übertragen und wurde ihm sogar die Gewalt über Leben und Tod übertragen. Er wurde zum selbstständigen Regenten und zum höchsten Befehlshaber gemacht, und wäre er nicht ein sehr kluger, urtheilsfähiger und kaltblütiger Mann gewesen, so wäre er unfraglich ein Tyrann geworden und eine Plage für die Eingeborenen und die kriegerischen Stämme von Central-Afrika, statt ihr Wohlthäter zu werden.

Meistentheils wollen wir Sir Baker seine spannende Erzählung mit seinen eigenen Worten berichten lassen.

Bei meiner früheren Reise, sagt er, habe ich in Central-Afrika Gegenden von ausgiebigster Fruchtbarkeit durchreist, mit einem gesunden Klima, welches für die Besiedlung durch Weiße günstig ist, in einer durchschnittlichen Höhe von viertausend Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser gewaltige und nahezu unbegrenzte Landstrich war dicht bevölkert von einem Volksstamme, der nur des Schutzes einer strengen, aber wohlwollenden Regierung bedarf, um bald eine bedeutungsvolle Stellung einzunehmen und namentlich den großen Reichthum des Bodens gehörig auszubeuten.

Ich fand Gegenden, die in Folge des Unterschiedes in Lage und Höhe verschiedene natürliche Hülfsquellen hatten — wo Zucker, Baumwolle, Kaffee, Reis, Gewürze und alle tropischen Gewächse mit Vortheil gezogen werden können, aber in diesen Gegenden gab es keine civilisirte Regierungsform, und Jedermann that und ließ, was ihm gerade recht erschien.

Eine Scene der Verwüstung.

Reiche und gut bevölkerte Distrikte lagen verwüstet darnieder; die Frauen und Kinder waren in die Gefangenschaft fortgeschleppt worden, die Dörfer niedergebrannt, die Ernte vernichtet oder geraubt, die Bevölkerung vertrieben; ein Paradies auf Erden war in eine Hölle verwandelt worden, und die Eingeborenen, die ursprünglich allen Fremden freundlich entgegengekommen waren, traten nunmehr denselben feindlich entgegen: das Alles läßt sich nur mit einem Wort bezeichnen: Ruin!

Um die große Reform durchzuführen, die geplant wurde, würde es nothwendig sein, das Nil-Bassin zu annektiren und eine feste Regierung einzurichten in allen den Ländern, welche bisher ohne den Schutz einer solchen waren und eine Beute der Abenteurer aus dem Sudan; Stahldampfer aus England einzuführen, sie auf dem Albert See in Betrieb zu setzen, und so die Hülfsquellen von Central-Afrika dem Verkehr zugänglich zu machen; einen geschäftsmäßigen Handel in einem weiten Landstrich zu

eröffnen, der bis dahin der Schauplatz von Mord und Gewaltthaten gewesen war; die Schwachen zu schützen und die Missethäter zu strafen; und das Feld für eine große Zukunft dort zu ebnen, wo bis dahin nur Finsterniß und hirnverbrannte Verwüstung an der Tagesordnung gewesen waren — das war der großartige Plan, den durchzuführen sich Ismail, der Khedive von Aegypten, vorgenommen hatte.

Ehe ich England verließ, suchte ich persönlich jeden Artikel aus, dessen ich für die Expedition bedurfte. So wurde es mir möglich, mit einer Ausgabe von ungefähr fünfundvierzigtausend Dollars den Einkauf aller der nahezu unzähligen Dinge zu bestreiten, die die Ausrüstung des Unternehmens ausmachten. Hierin war namentlich einbegriffen eine vorzügliche Auswahl von Manchester Waaren, wie Baumwollenstoffe, grauer Calico, baumwollene und wollene Decken in weiß, roth und blau; indische Tücher in roth und gelb; Taschentücher in lebhaften Farben; Chintz; rothe Flanellhemden, farbige Seide in blau und roth, leinene Hosen, etc. Werkzeuge aller Art, Aexte, kleine Beile, Geschirrglocken, Messing- und Kupferdraht, Kämme, Zinkspiegel, Messer, Töpferwaaren, Zinnteller, Angelhaken, Spieldosen, bedruckte Stoffe, Fingerringe, Rasirmesser, verzinnte Löffel, billige Uhren, etc., etc.

Die militärischen Kräfte bestanden aus eintausend sechshundert und fünfundvierzig Mann, einschließlich eines Korps von zweihundert Mann irregulärer Kavallerie und zwei Batterien Artillerie. Die Infanterie war in zwei Regimenter eingetheilt und waren die Mannschaften sorgfältig ausgewählt. Das schwarze oder Sudan-Regiment enthielt viele Offiziere und Mannschaften, welche mehrere Jahre in Mexico in der französischen Armee unter Marschall Bazaine gedient hatten. Das ägyptische Regiment bestand, wie sich später herausstellte, zum größten Theil aus verurtheilten Sträflingen, die wegen verschiedener Verbrechen aus Aegypten nach dem Sudan transportirt worden waren.

Ich besichtigte die irreguläre Kavallerie, die ungefähr zweihundert und fünfzig Pferde zählte. Sie war in der That sehr „irregulär." Jeder Reiter war beritten und bewaffnet, wie es gerade seinen Anschauungen von den Bedürfnissen eines Kriegers am Besten entsprach. Da sah man magere, halb verhungerte Pferde; gutgenährte kurze Thiere; ganz kleine Ponies; Pferde, die kaum mehr an sich hatten, als Beine; andere, bei denen der Kopf der Hauptbestandtheil des ganzen Körpers zu sein schien; Pferde, die geschnitten waren und wieder andere, die diese Operation nicht hatten erdulden müssen. Das Sattelzeug und die Aufzäumung hätten eigentlich in ein Raritäten-Museum gehört. An einigen sah man fadenscheinige Streifen alter Silber- oder Goldtressen, während andere mit ihren Riemen von ungegerbtem Krokodillsleder recht gut zu den skelett-

artigen Pferden paßten. Die unförmigen, schaufelartigen Gebisse waren von Rost zerfressen und schmutzig. Einige der Reiter hatten Säbel und Pistolen; andere kurze Donnerbüchsen mit Messinglauf; alle aber hatten sie die verschiedenartigsten Gewehre, vom langen altmodischen arabischen an bis zum gewöhnlichen doppelläufigen französischen Gewehre, das importirt wurde. Die Bekleidung entsprach in jeder Beziehung der Bewaffnung und den Reitthieren.

Grotesque Manöver.

Nachdem sich diese Kavallerie in Linie formirt hatte, wurde nun eine brillante Attacke auf einen eingebildeten Feind gemacht und mit großer Gewalt durchgeführt; nachdem alles in wunderbarer Geschwindigkeit in die unglaublichste Unordnung gerathen war, sammelten sie sich wieder und kehrten in ihre ursprüngliche Position zurück.

Ich machte dem kommandirenden Offizier mein Compliment, und entließ die Reiter dann, nachdem ich Djaffer Pascha noch gefragt hatte, ob diese wackeren Leute meine Kavallerie vorstellen sollten, und eine bejahende Antwort erhalten hatte. Ich ersuchte darauf Djaffer Pascha, den Leuten mitzutheilen, daß es mir der Mangel an Transportmitteln unmöglich mache, von ihren werthvollen Diensten Gebrauch machen zu können. "Inshalla!" (Wie es Gott gefällt!) „Vielleicht in zukünftiger Zeit" ꝛc. ꝛc., lautete die Antwort.

So wurde ich meine Kavallerie los, und ich bin froh, daß ich sie niemals wiederzusehen brauchte. Ich hatte einundzwanzig gute Pferde, die ich von Kairo mitgebracht hatte und diese, sowie die Pferde, die den verschiedenen Offizieren gehörten, waren die einzigen, die ich überhaupt transportiren konnte.

Kameele und Lafetten.

Ich hatte lange Regenmäntel von Gummi für die Schildwachen während der Regenzeit und wasserdichte Kappen. Dieselben leisteten während der wirklichen Kampagne vorzügliche Dienste in Regenwetter, da die Büchsen unter den Mänteln trocken blieben, und die Mannschaften nicht von Nässe und Kälte zu leiden hatten, wenn sie sich auf Posten befanden.

Die Provisionen für die Truppen bestanden aus Weizen, Reis und Linsen. Die Vorräthe aus England und überhaupt alle Bedürfnisse der Expedition waren mit so großer Sorgfalt ausgewählt, daß ich während der ganzen Dauer meines Unternehmens niemals etwas vermißte, oder daß ich je es zu bedauern hatte, daß ich nicht irgend einen Plan, den ich mir überlegt hatte, geändert hatte.

Für den Transport der schweren Maschinen durch die Wüste hatte ich Geschützlafetten angeschafft, von denen jede von zwei Kameelen gezogen wurde. Die langen Stahltheile der Dampfer und die Theile der Ret-

tungsboote wurden auf lange Balken festgebunden, die nach Art von Schiffswellen zwischen je zwei Kameelen befestigt und von diesen getragen wurden. Viele hundert Balken wurden für diesen Zweck benutzt, und wurden dann später in dem Hauptquartier beim Bau der Vorrathsschuppen und anderer Gebäude als Träger benutzt.

Ich hatte mich mit ganzer Seele der Expedition gewidmet, hatte aber auch bald die Schwierigkeiten erkannt, mit denen ich zu kämpfen haben würde, in Folge des passiven Widerstandes Derjenigen, deren eigene Interessen in Frage kamen. Die Vorbereitungen, die ich getroffen hatte, hätten den Erfolg sichern müssen, wenn nach den von mir gegebenen Anordnungen verfahren worden wäre. Die sechs Dampfer und die Flotille von Segelschiffen hätten am 10. Juni von Kairo abfahren sollen, damit sie im Stande waren, bei hohem Wasserstande die Stromschnellen bei Wady Halfah hinaufzufahren. Statt dessen wurden diese während der Abwesenheit des Khedive in Europa bis zum 29. August zurückgehalten, sodaß der Fluß bereits gefallen war, als sie den zweiten Wasserfall erreichten. Es war somit unmöglich, die Dampfer vor der nächsten Saison über die Stromschnellen hinwegzubringen. So gingen zwölf Monate nutzlos verloren, und ich wurde unvorhergesehen der unschätzbaren Hülfe der sechs Dampfer beraubt.

Dampferfahrt den Nil hinauf.

Ein Zug von einundvierzig Eisenbahnwaggons kam von Kairo an, beladen mit den einzelnen Theilen der Dampfer, der Maschinen und der Kessel ꝛc. ꝛc., und wurde sofort die ganze Ladung auf elf gemietheten Schiffen verstaut. Mit großen Schwierigkeiten gelang es mir, einen Dampfer von hundert und vierzig Pferdekraft zu miethen, um diese Flotille bis Koroskо zu schleppen, von welchem Punkte aus die Reise durch die Wüste beginnen sollte. Ich erhielt diesen Dampfer nur in Folge eines persönlichen Gesuches an den Khedive.

Endlich war ich Augenzeuge der Abfahrt der ganzen Partie von Maschinisten und Handwerkern. Ein Dampfer nahm die ganze lange Reihe von elf Fahrzeugen in's Schlepptau gegen die mächtige Strömung eines Flusses, wie der Nil. Bei Beginn der Reise glitt eines der Taue ab, wodurch allgemeine Verwirrung entstand, doch der Schaden wurde bald wieder gutgemacht und schnell entschwand die Flotille meinen Augen. Diese Masse schweren Materials, unter welchem sich zwei Dampfer und zwei stählerne Rettungsboote von je zehn Tonnen befanden, mußte eine Strecke von ungefähr dreitausend Meilen transportirt werden, darunter allein vierhundert Meilen durch die sengende Nubische Wüste.

Auf unserer diesmaligen Reise passirten wir den Bahr Giraffe, anstatt wie ursprünglich, den Weißen Nil. Dieser Fluß, auf welchem die

Kameele transportiren Dampfer durch die Wüste.

Schifffahrt durch überreiche Vegetation, die einen beinahe unpassirbaren Damm bildet, arg gehemmt ist, ist bisher von den ägyptischen Behörden in schlimmster Weise vernachlässigt worden. In Folge dieser Vernachlässigung haben sich außergewöhnliche Verhältnisse entwickelt. Die unzählige Menge von schwimmenden Inseln, welche fortwährend im Stromlauf des Weißen Nil herabtreibt, hat keinen Abzug; in Folge dessen werden diese Inseln durch die Strömung unter die natürlichen Hemmnisse hinabgedrückt, unter welchen bis dahin das Wasser des Flusses in unsichtbaren Kanälen dahinströmte, bis die unterirdische Passage durch ungeheure Massen vegetabilischer Substanzen verstopft wird. . Der ganze Fluß wird dadurch ein Sumpf, unter dessen Oberfläche, durch die Gewalt der Strömung, der Fluß unzählige kleine Kanäle bildet und in diesen dahinfließt. Thatsächlich ist hier der Weiße Nil als Strom verschwunden. Ein Schiff, welches von Khartoum nach Gondokoro fährt, wird nach der Passirung eines breiten Kanals mit offenem, klarem Wasser, bald mit dem Bug auf eine solide, zusammengepreßte Masse von Pflanzenstoffen aufrennen, ein Damm, der sich allmählig in ungekannter Ausdehnung gebildet hat; der Fluß hat aufgehört zu existiren.

Ich war wegen unserer neuen Route einigermaßen besorgt, da ich in Khartoum widersprechende Ansichten über die Möglichkeit gehört hatte, dieselbe mit so großen Dampfern von zweiunddreißig Pferdekraft und einer Decklänge von einhundert Fuß zu befahren. Ich wurde mit Lootsen versehen, welche behaupteten, mit dem Strombett vollständig vertraut zu sein; es waren dies die Kapitaine von Kauffarteischiffen, welche die Reise schon oft gemacht hatten.

Nachdem die letzten Fahrzeuge der Flotille angekommen waren, fuhren die Dampfer allein gegen die stärkste Strömung an. Ziehen im Schlepptau war schwierig in Folge der vielen plötzlichen Windungen des Flusses.

Während unsere Schiffe nun langsam gegen die starke Strömung des Bahr Giraffe hinauffuhren, folgte ich mit Lieutenant Baker am Ufer entlang und schoß zehn von den großen Feldhühnern, Francolin genannt, die hier während der trockenen Jahreszeit außerordentlich zahlreich sind. Die Gegend war hier, wie gewöhnlich, eben und flach, nur direkt südlich von dem Zusammenfluß des Bahr Giraffe in einer Entfernung von ungefähr zwölf Meilen sah man einen niedrigen Granithügel, der theilweise mit Bäumen bedeckt war. Derselbe ist der erste von vier ähnlichen niedrigen Hügeln, die die einzigen Punkte bilden, die aus der unermeßlichen Strecke der vollständig flachen Ebene sich emporheben.

Während wir so am Ufer entlang marschirten, bemerkte ich in Entfernung von ungefähr zweihundert Yards ein Thier vom Fluß heraufsteigen, welches offenbar dort zur Tränke gewesen war; wir machten sofort den

Versuch, ihm den Rückweg abzuschneiden, als es plötzlich aus dem Gras auftauchte, und sich als ein starker Löwe mit schöner wallender Mähne erwies. Der König der Thiere wich jedoch, wie er das gewöhnlich in offenem Terrain thut, einem Kampfe aus und flüchtete in der Richtung nach den Felshügeln hin.

Der Rückzug.

Die Entdeckungsreisenden waren jedoch gezwungen umzukehren. Baker sagt darüber in seinem Tagebuche: Alle Schiffe waren bei dem niedrigen Wasserstande festgefahren. Das ist schrecklich. Ich fuhr in meiner Diahbeeah in Begleitung von Frau Baker voraus, um drei Meilen stromaufwärts Nachforschungen anzustellen. Auf dieser ganzen Strecke war das Wasser nirgends tiefer als vier Fuß, während im Durchschnitt die Tiefe nur drei Fuß betrug. Zuletzt lief sogar die Diahbeeah, die nur zwei Fuß drei Zoll Tiefgang hatte, auf den Grund. Es war dies an einem Punkt, wo sich an beiden Seiten des Flusses unbedeutende Erhöhungen, Dubbas genannt, erhoben. Ich verließ das Fahrzeug und fuhr mit einem meiner Leute noch zwei Meilen weiter stromaufwärts. Nachdem die erste Meile zurückgelegt war, fuhr auch dieses Boot bei einem Wasserstande von nur sechs Zoll Tiefe auf festen Sand auf. Der Fluß, der anfänglich etwas tiefer geworden war, hatte sich hier plötzlich in drei verschiedene Kanäle getheilt, die sämmtlich zu seicht waren, als daß die Diahbeeah hätte passiren können und zwei waren selbst für mein Ruderboot zu seicht. Der Ruderer sprang aus dem Boot, welches wir über die Untiefen hinwegtrugen, bis wir wieder oberhalb der drei Kanäle in den Hauptstrom kamen, doch hatte auch dieser keine größere Tiefe als zwei Fuß sechs Zoll.

Wir setzten unsere Fahrt den Strom hinauf noch eine Strecke weit fort, jedoch mit demselben unglücklichen Resultat. Die Ufer, die während der Regenzeit völlig unter Wasser stehen, lagen jetzt trocken und dehnte sich an ihnen ein Wald von einer Meile Breite aus. Nachdem ich das Boot verlassen hatte und auf einen von weißen Ameisen gemachten Hügel geklettert war, um einen Ueberblick über die Gegend zu bekommen, erblickte ich eine Heerde wunderschöner Antilopen, von einer Art, die mir bisher unbekannt gewesen war.

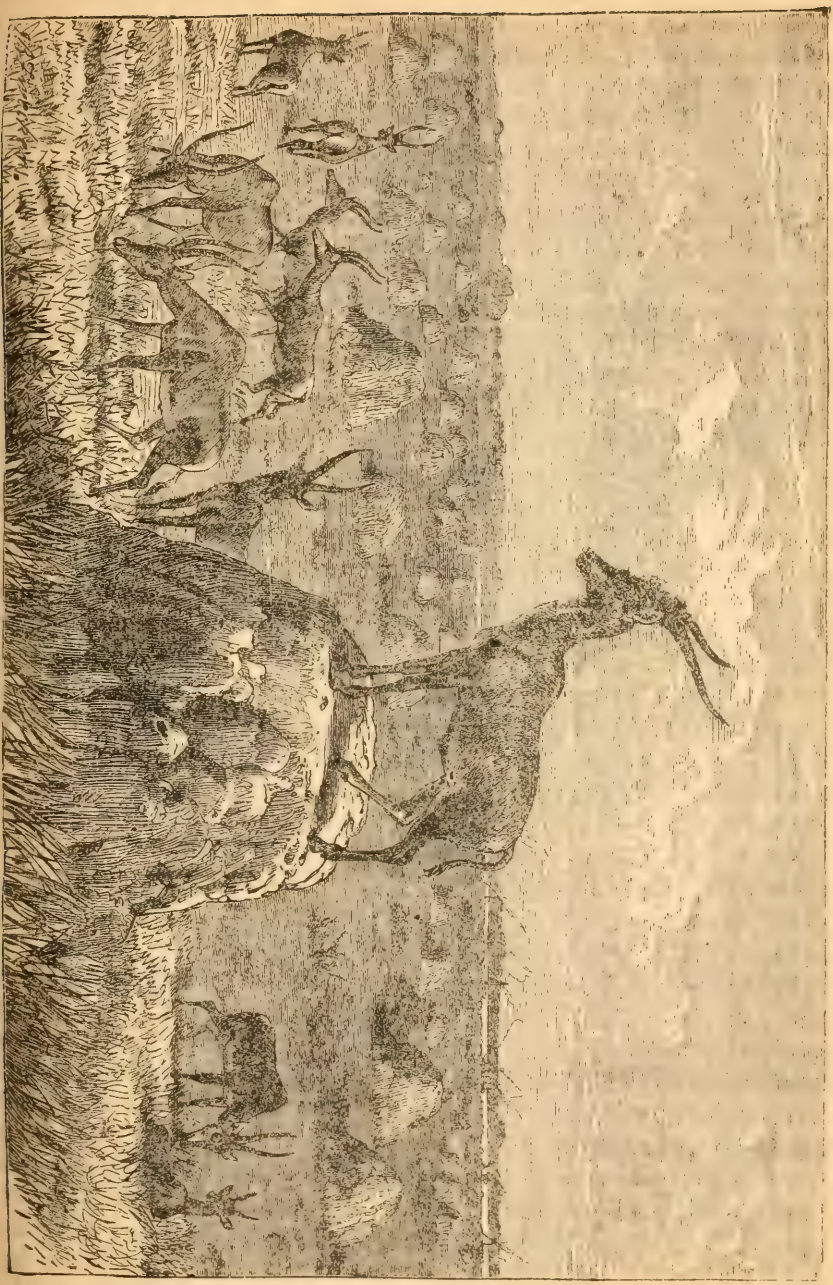
Nun giebt es keinen besseren Zeitvertreib, zumal wenn man sich in gedrückter Stimmung befindet, als ein bischen Jagd. Ich nahm deshalb meine Büchse zur Hand, ließ mich noch eine Meile weiter stromaufwärts rudern und landete dann erst, da ich dadurch den richtigen Wind bekam. Es war überhaupt schwierig, sich in dieser gänzlich baumlosen flachen Ebene an das Wild heranzuschleichen, und es würde sogar ganz unmöglich gewesen sein, wenn nicht die zahllosen Hügel der weißen Ameisen

gewesen wären. Dieselben sind bemerkenswerth in allen sumpfigen Gegenden, wo der Instinkt die Insekten dazu treibt, ihre Bauten so hoch aufzuführen, daß sie auch beim höchsten Wasserstande nicht überfluthet werden. Die dazu benutzte Erde wird ausdrücklich zu diesem Zweck aus dem Untergrund an die Oberfläche emporgebracht, wie man am besten daraus ersehen kann, daß die Ameisenhügel eine gelbe Farbe haben, während der Boden an der Oberfläche schwarz ist. Die zum Bau benutzte Erde wird zuerst von den Insekten verschluckt und mischt sich in deren Magen mit gewissen eiweißhaltigen Stoffen, wodurch sie eine Bindekraft erhält wie der Cement, und im Stande ist, dem Wasser Widerstand zu leisten.

Die Hügel erreichen in den Sumpfgegenden gewöhnlich die Höhe von acht Fuß, werden oft aber auch bis zu zehn Fuß hoch. Die Antilopen benutzen diese Ameisenhügel als Beobachtungsposten, von denen aus ihre Schildwachen einen etwa nahenden Feind auf weite Entfernungen hin beobachten können. Diese Gewohnheit, Schildwachen auszustellen, ist verschiedenen Antilopenarten eigen, wenn sie auf der Ebene grasen. Obgleich ich nur einzig und allein eine einzige solche Schildwache sehen konnte, war ich doch überzeugt davon, daß die ganze Heerde in unmittelbarer Nähe sein mußte. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß es fast immer männliche Thiere sind, die den Posten als Schildwachen einnehmen. Im vorliegenden Falle beschloß ich, wenn irgend möglich, die Schildwache auf's Korn zu nehmen. Das Gras war sehr niedrig und hellgrün, da es vor kurzer Zeit von den Eingeborenen niedergebrannt worden war; nur an einigen Stellen waren Parthien hohen Grases stehengeblieben, weil dasselbe noch unreif und frisch gewesen war, und deßhalb von dem Feuer nicht hatte verzehrt werden können. Diese buschigen Stellen waren ebenfalls sehr günstig für ein Heranschleichen.

Ein wunderschönes Thier.

Es war natürlich, daß ich einige hohe Ameisenhügel zwischen demjenigen, auf welchem die Antilope Posto gefaßt hatte und mir behielt, um so dicht am Boden dahinzukriechen, daß ich nur deren Hörner sich gegen den Horizont abheben sah. An einzelnen Stellen mußte ich ganz auf dem Bauche liegend kriechen. Dies war ein um so schwierigeres Ding, als die harten Stumpfen des niedergebrannten Grases Hände und Kniee durchscheuerten. Zudem machte noch die von dem Steppenbrande verbliebene Asche mir viel Schwierigkeiten, da der Wind sie mir in die Augen blies. Die Wassermarke an den Ameisenhügeln befand sich in einer Höhe von ungefähr achtzehn Zoll, ein Zeichen, wie hoch die Fluth alljährlich hier steigt. Die Frucht einer gewissen Art Wasserlilien war hier in großer Anzahl auf dem Boden zu finden und hatte dieselbe die Größe einer



Antilopen von einer Schildwache bewacht.

Mannesfaust, war jedoch zerstört und theilweise verkohlt durch den Brand des Grases.

Die Sonne brannte sehr heiß hernieder und das Kriechen auf eine weite Strecke hin war für mich eine recht beschwerliche Arbeit. Von Schweiß und Aschenstaub war ich beinahe vollständig blind, wenn ich aber von Zeit zu Zeit vorsichtig meinen Kopf hob, konnte ich die Hörner der Antilope noch in ihrer ursprünglichen Stellung sehen. Endlich kam ich am Fuße des letzten Ameisenhügels an, von wo aus ich meinen Schuß abgeben mußte.

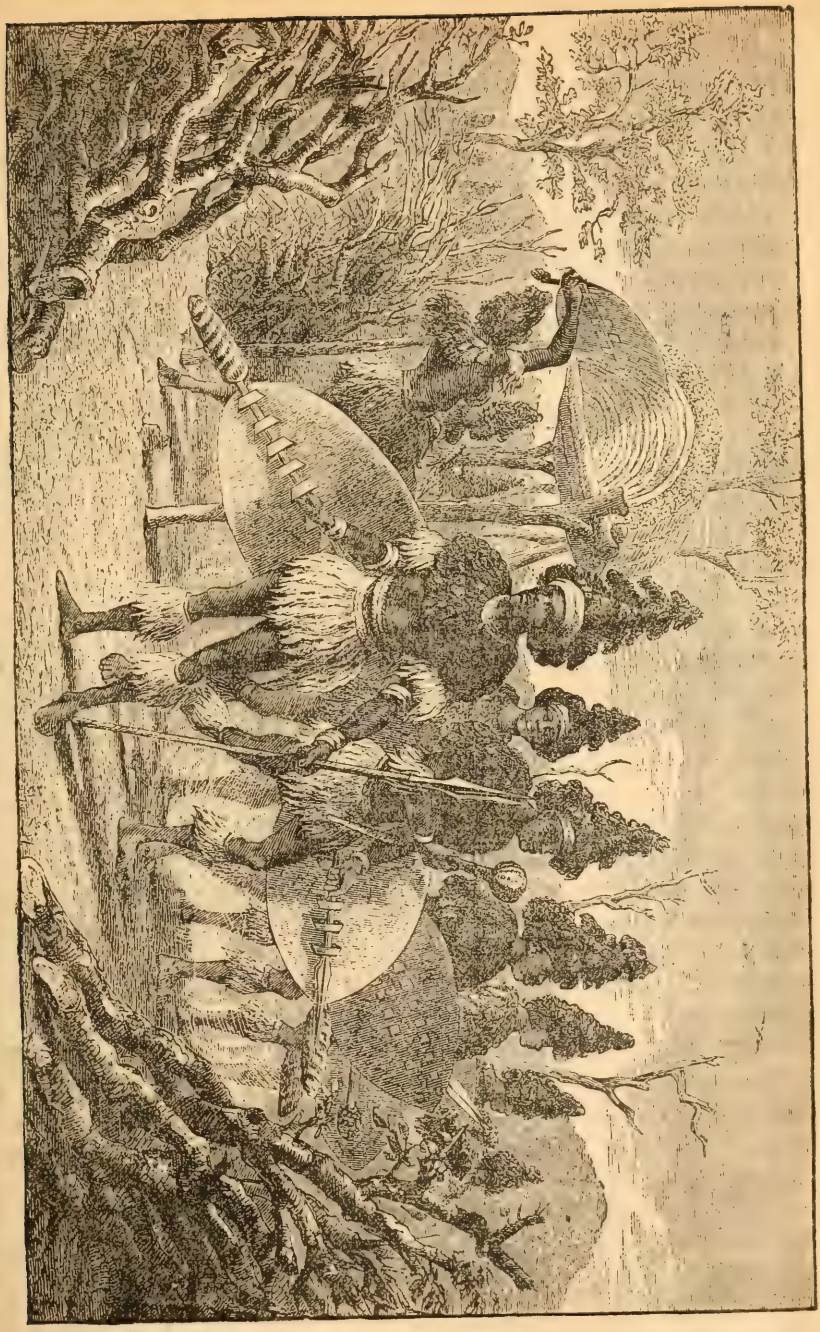
Auf dem Gipfel des Hügels standen einige Büschel niedrigen Grases. Ich trat nun mit den Fußspitzen fest in einen Einschnitt in dem Ameisenhügel und legte mich mit den Ellenbogen auf dessen Spitze, wobei mein Kopf und meine Kappe durch die erwähnten Grasbüschel verdeckt wurden. Die Antilope stand ahnungslos ungefähr hundert und achtzig Yards vor mir, vollständig bewegungslos und aussehend wie eine Statue auf einem Piedestal. Ich war entzückt von der mir winkenden Beute. Es war ein wunderschönes Thier, ungefähr dreizehn Hand hoch bis zur Schulter, mit langem Kopf und schwarzem Gesicht und Ohren, ebenso wie auch schwarz auf der oberen Seite des Kopfes; der Körper war hellbraun mit fünfzehn Zoll breiten, schwarzen Streifen, die schräg über die Schultern liefen, bis herunter an den Vorder- und Hinterbeinen, am Rumpf dann zusammenkommend. Der Schwanz war lang, mit einem tüchtigen Büschel schwarzer Haare am äußersten Ende. Die Hörner waren stark gekrümmt und rückwärts nach den Schultern gebogen.

Im Lager.

Am 1. Mai schlug Baker sein Lager bei Tewfikayah auf, und empfing hier den Besuch des Königs der Shillooks, eines wohlbekannten Stammes. Eine Schilderung dieses Stammes wird an dieser Stelle von Interesse sein, zumal im voraufgehenden Kapitel ihrer nur kurz Erwähnung gethan wurde.

Die Shillooks sind ein Stamm von schönen und wohlgebauten Menschen und ähneln sehr dem ächten Neger, da sie ganz schwarz sind und wolliges Haar haben. Es fehlen jedoch die platte Nase und die großen wulstigen Lippen des eigentlichen Negers, und nur in vereinzelten Fällen findet man annähernde Spuren hiervon.

Die Shillooks sind große Freunde von Schmuckgegenständen. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich aus eisernen Armringen, Ringen um die Fußknöchel und den Kopf, und federgeschmückten Schürzen um den Leib und die Schultern. Kappen von schwarzen Straußenfedern schmücken ihren Kopf, und viele dieser Kappen sind obendrein noch mit einem Kranze kleiner Glöckchen verziert. Ihre Waffen sind Keulen und Lanzen, von denen die



Schilluk-Krieger mit Schmuck und Waffen.

letzteren am Schaft mit Eisendraht umwickelt sind, um so das Gleichgewicht gegenüber der schweren Spitze herzustellen. Außerdem tragen sie einen großen, einem Bogen ähnelnden Schild.

Die Weiber tragen vor ihrer Verheirathung keinerlei Kleider, und nach derselben nur zwei Schürzen von gegerbten Fellen, die eine vorn, die andere hinten. Diese Schurzfelle reichen bis zu den Fußgelenken herab, und sind an ihrem unteren Saume mit eisernen Ringen und kleinen Glöckchen besetzt. Das Kopfhaar ist glatt abgeschoren, und die Ohren überall an ihren Rändern mit Löchern durchbohrt, in welchen kleine Partien von Glasperlen befestigt werden.

Die Dörfer der Shillooks sind sehr regelmäßig gebaut, und zwar so regelmäßig, daß sie geradezu den Eindruck der Steifheit machen. Die Häuser werden von Baumwurzeln erbaut, sind hoch, und zwar alle von nahezu derselben Höhe; sie stehen ganz dicht bei einander in geraden Straßen, und machen, wie Baker sagt, aus der Entfernung den Eindruck von schnurgraden Reihen rundköpfiger Pilze.

Die Shillooks sind sehr geschickt in der Handhabung ihrer floßartigen Boote, die sie mit kurzen Rudern fortbewegen; man kann selbst kleine Knaben in ihnen herumrudern sehen, die nicht die mindeste Furcht vor den zahlreichen Krokodillen zeigen, sondern stets ihre Lanzen bei sich tragen, mit denen sie diese gefährlichen Bestien vertreiben, wenn dieselben sie angreifen wollen.

Gewaltthätige Missethäter.

Einstmals errichteten die kühnen Shillooks eine kleine Kolonie auf dem östlichen oder Dinka Ufer, weil es dort gute Weide gab. Sobald der Stamm der Dinka die Gegend verlassen hatte, überschritten sie den Strom, bauten eine Anzahl Wurzelhütten, legten einen temporären Zaun an und brachten dann ihr Vieh hinüber. Sie hatten landeinwärts viele Vorposten ausgestellt, und sobald das Herannahen der Feinde gemeldet wurde, schifften sich die Shillooks auf ihren Flößen ein und fuhren nach ihrer Seite des Flusses hinüber, während das Vieh nach gewohnter Weise auf bestimmte Zurufe hinter ihnen her schwamm, und so den Kanoes und Flößen folgte. Wunderbarer Weise griffen die Krokodille bei solchen Gelegenheiten die Heerden niemals an.

Mit Benutzung ihrer Flöße beschäftigen sich die Shillooks viel mit Fischfang. Sie benutzen weder Netze noch Angeln, sondern betreiben die Fischerei ächt sportsmäßig nur mit dem Speer. Diese Waffe ist zehn Fuß lang und hat am Ende des Schaftes einen eisernen Kopf mit Widerhaken, der mit derben Riemen lose an denselben befestigt ist. Sobald der Fisch getroffen ist, wird der Schaft von dem Kopfende getrennt und treibt, da er von leichtem Holze gemacht ist, auf der Wasseroberfläche, so den

Fisch festhaltend, bis derselbe ermattet ist und mit einem mit Haken versehenen Stock leicht geholt werden kann. Die Shillooks erbeuten häufig Fische in großer Menge, indem sie gegen die Strömung stromaufwärts waten und nach rechts und links von ihren Speeren Gebrauch machen.

Die Regierungsweise bei den Shillooks ist einfach genug. Es giebt bei ihnen einen Sultan oder höchsten Beamten, der „Meck" genannt wird, und unbeschränkte Gewalt in jeder Beziehung und über Leben und Tod hat. Der Meck scheint dem Grundsatz zu huldigen, daß zu große Intimität dem Ansehen schadet, und hält sich abgeschlossen von seinen Unterthanen, indem er nur selten die Grenzen seiner eigenen Heimstätte überschreitet. Er spricht sogar nicht einmal direkt zu seinen Unterthanen, sondern zwingt dieselben, nur durch die Vermittlung eines bestimmten Beamten mit ihm in Verkehr zu treten. Jeder, der sich ihm nähern will, muß dies auf seinen Knieen thun, und Niemand darf vor ihm stehen oder Waffen an sich tragen. Er übt mit Festigkeit und Strenge Gerechtigkeit aus und straft namentlich Mord und Diebstahl unter seinen Unterthanen streng, und zwar verfällt der Schuldige der Todesstrafe, während seine Familie in die Sklaverei verkauft wird.

Diebstahl und Mord jedoch, die gegen einen anderen Stamm verübt werden, gelten als verdienstvoll und nimmt der Meck, wenn ein Trupp von einem Raubzug zurückkehrt, ein Drittheil der Beute. Ebenso steht ihm das Recht auf die Zähne aller Elephanten zu, die von seinen Unterthanen getödtet werden; auch erwartet er Geschenke von jedem Händler, der sein Gebiet passirt. Der Meck gestattet ferner Fremden nicht, sich nach Belieben im Shillook Lande niederzulassen, gestattet ihnen jedoch in Kaka, einer Stadt im äußersten Norden, ihren Wohnsitz zu nehmen. Dort leben viele handeltreibende Araber, welche sich mit Tauschhandel in Glasperlen, Kuhglocken, und anderen in der Viehzucht nöthigen Artikeln beschäftigen, die sie gegen Vieh, Sklaven und Elfenbein austauschen. Der Handel in dem letzteren Artikel wird ausschließlich durch den Meck betrieben, der für denselben das Monopol hat, und von demselben den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Heirathen in Masse.

Als Baker in Tewfikeeyah ankam, befreite er eine Bootsladung von Sklaven, welche durch die Shillooks eingefangen worden waren. In seiner Erzählung fährt er nun fort, wie folgt:

Ich befahl den Sklaven sich zu waschen und besorgte für die nackenden Weiber Kleidung aus meinem Waarenlager. Am nächsten Tage besuchte ich die Gefangenen und erklärte ihnen die Lage, in der sie sich befänden. Sie waren frei und sollten so in ihre Heimath zurückgebracht werden, wenn dieselbe nicht allzuweit entfernt wäre. Wenn dies nicht der Fall

wäre, sollten sie sich nach Kräften nützlich machen, in Bezahlung wofür sie dann Kleidung und Beköstigung erhalten sollten.

Wenn eines der Weiber Lust haben sollte zu heirathen, so wären in meinem Regimente genug hübsche und kräftige junge Männer, die vorzügliche Ehemänner abgeben würden. Ich gab jeder einzelnen Person einen von mir unterzeichneten Freibrief. Derselbe wurde in eine ausgehöhlte Wurzel gesteckt, die ihnen um den Hals gebunden wurde. Ihre Namen, annähernd das Alter, Geschlecht und Distrikt wurden in einem Buche eingetragen, dessen Nummern mit denen der Freibriefe übereinstimmten.

Alle diese Vorkehrungen nahmen den ganzen Vormittag in Anspruch. Am Nachmittag nahm ich nochmals eine Inspektion vor. Als ich den wachthabenden Offizier fragte, ob irgend eine der Frauen zu heirathen wünschte, antwortete derselbe, daß dies mit allen der Fall wäre und daß sie sich bereits ihre Ehegespouse ausgewählt hätten. Das war ein Heirathen in Masse, und für dieselbe wäre die ganze Westminster Abtei mit allen ihren Geistlichen kaum genügend gewesen.

Alle braunen Männer verschmäht.

Glücklicherweise wird in Afrika die Sache kurz abgemacht. Ich sah die Liebespaare Hand in Hand vor mir stehen. Einige der Mädchen waren wirklich hübsch, und meine schwarzen Soldaten hatten bei ihrer Auswahl recht guten Geschmack bewiesen. Zum Unglück jedoch für das ägyptische Regiment hatten die schwarzen Damen eine ausgesprochene Abneigung gegen braune Männer, und solche Bewerber wurden ausnahmslos abgewiesen. Es war das recht betrübend für dieselben. Als die Damen übrigens ihre Freiheit erlangt hatten, machten sie sofort Anspruch auf „Frauenrechte".

Ich sah mich genöthigt, dem weiteren Heirathen ein Ziel zu stecken, und diejenigen, die für's Erste dazu verdammt waren, unverheirathet zu bleiben, wurden unter das Kommando bestimmter Officiere gestellt, und hatten das Kochen für die Mannschaften und sonstige Hausarbeiten zu besorgen. Die jungen Leute theilte ich in verschiedene Klassen, und gab einige zu englischen Handwerkern in die Lehre, um Zimmermanns- und Schmiedearbeit zu erlernen; andere wurden im Regiment als Schuhmacher, Schneider ꝛc. angelernt, während die hübschesten und stattlichsten zur Dienerschaft genommen wurden. Ein hübsches, kleines Waisenkind, welches ungefähr drei Jahre alt war, nahm meine Frau in ihre Obhut.

Wenn Sklaven in größerer Anzahl freigemacht werden, so ist es immer schwer, für deren weiteres Fortkommen zu sorgen. Wir fühlen diese Verlegenheit recht unangenehm, wenn unsere Kreuzer arabische Dhows mit Beschlag belegen, die an der Ostküste Afrika's Sklavenhandel treiben, und

unsere Regierung für einen Ueberfluß an solchen Findlingen verantwortlich wird. Es ist gewöhnlich ganz unmöglich, sie irgendwie in nützlicher Weise anzulernen, sodaß sie im Stande sind, sich halbwegs ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und noch seltener ist es möglich, dieselben in ihre Heimath zurückzubringen. Wenn den jungen Leuten die Wahl gelassen wird, so treten sie ohne jede Ausnahme in's Militär ein, und glaube ich, daß dies die allerbeste Schule für junge Eingeborene ist, da sie sofort unter eine strenge Disciplin kommen, die ihnen die Tugenden der Ordnung und des Gehorsams beibringt. Die Mädchen ziehen, wie in anderen Ländern, das Heirathen der dienstbaren Hausarbeit vor; dennoch geben sie bei freundlicher, aber mit der nöthigen Strenge verbundener Behandlung tüchtige Dienerinnen für schwere Hausarbeit ab.

Ein kleiner schwarzer Liebling.

Kinder weiblichen Geschlechts werden von den Sklavenhändlern am meisten geschätzt, wenn sie sieben Jahre alt sind, da sie dann noch leicht lernen, mit großer Anhänglichkeit an ihren Erziehern hängen, bei denen sie aufwachsen, und werden sie dann gewöhnlich völlig Mitglieder der Familie.

Die kleine Mostoora, das Kind, welches meine Frau aufgenommen hatte, war ein außergewöhnlich kluges Exemplar ihrer Rasse, und obgleich sie sicher nicht mehr als drei Jahre alt war, war sie flinker als manche Kinder, die doppelt so alt sind. Bei einem häßlichen kleinen Gesichtchen hatte sie einen schöngebauten Körper und besaß ungewöhnlich große Muskelkraft, wie ich sie niemals bei einem weißen Kinde bemerkt habe. Sie hatte ein gutes Loos gezogen, denn sie wurde alsbald mit guter Kleidung versehen und wurde schnell der Liebling der ganzen Familie.

Es war nicht vor Dezember möglich, daß die Flotille von Tewfikeeyah abfahren konnte, welches nunmehr ziemlich verlassen war. Das Land der Shillooks wurde in Frieden zurückgelassen. Der verrätherische Gouverneur fiel in Ungnade und des Königs Sohn wurde belohnt. Die Schiffe begannen nun, sich ihren Weg nach dem Süden zu bahnen. Eines derselben war leck geworden und erst nach vielen ärgerlichen Zwischenfällen, konnte die Reise wieder aufgenommen werden. Es war ein Wehr gebaut worden, um Fahrwasser für die Schiffe zu bekommen. Während der ganzen Zeit waren die Boote und die arbeitenden Leute von Flußpferden wiederholentlich angegriffen worden; auch waren Krankheiten unter den Soldaten ausgebrochen. Endlich kam am 15. April 1871 die Flotille in Gondokoro an, nachdem sie von Khartoum aus eine Wildniß von vierzehnhundert Meilen passirt hatte.

Eingeborene in Waffen.

Den Eingeborenen war die Ankunft von Baker durchaus nicht willkommen, da derselbe das Land im Namen des Khedive annektirte und eine

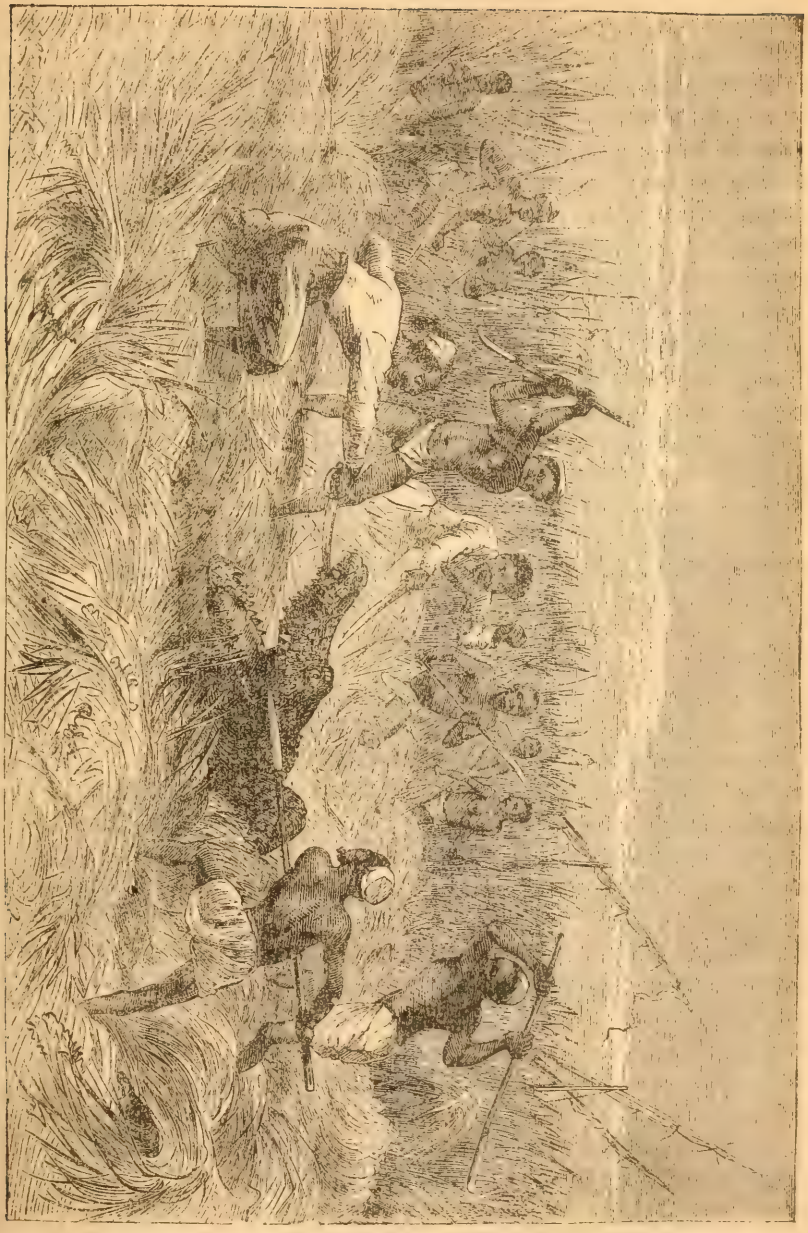
Proklamation erließ, daß alles Eigenthum dem Khedive gehöre, und daß man sich bei allen Handelsabschlüssen hiernach zu richten habe. Wie vorauszusehen war, erregten solche Maßnahmen allgemeinen Anstoß, und der Stamm der Bari lehnte sich sofort gegen seine Autorität auf. Dieselben wollten keine Regierung über sich dulden. Am 1. Juni wurde darauf eine Bekanntmachung veröffentlicht, dahingehend, daß die Baris der ersten Proklamation den Gehorsam versagt hätten, und daß die Anwendung von Gewalt nothwendig sei und deßhalb sofort gegen sie eingeschritten werden würde. Die Gefangennahme von Weibern und Kindern wurde für die Dauer des Krieges bei Todesstrafe verboten.

Es wurden alsbald Vertheidigungsmaßregeln getroffen, denn die Baris hatten eine drohende Haltung angenommen. Bald kamen sie heran und trieben Heerden weg, deren Wächter wahrscheinlich nicht auf ihren Posten gewesen waren. Die Diebe wurden verfolgt und ein Theil des geraubten Viehs ihnen wieder abgenommen. Die Feindseligkeiten wurden jetzt fortdauernde, und die Ankunft eines verrätherischen Händlers, Abou Saood, machte die Lage nur noch schlimmer, sodaß Baker gegen seinen fortgesetzten freundschaftlichen Verkehr mit den Feinden der Regierung Protest erhob, ihn zwang den Distrikt zu verlassen und ihm das von ihm angekaufte gestohlene Vieh wegnahm.

Baker bereute später dieses allzu nachsichtige Verfahren; während seines ferneren Aufenthaltes machten die fortwährenden Angriffe der Baris und die Unzuverlässigkeit eines Theiles seiner Truppen seine Lage zu einer recht ungemüthlichen, nach einiger Zeit sogar zu einer gefährlichen. Die Krokodille erwiesen sich auch als sehr lästig und erlitt er durch deren wüthende Angriffe nicht unbedenkliche Verluste. In dem Magen eines Krokodills, welches gefangen wurde, fand man fünf Pfund Spangen, Ringe und Schmucksachen, wie sie von den Negermädchen getragen wurden.

Eine gefährliche Begegnung.

Baker erzählt in seinem Bericht über die Erlegung eines dieser Ungeheuer bei Beginn seiner Expedition: Gestern, als die Leute den Dampfer aus dem Schlamm ausgruben, in dem dieselben ebenso wie in Treibholz stecken geblieben waren, fühlten sie unter ihren Füßen sich etwas bewegen. Sie flüchteten eiligst hinweg und gerade noch zu richtiger Zeit um dem gewaltigen Rachen eines großen Krokodills zu entgehen, welches sich zwischen dem Treibholz, in welchem es eingekeilt und zum Gefangenen gemacht war, einen Weg gebahnt hatte. Die mit Schwertern und Lanzen bewaffneten schwarzen Soldaten griffen jetzt sofort das Krokodill an, welches sich zwar aus seiner ersten schlimmen Lage befreit hatte, dabei aber doch nur aus dem Regen unter die Traufe gekommen war. Es wurde schnell



Die schwarzen Soldaten greifen das Krokodill sofort an.

abgethan und am Abend wurde bereits sein Fleisch an den Lagerfeuern geröstet.

Ich amüsirte mich über die verschiedenartigen Berichte, die über dieses Abenteuer von den einzelnen Offizieren gegeben wurden, die Augenzeugen gewesen waren. Auf meine Frage nach der ungefähren Länge des Thieres gab der eine an: „Nun, Herr, ich will nicht übertreiben, aber ich kann sagen, daß's vom äußeren Ende des Rachens bis zur Schwanzspitze fünfundvierzig Fuß lang war." Ein anderer Augenzeuge erklärte, daß es mindestens zwanzig Fuß lang war, und fügte hinzu, daß Jemand, der von einem solchen Thier gepackt würde, kaum an dessen Länge denken, sondern glauben würde, daß das ganze Thier ein einziger Rachen sei.

Die Baris blieben indessen nach wie vor unternehmungslustig und machten allnächtlich kleine Angriffe auf die Expedition. Ihre geschickte und lautlose Art des Heranschleichens, die sie bei allen ihren Angriffen beobachten, machen dieselben sehr gefahrbringend. Der passive Widerstand Baker's wurde von ihnen als Feigheit betrachtet, und in einer Nacht wagten sie endlich einen allgemeinen kräftigen Angriff. Ihre Horden wurden zurückgetrieben, obzleich es ihnen gelungen war, Baker's Truppen in ihrem eigenen Lager zu überrumpeln. Baker befand sich nicht im Lager und an die Verwendung der Artillerie war nicht einmal gedacht worden.

Nachdem Baker Gondokoro, welches er jetzt Ismailia nannte, befestigt hatte, marschirte er mit 450 Mann ab, um den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. Die kleine Truppe stieß nach einem Marsche von zehn Meilen auf die Baris und machte sofort einen Angriff auf deren Pallisadenverschanzungen, die durch einen Bajonettangr ff genommen wurden. Die Baris sammelten sich dann wieder und Baker bezog ein Lager. Nach einigem weiteren Geplänkel wurde ein Waffenstillstand in Vorschlag gebracht und ein Bündniß angeboten. Es war jedoch dabei Verrath im Spiel, und als dies Baker merkte, machte er sofort einen nochmaligen Angriff auf die Pallisaden. Ferner stellte er einen Hinterhalt auf, und gelang es ihm auf diese Art, die Baris in ihrer eigenen Kampfesweise zu schlagen.

Niederträchtiger Verräther.

Die Disciplin seiner Truppen gab Baker zu ernstlichen Bedenken Anlaß; sie wollten Gefangene machen, was ihnen von ihren Kommandeuren verboten worden war. Nach einiger Zeit rebellirte ihr Anführer, Raouf Bey. Es wurde eine Expedition abgesandt, um ihm die Stange zu halten, doch hatte Raouf die verfügbaren Streitkräfte bereits dadurch sehr geschwächt, daß er eine große Anzahl Soldaten als dienstunfähig nach Khartoum geschickt hatte, ohne hierzu Befehl zu haben. Der verräthe-

rische Händler hatte ebenfalls gethan, was in seinen Kräften lag, um der Expedition Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sodaß die Lage der Dinge keine sehr hoffnungsvolle war. Baker war jedoch entschlossen, nicht zu weichen, und unternahm eine Expedition nach dem letzten Katarakt des Weißen Nil. Das Ergebniß war ein Friedensschluß mit den Baris. Das entschlossene Auftreten und die Snider Büchsen hatten diesen Stamm zur Unterwerfung gebracht und Abou Saood und seine Leute hatten den Rückzug angetreten.

Es wurde jetzt beschlossen, einen Zug nach dem Süden zu unternehmen und voll Vertrauen, eine Verbindung mit dem Albert Nyanza See herstellen zu können, begab sich Baker auf den Marsch.

Baker sagt: Ich kannte die Gefahren und die Verantwortlichkeit dieses Unternehmens, aber ich konnte nicht unthätig bleiben. Ich hatte oft schon Schwierigkeiten überwunden, und wenn man in Afrika Gefahren nach gewöhnlichem Maßstabe berechnen wollte, würde wenig Aussicht auf Fortschritt vorhanden sein.

Sollte meine kleine Truppe einer Niederlage oder gar der Vernichtung anheimfallen, so würde freilich die ganze bürgerliche und militärische Welt ausrufen: „Das geschieht ihm recht. Eine Expedition nach dem Inneren unter solchen Verhältnissen zeigt einen großen Mangel an richtiger Beurtheilung, eine gänzliche Unkenntniß der Grundregeln militärischer Taktik. Was konnte er anders erwarten bei dem Fehlen jeder Verbindung mit dem Ausgangspunkt auf eine Entfernung von drei- bis vierhundert Meilen. Reiner Wahnsinn; gänzlich unfähig für ein Kommando."

Ich beschloß, einen so großen Vorrath von Munition mitzunehmen, als ich nur irgend transportiren konnte, ebenso einen reichlichen Vorrath sorgfältig ausgewählter Waaren, um in Unyoro, dem Gebiet meines alten Freundes Kamrasi einen regelrechten Elfenbeinhandel zu etabliren.

Ich suchte mir meine Officiere und Mannschaften aus, wobei ich die Aegypter sorgfältig vermied, mit Ausnahme einiger treuer und erprobter Leute. Einige der Officiere hatten schon in Mexiko unter Marschall Bazaine gedient.

Der Haushalt.

Unsere Dienerschaft war bedeutend besser geworden. Die freigemachten Negerknaben waren zu recht schätzbaren, tüchtigen jungen Leuten herangewachsen, und hatten es gut gelernt, bei Tisch aufzuwarten und alle erforderliche Hausarbeit zu verrichten. Der hervorragendste an Intelligenz war ein junger Abyssinier, Amarn. Dieser zartgebaute junge Bursche war vollständig civilisirt und freute sich bereits darauf, seine Herrin einst nach England begleiten zu dürfen. Der nächste war Saat, welcher diesen

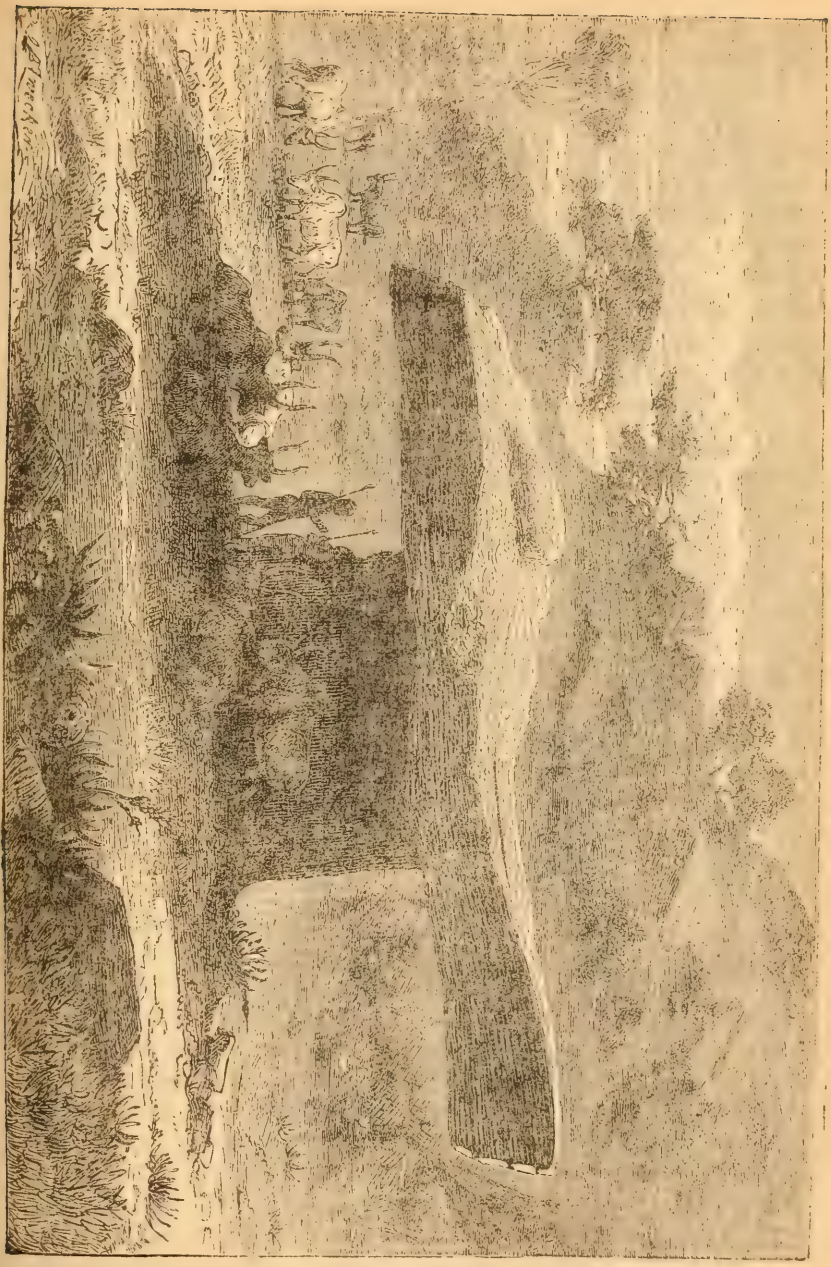
Namen zum Angedenken an den guten Jungen erhalten hatte, der mir auf meiner früheren Reise durch den Tod entrissen worden war. Saat war ein sehr hübscher, kräftiger Bursche und hatte eine besondere Anhänglichkeit an mich, war aber nicht übermäßig schnell im Lernen. Bellaal war ein dicker, untersetzter Junge von vierzehn Jahren, der zwar schnell lernte, aber einen unbändigen Charakter hatte.

Mein Liebling war der Freiwillige Kinyon (das Krokodill). Es war dies ein hübscher Negerknabe vom Stamme der Bari, der als Waisenkind zu meiner Station kam, und sich freiwillig mir bei Beginn des Bari Krieges zur Dienstleistung anbot. Kinyon war schlank und graciös gebaut und hatte sehr große, ausdrucksvolle Augen. Der Name Kinyon, in der Sprache der Baris Krokodill, war ihm gegeben worden, weil er lang und dünn war. Er sowohl wie Amarn waren gute Burschen, und haben während der ganzen langen Expedition niemals eine Züchtigung oder auch nur eine Strafrede bekommen.

Jarvah war ebenfalls ein guter Bursche, und wurde von uns Allen nur „Ticker" genannt. Ich hätte denselben gern einmal ausgestellt als das Musterbild menschlichen Wohlbehagens. Jarvah hatte aber auch ein gutes Loos gezogen, war er doch der Gehülfe des Kochs. Sein Vorgesetzter war ein großer Mann, denn er war von der Stellung eines Sklaven, der von dem König der Shillooks zum Geschenk gemacht worden war, zuerst zum Gehülfen des Kochs emporgerückt, bis er die wichtigste Stellung im ganzen Haushalt einnahm. Abdullah war jetzt Koch. Er hatte die kulinarischen Künste unter meinem ersten arabischen Koch studirt, der seinem Schüler die Sorge für unseren Magen überließ, nachdem er seine Entlassung erhalten hatte. Abdullah war ein vorzüglicher Koch und ein sehr guter Bursche, konnte sich aber durchaus keine Sprachkenntnisse aneignen, und verwechselte stets Hähne und Hühner mit „Bullen" und „Weibern."

„Der kleine Cuckoo."

Der letzte und kleinste Junge im Haushalt war der kleine Cuckoo (oder Kookoo). Cuckoo war ein aufgeweckter kleiner Junge von sechs Jahren, der, wie ich glaube, seinen Eltern vom Stamme der Bari während des Krieges fortgelaufen war; er war zu Morgian, unserem Dolmetscher, gekommen, als bei den Baris die Lebensmittel anfingen knapp zu werden. Den Anforderungen seines Hungers folgend, hatten die appetitlichen Düfte von Abdullah's Küche ihre Anziehungskraft auf ihn ausgeübt, und war er allmählich näher und näher an dieselbe herangekommen, bis Cuckoo schließlich anfing, mit unseren Knaben zu spielen, manchmal auch eingeladen wurde, an ihren Mahlzeiten theilzunehmen, und endlich wurde er dann ganz unserem Haushalt einverleibt.



Eigenthümlicher Tafelfelsen im Mittgole.

Diebstähle kamen seitens der jungen Leute durchaus nicht vor, vielmehr waren sie vollkommen ehrlich. Zucker, oder sogar Milch, kann man vielleicht nicht unbesorgt vor ihnen stehen lassen, zu einem wirklichen Diebstahl würde aber keiner der erwähnten Burschen sich hergegeben haben. Sie waren von meiner Frau so gründlich und sorgfältig instruirt worden, daß sie in vieler Beziehung in den besteivilisirten Ländern leuchtende Vorbilder für Altersgenossen ihrer Erwerbsklasse abgegeben haben würden.

Der vorgehende Bericht über Diejenigen, welche zu der neuen Expedition nach dem Süden gehörten, mag vielleicht noch fortgesetzt werden. Von dieser selbst giebt Baker eine sehr ausführliche Beschreibung. Er rückte nach einem an Zwischenfällen reichen Marsche durch ein herrliches Land bis Lobore vor.

Bemerkenswerther Felsen.

Baker hat mit Sorgfalt alles irgend Bemerkenswerthe aufgezeichnet, was ihm während seines Marsches auffiel. Manche Naturwunder werden hier beschrieben, welche den Tropen eigenthümlich sind.

Naturgemäß umschließt ein Land von so gewaltiger Ausdehnung wie Afrika die verschiedenartigsten Landschaftsbilder. Dort giebt es herrliche ländliche Bilder; dort einen breiten Fluß mit starker Strömung; dort tiefe Sümpfe und Rohrdickichte, und wieder in anderen Gegenden Gebirge, die zwar nicht die höchsten der Welt sind, immerhin aber zu majestätischer Höhe emporragen. Es ist von großem Vortheil für uns, daß wir, wenn wir den Entdeckungsreisenden im Schwarzen Welttheil mit Aufmerksamkeit folgen, eine bestimmte Anschauung erhalten von dem allgemeinen Eindruck des Landes und von seinen geographischen Eigenthümlichkeiten. Wenn wir uns nachher abwenden von dem Schwarzen Continent, so haben wir das Gefühl, eine Welt der Wunder verlassen zu haben.

Während seines Marsches bemerkte Baker einen wunderlichen Felsen. Seine Formation war eine durchaus ungewöhnliche; derselbe wurde von den Eingeborenen Tafelfelsen genannt. Wie man aus der beifolgenden Abbildung ersehen kann, ragt die Tischplatte weit über das Untergestell heraus und zwar so, daß eine Heerde darunter Schutz finden kann. In der That bildet auch der Felsen ein natürliches Unterkommen für Menschen und Thiere. Der Felsen war so eigenartig, daß sofort eine Skizze davon aufgenommen wurde, wie sie beistehend zu sehen ist. Es ist dies nur eine der vielen geologischen Eigenthümlichkeiten, die man in Afrika findet.

Ein alter Aberglauben.

Dieser eigenthümliche Felsen muß zufällig auf eine außergewöhnlich harte Tonschicht gefallen sein. Das Fortwaschen der darunter liegenden Erdfläche durch andauernde Regengüsse viele Jahrhunderte hindurch muß

an Höhe der jetzigen Höhe des Thonuntergestelles entsprochen haben, da neben demselben alles fortgewaschen und das Niveau ein niedrigeres geworden ist.

Das Thongestell ist die ursprüngliche Thonschicht, welche unberührt geblieben ist, weil sie durch den überhängenden Felsen gegen die Einflüsse des Wetters geschützt war.

Die Baris, sagt Baker, scheinen eine gewisse Verehrung für diesen Felsen zu haben; uns wurde mitgetheilt, daß es mit Lebensgefahr verbunden sei, unter dem Felsen zu schlafen, und daß schon Viele, die dies gethan hätten, bald darauf gestorben seien. Ich glaube, daß dieser Aberglauben einfach von alten Ueberlieferungen herrührt, die über den Tod eines Menschen berichten, der vielleicht im Schlafe von einem losgebröckelten Felsstücke, welches auf ihn fiel, erschlagen worden war. Ich untersuchte den Felsen genau und fand, daß an vielen Stellen Gefahr für eine solche Losbröckelung vorhanden war. Einige größere Stücke, im Gewicht von mehr als hundert Pfunden, lagen bereits unter dem Felsendach, an welchem man deutlich die Stellen bemerken konnte, wo sie losgebrochen waren.

Auf dem Marsche.

Endlich kam Baker in Fatiko an, wo sein alter Feind, Abou Saood, wiederum Anstalten machte, ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen und die Expedition zu vereiteln. Später führte derselbe seine verrätherischen Anschläge in noch größerem Maßstabe durch.

Auf allen Märschen fand man jetzt Wild der verschiedensten Art und viele interessante und ergiebige Jagdzüge wurden gemacht. Die nachstehende interessante Erzählung wird in Baker's eigenen Worten wiedergegeben:

Ich hatte von meinem erhöhten Standpunkt eine Zeitlang in der Umgebung Umschau gehalten, als ich plötzlich aus einer Schlucht zwei Flußpferde hervorbrechen sah. Sie liefen langsam durch einen Streifen hohen Grases, und kamen bis an den Fuß des Hügels heran, auf welchem wir standen. Plötzlich bekamen sie Wind von uns, machten Kehrt, und trabten nach dem hohen Grase zurück, wo sie Halt machten und sich verbargen. Obgleich ich sie von meiner Position aus gut sehen konnte, wußte ich doch gut genug, daß ich sie nicht würde sehen können, wenn ich von der Höhe nach der Ebene herabsteigen würde. Ich entschloß mich daher, nach dem Zelt zurückzuschicken und meine anderen Pferde holen zu lassen, um die Thiere dann, wenn es nöthig sein würde, zu Pferde zu jagen, wenn ich eben zu Fuß nicht zu Schuß kommen konnte. Ich beauftragte deßhalb einen Mann, das Pferd, welches ich geritten hatte, von dem Hügel herunterzuführen und es an einen Baum am Fußende des Hügels anzu-

binden, da ich fürchtete, die Flußpferde würden auf der Hügelspitze das Pferd gegen den Horizont sehen können. Der Mann that dies und sahen wir, wie er das Pferd an einen Baumzweig unter uns mit den Zügeln festband, worauf er selbst spornstreichs nach dem Lager lief.

In derselben Zeit beobachtete ich die Flußpferde; beide Thiere hatten sich in dem gelben Gras niedergelegt, und glichen einer dunklen Felsmasse. Sie hatten noch nicht lange so gelegen, als sich zwei Schweine vor dem Winde den beiden im Gras liegenden Ungethümen arglos näherten; diese erhielten alsbald von den neuen Ankömmlingen Wind, konnten sie aber, trotzdem sie sofort aufsprangen und nach allen Richtungen umherspähten, in dem hohen Grase nicht sehen.

Nachdem die Flußpferde einmal aufgestört waren, gaben sie ihr Lager auf und wanderten langsam weiter, wobei sie zuweilen stillstanden und lauschten. Sie nahmen die Richtung nach dem Fuß des Hügels hin, auf welchem ich mich befand, und zwar gerade nach dem Platze hin, wo mein Pferd angebunden war. Ich machte zu einem meiner Leute die Bemerkung, daß ich Furcht hätte sie würden mein Pferd tödten. „O nein" lautete die Antwort, „die werden sich unter den ersten Baum, den sie erreichen, hinlegen und schlafen, denn sie suchen nur nach Schatten, die Sonne brennt ja wie Feuer."

Das Rhinoceros greift das Pferd an.

Dieselben ließen sich jedoch in ihrem Vorwärtsdringen nicht aufhalten, bis sie etwas höheren Boden erreichten, wo das vorangehende Rhinoceros plötzlich halt machte und, wie ich fest überzeugt war, das Pferd zu Gesicht bekam, welches fünfhundert Yards davon an einem Baume festgebunden war. Ich befand mich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Yards, und hatte einen Augenblick Angst, mein Pferd treffen zu können; dennoch feuerte ich eine meiner Büchsen ab. Die Kugel schlug jedoch nur dicht vor der Nase des Rhinoceros ein, und warf ihm die aufliegenden Steine und Sandkörner in die Augen, gerade in dem Momente, als es sich an das unglückliche Pferd machen wollte. In demselben Augenblick scheute aber das Pferd, bäumte sich und zerriß die Zügel, worauf es durchging und in vollem Jagen dem Lager zueilte, während das Rhinoceros, erschreckt durch den Schuß und offenbar halb geblendet durch die Steine und den Sand, Kehrt machte und denselben Weg zurücktrabte, den es gekommen war. Da ich durch das Gestrüpp vorwärts geeilt war, lief es in Entfernung von ungefähr einhundert Yards an mir vorüber, mit erhobenem Kopf nach der Ursache der Störung suchend.

Schwankt herüber und hinüber.

Alsbald schlug eine zweite Kugel in seine Schulter, die ich aus der mir noch verbleibenden Büchse abgefeuert hatte. Es legte darauf

Eine Kugel durchbohrt seine Schulter.

seinen Schwanz ein und rannte einige Yards nach der Richtung, von wo der Schuß gekommen war; plötzlich jedoch änderte es seinen Kurs und rannte ein Paar Mal im Kreise herum. Dann machte es wieder Halt und schwankte herüber und hinüber, bis es sich endlich ganz langsam zurückzog und sich in einer Entfernung von hundert Yards niederlegte. Ich wußte jetzt, daß das Thier genug hatte, war aber entschlossen, seinen Kameraden anzugreifen, welcher aufgeschreckt und herbeigeeilt war. Die Bestie sah sich nach allen Seiten nach der ihm drohenden Gefahr um, doch waren wir gut versteckt in dem Gebüsch.

Bald jedoch erhob sich das verwundete Rhinoceros wieder und schwankte sehr langsam und von seinem Gefährten gefolgt über eine kleine Erderhebung am Fuße des Hügels hin, worauf beide Thiere unseren Blicken entschwanden. Ich schickte alsbald einen meiner Leute, der schnell wie eine Antilope laufen konnte, nach meinem Pferde, während ein anderer die Spitze des Hügels erklimmen mußte, um auszuschauen, ob die Rhinocerosse in Sicht waren; wenn nicht, so wußte ich, daß sie in dem hohen Grase und Gestrüpp verborgen wären, welches den Fuß des Hügels umgab. So wartete ich eine lange Zeit, bis endlich meine beiden Grauschimmel von dem von mir ausgesandten Boten aus dem Lager gebracht wurden. Ich zog die Gurte des arabischen Sattels an und war eben aufgestiegen, nachdem ich noch über alle arabischen Steigbügel weidlich geschimpft hatte, die nur für nackte Füße gemacht zu sein scheinen, als meine Augen durch den Anblick meines Lieblingspferdes erfreut wurden, welches auf mich zukam, jedoch genau aus derselben Richtung, nach welcher sich die Rhinocerosse gewandt hatten. „Kommt, kommt, aber schnell," rief mir sein Reiter zu, „ein Rhinoceros liegt hier ganz in der Nähe todt, und das andere steht nicht weit davon unter einem Baume."

Ich eilte sofort hinzu und fand das eine Rhinoceros todt, ungefähr zweihundert Yards von dem Platze entfernt, wo es den Schuß erhalten hatte; gleichzeitig entdeckte ich das zweite Thier, welches dicht dabei unter einem kleinen Baum stand. Der Boden war fest und steinig und alles Gras umher war niedergebrannt mit Ausnahme weniger stehengebliebener Büschel; die Bäume standen nicht so nahe aneinander, um ein Dickicht zu bilden.

Das Rhinoceros liegt auf dem Boden und schlägt um sich.

Das Rhinoceros erblickte mich sofort und machte muthig Front gegen mich, als ich bis auf fünfzig Yards an dasselbe heranritt. Ich war in dieser Stellung nicht im Stande einen wirksamen Schuß abzufeuern, und befahl deßhalb meinen Leuten, im Halbkreise um das Thier herumzureiten, da ich wußte, dasselbe würde sich nach den hellfarbigen Pferden herumdrehen und würde mir dabei die Flanken zudrehen. Dies geschah auch

sofort und ich feuerte nun und traf genau hinter dem Schulterblatt, worauf das Ungethüm, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach. Es lag nun auf dem Boden und schlug um sich, jedoch glaubte ich, daß es genug habe und am Verenden sei. Aber bei Leibe nicht! Die Kugel hatte nicht Kraft genug gehabt, um den gewaltigen Schulterknochen zerschmettern zu können und hatte das Thier nur für einen Augenblick betäubt. Dasselbe raffte sich bald wieder auf und rannte im vollen Galopp davon. Jetzt ging die Jagd los, zuerst den Hügel hinauf und dann querfeldein. Als das Thier auf einen regulären Rhinocerospfad kam, rannte es noch schneller, doch blieb ihm mein Pferd auf der Spur und dicht hinter ihm; dann ging es den Hügel hinunter, zwischen den Bäumen hindurch, über loses Felsgeröll, und blieb hier mein Pferd bedeutend zurück. Ich mußte es mit den Zügeln halten, als es den Hügel hinabjagte, bis ich unten wieder ebenen und festen Grund erreichte. Nun aber war ich wieder im Vortheil und hatte die beste Aussicht auf Erfolg.

Ich sah das Rhinoceros in einer Entfernung von ungefähr hundert und zwanzig Yards vor mir und kam im vollen Jagen bald bis auf zwanzig Yards heran, als es sich plötzlich mit bewundernswerther Geschwindigkeit umdrehte und einen direkten Angriff auf mein Pferd machte. Ich war darauf vorbereitet, ebenso wie auch mein Pferd. Mit einer schnellen Wendung wichen wir aus, und von Neuem begann die Jagd, bei der ich bald wieder bis auf wenige Yards an das fliehende Thier herangekommen war. So ging das Rennen anderthalb Meilen lang fort, indem das Rhinoceros hin und wieder einen Angriff machte, dem mein Pferd jedoch, welches an der Jagd Gefallen zu finden schien und wie ein Schweißhund jagte, stets geschickt auszuweichen wußte. Immerhin war es mir aber noch nicht möglich gewesen, das Ungethüm zu überholen, denn jedesmal wenn ich ganz nahe herankam, lief es mit noch rasenderer Geschwindigkeit als vorher. Allmählich trat jedoch die Wirkung der Verwundung an der Schulter ein und wurde das Thier erkennbar lahm. Als ich nun dicht vor uns den Anfang von schwarzem morastigem Boden sah, war ich überzeugt, daß es hier zur Entscheidung kommen würde. Ich hatte richtig geurtheilt, denn kaum hatte das Thier diese Stelle erreicht, als es kurz Kehrt machte zu einem ungeschickten Angriff auf mich, dem ich mit Leichtigkeit ausweichen konnte, und blieb es dann schnaufend stehen. Einer meiner Leute ritt ein sehr furchtsames Pferd, welches deßhalb auf derartigen Jagden gänzlich unbrauchbar war, als es jetzt jedoch herankam und plötzlich das Rhinoceros sah, wandte es sich sofort gegen dasselbe und wollte es attakiren. Indem ich nun dicht an dessen Flanke heranritt, feuerte ich beide Läufe meiner Büchse auf das Schulterblatt ab. Das Thier stürzte unter den Schüssen, streckte die Beine von sich und war alsbald todt.

Es war das ein vorzüglicher Ausgang dieser Jagdpartie, nachdem ich anfangs hatte befürchten müssen, daß ich mein gutes Pferd würde einbüßen, da doch dasselbe beinahe von dem ersten Rhinoceros aufgespießt worden wäre. Die Sonne brannte wie ein Gluthofen, ich ritt daher direkt nach dem Lager zurück, und schickte von dort aus Leute mit Kameelen ab, um die Häute und das Fleisch zu holen. Als ich an dem ersten Rhinoceros vorüberritt, fand ich daselbst bereits große Schaaren von Geiern angesammelt.

Ankunft in Unyoro.

Auf seiner Weiterreise langte Baker in Masindi im Unyoro-Lande an. Dem König wurde ein Besuch abgestattet, und war derselbe erfreut über Baker's Ankunft, der ihm sofort Bericht erstattete über die feindselige Haltung von Abou Saood. Der König wurde beschrieben als ein unbedeutender Bursche von zwanzig Jahren, der sich jedoch selbst für einen großen Herrscher hielt. Es stellte sich heraus, daß er ein Spion war, und daß man ihm durchaus nicht trauen durfte. Die Eingeborenen waren abergläubisch, Abou Saood verrätherisch, und die Lage in Masindi deßhalb eine recht ungemüthliche. Unyoro wurde jedoch mit allen Ceremonien dem Reiche des Khedive einverleibt; Baker aber rüstete sich dennoch auf einen bevorstehenden Kampf, nachdem ihm bald darauf eine Portion vergifteten Palmweines zum Geschenk gemacht worden war, dem er beinahe zum Opfer gefallen wäre. Ehe er jedoch noch alle seine Vorkehrungen getroffen hatte, erhoben sich plötzlich die Eingeborenen und es begann ein furchtbarer Kampf.

Die Schlacht dauerte ein und eine viertel Stunde, die Eingeborenen wurden geschlagen und ihre Hauptstadt zerstört. Baker verlor mehrere Leute, darunter auch seinen geschätzten Diener Mansoor. Der Marsch wurde darauf unter fortwährenden Kämpfen bis Foweera am Victoria Nil fortgesetzt. Hier hörte Baker, daß der Vergiftungsanschlag und der plötzliche Angriff in Masindi von dem türkischen Abou Saood ausgegangen und angestiftet war. Bis zum Januar 1873 verblieben Baker und seine tapfere Frau in dem Lande und übten strenge Disciplin; schließlich war aber doch für Friede und Wohlfahrt gesorgt.

Abou Saood wurde in Fesseln geschlagen nach Cairo geschickt, aber wieder freigelassen, um den Obersten „Chinese" Gordon, zu ärgern, der Baker im Kommando folgte und dessen Expedition für Central Afrika die bedeutendsten Resultate hatte.

Oberst Gordon langte im März 1874 in Khartoum an und fand nun auf dem Nil ebenfalls einen „Sudd". (Ansammlung von vegetabilischen Stoffen, welche die Schiffahrt behindern.) Der in Khartoum befindliche Flußdamm wurde durchbrochen und Meilen weit war der Nil

mit Schiffstrümmern und ertrunkenem Vieh bedeckt. Augenzeugen beschreiben den Anblick als über die Maßen schrecklich.

Von Khartoum marschirte Gordon auf Gondokoro los. In seiner Begleitung befanden sich: Geori, ein Italiener, Oberst Mason, Purdy Bey und Oberst Long, letztere Drei Amerikaner. Besuche wurden abgestattet, dabei aber nicht unterlassen, geographischen Studien und Entdeckungen gebührende Beachtung zu schenken. Darfour wurde erstürmt und dessen grausamer, blinder Machthaber zum Gefangenen gemacht.

Im Jahre 1879 kehrte Gordon nach England zurück und begab sich von dort nach Indien. Gerade als er sich im Jahre 1884 anschickte, im Auftrage der Internationalen Gesellschaft nach dem Congo abzureisen, wurde er von dem damals am Ruder befindlichen liberalen englischen Ministerium mit der Pacification des Soudan betraut. Intriguen und Feindseligkeiten aller Art wurden gegen den edlen Mann losgelassen, bis er endlich getödtet wurde, ein tapferer Ritter bis zu seinem letzten Athemzuge.

Lange Zeit schwebte die Welt in Ungewißheit über Gordon's Schicksal. Die Schwierigkeiten, welche mit der Erlangung von zuverlässigen Nachrichten aus dem Soudan verknüpft waren, ließen es zweifelhaft, ob Gordon wirklich noch lebe oder bereits dem Mordstahle seiner heimtückischen Feinde erlegen sei. Die an's Wunderbare grenzenden Errettungen aus Lebensgefahr, welche in Gordon's Laufbahn wiederholt zu verzeichnen waren, die einzig in ihrer Art dastehende Festigkeit und Entschlossenheit seines Charakters, seine glänzende Vergangenheit, während welcher er allen Anschlägen auf sein Leben entschlüpft war und sich als gewissermaßen gegen den Tod gefeit ansehen mußte, hatten sein Bild mit solch' strahlendem Glanze umrahmt, daß man selbst dann nicht an die Nachricht von seinem Tode glauben wollte, als dieselbe als authentisch gemeldet worden war. Nur langsam und widerwillig gewöhnte sich endlich die Welt daran, der Bootschaft Glauben zu schenken, die besagte, daß der große Held des Soudan, die hervorragendste Persönlichkeit des ganzen Orients, unter den Speeren blutdürstiger Widersacher sein edles Leben ausgehaucht habe.

Kapitel XXIV.

Zwei berühmte Entdecker.

Speke und Grant auf der Reise. — Soldaten und Hottentotten. — Rother Flanell und Wollköpfe. — Theilen sich in die auszuübenden Funktionen. — Strike um höhere Löhne zu erlangen. — Hallunken und Räuber. — Ausgesuchte Höflichkeit gegen Damen. — Poliren ihre schwarze Haut. - Eingeborene rennen davon und verbergen sich. — Schwarze Knaben mit bösen Narben. — Speke auf einer Rhinoceros-Jagd. — Verzweifelter Kampf zur Erlangung eines Preises. — Der Jäger wird in die Luft geschleudert. — Eine merkwürdige Bestie. — Verwendung des Rhinoceroshorns. — Eigenthümliche Augen. — Besonderheiten des Thieres. — Läuft rascher als ein Pferd. — Heiße Verfolgung. — Sonderbare, aber tödtliche Wunde. — Ein Rhinoceros in London. — Die Bestie gezähmt. — Frißt Feuer. — Die Reisenden treffen mit einem Vagabunden zusammen. — Rührende Aufmerksamkeit eines alten Freundes. — Sonderbare afrikanische Etiquette. — Wie eine Frau ihren Mann bei dessen Wiederkehr zu begrüßen pflegt. — Mord und Raub. — Speke erlangt für einen Sklaven die Freiheit. — Entsetzliche Menschenfresser. — Beliebtes afrikanisches Getränk. — Wie „Pomba" zusammengebraut wird. — Ankunft in Mininga. — Ein Führer, der „Schwein" titulirt wird. — Hartköpfigkeit und Dummheit. — Ein Häuptling, der einen Weißen sehen will. — Ein dem „Schwein" gespielter Streich. — Ein englischer alter Reisender. — Krankheit des Entdeckers. — Aufnahme bei einem befreundeten Häuptling. — Beunruhigende Nachrichten. — Bestehen hartnäckig auf Tribut. — Halsbänder von Korallen. — Die Führer lassen die Erforscher im Stich. — Beschleunigter Marsch. — Ankunft von Grant's Trägern.

Kapitän Speke, der bereits zwei Forschungsreisen nach Afrika unternommen (bei der letzten entdeckte er den großen Albert Nyanza See), brach am 30. Juli 1858 zu einer dritten Tour auf, in der Hoffnung, den Beweis dafür erbringen zu können, daß der Nil in genanntem See entspringt. Diesmal reiste er in Begleitung eines alten indischen Kameraden, des Kapitäns Grant.

Sie verließen die Insel Zanzibar, wo einige Zeit Behufs Anwerbung des nöthigen Gefolges verweilt wurde, am 25. September 1858, und zwar in einer Korvette, welche der Sultan von Zanzibar ihnen zur Verfügung gestellt hatte, und setzten mit derselben nach Bagamoyo auf dem Festlande über.

Ihre Begleitung setzte sich zusammen aus zehn Hottentotten, einem eingeborenen Kommandanten, Sheik Said, fünf alten Negermatrosen, welche Hindostanisch verstanden, weiter Bombay als Factotum und Dolmetscher, vierundsechszig Schwarzen aus dem Waguana Gebiete, die freigelassene Sklaven waren, und endlich fünfzehn Träger aus dem Innern. Die zwei Hauptleute waren außer Said noch Bombay und Baraka, von denen letzterer die Zanzibar Leute befehligte. Fünfzig der älteren Leute wurden mit Gewehren bewaffnet, der Sheik selbst führte eine Doppelbüchse, ein Geschenk von Capitain Speke. Als Ehrenwache wurden der Expedition fünfzig Beloochs unter dem Kommando eines Officieres bei-

gegeben, welche sie bis Uzaramo im Lande der Wazaramo zu geleiten hatten. Zum Transport der Munition waren elf Maulesel angekauft worden, sowie fünf Esel für die Kranken. Die ganze Tour sollte zu Fuße zurückgelegt werden, und mußte das Gepäck, weil im Innern keine angelegten Wege vorhanden waren, durch Männer getragen werden.

Rother Flannel und Wollköpfe.

Das Vertheilen des Gepäcks für die einzelnen Träger verursachte einigen Aufenthalt. Ihr Hauptmann, der als Abzeichen eine Kopfbedeckung von scharlachrothem Flannel, welche mit Straußenfedern geschmückt war, trug, marschirte an der Spitze des Zuges, gefolgt von einer Kolonne wollhaariger Neger, die mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und ihre Lasten an dreifach gespleißten Stöcken trugen, wobei der in Ringen gewundene Eisen- und Kupferdrath an die beiden Enden eines Stabes gesteckt und auf der Schulter getragen wurde. Die Waguanas folgten in kunterbunter Reihe mit allerhand Gegenständen auf dem Rücken, dann kamen die Hottentotten, welche die Maulesel mit der Munition am Zügel führten, weiter der Sheik und die Belooch Eskorte. Den Beschluß machten die Weiber, Kranken und Nachzügler sowie die mitgenommenen Ziegen.

Schon in den ersten Tagen starb ein Hottentotte, während fünf von diesen Leuten erkrankt zurückgeschickt werden mußten. Gegen dreißig Seedees desertirten, ein gleiches thaten nahezu alle Träger; auch der Sheik verfiel bald in eine Krankheit.

Ihr erster Reiseabschnitt erstreckte sich bis zur Hauptstadt der Moon, eine Distanz von fünfhundert Meilen, allerdings nur ein Bruchtheil der ganzen in Aussicht genommenen Reise.

Speke und Grant theilten sich in ihre Obliegenheiten in der Weise, daß ersterer die topographischen Aufnahmen besorgte, als da sind: die Beobachtung der Schwankungen des Kompasses, Berechnung der täglich zurückgelegten Distanz, Notirung der Wasserscheide ꝛc. War das Lager aufgeschlagen, so mußte die Höhe des jeweiligen Ortes über dem Meeresspiegel berechnet werden, ebenso der Breitegrad, unter welchem sie sich grade befanden; dann wurde nach je sechszig Meilen Marsch der Längegrad durch Beobachtung des Mondes festgestellt, und endlich wurde ein Tagebuch geführt, in welchem außer den täglichen Erlebnissen auch Skizzen sowie geologische und zoologische Bemerkungen eingetragen wurden. Die botanischen Sammlungen besorgte Kapitain Grant, auch hatte er die Beobachtung des Thermometers unter sich, notirte die Regenmengen, und führte Skizzen in Wasserfarben aus, da man bald die Erfahrung machte, daß photographische Aufnahmen eine zu anstrengende Beschäftigung bei der glühenden Hitze waren.

Der Marsch wurde angetreten ehe die Sonne schon hoch gestiegen war; man nahm dann das Frühstück ein und rauchte eine Pfeife, ehe man die Umgebung besichtigte. Das Mittagessen wurde gegen Sonnenuntergang eingenommen, Abends Thee. Vor dem Schlafengehen wurde auch eine Pfeife geraucht.

Kaum hatten sie die Reise ins Innere angetreten, als auch die kleinen Dorfhäuptlinge bereits Tribut verlangten, der auch gewährt werden mußte. Die Träger forderten höhere Löhne, als jedoch die Reisenden sich nicht an sie kehrten, sondern den Marsch antraten, wurden die Leute anderen Sinnes und folgten.

Die armen Hottentotten hatten empfindlich von dem ungewohnten Klima zu leiden und standen fortwährend auf der Krankenliste. Sie wurden von den Waguanas verächtlich behandelt. Als eines Tages ein kleiner Hottentotte versuchte seine Last auf einen Maulesel zu legen, griff ihn ein stämmiger Neger mitsammt seinem Bündel, hob ihn mit seiner muskulösen Hand in die Höhe bis über seinen Kopf, und paradirte mit ihm zum Gelächter der Uebrigen durch das ganze Lager, worauf er ihn niedersetzte und ihm eine Tracht Prügel auf das Sitzfleisch applizirte.

Das Tagebuch enthält folgende Schilderung des Lagerlebens:

„Wenn ein Tagesmarsch beendet ist, wird das Lager durch den Sheik und Bombay aufgeschlagen, sie geben den Trägern Tücher, um dafür Lebensmittel und Fourage einzutauschen, die Zelte werden festgemacht, die Hottentotten besorgen die Küche, einige Männer hüten die Maulesel und Esel, andere schneiden Holz für Hütten und Gehege, während man erwartet, daß die Beloochs die Bewachung des Lagers übernehmen werden, obschon sie gewöhnlich ihre Lagerzeit mit Schwätzen und dem Putzen ihrer Waffen verbringen, während Kapitän Grant zwei Antilopenböcke schießt, die er dem Proviantmeister überweist."

Die Gegend, welche sie damals durchzogen, wird von dem Stamme der Wazaramos bewohnt. Dörfer sind massenhaft vorhanden, deren Häuser gewöhnlich kegelförmig (konisch) gebaut und mit Lehm gepflastert, während die Dächer mit Schilfrohr oder Gras bedeckt sind. Sie erkennen die Oberhoheit des Sultans von Zanzibar an. Es sind eingefleischte Vagabunden, welche die Reisenden mit offener Gewalt ausplündern, wo sie können. Stets verlangen sie mehr Tribut, als sie zu erlangen hoffen, wobei sie es als Erpressungsmittel an Drohungen nicht fehlen lassen. Einer ihrer Häuptlinge, „die Löwenklaue", war besonders schwer zufriedenzustellen, indem er häufig die ihm gemachten Geschenke zurücksendete und mit unbarmherziger Rache drohte, wenn ihm das Verlangte nicht gebracht würde. Ein anderer, der den lieblichen Namen „Affenschwanz" führte, verlangte ebenfalls einen besseren Tribut als der ihm angeboten war; Speke

sagte jedoch dem Abgesandten, wenn er versuchen wolle den Tribut zu holen, so werde er Pulver zu riechen bekommen, zugleich zeigte er dem Gesandten die Treffsicherheit seiner Soldaten beim Schießen. Der „Affenschwanz" besann sich auf das Gehörte noch einmal und bekam dann gar nichts.

Obgleich etwas klein von Gestalt ist die Rasse nicht übelaussehend. Zwar gehen sie äußerst knapp gekleidet, behängen ihre Körper jedoch mit Muscheln, Stückchen Zinn und Glasperlen, und reiben den Körper mit rothem Thon und Oel ein, bis er wie neues Kupfer aussieht. Sie haben wolliges Haupthaar, welches sie in lange Zöpfe flechten, die noch durch Einfügung von Baumrinde verlängert werden. Eine gute Eigenschaft be-

Ein Wazaramo-Dorf.

sitzen sie, welche in Afrika selten ist, die Männer behandeln ihre Frauen sehr rücksichtsvoll, frisiren deren Haare und geleiten sie nach dem Brunnen, damit ihnen kein Leid widerfahren möge.

Bald nachher kam die Expedition in Kidunda an. Die Belooch-Eskorte wurde von hier nach Zanzibar zurückgeschickt, und dem Kommandanten die naturwissenschaftlichen Sammlungen zur Weiterbeförderung nach England mitgegeben. Von Kidunda ging der Marsch weiter an den Ufern des Kinganni-Flusses nach dem Gebiete der Usagara, einer armseligen Rasse, die aus Furcht vor den Sklavenjägern ihre Hütten auf den Spitzen der Berge aufschlagen, und nur soviel Land bebauen, als zu ihrer Noth-

durft erforderlich ist. Sobald eine Handelskarawane in Sicht kommt, reißen sie aus und verbergen sich, niemals aber versuchen sie den Sklavenjägern Widerstand zu leisten. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem Schurze um die Lenden.

Hier wurde Kapitain Grant vom Fieber heimgesucht, auch bei den Hottentotten mehrten sich die Krankheitsfälle. Nach einem langen Tagemarsche kam die Expedition in das verhältnißmäßig ebene Gebiet von Ugogo. Lebensmittel waren kärglich vorhanden, die Eingeborenen leben vom Samen des Kalabasch, um der Mühe überhoben zu sein, Getreide in ihren Speichern aufzubewahren.

Das Land hat einen wilden Anstrich, der mit dem Charakter der Bewohner im Einklange steht. Die Männer gehen nie aus, ohne Speer und Schild mit sich zu führen. Sie lieben Schmuckſachen, deren gebräuchlichster ein runder Ring ist, der in das untere Ohrläppchen eingetrieben wird. Ihre Gesichtsfarbe ähnelt derjenigen einer reifen Zwetsche. Zudringlich und habgierig, wie sie waren, erzwangen sie sich Zugang zum Lager, um Geschenke zu erpressen; beim Abmarschiren der Expedition lungerten sie am Wege, wobei sie johlten, schimpften und mit den Fingern auf sie wiesen.

Im Verfolg der Reise langten die Entdecker bei dem östlichen Grenzorte der Ugogos, Kanyenye, an, wo sie die Vorräthe unter einem umfangreichen Baume aufspeicherten. Hier desertirten acht der Wanyamuezi-Träger unter Mitnahme ihrer Bündel, und zwei Wagogo-Knaben schlossen sich den Dieben an.

Speke schoß hier während der Nachtzeit ein Flußpferd. Kaum hatte er dasselbe erlegt, als noch zwei dieser Bestien in schleichender Weise auf ihn zu krochen. Er trat aus seinem Verstecke hervor, hinter sich zwei Knaben, die sein Reservegewehr trugen und schoß die größere dieser beiden Bestien an, worauf dieselbe laut aufbrüllte und eine solche Wendung machte, daß er derselben noch eine Kugel in den Leib schießen konnte. Als er sich jedoch umdrehte, um das zweite Gewehr zur Hand zu nehmen, fand er, daß die Jungen sich dünne gemacht hatten, grade wie die Affen, die auf den Bäumen sitzen, es zu machen pflegen. Glücklicher Weise trat jedoch das angeschossene Flußpferd den Rückzug an, ohne einen Angriff auf den Jäger versucht zu haben.

Nun eilte Speke zum Lager, um seinen Leuten mitzutheilen, daß es nun fette Bissen gebe, nur mußten sie sich beeilen die Beute in Sicherheit zu bringen, ehe die hungrigen Wagogos Wind davon bekamen. Bevor die Leute jedoch das Fell des Thieres abgezogen hatten, kamen die Eingeborenen wie die Geier herbeigestürzt und stritten mit den Leuten der Expedition um das Wild. Die Scene, welche sich jetzt entwickelte, war

Gierige Wilde fallen über ein erlegtes Flußpferd her.

possirlich aber roh und widerwärtig im höchsten Grade; sie fielen über das getödtete Thier her, mit Schwertern, Handbeilen und Messern wurde es zerschnitten und zerhackt bis zu den Eingeweiden. Wenn einer ein schönes Stück erwischt hatte, so wurde es ihm von anderen stärkeren Wilden abgenommen und als gute Beute heimgetragen — hier war die Macht mit dem Rechte identisch. Zum offenen Kampfe zwischen den Dorfbewohner und den Reisenden kam es glücklicherweise diesmal nicht. Nachdem alles bis auf die Knochen abgehackt war, gingen die Eingeborenen, den Körper mit Blut und Fleischresten beschmutzt aber glücklich im Besitze der Beute, nach ihren Hütten.

Ein Jäger wird in die Luft geschleudert.

Ein gefährliches Abenteuer ist der Zusammenstoß mit einem Rhinoceros. Es ist wild, rasch, von großer Körperstärke, mit äußerst dicker Haut und, ob der Gegner Mensch oder Thier sein mag, nicht oft der unterliegende Theil. Die folgende Erzählung schildert die Wildheit der tropischen Bestie in anschaulicher Weise.

Da wir Fleisch benöthigten, so beschlossen mehrere der Jagdgenossen, früh Morgens auszuziehen, um Wild zu schießen. Da ich nicht zurückbleiben wollte, so bestieg ich mein Pferd und schloß mich den Jüngern Nimrod's an. Es wäre jedoch viel verständiger von mir gewesen, wenn ich ruhig im Lager geblieben wäre, ich wollte aber den Platz, wo wir am vorhergehenden Tage ein Jagdabenteuer gehabt hatten, gern noch einmal betrachten. Wir nahmen mehrere Schwarze mit, welche unsere erhoffte Jagdbeute zum Lager schleppen sollten.

Als wir der Stelle näher kamen, hörte ich meine Freunde ausrufen: „Wo ist sie? Wo in aller Welt ist die Bestie hingekommen?" worauf wir vorwärts stürmten. Bald entdeckte ich ganz in meiner Nähe den Elephanten, sowie den todten Löwen, aber von dem Rhinoceros keine Spur.

Es war sonnenklar, daß es nicht getödtet, wie wir gestern vermutheten, vielmehr nur angeschossen worden war und sich dann in das Dickicht zurückgezogen haben mußte.

Ein Eingeborener, Toko mit Namen, meldete nun plötzlich, er habe die Spur der Bestie entdeckt, worauf er dann auch lustig vorwärtsrannte, augenscheinlich in der Hoffnung, das Thier zu finden. Die übrigen Schwarzen machten sich inzwischen über den Elephanten her, dem sie die Stoßzähne ausgruben und sich einige delikate Fleischportionen aus dem Riesenleibe des Cadavers herausschnitten, einschließlich der Füße, deren Werth wir aus Erfahrung kannten.

Während dieselben in der vorbeschriebenen Weise beschäftigt waren, schickten meine weißen Freunde sich an, dem todten Löwen das Fell abzuziehen. Ich hielt meine Augen hingegen unverwandt auf Toko gerichtet,

da ich voraussetzte, er werde, sobald er das Rhinoceros entdeckt habe, uns ein Signal geben. Mit scheuem Blicke sah ich ihn in das Dickicht lugen, dann rannte er plötzlich wie ein Besessener davon, dicht hinter ihm her die wilde Bestie, ohne Zweifel dasselbe Rhinoceros, welches wir bei der gestrigen Jagd getödtet zu haben glaubten.

Die Bestie schleudert ihn hoch in die Luft.

Toko rannte auf einen Baum zu, hinter welchem er sich verbergen wollte, während ich zu meinen Freunden eilte, um dieselben auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche Toko drohte. Mit unsagbarer Angst sah ich nun, daß das Rhinoceros den Mann eingeholt hatte, bevor dieser den Baum erreichen konnte. Er hatte keine Zeit links oder rechts zur Seite

zu springen, machte jedoch den Versuch in dem Augenblicke, als die Bestie ihn aufspießen wollte, der jedoch mißglückte, worauf das Thier ohne viel Federlesens den Mann mitsammt seinem Gewehr hoch in die Luft schleuderte.

Darauf rannte das Thier auf die mit dem Ausweiden des Elephanten beschäftigten Leute zu, als mein Oheim und seine Begleiter ihre Gewehre ergriffen und ein heftiges Feuer auf das Monstrum eröffneten. Einer der Schüsse mußte richtig gesessen haben, da die Bestie todt zur Erde stürzte, ehe sie die Schwarzen erreicht hatte.

Ich ritt nun zu der Stelle hin, wo Toko den unfreiwilligen Luftsprung gemacht hatte, nicht zweifelnd, daß ihm alle Rippen im Leibe gebrochen seien, fand aber zu meiner Freude, daß meine Befürchtung unbegründet gewesen war; der Bursche hinkte zwar etwas, nachdem er sich geschüttelt, die Hände gerieben und sein Gewehr wieder aufgegriffen hatte, erklärte er jedoch ganz gemüthlich, die Luftreise habe ihm keinerlei Schaden zugefügt und sei er im Stande, sofort wieder an die Arbeit zu gehen.

Bald war er denn auch wieder mit den anderen Leuten emsig beschäftigt, die Tragochsen mit Elfenbein und Fleisch zu beladen. Von dem Rhinoceros wurden noch einzelne Fleischtheile ausgeschnitten und zusammen mit dem Löwenfelle eingepackt. Das Fleisch des Rhinoceros ist wohl zähe aber gut von Geschmack. Die für uns geschnittenen Stücke waren der oberen Schulter und den Rippen entnommen, wo wir die Weichtheile (das Filet) mit einer ein oder zwei Zoll dicken Fettschicht bedeckt fanden. Von der dicken Haut wurden ebenfalls einige Streifen mitgenommen, um Ochsenpeitschen daraus anzufertigen. Natürlich wurde auch nicht übersehen, die Hörner der Bestie abzulösen und einzupacken, da diese im Werthe dem Elfenbein gleichstehen.

So endete denn dies Abenteuer, welches sich einen Moment so außerordentlich gefährlich ansah, auf allseits befriedigende Weise, zumal wir unsere Jagdbeute in ausgiebiger Weise dadurch vermehrt hatten.

Von den schwarzen Rhinocerossen gibt es zwei Arten, die beide kleiner aber flinker sind als die weißen; in der That so flink, daß ein gerittenes Pferd dasselbe selten einholen kann, obschon die Jagd auf dieselben meistens zu Pferde abgehalten wird. Sie erreichen eine Größe und Schwere, daß sie darin nur von den Elephanten übertroffen werden. Ihre einzige Nahrung besteht aus Gras; ihr Fleisch, welches delicat und dem Ochsenfleisch vorzuziehen ist, ist reichlich mit Fett durchwachsen. Die weiße Art ist viel friedfertiger und weniger herausfordernd als die schwarze; selten verfolgen die ersteren ihren Angreifer, können auch weniger rasch laufen wie die andere Varietät.

Wilde Hetzjagd.

Untersucht man den Schädel des Rhinoceros, so findet man, daß gerade an der Stelle, wo die Wurzel des Hornes liegt, der Knochen, auf welchem das Gewicht des Hornes ruht, eine Erhöhung zeigt. Bekanntlich ist die Bogenform diejenige, welche das schwerste Gewicht tragen kann. Dies ist auch die Form des Schädels, auf welchem das Horn sich bogenartig wölbt, doch wird die eine Seite des Bogens nicht durch einen Pfeiler gestützt; sodaß das Ganze eine Art knöcherne Springfeder ist, die wenngleich sehr stark, doch genügend nachgibt, um die Stärke eines gegen den Schädel des Thieres gerichteten Schlages erheblich abzuschwächen.

Eine ähnliche Schädelbildung findet sich beim Elephanten nicht vor, ist auch für dieses Riesenthier nicht erforderlich, da dasselbe niemals seine Stoßzähne in der Weise als Angriffswaffe benutzt, wie das Rhinoceros sein Horn dazu verwendet.

Daß diese Struktur des Rhinoceros wirklich ihren Zweck erfüllt, zeigte sich in einem eklatanten Falle, der sich gelegentlich einer Rhinocerosjagd ereignete und den Beweis liefert, daß das Thier durch einen Schlag auf das Horn schwer verletzt werden kann, wenn der Schlag in einer Methode erfolgt, die von derjenigen verschieden ist, welche das Rhinoceros selbst anwendet, wenn es das Horn als Angriffswaffe benutzt.

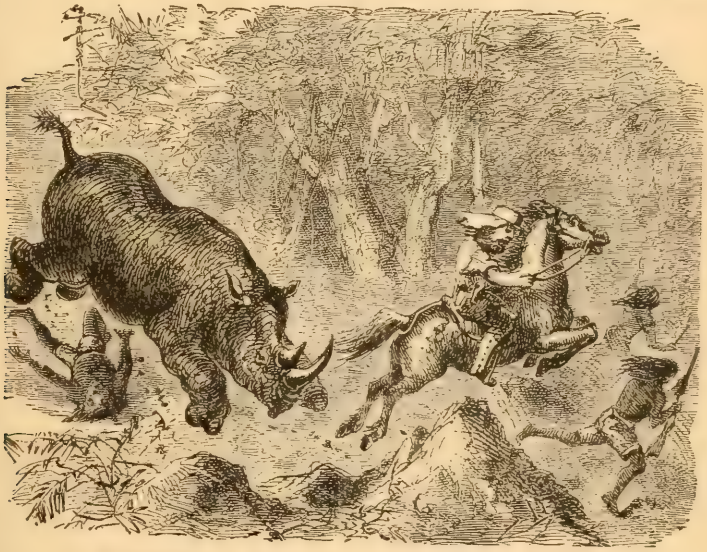
Hitzige Verfolgung.

Einige Jäger waren einem Rhinoceros auf der Spur; sie hatten die Bestie aus dem Dickicht aufgescheucht, als sie damit beschäftigt war, ihre dicke Haut an einem schönen Baume abzureiben, wie es diese Thiere zu thun gewöhnt sind.

Obschon, wie bereits oben erwähnt, die Haut sehr dick ist, sind doch die äußersten Falten sehr empfindlich und haben deßhalb viel von Mosquitos und Fliegen zu leiden. Um nun das Jucken zu vermindern, reibt sich das Rhinoceros an Bäumen, wobei es die sonderbare Gewohnheit hat, während dieser Beschäftigung laut zu grunzen, wodurch es den Jägern dann sehr leicht wird, den Aufenthaltsort des Thieres aufzufinden. Auf diese Weise ist es dem Jäger möglich, unter dem dichten Gestrüpp sich durchzuzwängen, ohne daß das Vieh es bemerkt, weil es zu sehr mit der Reibung seines Riesenkörpers beschäftigt ist, als daß es hören könnte, was in seiner Nähe vorgeht. Durch dies langsame, schlangenartige Herankriechen gelingt es den Jägern gewöhnlich, dem Thiere ganz aus der Nähe einen tödtlichen Schuß beizubringen, bevor die Bestie etwas von dem Herrannahen des Verfolgers bemerkt hat.

Im vorliegenden Falle gingen die Jäger daran, diese Methode einzuschlagen, als das Thier Lunte roch, durch das Gestrüpp brach, und einem etwa zwei Meilen entfernten Schilfrohrdickicht zueilte, von der ganzen Jagdgesellschaft in schärfstem Galopp verfolgt.

Die arme Creatur war denn auch bald eingeholt, allem Anschein nach hatten jedoch die vielen Kugelwunden, welche das Thier empfangen hatte, sein Gehirn verwirrt, da es, statt direkt auf das Dickicht loszusteuern, sich seitwärts wendete und in eine enge Bucht am Fuße eines Abhanges hineinrannte, von der es keinen Ausgang gab. Der Hohlweg war so schmal, daß das Thier sich kaum darin umwenden konnte, sodaß die Angreifer jetzt leichtes Spiel hatten. Einer derselben, der am Rande des Abgrundes stand, zielte nach dem Kopfe des Thieres und streckte das Ungethüm anscheinend leblos nieder. Kaum waren die Jäger jedoch dem Thiere nahe gekommen, als es sich erholt hatte und auf den Knieen Anstrengungen machte, ganz aufzustehen, worauf die Jäger schleunigst das



Rhinocerosjäger, von den Bestien angegriffen, entfliehen.

Weite suchten. Und doch hätte die Sache noch ernste Folgen haben können, wenn nicht einer der Jäger die Geistesgegenwart gehabt hätte, der Bestie die Sehnen der Hinterfüße durchzuhauen, ehe er sich aus dem Staube machte.

Nachdem das Thier verendet war, suchten die Jäger nach der Wunde, welche das Thier bewußtlos gemacht, und erwarteten natürlich in erster Linie die Kugel im Gehirn zu finden oder wenigstens die Hirnschale zerschmettert zu sehen. Beides war jedoch nicht der Fall, bei genauem Nachsehen zeigte sich nämlich, daß die Kugel lediglich das vordere Horn getroffen hatte, von welchem ein Stückchen von der Länge eines Zolles abgeschossen worden war.

Vor etwa anderthalb Jahrhundert wurde eines dieser Riesenthiere von Bengalen nach England gebracht. Es war ein sehr kostspieliges Thier; während zwei Jahren beliefen sich die Kosten für sein aus Reis, Zucker und Wasser bestehendes Futter auf fünftausend Dollars. Es fraß täglich sieben Pfund Reis, die mit drei Pfund Zucker gemischt und in drei Tagesportionen eingetheilt waren. Als Zugabe erhielt es Massen von Heu, obschon es frischen Gemüsen, Gräsern und Kräutern den Vorzug gab. Dabei soff die Bestie ungeheure Quantitäten Wasser.

Bingley giebt über ein 1790 nach England gebrachtes Rhinoceros folgenden Bericht:

„Das Thier war etwa fünf Jahre alt, ziemlich zahm und gehorchte, wenn der Wärter ihm befahl aufzustehen und zu marschiren; auch ließ es sich ruhig von den Besuchern streicheln und auf die Hüften schlagen. Seine ihm täglich zugemessene Nahrung bestand aus achtundzwanzig Pfund Kleie, ebensoviel Schiffszwieback, und ungeheuren Quantitäten Gras und Gemüse. Süße Weine trank das Thier mit Vorliebe, und konnte mit Leichtigkeit vier bis fünf Flaschen hintereinander vertilgen. Ohne sich irgendwie anzustrengen, leerte die Bestie fünfzehn Eimer Wasser pro Tag. Erblickte das Thier Jemanden, der Früchte oder andere ihm zusagende Nahrungsmittel bei sich trug, so bat er um ein Stückchen davon, und zwar in einer für ein solch' riesiges Thier äußerst liebenswürdigen Manier, es blickte nämlich so zart wie ein junges Kalb. Es fand seinen Tod durch eine Entzündung des Vorderbeines, welche sich das Thier zugezogen hatte. Die Aerzte machten wiederholt Oeffnungen in der Haut nahe der verletzten Stelle, um die Schmerzen des Thieres zu lindern. Regelmäßig waren die dadurch verursachten Wunden nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden vollständig zugeheilt."

Wie bereits erwähnt, ist das Horn nicht an dem Hirnschädel festgewachsen, sondern lediglich mit der Kopfhaut verwachsen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß es mit Leichtigkeit durch ein scharfes Messer von der Haut abgelöst werden kann. Das Fell des Thieres ist so außerordentlich dick und fest, daß nur speciell für den Zweck angefertigte Gewehrkugeln dasselbe zu durchbohren vermögen. Die afrikanischen Neger wissen dies ganz gut und verfertigen aus der Haut ihre Schilder und Gürtelschlösser.

Manche seiner zum Zeitvertreib ausgeführten Spielereien haben einen nützlichen Zweck, sodaß, wenn es beispielsweise sein Horn in den Grund bohrt und dasselbe mit aller seiner Riesenkraft eine Strecke weit forttreibt, es eine tiefere und breitere Furche macht, als mit einem Pfluge erzielt werden kann.

Diejenigen, welche seine Lebensgewohnheiten sorgfältig verfolgt haben, versichern, daß er dies Pflügen nicht im Anfalle von Wuth oder Leiden-

Großer Fackeltanz bei den Negern.

schaft besorgt, sondern gerade wenn er in guter Laune ist, ähnlich, als wenn der Hafer das Pferd sticht, oder wie Kinder bei ihren Spielen sich auf dem Rasenplatze herumtummeln.

Wir kehren nach den obigen Abschweifungen nunmehr wieder zu den Reiseerlebnissen von Speke und Grant zurück, und haben zunächst hervorzuheben, daß Sheik Magomba alles mögliche aufbot um sie zurückzuhalten, ja er sandte seinen Minister, Wazir, zu ihnen, der denn auch in anscheinend herzlichster Weise die Einladung des Sheiks überbrachte, die Herren möchten in seinem Palais wohnen. Unsere Reisenden gingen jedoch nicht auf den Leim — Speke kannte den Vogel noch zu gut von früher her.

Am folgenden Tage war der Sheik so betrunken, daß er außer Stande war, irgend Jemanden empfangen zu können, und ebenso verstrich Tag auf Tag. Man suchte die Zeit soviel als möglich dadurch auszunutzen, daß viel gejagt und große Quantitäten Wild erlegt wurden. Inzwischen verführte Magomba nahezu alle Träger zur Desertion und machte es große Schwierigkeiten, andere an deren Stelle zu engagiren. Ein alter Bekannter, dem sie bei einer Karawane begegneten, beschwor die Reisenden keinen Versuch zur Abreise ohne bewaffnetes Geleite zu machen, da er überzeugt sei, daß der Marsch durch die Wildniß eine Unmöglichkeit sei, falls Speke und Grant nur ihre eigenen Gewehre als Vertheidigungsmittel bei sich führten.

Nichtsdestoweniger entschloß sich Speke zur Abreise, da die meisten desertirten Leute sich allmählig wieder einstellten. Zur Verschärfung der Disciplin wurden einem Träger der drei und siebenzig Yards Tücher gestohlen hatte, drei Dutzend Peitschenhiebe zudiktirt, und er, als man kurz nachher erfuhr, daß er ein gefährlicher Charakter sei, ganz aus dem Lager fortgejagt.

Der Neujahrstag wurde in „Round Rock", einem von wenigen Wakimbus bewohnten Dorfe, verbracht. Die Wakimbus hatten angenehme ruhige Manieren und ließen die Reisenden vergessen, daß sie vor Kurzem noch unter bösem Gesindel gelebt hatten.

Durch Entsendung von Boten nach benachbarten Dörfern, wurden die Proviant-Vorräthe wieder vervollständigt, während sie die Fleischvorräthe durch Abschießen von Rhinoceros, wilden Bären, Antilopen und Zebras completirten.

Im Januar erreichten sie Unyamuezi, d. h. das Land des Mondes, welches, obschon nicht so groß wie England, doch in zahlreiche einzelne Staaten getheilt ist. Abgekürzt wird das Land Weezee genannt.

Folgenden Tags langten die Reisenden in Caze an, wo Speke sich bei seiner vorletzten Reise längere Zeit aufgehalten hatte.

Sein alter Freund Musa kam sofort zu seiner Begrüßung und brachte ihn in sein Tembe (Haus), woselbst er sie so lange zu bleiben bat, bis er genug Träger angeworben hätte, die das Gepäck der Reisenden nach Karagne transportiren könnten, zu welchem Zweck er selbst mitzugehen sich erbot.

Auch Sheik Suay stellte sich ein, der in Begleitung einiger arabischer Händler seinen Besuch abstattete. Suay theilte ihm mit, daß er eine Truppe von vierhundert bewaffneten Sklaven in Bereitschaft habe, um

Tanzkränzchen zu Ehren eines heimkehrenden Ehegatten.

den Häuptling Manua Sera zu züchtigen, weil letzterer fortwährend seine Karawanen angreife und ausplündere.

Speke rieth dem Sheik den Versuch zu unterlassen, da er leicht den Kürzeren dabei ziehen könnte; ein nebenstehender arabischer Händler stimmte Speke's Ansicht bei, hinzufügend: „Friede ist vortheilhafter als Kampf."

Von Musa empfing er nützliche Informationen für seinen Marsch nach Norden, auch versprach er ihm sechszig Träger aus seinem Sklavendepot

zu überlassen, sodaß Speke auf diese Weise ein bewaffnetes Gefolge von hundert Köpfen zur Verfügung hatte.

Es verliefen jedoch noch mehrere Tage mit den nöthigen Vorbereitungen für die Expedition, welche die beiden Reisenden hauptsächlich dazu verwendeten, um sich über das zu bereisende Terrain so gründlich als möglich zu informiren.

Afrikanische Etiquette.

Die Weezees, unter denen sie jetzt verweilten, sind ein höfliches Völkchen, indem sie sogar einen förmlichen Codex von Etiquette haben, die beim Empfange von Freunden und Fremden zu beobachten ist. So werden sowohl bei Ankunft als Abreise prominenter Leute die Trommeln gerührt. Kommt der Häuptling eines Nachbardorfes zum Besuche zu seinem Collegen, so ruft der letztere seine Unterthanen zusammen, welche dann mit ihren Trommeln und Musikinstrumenten antreten und damit einen Höllenlärm machen und vor dem Gaste ihre Tänze aufführen. Gleich der Trommel wird die Trompete bei jeder Gelegenheit benutzt.

Wollen Reisende das Dorf verlassen, so werden die Trommeln gerührt, als Signal für die Träger, ihre Lasten auf den Rücken zu nehmen. Die Weiber verneigen sich vor den Häuptlingen, während die Männer sich verbeugen und in die Hände klatschen.

Begegnet eine Frau unteren Ranges einer höher gestellten, so läßt sie sich auf ein Knie nieder und senkt ihr Haupt, die Vornehmere legt dann ihre Hand auf die Schulter der knieenden Frau, worauf beide Frauen in dieser Haltung für kurze Zeit verharren, sich ein Paar Worte zuflüstern und dann aufstehen und munter anfangen zu plaudern.

Die Weezees sind rührige Kaufleute und machen öfters lange Reisen um Geschäfte zu machen.

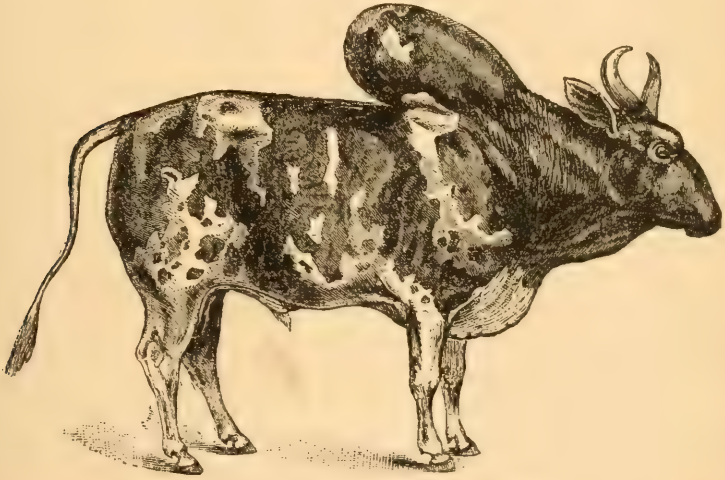
Kehrt ein Ehemann von der Geschäftsreise zurück, so bereitet ihm seine Favoritin einen eigenthümlichen Empfang. Mit allem Schmuck, den sie besitzt, angethan, einen Federhut auf dem Kopfe, zieht sie mit ihren Freundinnen in Prozession zu der Frau des Häuptlings hin und führt mit ihrem Gefolge vor derselben einen Tanz auf, wobei Sorge getragen wird, daß sie gerade dann mitten im Tanze begriffen sind, wenn der Ehegatte vorbeikommt; natürlich fehlt es auch bei solchen Gelegenheiten nicht an dem obligaten herzzerreißenden Trommeln und Trompetengeschmetter.

Im Februar kam die Nachricht, daß der Sheik Snay doch seine Absicht, den Manua Sera anzugreifen, zur Ausführung gebracht hatte, der sich in einem Hause in Tura verborgen hielt, sich aber noch rechtzeitig aus dem Staube gemacht hatte. Snay raubte darauf den ganzen Distrikt aus, schoß alle, die ihm in den Weg traten, nieder, während er eine Menge von Sklaven erbeutete.

Der Häuptling entschloß sich in Folge dieser Nachricht Caze in dem Moment, nachdem die Reisenden abgereist sein würden, anzugreifen. Bald nachher kam jedoch die Meldung, daß Sheik Snay sowie mehrere andere Araber und Sklaven getödtet worden seien, welche Nachricht sich auch als richtig erwies.

Als die Reisenden nun nichts mehr in Caze zu besorgen hatten, versammelten sie ihre Leute und traten ihren Marsch nach dem Norden an.

In Mininga trafen sie einen Elfenbeinhändler Namens Sirboko, als einer von dessen Sklaven, der angekettet war, in flehendem Tone Speke ansprach mit den Worten: „Ach! Lieber Herr! Erbarmen Sie sich meiner! Während ich noch ein freier Mann war, war ich mit Ihnen am Tanganyika See, zu der Zeit, als wir von den Watutas angegriffen



Sonderbar geformter afrikanischer Büffel.

wurden. Damals wurde ich schwer verwundet und für todt liegen gelassen. Nachdem ich genesen, wurde ich an arabische Händler verkauft. Können Sie mich frei machen, so will ich Ihnen treu dienen." Von seiner Bitte gerührt, erwirkte ihm Speke die Freiheit, taufte ihn Farham (Freude) und reihte ihn unter seine treuen Begleiter ein.

Die entsetzliche Grausamkeit der Araber, welche fortwährend Angriffe auf die Eingeborenen machten und die Gegend verwüsteten, brachte unsere Reisenden in eine üble Lage. Ueberdies mehrten sich bei den Hottentotten wieder die Krankheitsfälle, sodaß als einziges mögliches Mittel, zu deren Rettung ihre Rücksendung nach Zanzibar bewerkstelligt wurde. Zu diesem Zwecke kehrte Speke nach Caze zurück, wo er im Mai ankam, während er Grant, der krank war, in Mininga zurücklassen mußte.

Hier erfuhr er Näheres über einen benachbarten Stamm von Menschenfressern, die, wenn sie keine Feinde zu verspeisen haben, bei ihren Nachbarn sterbende Kinder gegen Ziegen austauschen, weil sie dies als das delikateste Menschenfleisch ansehen. Uebrigens sind sie in diesem Distrikt die einzigen Menschenfresser.

Sie befanden sich noch stets im Lande der Weezees und hatten deßhalb Gelegenheit, noch andere seltsame Gebräuche dieser Leute kennen zu lernen. Männer und Weiber sind unermüdliche Raucher. Schnell ist eine Pfeife aus weichem Ton und einem grünen Zweige, aus dem sie das Mark ziehen, hergestellt. Man zieht Taback in großer Menge, aus dessen Blättern sie dicke Seile, gleich Heubunden drehen, die sie dann spiralförmig abglätten. Sehr leidenschaftlich lieben sie den Tanz, während die alten Leute auf der Erde sitzen und sich an „Pomba" erlabten, wobei es stets passirte, daß der Häuptling größere Quantitäten dieses Gebräus vertilgte, als einer der übrigen Zechgenossen.

Pomba ist eine Art Branntwein der aus einer gewissen Sorte Getreide hergestellt wird, die Frauen besorgen dabei alles, was zu dieser Destillation erforderlich ist.

Speke langte endlich wieder in Mininga an, woselbst er Grant in voller Genesung wiedersah. Während seiner Abwesenheit waren die Dorfbewohner durch Löwen angegriffen worden. Die Leute hatten die Flucht ergriffen, zwei derselben konnten ihre Hütten mit knapper Noth erreichen, während der zweite vor dem Eingange zu seiner Hütte, in die Klauen der Raubthiere fiel und von denselben fortgeschleppt und verschlungen wurde.

Schwierigkeiten aller Art stellten sich jetzt ein, der Häuptling warb Träger an, wohingegen Musaobschon freundliche Gesinnungen zur Schau tragend, sich nicht ehrlich gegen die Reisenden benahm. Statt jedoch noch länger aufgehalten zu werden, gab Speke lieber die von Musa verlangten Perlen her und gab Befehl zum Aufbruch der Expedition.

Es glückte ihnen denn auch einen Führer aufzutreiben, der einen drolligen Namen führte, den man „Schwein" übersetzen könnte. Häufig hatte er Karawanen nach Karague geleitet und war mit den Landessprachen vertraut. Im Uebrigen war er ein Subject, das seinem Namen Ehre machte, ein ganz verbohrter, dummer Kerl.

Speke wurde fortwährend durch Mangel an Trägern aufgehalten; viele Leute waren mit der Ernte beschäftigt, andere erklärten, sie fürchteten sich vor den Watutas und anderen Wilden der Distrikte, welche die Expedition zu passiren hatte. Eine arabische Karawane, welche auf der gleichen Reise war, befand sich in ähnlicher Lage.

Nachdem sie endlich die erforderlichen Träger zur Noth angeworben hatten, wurde in Phunze ein Lager aufgeschlagen, wo Grant mit Bombay

die Bewachung des Lagers übernahm, während Speke mit dem „Schwein" als Führer und Baraka als Begleiter weiter vorrückte.

In allen Distrikten, welche sie passirten, wurde Tribut verlangt, den sie nothgebrungen, um vorwärtszukommen, entrichten mußten. Zahllose Verzögerungen waren dadurch an der Tagesordnung, da die Häuptlinge in der Regel nicht mit den dargebotenen Geschenken zufriedengestellt werden konnten.

Anfangs Juni kam Speke in einen Distrikt, dessen Häuptling Myonga hieß und wegen seiner Erpressungen und anderer schlechten Eigenschaften in sehr üblem Rufe stand, sodaß kein Araber sein Gebiet zu betreten wagte. Als Speke sich seinem Palaste näherte, hörte man in allen benachbarten Dörfern die Lärmtrommel schlagen. Das „Schwein" ging zum Häuptling, um die Höhe des für die Passirung des Gebietes verlangten Tributs zu erfahren. Myonga antwortete, er sei begierig, einen Weißen kennen zu lernen, bis jetzt habe er noch keinen derselben je gesehen; er wolle demselben ein Quartier anweisen. Speke lehnte wohlweislich diese ihm zugedachte Ehre ab, schickte jedoch Baraka zum Häuptlinge, um auf's Neue wegen des Tributs zu verhandeln. Wie gewöhnlich amüsirte sich Baraka stundenlang mit dem Abfeuern seines Gewehres und erst gegen Abend war die Tributfrage erledigt — Speke hatte sechs Ellen Tuch, Perlen und einige andere Kleinigkeiten zu entrichten.

Unverzüglich wurde nun der Weitermarsch angetreten, doch waren durch die Karawane zwei Kühe gestohlen worden und erklärten die Dorfleute, sie würden ihn nicht weiter ziehen lassen, bevor dieselben nicht wiedereingebracht wären. Da Speke wußte, daß wenn er noch länger bliebe, weiterer Tribut gezahlt werden müsse, so ließ er die Kühe herbeischaffen und stellte sie den Wilden wieder zu.

Dies gab Anlaß zu einer Meuterei der Leute; das „Schwein" wollte den Weg nicht weiter anweisen, auch kein einziger Träger seine Last aufheben. Da Speke nicht wieder in's Dorf zurückkehren wollte, so kampirte die ganze Gesellschaft im Freien. Wie Speke erwartet, kam am folgenden Morgen Myonga's Premierminister, um ihm im Auftrage seines Herrn mitzutheilen, daß seine Hoffrauen nichts besäßen, um ihre Blößen damit bedecken zu können, weßhalb das Nöthige durch Speke geschafft werden müsse. Dies unbillige Verlangen verursachte neuen Aufenthalt, man hörte Trommelwirbel im Dorfe, sodaß Speke schließlich, mit Rücksicht auf Grant's bevorstehenden Durchzug, das Verlangte hergab, damit sein Freund nicht durch den Hallunken an der Weiterreise verhindert werden möchte.

Unehrenhafte Handlungsweise des „Schweins."

Vorstehende Fälle sind nur aus der Masse der sich thürmenden Schwierigkeiten herausgegriffen worden.

Nachdem sie verschiedene Dörfer passirt, kamen sie in ein Dickicht, durch welches ein Fluß lief, der die Grenze zwischen der Moonlandschaft und dem Königreiche Uzinga bildete. Der nächstliegende Distrikt wurde von zwei Häuptlingen regiert, die aus Abyssinien stammten. Nichtsdestoweniger waren sie solch' grausame Räuber und Erpresser, wie die ärgsten Neger niederster Race.

Das „Schwein" setzte seine Kniffe fort, sodaß die Reisenden allerorten, wo sie vorbeikamen, gebrandschatzt wurden. Dazu weigerten sich die Träger abermals weiterzumarschiren, unter dem Vorgeben, die Watutas, ihre Feinde, seien im Anmarsche und würden sie unfehlbar ermorden; schließlich liefen sie davon und verbargen sich. Diese Watutas waren, nach ihrer Behauptung, wilde Kerle, die in ihr Land eingedrungen waren und Frauen und Kinder, sowie Alles, was werthvoll war, weggeschleppt hatten. Baraka zeigte ebenfalls eine weiße Feder. Speke blieb jedoch fest und erklärte rundweg, er werde nach Caze zurückkehren und dort andere Leute anwerben, falls sie ihn im Stiche ließen. Er ließ es auch nicht bei dieser Drohung bewenden, kehrte vielmehr zurück, vereinigte sich mit Grant, und engagirte zwei neue Führer, Bui und Nasib, von denen letzterer ein alter erfahrener Wegweiser war. Leider war es ihm unmöglich, die erforderliche Anzahl Träger aufzutreiben, weßhalb er sich abermals von Grant trennen mußte.

Beunruhigende Nachrichten.

Nachdem er einige Tage vorwärts marschirt war, wurde Speke ernstlich krank, während seine Führer sich gleichzeitig weigerten, weiter mitzugehen. Dies ereignete sich in dem Gebiete eines Häuptlings, Namens Lumeresi, der darauf bestand, daß Speke in sein Dorf kommen solle, weil er neidisch darüber war, daß er bei einem untergeordneten Häuptlinge geweilt hatte.

Als Speke ihn demgemäß aufsuchte, war Lumeresi abwesend; als er gegen Abend zurückkehrte, ließ er alle Trommeln im Dorfe wirbeln, und ein Gewehr abfeuern, alles zur Feier des großen Ereignisses, daß ihn ein Weißer mit seinem Besuche beehrt hatte. Als passende Erwiederung feuerte Speke drei Schüsse aus seinem Gewehre ab. Obgleich nun der Häuptling nach wie vor sehr freundlich that, fing er doch bald an um Alles zu betteln, was er bei Speke sah. Letzterer, welcher einsah, daß eine Luftveränderung das beste Mittel für seine Krankheit abgeben würde, ließ eine Hängematte zurichten, um sich in derselben weiter tragen zu lassen. Obschon er dem Häuptling bereits ein hübsches Geschenk gemacht hatte, welches aus einem rothen Betttuche und mehreren ordinären Tüchern für seine Kinder bestand, genügte das nicht. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als Lumeresi sich ihm in den Weg stellte und rundweg erklärte, er könne den Gedanken nicht ertragen, daß sein weißer Gastfreund im Begriff sei, im

Urwalde sich den Tod zu holen. Sein eigentlicher Zweck ging jedoch dahin, ein Kleidungsstück zu erbetteln, welches Speke nicht herzugeben gewillt war. Schließlich gab er ihm jedoch das einzige Stück, welches er eigentlich für den großen Häuptling Rumanika bestimmt hatte, in dessen Gebiet er sich demnächst begeben wollte. Kaum hatte es der Häuptling in Empfang genommen, als er wieder neuen Tribut forderte und zwar genau das Doppelte von dem, was er bereits früher empfangen hatte. Auch diesmal gab Speke nach und schenkte ihm einige Armbänder von Messingdraht, sechszehn Tücher und hundert Korallenhalsbänder, welche Gegenstände als Tribut von ihm selbst und von Grant angesehen werden sollten.

Als er nun endlich den Befehl zum Abmarschiren ertheilte, waren Bui und Nasib verschwunden, weshalb Speke gezwungen war, Bombay nach Caze zu entsenden, um dort frische Führer und Träger anzuwerben, die dann durch Grant der Expedition zugeschickt werden sollten.

Während er nun auf's äußerste durch Krankheit geschwächt und zum Skelett abgemagert, auf Grant und dessen Gefolge warten mußte, wurde er gegen Mitternacht plötzlich durch das Geräusch von eilig auf sein Lager zuschreitenden Männern in seinem Schlummer gestört. Er rieb sich die Augen und erblickte drei von Grant's Begleitern, die ihm, beinahe athemlos vom Rennen, meldeten, sie hätten Grant mutterseelenallein unter einem Baume zurückgelassen, wo er sich so gut es anginge, mit dem Gewehre in der Hand, gegen die Myongas vertheidige. Letztere hätten Grant angegriffen, die Träger theils getödtet theils in die Flucht geschlagen und die ganze Karawane ausgeplündert.

Kapitel XXV.

Höchst merkwürdige Entdeckungen.

Ein afrikanisches Dorf. — Wie Korn geschält wird. — Ausmöblirung einer Hütte. — Eigenthümliche Gewohnheiten. Abendtänze. — Beliebtes Spiel. — Weezee-Knaben mit Pfeil und Bogen. — Absonderliche Methode des Zielens. — Warme Begrüßung. — Schöne menschliche Typen. — Behandlung der Sklaven. — Glückliche Errettung. — Habgierige Araber. — Scheußliche Torturen für Uebelthäter. — Durch schwarze Räuber angegriffen. — Rohan, der kleine Seemann. — Tapfere That eines Knaben. — Diebe werden angeschossen. — Speke und Grant in Karague. — Kämpfe mit wilden Thieren. — Schöne Scenerien. — Interessante Familie eines Königs. — Ein Ausbruch königlicher Lustigkeit. — Berühmte fette Weiber. — Wie die Weiber fett gemacht werden. — Modelle von Schönheit. — Wie man sich im königlichen Palaste amüsirt. — Empfang beim Könige. — Eine sehr fette Frau wird gemessen. — Verzweifelter Kampf mit einem Flußpferde. — Gebirgsgazellen. — Der wunderbare Weiße. — Schießpulver setzt den König in Erstaunen. — Frauen rühren die Kriegstrommel. — Musikalische Instrumente. — Wilder Musikant. — Eine komische Musikbande. — Fröhliche Weihnachten. — Speke auf dem Marsche nach Uganda. — Boten von König Mtesa. — Auffallend wohlhabendes Land. — Die Mondgebirge. — Drollige Gewohnheiten der Wilden. — Wie der Teufel verscheucht wird. — Unterredung mit König Mtesa. — Eine schwarze Königin. — Der König schießt einen Adjutanten-Vogel. — Wilde und fantastische Gegend. — Ein berühmter Oberst. — Grant's Ankunft. — Die Reisenden rücken vorwärts. — Speke büßt einen seiner Begleiter ein. — Ankunft an den Ufern des Nil. — Eigenthümliches Communikationsmittel. — Brutaler Angriff der Wilden. — Speke und Grant am Ziele. — Deren Rückkehr und Ankunft in Alt-England. — Wichtige Entdeckungen von Speke und Grant.

Wir kehren nunmehr wieder zu Grant zurück, den wir in dem Unyamuezi Lande verlassen hatten, in welchem er während seines verlängerten Aufenthaltes zahlreiche Beobachtungen machte.

Man hört in einem Weezee Dorfe wenig Geräusch, wodurch der Reisende in seiner Nachtruhe gestört werden könnte. Nur zuweilen wurde die Stille unterbrochen, wenn ein von einer Reise zurückkehrender Mann seine Ankunft durch das Blasen eines Hornes ankündigte, dessen Ton von den Nachbardörfern erwiedert wurde, oder durch einen zufälligen Allarmruf, das Gezirp von Grillen, oder endlich durch gelegentliches Schreien kranker Kinder. Beim Morgengrauen war das erste Geräusch, welches man hörte, das Krähen des Hahnes, das Brüllen der Kühe, das Blöken der Kälber und das Gezwitscher der Sperlinge, (was ihn leicht an Amerika hätte erinnern können). Bald nachher hörte man, wie Korn im Mörser gestampft wurde, oder das Girren wilder Tauben in den nahen Palmenwäldern.

Die Hütten ähnelten großen Heuhaufen und sind im Innern pechdunkel, wie die untersten Schiffsräume. Ein Paar irdene Töpfe, Häute, alte Bogen und Pfeile, einige Grastassen, Gürtel und vielleicht auch ein Stuhl vollenden das Möblement der Hütte.

Das Aeußere der einzelnen Stämme ist sehr verschieden. Grant schildert einen als stattliche schöne Menschenrasse. So fielen ihm zwei Nyambo Mädchen besonders auf, die in der ersten Jugendblüthe die Arme liebreizend umeinandergeschlungen dasaßen, — ein reizendes Bild. Als er sie freundlich bat, sich von einander abzusondern, damit er sie skizziren könne, ließen sie die Arme graziös niedersinken, wodurch Hals und Büste in nahezu vollendeter Formenschönheit sichtbar wurden. Ihr ausgekämmtes, wolliges Haar war mit einem breiten Streifen milchweißer Kuhhaut umwunden, wodurch ein reizender Contrast gegen ihren

Gesellige Vergnügungen der Weezees.

durchsichtigen kupferhellen Teint geschaffen wurde. Von ähnlicher Grazie sind die Waha Mädchen, hohe, schlanke, liebliche Gestalten mit intelligenten Gesichtszügen.

Ein arabischer Händler, den Grant unterwegs traf, hatte sechszig Frauen, die gemeinschaftlich in einem Doppelzelte lebten, welches er stets mit sich führte. Eine seiner Frauen war aus Watusi gebürtig, ein schönes, hochgewachsenes Frauenzimmer, mit großen dunklen Augen, reizendem kleinem Mund, edelgeformter Nase, zarten Lippen und niedlichen

Händchen. Ihre Stammesgenossen ließen sich niemals in die Sklaverei abführen, begehen in solchen Eventualitäten vielmehr Selbstmord.

Jedes Weezee Dorf hat ein Wirthshaus oder „Iwansa", wie es von den Eingeborenen genannt wird. Diese Gebäude sind bedeutend umfangreicher als die gewöhnlichen Dorfhütten und auch anders konstruirt.

So bestand eine Iwansa, welche Kapitän Grant besichtigte, aus einem ausgedehnten, niedrigen Saal, der nur einen Zugang hatte, ein flaches strauchbedecktes Dach, aber keinen Schornstein hatte. Längs der Wände waren schräge Bänke aufgestellt, auf welche zum bequemen Sitzen Thierhäute gebreitet waren. In einer Ecke des Saales hingen große Trommeln, auf dem Flur loderten brennende Holzscheite.

Fremde werden sofort nachdem sie das Dorf betreten haben, nach diesem Saale geleitet, wo sie verbleiben bis ein Wohnhaus für sie hergerichtet werden kann. An diesem Platze versammeln sich auch gegen Abend alle jungen Männer, um die Tagesneuigkeiten auszutauschen und sich in den endlosen Kannegießereien zu ergehen, für welche die Neger eine ganz absonderliche Vorliebe an den Tag legen. Auch ist dies der Ort, wo sie einander kleine Liebesdienste erweisen, als da sind: Ausziehen der Haare aus den Lidern und Augenbrauen, für welche Operation sie primitive kleine Zängelchen gebrauchen, ferner das Reinigen der Zähne, das Tätowiren der Wangen und Schläfen mit den Wappenzeichen der verschiedenen Stämme und ähnliche Kindereien.

Beliebte Spiele.

Im Uebrigen ist die Iwansa der Ort, wo stark gezecht und geraucht wird, auch werden hier namentlich von den jüngeren Leuten Spielchen gemacht. Eins gleicht aufs Haar einem Glücksspiel, welches in England heimisch ist. Jeder Mitspieler hält einen kurz geschnittenen Maisstiel in der Hand, den er vor sich hinstellt. Man setzt dann einen aus Igourd (Baumnuß) geschnitzten rohen Kreisel in Bewegung, der zwischen den aufgestellten Maiskolben herumtanzt, wobei die Aufgabe des Kreiselwerfers darin besteht, womöglich den Kolben des ihm Gegenübersitzenden umzuwerfen. Dies ist ein beliebtes Gesellschaftsspiel, dessen Zwischenfälle zu lautem Lachen und Beifallklatschen reizen und zwar nicht nur die Spieler sondern auch die Zuschauer.

Vor der Iwansa werden Tänze aufgeführt. Ein langer Streifen von Baumrinde oder Kuhhaut liegt auf dem Boden ausgestreckt, vor welchem sich die Weezees in Reihe und Glied aufstellen, wobei der größte Mann den Ehrenplatz in der Mitte einnimmt. Nachdem dies geschehen, wird durch verschiedene Musikinstrumente ein betäubender Lärm gemacht, worauf die Tänzer einen seltsamen Singsang erheben, der nach und nach zum Geheul anschwillt. Sie fuchteln dann mit den Händen herum, stampfen

mit den Füßen heftig auf den Boden und bilden sich dann ein, daß sie einen graziösen Tanz aufführten. Die männlichen Zuschauer ermuntern die Tänzer dadurch, daß sie im Chor Beifall brüllen.

Die Knaben der Weezees sind possirliche Jungen und haben ausgesprochenes Talent für Spiele. Selbstverständlich handeln sie nach dem

Junger Weeze Tauben schießend.

Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen"; sie üben sich also gleich ihren Vätern im Schießen mit kleinen Bogen und Pfeilen, überspringen vorgehaltene Stöcke, die stufenweise höher gehalten werden, ahmen Episoden aus der Jagd nach und ergehen sich in anderen ähnlichen Spielereien. Werden sie etwas älter, so übertragen sie gern den Spaß

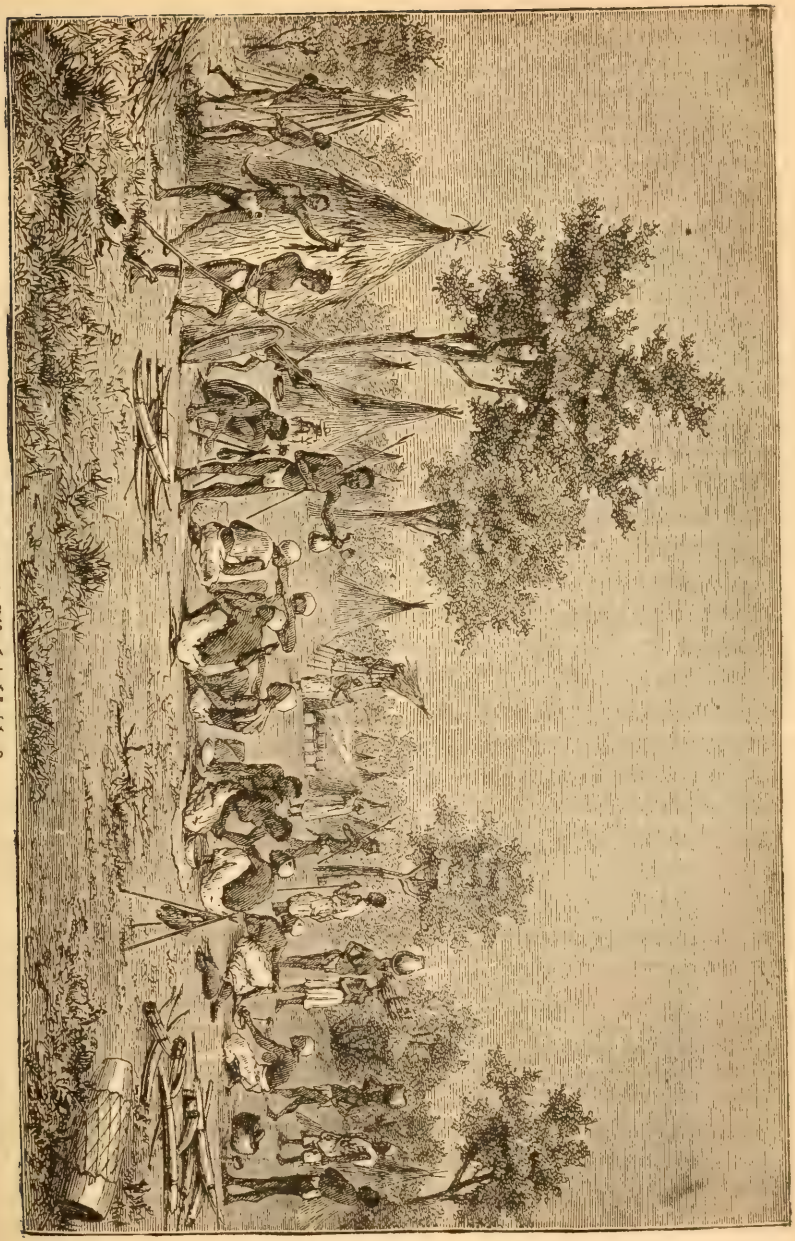
in die Wirklichkeit und fertigen Bogen und Pfeile von einer Größe an, die geeignet ist, Tauben und andere kleinere Vogelarten zu erlegen. Auch bilden sie die Feuergewehre der Weißen in anerkennenswerther Weise nach, indem sie zwei Stückchen Bambusrohr übereinanderbinden, welche die Stelle von Gewehrläufen vertreten, ferner Hahn und Drücker aus Lehm machen und den dem Lauf entströmenden Rauch durch Baumwollflöckchen herstellen, die sie in die Mündung der Rohre stecken und dann anzünden. Ein Beweis für ihre Gutherzigkeit geht daraus hervor, daß sie zahme Vögel in Käfigen halten und dieselben singen lehren.

Die Wanyamuezi werden von den Watusi mit großer Hochachtung behandelt. Begegnen sich Leute aus beiden genannten Stämmen, so preßt der Weezee seine beiden Hände zusammen, worauf der Watusi ein Paar Worte leise flüstert. Begegnet ein Watusi einer Frau seines Stammes, so senkt sie beide Arme, während er dieselben zart unter den Schultern drückt und ihr dabei zärtlich in die Augen schaut.

Die Araber, mit welchen die Reisenden in Berührung kamen, konnten als der Auswurf ihres Volkes gelten. Statt das Land, welches sie durchkreuzten, civilisiren zu helfen, war Herrschsucht und Grausamkeit ihre einzige Parole. Sklavenhandel war das Gewerbe Aller, und wie grausam wurden die armen Leibeigenen behandelt! Wiederholt trafen sie auf dem Marsche Sklavenzüge, die schwer gefesselt, in der brennenden Sonne weitermarschiren mußten. Bekleidet waren die armen Geschöpfe lediglich mit einem einzigen Ziegenfell, und Nachts mußten sie, um sich bei der Kälte etwas wärmen zu können, am Lagerfeuer sitzen. Niemals, weder bei Tage noch Nachts, wurden die Ketten den armen Kreaturen abgenommen, will sich einer der Gruppe bewegen, so müssen alle folgen. Als Nahrung wurden ihnen gekochte süße Kartoffeln oder Kürbisschaalen gereicht; überhaupt werden sie absichtlich mangelhaft genährt, um Aufstände zu verhindern.

Wenn ihnen die Reisenden etwas von ihren Tafelüberresten oder Knochenstückchen reichten, so wurden dieselben stets dankbar entgegengenommen. Ein Sklavenzug wurde durch einen Jungen geleitet, dessen Ohren abgeschnitten waren, der aber hinwiederum die Sklaven mit fühlloser Grausamkeit behandelte. Ein erkrankt gewesener Sklave wurde, halb genesen, wieder den übrigen Leidensgenossen angekettet, und herzerschütternd war es zu sehen, mit welcher Rohheit der Junge bei dieser Procedur den armen ausgemergelten Sklaven behandelte.

Viel Arbeit wurde den Sklaven nicht auferlegt, da die Händler lediglich den Zweck verfolgten, die Unglücklichen lebend bis zur Küste durchzubringen und dort zu hohen Preisen zu verkaufen. Durchweg sahen sie niedergeschlagen und verzweifelnd aus, Abends wurden sie gelegentlich



Lager eines Elfenbeinhändlers.

etwas lustiger, und tanzten und lärmten, bis ein Wort des ehrlosen Bengels die Ruhe sofort wiederherstellte.

Eine glückliche Befreiung.

Ein armer Teufel befand sich unter den Sklaven, welcher fünf Jahre in Ketten gelegen hatte. Die Reisenden hatten Mitleid mit ihm und befreiten ihn aus der Knechtschaft. Die Ketten wurden ihm vermittelst eines Hammers abgeschlagen; als er nun plötzlich ein freier Mann geworden war, wollte er solches anfänglich selbst nicht glauben, als ihm aber ein neuer Calikot-Anzug gereicht wurde, sprang er vor Freuden in die Höhe und machte seinem neuen Herrn eine tiefe Verbeugung. An seinem Körper trug er verschiedene von Speerwunden herrührende Narben. Er war von den Watutas gefangen worden, die ihm mehrere Zehen abschnitten. Dieser Mann war den Reisenden während der ganzen Reise treu und begleitete sie bis Cairo, nachdem er sich stets als treuer, zuverlässiger Mann erwiesen hatte.

Der Araber nimmt für alles was er thut Geschenke, und wurde allgemein erwartet, die Weißen würden ein Gleiches thun. Wurde eine Kugel aus der Wunde gezogen, ein Gewehr reparirt, ein alter Sklave ärztlich behandelt, oder ein zerrissenes Ohrläppchen geheilt, dann hatten die Wilden eine Kuh zur Hand, um den geleisteten Dienst damit zu bezahlen.

Wurden den Reisenden Sklaven zum Kauf angeboten und von den Engländern abgelehnt, so begriffen die Eingeborenen den Abscheu der Weißen gegen solchen Handel nicht; sie pflegten dann die Achsel zu zucken, während ihre Blicke schienen sagen zu wollen: „Zu welchem Zwecke seid ihr denn eigentlich hier im Lande?"

Die allergrausamsten Strafen werden über Gesetzesverächter verhängt. Eine Frau mit ihrem Sohne waren der Verhexung eines Häuptlings angeklagt; die Reisenden sahen die Unglücklichen mit den Händen auf den Rücken gefesselt, wobei ihre Gesichtszüge von den ausgestandenen Qualen Zeugniß ablegten. Ein hinter ihnen herlaufender lärmender Haufen Volks zeigte keinerlei Mitleid mit den Unglücklichen. Endlich rief der gepeinigte Knabe aus: „Bringt mich zum Walde, ich kenne ein Heilmittel." Man willfahrte seinem Begehr, während die Mutter gefesselt in der Nähe des Häuptlings zurückgehalten wurde. Der Knabe wurde getödtet, wie Grant vermuthet, durch Verbrennen.

Ein anderer, der gegen des Sultans Harem sich vergangen, wurde entkleidet, auf Balken festgebunden, ganz mit Fett eingeschmiert, dann mit eingefetteten Lumpen bedeckt, welche in Brand gesteckt wurden. Hierauf wurde er, bereits lichterloh brennend, zum Dorfe hinausgeschleppt und auf einen hochaufgethürmten Scheiterhaufen geworfen. Auf dem Wege zum Richtplatz wurde er durch den Sohn und die Schwiegertochter des Sultans

mit Lanzen gestochen, und als er vom Balken abfiel, an einem Fuße zum Richtplatze weiter geschleppt.

Durch schwarze Räuber angegriffen.

Aehnliche Schwierigkeiten wie Speke hatte auch Grant durchzukosten, bevor man ihn ziehen ließ. Endlich konnte er aber abreisen, als er jedoch durch das Gebiet des Sultans von Myonga reiste, wobei seine Leute einzeln hintereinander marschirten, wurden sie von einer Bande von ungefähr zweihundert mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffneten Wilden angegriffen, die wie die Katzen über die Ebene dahinsprangen. Erschreckt durch die geschwungenen Speere und das Gebrüll der Eingeborenen, warfen die Träger ihre Bündel ab und rannten davon, worauf die Wilden sich der Beute bemächtigten. Grant hatte nur einen Begleiter und zwei Eingeborene, welche mit Gewehren bewaffnet waren, um sich, sodaß er wenig Widerstand leisten konnte. Der kleine Matrose Rohan, der am Sambesi gebürtig war, stand muthig mit gespanntem Gewehre vor zwei Gepäckstücken, um sie gegen die Wilden zu vertheidigen. Er wurde aufgefordert, zu fliehen, falls ihm sein Leben lieb sei. Seine Antwort war: „Dieses Gepäck ist mein Leben."

Grant marschirte jetzt auf Myonga zu, wobei er sehen mußte, wie die Eingeborenen in seinen Kleidern umherstolzirten. Wie sehr ihm auch der Anblick das Blut zum Herzen trieb, die Sicherheit der Expedition stand ihm höher als augenblickliche Genugthung, und ein einziger falscher Schritt konnte verhängnißvoll werden.

Myonga stellte sich auf's Aeußerste entrüstet über das Gebahren seiner Leute und versprach Grant, daß ihm sein Eigenthum wiederzugestellt werden sollte; auch werde er einem der Uebelthäter die Hand abhauen lassen. Einiges Gepäck wurde dann auch wirklich zurückgegeben, während das meiste gestohlen und nicht wieder zu erlangen war. Ueberdies forderte der Häuptling jetzt noch einen unverschämt hohen Tribut gegen Gestattung der Weiterreise von Grant. So standen die Sachen, als die beiden Boten bei dem schwerkranken Kapitän Speke mit der Hiobspost anlangten.

Schließlich vereinigten die beiden Forscher ihre Hülfstruppen wieder mit einander, und setzten gemeinschaftlich die Reise nach Karague fort.

Bevor sie diesen Platz erreichen konnten, hatten sie noch die Provinz Usui zu passiren, deren Befehlshaber, Suwarora, sie nach löblichem Brauche ausplünderte. In dieser Gegend waren die kleinen Grashütten der umliegenden Dörfer nicht mit Holzzäunen eingefriedigt, sondern lagen versteckt innerhalb ausgedehnter Platanenfelder. Zahlreiche Viehheerden wurden gesehen, deren Eigenthümer, die Wahumas, den Engländern keine Milch verkaufen wollten, weil dieselben Geflügel als Nahrung gebrauchten. Allnächtlich wurde das Lager der Forscher von Dieben angegriffen.

Einmal, als Speke mit Beobachtung des Mondes durch ein Fernrohr beschäftigt war, kam eine Bande dieser Hallunken heran und fragte zwei im Lager stehende Frauen, was der Weiße dort mit dem Instrumente anstelle. Als die armen Frauen denselben ruhig die erforderliche Erklärung geben wollten, rissen die Schurken denselben die Kleider vom Leibe und liefen davon, während die Weiber im adamitischen Kostüme dastanden.

Feuer auf Diebe gegeben.

Speke hatte von den gestohlenen Ziegen und anderen Kleinigkeiten wenig Aufhebens gemacht, seit der letzten Unthat gab er jedoch Befehl, alle Diebe, die sich dem Lager nähern würden, ohne Umstände niederzuschießen. Als sich kurz nachher wieder eine Bande an das Lager heranschleichen wollte, wurde Feuer gegeben und einer der Diebe angeschossen, der, wie sich später herausstellte, seines Gewerbes ein Zauberer war, den die Eingeborenen in dieser Eigenschaft für unverwundbar gehalten hatten. Dürch Verfolgung der Blutspuren wurde er identificirt; er starb bald nachher an den Folgen seiner Verwundung.

In derselben Nacht wurde das Lager durch Steinwürfe bombardirt. Später wurde noch ein Häuptling erschossen und zwei andere Leute verwundet. Auch Bombay und Baraka verursachten ihrem Herrn vielen Kummer. Ersterer, den man für einen vortrefflichen Menschen zu halten gewöhnt war, wurde mehrere Male schwer betrunken angetroffen und entwendete allerlei Sachen, um sich eine Frau kaufen zu können, außerdem lagen die beiden Letzteren sich fortwährend in den Haaren.

Schließlich machten sich die Reisenden von Usui und der ihnen gesandten Eskorte los und langten zu ihrer großen Freude und Beruhigung in Karague an.

Hier hatten sie wieder ganz in der Nähe ausgiebige Gelegenheit zum Jagen wilder Thiere, in welchem Sport sie Meister waren. Auch diesmal fehlte es nicht an gefährlichen Momenten, wie beispielsweise an einem Tage, als sie eine Löwin verfolgten. Die Bestie drehte sich plötzlich um und sprang in blinder Wuth auf ihre Verfolger los. Glücklicherweise war der Schuß, der auf das Thier abgefeuert wurde, ein Kernschuß, der es todt hinstreckte.

Kurze Zeit nachdem sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wurden sie im Auftrage des Königs Rumanika durch dessen Abgeordneten begrüßt, der kam um die Forscher in seinen Landen zu geleiten. Auch machte er denselben die erfreuliche Mittheilung, daß die Dorfhäuptlinge dahin instruirt worden seien, die Expedition auf Kosten des Königs mit Lebensmitteln zu versorgen, wie denn im ganzen Königreiche Karague keinerlei Tribute von Reisenden verlangt würden.

Verzweifelter Kampf mit einer wüthenden Bärin.

Die Gegend war gebirgig, wild und romantisch, die höher gelegenen Landstrecken waren mit dichten Akazien bewaldet, die Schlupfwinkel der weißen und schwarzen Rhinocerosse, während im Thale Heerden von Spring-Böcken weideten. Je weiter sie vorrückten, desto besser gefiel ihnen das Land, da Ordnung unter den Leuten herrschte. Man stieß auf einen schönen See, den sie anfänglich für einen Arm des Nyanza See's hielten; es zeigte sich jedoch, daß es ein gesonderter See war, dem nun der Name Windermere See beigelegt wurde.

Die Expedition erreichte nunmehr das Gebirge in einer Höhe von etwa fünftausend Fuß, wo die Atmosphäre bereits recht kühl wurde. Nach dem Westen zu sah man einige in die Wolken ragende Kegel. Speke forschte denselben nach und kam zu der Ueberzeugung, daß hier die große Wasserscheide in Central-Afrika liegen müßte. Er rief viele Leute, welche das Gebirge bereist hatten, zu sich, und konstruirte nach Prüfung von deren Angaben die bezügliche Landkarte. Er war überrascht solch' ausgiebige Information über entfernte Gegenden durch diese intelligenten Leute erlangt zu haben.

Als die Reisenden sich dem Palaste näherten, schickte ihnen König Rumanika ein Paket vorzüglichen Tabaks, sowie ein Fäßchen Bier, beides Produkte des eigenen Landes. Vor dem Palaste angekommen, wurden die Träger angewiesen, ihre Lasten niederzulegen und Salutschüsse abzufeuern, worauf die beiden Reisenden sofort zur Audienz beim Könige zugelassen wurden. Er saß zusammen mit seinem Bruder die Beine gekreuzt da, Beide edle Gestalten und stattlich anzuschauen. Der König war mit einem einfachen schwarzen arabischen Anzuge bekleidet und trug um die Fußenkel zahlreiche hellfarbige Glasperlen und Messingspangen von hübscher Arbeit. Sein Bruder, ein im Lande hochberühmter Arzt, war mit Amulets beladen, er war mit einem togaförmig ihn umwallenden Tuchanzuge bekleidet. Neben ihnen lagen Thonpfeifen, die schon zum Gebrauche gestopft waren. Im Hintergrunde kauerten die Söhne des Königs mäuschenstill ohne sich zu rühren.

Der König begrüßte die Forscher mit Wärme und Zuvorkommenheit, sodaß letztere sofort den Eindruck gewannen, nunmehr mit Leuten zu verkehren, die von den benachbarten wilden Stämmen total verschieden waren. Ihr Antlitz war oval, dabei hatten sie große ausdrucksvolle Augen und hohe Nasen. Sie leiten ihre Abstammung vom besten abyssinischen Blute her. Sie wechselten Händedrücke ganz nach Art der civilisirten Völker, wobei der stets lächelnde König zu wissen wünschte, wie sie über sein Land dächten und dann rasch ausrief: „Ich denke, meine Gebirge sind die schönsten der Welt. Und der See nicht minder! Haben Sie ihn nicht auch bewundert?"

Er schien ein sehr intelligenter Mann zu sein, erkundigte sich, wie die Reisenden sich in dem weiten Kontinent zurechtgefunden hätten, woraus sich ein ausführliches Gespräch entwickelte, in welchem die Reisenden dem Könige das Verhältniß der Wassermenge der Erde zum Festlande, die Art und Weise, wie die Schiffe den Ocean durchkreuzen und selbst Elephanten und Rhinocerosse für die europäischen und amerikanischen Menagerien transportiren, ausführlich erklärten.

Der König stellte nun den Forschern die Wahl, ob sie in seinem Palaste zu wohnen oder ihre Zelte außerhalb desselben aufzuschlagen gewillt seien. Sie wählten das letztere und bestimmten als Lagerplatz einen reizenden Hügel, von welchem man eine schöne Aussicht auf den See hatte. Die jungen Prinzen wurden angewiesen, den Reisenden an die Hand zu gehen. Als einer derselben bemerkte, wie Speke in einem eisernen Sessel saß,

Ein glücklicher Eingeborener.

rannte er spornstreichs zu seinem Vater, um demselben diese wunderbare Mähr zu verkündigen.

Der König ließ daraufhin Speke wieder zu sich entbieten und ersuchte denselben ihm zu zeigen, wie ein Weißer auf seinem Throne sitze. Als Rumanika ihn so sah, überkam ihn ein erneuter Anfall unbändigen Freudenausbruches, worauf er noch manche geistreiche Bemerkungen machte.

Gelegentlich eines neuen Besuches machte Speke dem Könige das Anerbieten, im Falle er ihm zwei seiner Söhne anvertrauen wolle, er (Speke) dieselben in England erziehen lassen wolle, da er ihre stattliche Figur bewundere und glaube, sie stammten von Abyssiniern ab, welche Freunde von England und überdies Christen seien. Hätten die Wahumas nicht die Erkenntniß von dem Dasein Gottes verloren, so würden sie ebenfalls

Christen sein müssen. Aus diesem Anlaß entspann sich eine ausgedehnte theologische und geschichtliche Diskussion, welche den König dermaßen befriedigte, daß er seine Bereitwilligkeit erklärte, Speke zwei seiner Söhne nach England zur Erziehung mitzugeben.

Auf die weitere Frage des Königs, was die Reisenden hätte veranlassen können, ihr Vaterland zu verlassen und auf Reisen zu gehen, erwiederte Speke, sie hätten den Becher der Lebensfreude bis zum Ueberlaufen gefüllt gehabt und fänden seitdem den höchsten Lebensgenuß in dem Beobachten und Bewundern alles dessen, was Gott an Schönem geschaffen habe. Insbesondere sei es ihr brennendes Verlangen gewesen, die afrikanischen Könige zu besuchen, in erster Reihe seine Majestät, den vor ihnen stehenden Herrscher. Hocherfreut versprach der König ihm zwei Boote zum Befahren des Sees zur Verfügung stellen und denselben zu ihrer Erheiterung eine Musikbande mitgeben zu wollen.

Während des Nachmittags besuchte Speke des Königs ältesten Bruder, nachdem er inzwischen erfahren hatte, daß es Sitte sei, die Frauen und Kinder des Königs dermaßen anzumästen, daß sie nicht mehr aufrecht stehen könnten. Er fand beim Eintritt in des Prinzen Wohnung diesen nebst seiner Frau auf einer mit Gras bedeckten Bank sitzen, während sie zahlreiche mit frischer Milch gefüllte Töpfe vor sich stehen hatten. Was Speke, der übrigens sehr höflich empfangen wurde, sofort auffiel, war die außerordentliche Leibesfülle der trotzdem in stattlicher Schönheit strahlenden Prinzessin. Sie konnte sich wirklich nicht erheben.

Ihre Arme zeigten eine solche Fülle an Fleisch, daß es von den Gelenken sackartig herabhing. Es wurden dann die Kinder hereingebracht, wahre Modelle abyssinischer Schönheit und von so feinem Benehmen, wie man es nur in den gebildetsten Zirkeln sehen kann. Sie waren hocherfreut, als er ihnen Einsicht in sein Skizzenbuch gewährte und stellten allerlei Fragen über den Inhalt desselben.

Der Prinz bemerkte nun, auf seine Frau deutend: Alles dies ist das Resultat dieser Milchtöpfe, da wir dieselben von Jugend auf unseren Frauen unablässig zu Munde führen. Sie müssen nämlich wissen, daß es die Sitte unseres Hofes erheischt, daß wir sehr fette Frauen haben müssen.

Der König schien sich außerordentlich über die liberalen Geschenke, welche ihm die Reisenden machten, zu freuen, und zwar um so mehr, als er geglaubt hatte, sie seien während der Reise völlig ausgeraubt worden. Besondere Freude schien er über einen ihm geschenkten scharlachrothen Tuchmantel zu empfinden. Er lud sie ein, alle Theile seines Landes zu besichtigen und gab ihnen, als sie nach Uganda weiterreisten, bis zur Grenze seines Gebietes das Geleite.

Alles in Allem genommen war Rumanika der intelligenteste und stattlichste Herrscher, den die Reisenden in Afrika bisher gesehen hatten. Er hatte in seinem Aeußeren nichts von einem Neger, außer daß sein Haar kurz und wollig war. Er war volle sechs Fuß zwei Zoll groß, sein Gesichtsausdruck milde und offen. Sein ganzer Körper war bekleidet und zwar mit einem aus kleinen Antilopenfellen verfertigten Anzuge, ein zweiter war aus dunklem Tuche gemacht. Ging er aus, so trug er stets einen langen Stock in der Hand. Seine vier Söhne waren stattliche Repräsentanten ihrer Rasse, namentlich der älteste, der den Namen Chunderah trug. Er hatte etwas von einem Stutzer an sich, insofern als er seinen Löwenhautdecken und anderen Schmucksachen größere Wichtigkeit beilegte, als seine jüngeren Brüder. Mit Ausnahme eines kleinen Haarbüschels am Hinterkopfe war er bis zur Taille ganz unbekleidet, doch waren Hals und Arme mit Amulets aus Horn, Streifen von Otterfellen, Muscheln und wollenen Bändern verziert.

Vergnügungen im Königspalaste.

Speke's Hauptmann, Namens Fritz, der die Guitarre spielte, war ein im Palaste des Königs gerngesehener Gast, er mußte seinen Brüdern und Schwestern auf dem Instrumente vorspielen, worauf sie als Gegenleistung Karague-Gesänge zum Besten gaben. Liebling des Palastes war der jüngste Sohn des Königs, der namentlich große Heiterkeit erregte, als ihm die Reisenden ein Paar Handschuhe schenkten, welche er anzog und damit angethan in höchst gravitätischer Weise im Palastsaale auf und ab paradirte.

Entgegen der allgemeinen afrikanischen Gewohnheit, war König Rumanika außerordentlich mäßig im Essen und Trinken; seine Nahrung bestand beinahe ausschließlich aus Milch, während er zuweilen noch etwas Bouillon schlürfte. Palmwein oder Bier kostete er selten oder nie, und war niemals berauscht gewesen. Seine Unterthanen waren speciell auf Palmwein versessen, von welchem Getränk sie Unmengen hinter die Binde zu gießen pflegten.

Eine der seltsamsten Ceremonien, welche Rumanika in seiner Eigenschaft als Oberpriester zu vollziehen hat, ist sein Neumonds-Empfang, der allmonatlich zu dem Zweck stattfindet, um sich der Loyalität seiner Unterthanen zu versichern. Am Abend des Neumondes verziert der König sein Haupt mit einer Krone von Federn, während ein langer weißer Bart ihm die Brust hinabwallt. Er stellt sich dann hinter einen Schrein. Vor ihm sind vierzig große Trommeln aufgestellt, welche auf der Schlagseite mit einem weißen Kreuze bemalt sind. Jeder Trommler hat zwei Stöcke in der Hand; vor denselben steht der Tambourmajor, der ein Paar kleine Trommeln um die Schultern gehängt trägt. Der Tambourmajor erhebt

nun erst den rechten, dann den linken Arm, die Tamboure thun das nämliche, dann schlagen Alle gleichzeitig mit beiden Händen die Trommeln, wodurch ein Heidenlärm entsteht, der kaum anzuhören ist. Nachdem dieser Spektakel mehrere Stunden gedauert, werden noch andere Musikinstrumente zur Verstärkung des Lärmes hinzugezogen, worauf die Häuptlinge dem Range nach vortreten, Sprünge machen und mit ausdrucksvollen Gebärden ihre Ergebenheit erklären. Nachdem diese Vorstellung vorüber, lassen sie sich vor dem König auf die Kniee nieder, halten ihre knotigen Stöcke zu ihm hin, damit er sie berühre, und treten dann zurück, um anderen Platz zu machen.

Obschon das Land in mancher Beziehung leidlich civilisirt genannt werden kann, ist doch die Ehe ein reines Tauschgeschäft zwischen den Eltern der Braut und dem Bräutigam, welch' letzterer das Mädchen gegen Eintausch von Kühen, Schafen oder Sklaven erwirbt. Gefällt der Mann jedoch dem Mädchen nicht, so bleibt sie nicht an ihn gebunden, muß jedoch die Geschenke zurückgeben. Eine Hauptceremonie bei der Hochzeit besteht darin, daß die Braut in ein vollständig schwarz gefärbtes Fell eingenäht und in diesem Zustande in lärmendem Aufzuge dem Bräutigam in's Haus gebracht wird.

Eine sehr fette Frau wird gemessen.

Die Frauen dieses Landes haben in mancher Beziehung wenigstens ein sehr bequemes Dasein, da augenscheinlich ihr oberster Lebenszweck darin besteht, sich so fett als möglich zu mästen. Manchen der Töchter Evas gelingt dies in wahrhaft erstaunlicher Weise, sei es, weil von Natur zu Fettleibigkeit veranlagt, oder aber in Folge der außerordentlich nahrhaften Eßsubstanzen, die sie dem Magen zuführen. Fünf der Gattinnen des Königs Rumanika waren so fett, daß sie außer Stande waren, sich durch die Eingänge einer gewöhnlichen Hütte zu zwängen, während sie sich überhaupt nur fortbewegen konnten, wenn sie an beiden Seiten Begleiter hatten, auf welche sie sich stützen konnten. Des Königs Schwägerin war sogar noch korpulenter. Speke maß ihren Umfang, der folgende nahezu unglaubliche Ziffern zeigte:

Umfang ihres Armes ein Fuß elf Zoll, Brust vier Fuß fünf Zoll, Hüfte zwei Fuß fünf Zoll, Wade ein Fuß acht Zoll, Höhe fünf Fuß acht Zoll.

Die Messung hätte Speke noch sorgfältiger machen können, wenn er den Fleischkoloß auf die Erde hätte legen können; als er jedoch die Schwierigkeit, welche eine solche Aufgabe der Meßkunst ihm auferlegen würde, erwog, versuchte er, ihre Höhe dadurch festzustellen, daß er sie aufrecht stehen hieß. Kaum war dies mit unsäglicher Mühe bewerkstelligt worden, als sie ohnmächtig auf ihr Lager zurücksank, da ihr das Blut zum Herzen

Ein wildes Flußpferd wird an's Ufer gezogen.

geschossen war. Während der Procedur saß ihre Tochter, ein Backfisch von sechszehn Jahren, ganz ruhig daneben und schlürfte den Inhalt eines Milchtopfes hinunter, wozu der Vater sie mit dem Stock in der Hand anfeuerte, da er, in richtiger Würdigung der Stellung seiner Tochter als Prinzessin, welche unbedingt fett werden mußte, dieses Ziel nöthigenfalls mit Hülfe des Stockes erzwingen wollte. Das Mädchen hatte ein hübsches Gesicht, ihr Körper war jedoch rund wie eine Kugel.

Diese Damen wissen übrigens aus ihrer Fettheit Vortheile zu ziehen. Wenn Lebensmittel für Perlen eingetauscht werden, so ist die Taxe, daß für ein gewisses Quantum Lebensmittel eine Anzahl Perlen gegeben werden, welche genügen, einen Gürtel um die Taille zu bilden. Da die Frauen in Karague durchschnittlich doppelt so stark um die Taille sind als die der Nachbarstämme, so stehen Nahrungsmittel faktisch in ihrem Lande doppelt so hoch im Preise als bei den Nachbarvölkern. Zu verwundern ist es nur, daß die Frauen, trotz ihrer Körperfülle, doch stets hübsche Züge behalten; ihr Gesicht ist meist oval, die Augen fein und mit intelligentem Ausdruck. Die Frauen der höheren Klassen sind züchtig in ihren Anzügen, sie tragen Unterröcke von Kuhhäuten und ein großes dunkles Tuch, mit welchem sie ihren ganzen Körper umhüllen, sodaß nur eine Hand sichtbar bleibt.

Wie bereits oben erwähnt, gestattete der König unseren Reisenden sein ganzes Gebiet zu durchstreifen, wobei er ihnen seine Söhne als Begleiter mitgab, damit sie sich mit Jagden, die sich ihnen bieten würden, die Zeit vertreiben könnten. Sie fanden übrigens keine Elephanten vor, wohl aber waren Rhinocerosse und Flußpferde in Masse vorhanden.

Desperater Kampf mit einem Flußpferde.

Die aufregende Jagd auf Flußpferde liefert ausgiebigen Stoff für manche abenteuerliche Schilderungen. Ein Reisender erwähnt die Gewohnheit der Eingeborenen, dem Thiere Sand in die Augen zu werfen, wodurch sie auf kurze Zeit ihr Sehvermögen einbüßen. Wüthend vor Schmerz stürzt das Thier dann in den Fluß zurück, um unterzutauchen und seine Augen auszuwaschen. Die Eingeborenen vermochten nun die vielen in den Riesenkörper des Thieres geschleuderten Lanzen, an deren Schaftenden Seile befestigt waren, nicht mehr festzuhalten, selbst wenn die doppelte Anzahl daran gezogen haben würde, weßhalb sie auf die Seite sprangen, um die erste Wuth des Thieres austoben zu lassen. Das stupide Thier hatte in seiner Rachsucht ganz die sonst dem Thiere eigene Wachsamkeit und Vorsicht außer Acht gelassen, und tauchte, nachdem die Augen wieder rein waren, wieder auf und ging zum Angriffe auf die Eingeborenen los. Der Angriff wurde gleich darauf abgeschlagen und mehr Lanzen durchbohrten die Bestie, der das Blut aus Nase und

Angeschossenes Rhinoceros greift die Jäger an.

Mund floß. Obgleich sie die Schäfte der Lanzen wie Strohhalme brach, blieben doch die stählernen Spitzen tief in Kehle und Hals stecken, während ihr auch verschiedene tödtliche Stiche hinter dem Schulterblatte versetzt worden waren.

Auf diese Weise wurde der Kampf nahezu zwei Stunden fortgesetzt, wobei die wiederholten Attacken des Thieres durch Sandwerfen in die Augen unschädlich gemacht wurden, während jedesmal, wenn es wieder aus dem Wasser auftauchte, der Riesenkörper wieder mit den harpunartigen Lanzen weiter zerfleischt wurde.

Schließlich war sowohl seine Wuth als auch seine Widerstandskraft erschöpft, sodaß es nunmehr soweit aus dem Wasser gezogen werden konnte, als dies die vereinigten Kräfte der Jäger vermochten. Damit ein Zurückweichen in's Wasser unmöglich gemacht wurde, schlang man die Seile um die in der Nähe befindlichen Bäume, bis die Bestie schließlich ganz an's Land gezogen werden konnte. Das Flußpferd ist ein werthvolles Wild, sowohl wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, als auch der Haut und der Zähne.

Eines Tages sah Kapitän Grant, wie mehrere Steinböcke in erbittertem Kampfe mit einander waren, wobei sie nach jeder Angriffsrunde Halt machten, um Athem zu schöpfen. Obschon eine beträchtliche Distanz von den Kämpfern entfernt, hörte er doch ganz deutlich den Krach, wenn sie mit den Köpfen gegeneinanderrannten, oder auf die Knie fielen; wobei sie ihre buschigen Schweife über ihre Rücken peitschten, bis der Sieger den Unterlegenen von der Heerde fortjagte.

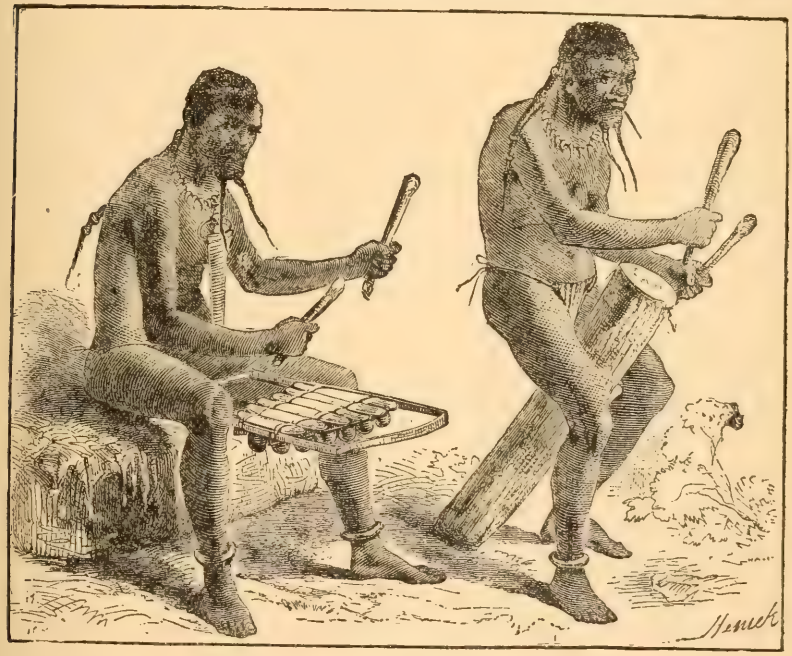
Auch sah er verschiedene Arten von Antilopen und Gebirgsgazellen über die Hügel gallopiren. In den Thälern gab es Massen von wilden Schweinen, während der See Schaaren von Flußpferden beherbergte.

In Begleitung der Prinzen zog Kapitän Speke auch zu einer Jagd auf Rhinocerosse aus. Er brauchte nicht lange zu warten, bis ein stattliches männliches Thier aufgetrieben worden war, worauf er sich an dasselbe heranschlich und eine Kugel durch den Riesenkörper jagte, worauf es noch eine Strecke fort lief und vom Blutverlust erschöpft endlich todt niedersank. Die jungen Prinzen waren ob der gewaltigen Wirkung des englischen Gewehres außer sich vor Erstaunen, ergriffen seine beiden Hände und beglückwünschten ihn ob des glänzenden Erfolges der Jagd.

Ein zweites Rhinoceros wurde bei der gleichen Gelegenheit erlegt, mußte jedoch zwei Mal geschossen werden. Während Speke das angeschossene Thier verfolgte, kamen drei weitere Bestien in Sicht, die sofort stracks auf ihn losstürzten. Da seine Gewehrträger jedoch hinter ihm standen, so schoß er die Angreifer der Reihe nach nieder. Eine stürzte sofort, die beiden Andern liefen nach einem Hügel hin, worauf die eine abermals

auf Speke eindrang, sodaß derselbe genöthigt war, ihm eine zweite Kugel in den Leib zu jagen, worauf er in's Gras sank, um nicht wieder aufzustehen. Alle rannten nun auf das erlegte Riesenthier zu und stachen es mit ihren Lanzen oder schossen ihre Pfeile in die Haut, bis es einem mit Borsten bedeckten Schweine nicht unähnlich sah.

Den erlegten Bestien wurden die Köpfe abgeschlagen und dem Könige präsentirt, um demselben eine Idee von der Leistungsfähigkeit des weißen Mannes zu geben. Rumanika war auf's Höchste überrascht und war der Ansicht, es sei eine noch kräftigere Substanz wie Pulver in Anwen-



Eigenthümliche Musikinstrumente.

dung gekommen; die „Araber" so fügte er hinzu, „prahlen zwar mit ihrer Geübtheit in dem Gebrauche der Feuerwaffen, eine That, wie sie Speke soeben vollbracht, hätten sie jedoch nun und nimmermehr auszuführen vermocht. Kein Wunder, daß die Engländer das mächtigste Volk der Welt sind."

Gleich anderen Großen der Erde hielt Rumanika sich eine eigene Musikkapelle. Die hier zur Verwendung gelangenden musikalischen Instrumente sind sehr primitiver Natur, wie denn auch das Aussehen der schwarzen Künstler einen schreienden Kontrast zu ihren weißen Collegen in Europa und Amerika bildet. Das Hauptinstrument bildet die Trommel, die in

verschiedenen Größen verwendet wird. Solche von vier Fuß Höhe und einem Fuß im Durchmesser wurden um die Schulter gehangen. Man schlägt sie mit den Fingern, wie das indische „Tamtam". Die bei dem oben beschriebenen Neumondsempfange zur Verwendung kommenden Trommeln sind bedeutend größer, aber in gleichem Style gebaut. Die Kriegstrommel wird durch Frauen gerührt; sobald die ruft, eilen die Männer zu den Waffen und begeben sich zu den Sammelplätzen.

Es gibt auch verschiedene Arten von Saiteninstrumenten. Kapitän Grant beschreibt ein solches, welches von einer alten Frau gespielt wurde, folgendermaßen: „Das Instrument spielte sieben Töne, sechs derselben folgten nach regelmäßiger Scala, sie gaben einen harmonischen Klang." Ein anderes Instrument „Nanga" benannt, hat die Form eines Präsentirtellers, drei Einschnitte im Boden und ist mit acht Saiten, die von einem Ende des Tellers zum andern gehen, überspannt.

Der König sandte seinen tüchtigsten Künstler auf dem letztgenannten Instrument, um den Gästen etwas vorzuspielen. Derselbe präsentirte sich in dem gebräuchlichen Wanyambo-Kostüm, und schaute wild und aufgeregt darein. Nachdem er seinen Speer in das Dach der Hütte gesteckt, nahm er sein Instrument, welches er unter dem Arme trug, in die Hand, setzte sich, legte es dann auf seine Kniee und begann seinen Vortrag auf dem Instrumente, den er mit Gesang begleitete, eine Schaar von Bewunderern hinter sich. In dem Gedichte wurde ein beliebter Hund besungen, und Tage lang sang das ganze Dorf noch diese Hundeidylle.

Noch gibt es zwei Blasinstrumente, deren eines einer Flöte und das andere einer Trompete nicht unähnlich ist. Letztere ist aus verschiedenen Stücken harter Holzröhren zusammengesetzt, die nach Art eines Fernrohres in- und auseinandergezogen werden können, und mit Leder überzogen sind.

Rumanika's Musikkapelle bestand aus sechszehn Mann, von denen vierzehn Blasinstrumente bliesen, während zwei die Trommeln zu bearbeiten hatten. Auf dem Marsche sind sie in drei Glieder formirt, die Trommler an den Flügeln, wobei sie ihre Körper nach dem Takte der Musik bewegen, während der Kapellmeister an der Spitze marschirt, und zwar in einer sonderbaren Trittweise, indem er erst mit dem rechten und ein anderes Mal mit dem linken Knie den Boden berührt. Ruht der König auf dem Marsche oder bei der Jagd aus, so spielt man ihm eins auf, während er gemüthlich schmauchend auf dem Boden sich hinstreckt.

Gleich den meisten Afrikanern setzen auch die Wahumas großes Vertrauen in Amulets, mit deren Hülfe Jedermann, wie sie glauben, unverletzlich gemacht werden kann. Auch glauben sie, daß die Seelen der Abgeschiedenen beständig in ihrer Nähe seien, und auf Diejenigen, welche sie

bei Lebzeiten gekannt haben, einen guten oder üblen Einfluß ausüben. Fällt Mehlthau auf ein Ackerfeld, oder stehen die Saaten nicht gut, so wird ein aus Baumnuß angefertigtes Amulet an der Landstraße aufgestellt; Jeder, der vorbeigeht, stimmt einen Klageruf an, der ein Gebet an die Geister vorstellen soll, damit dieselben ihren trauernden Angehörigen eine gute Ernte verleihen mögen. König Rumanika opferte alljährlich auf dem Grabe seines Vaters eine Kuh, legte außerdem noch Opfergaben von Korn und Wein auf dasselbe, um den Geist seines Vaters günstig für sich zu stimmen. Es ergibt sich hieraus, daß diese Leute einen religiösen Sinn haben, sodaß hier für christliche Missionen ein hoffnungsreiches Gebiet erschlossen werden könnte.

Fröhliche Weihnachten.

Der Beginn des Jahres 1862 traf unsere Reisenden noch immer in dem gastlichen Gebiete des aufgeklärten Königs Rumanika. Als man ihm gesagt, daß nach englischer Sitte das Weihnachtsfest durch ein Prunkmahl verschönert werde, sandte er den Reisenden einen Ochsen. Kapitain Speke stattete ihm daraufhin einen Besuch ab, um sich für das Geschenk zu bedanken. Er wünschte ihm vergnügte Feiertage, und erinnerte den König daran, daß seine Vorfahren Abyssinier gewesen seien, welches Volk eines der ersten gewesen sei, bei welchen die christliche Religion Eingang gefunden habe, weßhalb er hoffe, daß die Zeit nicht ferne sein möge, wo Lehrer in sein Land kommen würden, um ihn in den erhabenen Grundsätzen zu unterweisen, deren der König und sein Volk leider verlustig gegangen seien.

Die Reisenden trafen nunmehr ernstliche Anstalten zum Weitermarsch, doch war Kapitän Grant von einer vollständigen Lähmung des linken Beines heimgesucht, sodaß er unter dem gastlichen Schutze des Königs zurückgelassen werden mußte, worauf Speke mit dem Gefolge nach Uganda aufbrach. Gegen Mitte Januar langte die Expedition im Reiche des Königs Mtesa an. An der Grenze wurde Speke von Maula, den der König in Uganda mit einem großen Gefolge stattlich gekleideter Männer, Weiber und Kinder, welche Hunde an der Leine führten und auf Rohrpfeifen bliesen, geschickt hatte, feierlich begrüßt, um die Expedition nach der Hauptstadt des Landes Uganda zu geleiten. Maula theilte Speke mit, der König habe den Beamten den Befehl ertheilt, die Expedition mit allem Nöthigen zu versorgen, und zwar unentgeltlich.

Speke rückte mit gehobenem Muthe vorwärts, in der zuversichtlichen Erwartung, die große Frage der Nilquellen für immer ihrer Lösung entgegenzuführen. Man sagte ihm jedoch überall, daß er wohl kaum im Stande sein werde, von Uganda weiter nördlich vorzudringen; auch Rumanika hatte sich ihm gegenüber dahin geäußert, daß Speke gezwungen sein würde, südwärts umzukehren.

Die Expedition passirte nun einen sehr fruchtbaren Landstrich, der reich an Elfenbein, sowie mit vorzüglichen Kaffeeplantagen bedeckt war, überschritt das Mondgebirge und erreichte dann eine Alluvialebene, wo Rumanika tausende von Rindern auf der Weide hatte. Früher hatten hier zahlreiche Elephantenheerden gehaust, seit der Zunahme des Handels in Elfenbein waren die Thiere jedoch von hier verscheucht und hatten sich in die Urwälder zurückgezogen.

Hiernach wurde der Kitangule-Fluß, der in den Nyanza-See mündet, überschritten. Derselbe ist gegen achtzig Ellen breit und so tief, daß ihn die Kanoeführer nicht lothen konnten; er hat eine Strömung von drei bis vier Knoten pro Stunde. Er bezieht seine Wasserzuflüsse aus den im Hochlande der Mondgebirge entspringenden Quellen. Nach Speke's Theorie sollten die Mondgebirge sowohl die Quellen des Nils als auch des Congos und des Shire, eines Nebenflusses des Sambesi, beherbergen.

Der Teufel wird ausgetrieben.

Das Land, welches sie jetzt durchzogen, bildete einen einzigen Garten von Anpflanzungen mit einer überreichen Vegetation, während an den Flußufern zahlreiche Antilopenheerden weideten.

In einem der Dörfer, wo sie zwei Tage Halt machen mußten, wurde während der ganzen Zeit Tag und Nacht ein ohrenzerreißender Lärm durch Trommeln, Singen, Schreien, Johlen und Tanzen gemacht, angeblich um den „Phepo" (Teufel) zu verjagen. Vor einer Hütte saß ein altes Ehepaar, den Körper mit weißem Thon beschmiert, welche mit Bier gefüllte Krüge vor sich stehen hatten, während immerfort Leute ab und zu eilten, und Körbe voll Kürbissen sowie Bier darbrachten. Im Hofraume lagen hunderte von Leuten schwer betrunken, die ebenfalls einen betäubenden Lärm machten.

Der König sandte Boten, welche den Reisenden den Wunsch des Königs, sie zu sehen, übermitteln sollten.

Speke sandte nun Grant einen Eilboten, durch welchen er Letzteren dringend bitten ließ, wenn eben möglich, herzueilen, da er zuversichtlich hoffe, weiter nördlich vordringen zu können. Als sie in die Nähe der Hauptstadt kamen, kam ein Bote, um zu melden, daß der König (nebenher erwähnt unser alter Bekannter Mtesa) dermaßen auf die Ankunft der Weißen sich freue, daß er keinen Bissen berühren wolle, bevor er dieselben von Angesicht zu Angesicht gesehen haben werde.

Speke gewann des Königs Neigung, indem er ihm medicinische Rathschläge gab; bewahrte aber seine Stellung als Weißer, indem er jede unpassende Behandlung, welche ihm angesonnen wurde, energisch zurückwies. Weiter imponirte dem Könige die außerordentliche Geschicklichkeit, welche Speke als Jäger bewies; der Ehrgeiz des Königs wurde dadurch

Sonderbarer Adjutanten-Vogel.

dermaßen angespornt, daß er nach einiger Zeit auch bereits Vögel und kleineres Wild mit dem Gewehr zu erlegen im Stande war. Leider begnügte sich der Despot nicht damit, auf Thiere zu schießen, vielmehr erschoß er auch gelegentlich einen Mann oder eine Frau, die sich irgend ein Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen.

Eine schwarze Königin.

Nach einigem Verweilen im Palaste wurde er der Königin-Wittwe vorgestellt. Ihre Majestät war hübsch, fett und etwa fünfundvierzig Jahre alt. Er fand sie in einem Vorderzimmer ihres Hauses auf einem Teppiche in liegender Haltung, ihre Ellbogen auf ein Kissen gestützt. Ein eiserner Stab, der auf dem Boden befestigt war und am Kopfende eine Tasse, die mit Zauberpulver bestreut war, trug, stand am Eingange, daneben noch andere zauberische Embleme. Im Innern des Zimmers standen vier Zauberinnen, auch Teufelaustreiber genannt, in phantastischer Kleidung, sowie zahlreiche andere Weiber als Gefolge. Nachdem die Königin letztere hinausgesandt, trat eine Musikbande ein, worauf die Königin Bier trank und dasselbe dann dem Reisenden, sowie den höheren Officieren und Beamten überreichte. Dann rauchte sie eine Pfeife und bot Speke eine andere an. Sie bedurfte ärztlicher Behandlung, weshalb Speke sie häufig besuchen mußte, und ihre Gunst dermaßen gewann, daß sie ihn drängte, einige Geschenke, darunter auch einige junge Mädchen, von ihr anzunehmen, was Speke sehr unangenehm war. Uebrigens war sie eine joviale und intelligente Frau.

Beim nächsten Besuche sagte der König zu Speke, er habe ihn bereits am vorhergehenden Tage erwartet, und bat ihn gleichzeitig, jedes Mal, wenn er ihn besuchen wolle, vor dem Wachthause sein Gewehr abzufeuern, damit er seine Ankunft dadurch erfahre. Hocherfreut war der König über sein Bild, welches Speke gezeichnet hatte, sowie über colorirte Zeichnungen mehrerer vom Könige erlegter Vögel, am meisten jedoch durch einige europäische Kleidungsstücke, welche ihm von Speke zum Geschenk gemacht wurden.

Beim nächsten Besuche, den Speke dem Könige machte, hatte derselbe diese Kleider angelegt. Sowohl Hose als Weste waren viel zu klein für die hohe Gestalt, sodaß seine schwarzen Hände und Füße weit hervorstachen, ähnlich wie man solches bei den Affen, welche die Orgeldreher mit sich führen, gewöhnlich sieht, während der Hahnenkamm, in welche Form sein Haar geflochten war, verhinderte, daß der rothe Fez (Mütze), die er auf den Kopf gestülpt, gut saß. Auch bemerkte Speke bei dieser Gelegenheit, wie dem Könige zwanzig junge Mädchen, als Zuwachs zu seinem Harem, präsentirt wurden, alles Töchter von Häuptlingen, über und über mit Fett beschmiert, und bemüht, recht liebreizend auszusehen,

Grants beschleunigte Tour von Karague.

während die glücklichen Väter am Boden hockten, hocherfreut darüber, daß der König ihre theuren Töchter allergnädigst für seinen Harem würdig befunden hatte. Speke konnte einen heftigen Lachanfall nicht unterdrücken, welchem Beispiele nicht nur der König, sondern auch dessen Pagen und Höflinge folgten, letztere mit einem allgemeinen Glucksen, wobei sie jedoch nicht wagten aufzuschauen.

Es dauerte lange, bis Mtesa den Reisenden einen Gegenbesuch machte. Da er bemerkt hatte, wie Speke seinen Hut bei solchen Begrüßungen abnahm, so legte er auch, bevor er sich niedersetzte, seinen Turban ab. Alles was er sah, gefiel ihm, und er erbat sich mancherlei davon als Geschenk, nichts erregte jedoch sein Verlangen in solchem Maße, wie ein Mosquito-Netz, welches Speke um sein Bett gespannt hatte. Die Frauen, denen ein Blick in Speke's Haus gestattet wurde, erhielten diverse mit Glasperlen gefüllte Beutel als Andenken an den Besuch.

Einige Tage später war er in Gesellschaft des Königs, als ein Adjutanten Vogel in einem Baum sitzend gesehen wurde. Der König trug das ihm von Speke geschenkte Gewehr, hatte aber kaum mehr als eine Pulverladung in Reserve, während Speke unbewaffnet war. Beim zweiten Schusse, den der König abgab, fiel der Vogel todt zur Erde. Der König zeigte sich hocherfreut und bestand darauf, daß der Vogel mitgenommen und seiner Mutter gezeigt werde.

Bevor er jedoch den Palast betrat, wechselte er seine europäische Kleidung und zog einen Rock von weißen Ziegenfellen an. Unmittelbar darauf langte ein Bataillon Soldaten vor dem Palaste an, unter dem von Speke „Colonel Congou" benannten Officier.

Der König marschirte mit Schwert und Schild, unter Vorantragung des Vogels, und stellte sich vor dem Eingange auf. Seine Truppen waren in drei Kompagnien eingetheilt, die je zweihundert Köpfe zählten. Erst passirten sie einzeln vorbei, und machten dann verschiedene militärische Bewegungen durch. Es konnte, wie Speke schreibt, nichts wilderes oder phantastischeres gedacht werden, als das Schauspiel, welches jetzt vor sich ging. Jeder Soldat trug zwei Speere und einen Schild, als ob sie zum Angriffe vorrücken sollten. Auf diese Weise gingen sie in drei Gliedern auf je fünfzehn Schritte Abstand vorwärts und zwar mit derselben Force und verlängertem Schritte, wobei das eine Knie eingebeugt wurde, um ihren Schritten um so größere Kraft geben zu können. Dann folgten sämmtliche Kapitäne der Kompagnien, die alle noch fantastischer gekleidet waren, als die gemeinen Soldaten.

Phänomenale Uniform.

Die Uniform des großen „Colonel Congou", bestand aus einem Ueberwurf von langhaarigen weißen Ziegenfellen, an sechs Enden mit weißen

Haarbüscheln verziert, unter den Knieen ebenfalls Haarbüschel. Den Kopf mit Helm und Federbusch bedeckt, aus deren Mitte ein mit Ziegenhaar umwickelter Stab hervorragte. Zuletzt kamen die älteren Officiere, die sich vor dem Könige niederwarfen und mit heftigen Geberden ihre Treue und Unterwürfigkeit versicherten, wofür ihnen Beifall gespendet wurde.

Gegen Ende Mai erwartete Speke endlich seinen Kameraden Grant ankommen zu sehen. Um den Despoten bei guter Laune zu erhalten, schenkte er ihm einen Kompaß, der dem Könige große Freude machte, der beim Anschauen desselben aufsprang und vor Aufregung wieherte und ausrief, dies sei das schönste Geschenk, welches der Bana (Weiße), ihm je gegeben, da er sich mit demselben leicht in allen seinen Staaten zurechtfinden können.

Speke hatte Grant empfohlen die Tour zu Wasser zu machen; da die Eingeborenen sich jedoch fürchteten, ihr Leben dem See anzuvertrauen, so trugen sie ihn lieber die ganze Reise auf einer Tragbahre. Endlich verkündeten Gewehrsalven die Ankunft des Kameraden, worauf ihm Speke entgegeneilte. Grant war schon wieder im Stande mit dem Bein etwas vorwärts zu hinken und gab lachend die Erlebnisse seiner Tour zum Besten.

Beide Reisende trafen nun ernstliche Vorkehrungen für ihre Tour nach Unyoro, welches von Kamrasi beherrscht wird, der selbst als afrikanischer Despot für einen Ausbund von Grausamkeit und Herzlosigkeit angesehen wird, ein Ungeheuer, welches je nach augenblicklicher Laune ausgesuchte Todesstrafen und Torturen verhängt. Dabei war er ungastfreundlich, hinterlistig und habgierig, aber doch zu feige, dem Könige von Uganda offen Krieg zu erklären, trotzdem ihm der Letztgenannte wichtige Provinzen seines Landes entrissen hatte. Die Waganda zeigten sich deßhalb auch wenig geneigt, die Reisenden in das Gebiet dieses Despoten zu geleiten, wobei Colonel Congon erklärte, er werde, falls dazu kommandirt, seines Lebens verlustig gehen, da er bereits einmal mit einer Armee in das Unyoro-Land eingerückt sei. Das Ziel der Reisenden war, die Stelle zu finden, an welcher ein Gewässer aus dem Nyanza-See fließt, welches Gewässer sie für die Quelle des Nils hielten.

Im Juli waren die Vorbereitungen zur Reise vollendet. Der König schenkte ihnen eine Heerde Kühe, sowie einige Ehrengewänder und Speere und kam selbst mit seinen Frauen, um sich von den Weißen zu verabschieden. Speke ließ seine Männer in Reihe und Glied treten und die Gewehre präsentiren, als Erwiederung für die Ehre des Abschiedsbesuches. Mtesa spendete der guten Haltung der Leute großes Lob, ermahnte sie, ihrem Führer durch Dick und Dünn, durch Feuer und Wasser zu folgen

und schloß mit der Bemerkung, daß sie unter solcher Führung und mit so ausgezeichneten Kräften, leicht Gani erreichen würden.

Drängen vorwärts.

Die Reisenden hatten verabredet, daß Grant auf direktem Wege zu Kamrasi vordrängen und den Transport des Schlachtviehs, Gepäcks ꝛc. übernehmen sollte, während Speke den Fluß hinabfahren und dessen Ausfluß aus dem See untersuchen sollte.

Die Reise erstreckte sich auf die nördlichen afrikanischen Gebirgsabhänge, wobei eine Abtheilung Waganda-Soldaten, unter dem Kommando eines jungen Häuptlings mit Namen Kasora, die Eskorte bildeten. Nach einigen Tagemärschen ging Kari in Begleitung einiger Waganda-Leute in ein naheliegendes Dorf, wo Krüge fabrizirt werden, welche er kaufen wollte, um dieselben bei der Zubereitung von Palmwein zu verwenden. Als sie vor das Dorf kamen, rannten ihnen die Einwohner entgegen. Die Waganda-Leute nahmen Reißaus, während Kari stehen blieb, obschon sein Gewehr nicht geladen war. Er legte sein Gewehr auf die Wilden an, die, in dem Glauben es sei ein Zauberhorn, ihn mit ihren Speeren angriffen und tödteten, worauf sie entflohen.

Nachdem Speke einen mit dichtem Gestrüpp bedeckten Landstrich passirt hatte, kam er endlich an den Ufern des Nils an. Die Gelände an beiden Seiten sahen ungefähr wie ein außerordentlich wohlgepflegter Park aus. Vor ihm der prächtige Strom — sechs bis sieben hundert Yards breit — mit kleinen Inselchen und Felsstücken besät, — die ersteren von Fischern bewohnt, — letztere von Krokodillen, die sich in der Sonne braten ließen, — der zwischen schönen, begrasten, hohen Ufern dahinrauschte! Im Hintergrunde sah man Heerden von Hirschen grasen, während die Flußpferde im Wasser schnaubten, zu ihren Füßen Pelikane und Guinea-Hühner!

Der Distriktshäuptling empfing sie höflich und geleitete Speke nach den Isambe-Fällen.

Das Wasser floß zwischen hohen Ufern, welche mit schönen Gräsern, schattigen Akazien und Flieder bedeckt war, während an einigen Stellen der Boden rothe unfruchtbare Erde zeigte, weil das Wasser den Humus fortgeschwemmt hatte. Auch hier glich das Wasser, welches durch einen Naturdamm aufgestaut war, einem großen Fabrikteiche, träge und dunkel sah es aus, während zwei Krokodille auf demselben herumschwammen und auf Beute lauerten. Vom hohen Ufer sah Speke eine Menge mit hochragenden Bäumen bewachsene kleine Inseln, die quer durch den Fluß gelegen waren und dadurch gleichzeitig Dämme und Wasserfälle bildeten. Die Scene war einfach märchenhaft, wild und romantisch im höchsten Grade, schreibt Speke in seinem Tagebuche.

Elephanten entflohen ihren Verfolgern.

Weiter südwärts ziehend, kamen sie zu den Rippon-Fällen, woselbst sich ihm der interessanteste Anblick, den er je in Afrika gesehen hatte, darbot.

Wenngleich recht hübsch, war die Scene doch nicht so großartig, als ich mir vorgestellt hatte, was sich daraus erklärte, daß die breite Seefläche unseren Blicken theilweise durch vorstehende Hügelketten entzogen wurde, während die Wucht der Wasserfälle, welche nur zwölf Fuß hoch und sechs- bis siebenhundert Fuß breit waren, durch Felsstücke aufgehalten werden; immerhin konnte das Panorama stundenlang fesseln. Das Brüllen des Wassers, die Unzahl von Fischen, welche mit aller Kraft an den Fällen hinaufsprangen, die Fischer, welche in Booten hinzueilten und mit Schnur und Angel auf den Felsen Posto faßten, Flußpferde und Krokodille, die im Wasser herumlungerten, die Furth oberhalb der Fälle, Vieh, welches zur Tränke an den See getrieben wurde, endlich der herrliche Gesammtanblick der Umgegend, — kleine grasumgrünte Hügelketten, die durchschneidenden Thäler und Abhänge mit hohen Bäumen bedeckt — Alles das zusammengenommen, gab ein Bild, wie es dem Auge nur selten geboten wird.

Hier endlich langte er an der Stelle an, die, wie er glaubte, die Nilquelle darstellte, — dem Punkt nämlich, an welchem der Fluß seinen Ausgang aus dem See Victoria Nyanza nimmt, worauf er ausrechnete, daß die ganze Länge des Nilstromes, von dieser Stelle gemessen, zweitausend dreihundert Meilen beträgt.

Eigenartige Transportmittel.

Speke kehrte nun mit seinem Gefolge nordwärts zurück, und langte im August wieder in Urondogani an. Die nächste Schwierigkeit bestand nun darin, wie man Kanoes auftreiben konnte.

Als die Fischerleute des Königs Mtesa Befehl hörten, wonach sie der Expedition Fische zu liefern hatten, liefen sie davon, was aber nicht schlimm war, da die mitgeführten Rinder reichlich Fleischkost für die Leute lieferten. Nach langem Suchen wurden endlich fünf Boote herbeigeschafft, von denen jedes aus fünf aneinandergebundenen Planken, deren Spalten mit Lumpen ausgestopft waren, bestand. Auf diesen fünf Booten schiffte sich Speke mit seinen Begleitern, sowie mit Kasora und dessen Soldaten, sowie den Ziegen und Hunden ein, natürlich wurde auch das Getreide und getrocknetes Fleisch nicht vergessen. Niemand konnte übrigens vorher sagen, wie lange Zeit die Reise in Anspruch nehmen würde.

An beiden Ufern bildete der Fluß zahlreiche Buchten, die stellenweise so breit waren, daß sie wie Seen aussahen. Die trägen Bootsleute ruderten sehr langsam, sie schlugen mehr zum Spaß von Zeit zu Zeit die Ruder in's Wasser, machten dann aber wieder große Ruhepausen, wäh-

rend Kasora die Thorheit beging, die ihm begegnenden Boote von Wanyoro anzugreifen.

Am vierzehnten des Monats wurde die Grenze überschritten, doch waren sie noch nicht weit gekommen, als sie ein enorm großes Kamrasi Kanoe mit Bewaffneten gefüllt, auf sich zukommen sahen. Das große Kanoe machte jedoch bald Kehrt, wie es schien aus Furcht, worauf die Waganda dasselbe verfolgten. Schließlich machte jedoch das feindliche Kanoe wieder Front. Bald sah man am Ufer Schaaren Bewaffneter, welche die Reisenden mit Vernichtung bedrohten. Bald kam ein zweites feindliches Kanoe hinzu, dazu wurde es dunkel, sodaß als einzige Rettung ein schleuniger Rückzug übrig blieb. Speke gab Befehl, daß seine Kanoes dicht bei einander halten sollten. In einem Boote waren die Leute jedoch dermaßen von Schrecken befangen, daß sie das Boot steuerlos in der Strömung herumwirbeln ließen.

Grausamer Angriff der Wilden.

Die Wanyoros machten sich nun in aller Stille an sie heran, sodaß man sie schon hören, wenngleich nicht sehen konnte. Eins der Kanoes hielt hart am Ufer im Schilfrohr, als dasselbe plötzlich von Enterhaken gefaßt wurde. Die Besatzung schrie aus voller Kehle: „Hilf Herr! wir werden umgebracht," worauf Speke zurückschrie: „Vorwärts! und wir werden siegen." Man feuerte nun von dem geenterten Boote drei Schüsse ab, die genügend waren, den Feind zum eiligen Rückzuge zu zwingen, wobei sie einige Todte und Verwundete zurückließen, während sich Speke mit seinen Leuten unbelästigt zurückziehen konnte.

Folgenden Tages entschloß sich Speke, die Reise zu Land fortzusetzen, wobei er den von Grant benutzten Pfad einschlug. Bald wurde Grant's Lager erreicht, allwo am nächsten Tage ein Gesandter von Kamrasi mit der Botschaft anlangte, daß der König die Reisenden zu sehen wünsche. Auf diese Einladung hin wurde der Marsch nach Unyoro angetreten.

Abermals wurde die Gränze überschritten und gelangte man jetzt in eine viel weniger blühende Gegend. Armselige Dörfer, niedrige Hütten, schmutzige, in Häute gehüllte Gestalten, deren hauptsächlichste Nahrung aus Platanen und süßen Kartoffeln bestand, außerdem Ziegen und Geflügel war alles, was man sah. Mit Ausnahme einiger kahler Erderhöhungen unterbrachen keine grünen Hügel die eintönige Ebene, keine das Auge erfreuende landschaftliche Scenerie war zu sehen. Man war jetzt mehr und mehr von den regenspendenden Mondgebirgen entfernt, weßhalb die Vegetation auch mehr und mehr dürftig wurde. Der erste Halt wurde im Dorfe des Häuptlings Kidjwiga gemacht. Kaum waren die Zelte aufgeschlagen, als ein Botenknabe von König Mtesa mit fünfzig Mann Gefolge ankam, sich nach dem weißen Mann erkundigte, und ihn daran er-

innerte, daß er dem Könige versprochen habe, ihm von Gani aus ein Gewehr und andere Gegenstände senden zu wollen.

Als die Reisenden weiterzogen, flohen die Wilden bei ihrem Anblick in die Wälder, weil sie die Weißen für Menschenfresser hielten. Die eisernen Kisten, welche die Träger auf den Schultern trugen, sollten nach ihrer Ansicht weiße Zwerge bergen, die man von Zeit zu Zeit auffliegen ließe, um Menschen aufzufressen. Bald flößte man denselben jedoch mehr Vertrauen ein, sodaß sie sich haufenweise um die Reisenden herum ansammelten.

Nachdem sie am zweiten September ihren Tagesmarsch vollendet hatten, wurde ihnen berichtet, daß in der Nähe des Lagers Elephanten gesehen worden seien, worauf Grant und Speke ihre Büchsen zur Hand nahmen und auf die Suche nach den Thieren gingen. Bald entdeckten sie denn auch eine Heerde von ungefähr hundert Stück, die auf einer großen Grasfläche weideten. Speke stahl sich nun, durch das hohe Gras gedeckt, ganz nahe an die Heerde heran und schoß das größte der Thiere an. Die Elephanten schnüffelten nun mit ihren Rüsseln in der Luft herum, als sie durch das Einathmen des Pulverdampfes merkten, daß der Feind dicht in der Front war. Sie rollten nun ihre Rüssel auf und kamen rasch ganz in Speke's Nähe. Plötzlich standen sie still, bekamen Wind von dem Weißen und sahen ihn starr an. Speke glaubte nun, sie würden auf ihn zustürzen und ihn zermalmen oder aber in die Luft schleudern. Um einen letzten Versuch zu wagen, schoß er eines der Thiere in die Schläfe, sodaß es hinstürzte, worauf die ganze Heerde schleunigst Kehrt machte und rascher zurücklief, als sie vorwärts gelaufen war.

Nach langer mühseliger Reise wurde endlich den Nil hinunter Khartoum wieder erreicht und bald hernach Berber.

Die beiden Reisenden, deren Abenteuer wir oben in Kürze geschildert haben, schifften sich von Alexandria nach England ein, und zwar an Bord der „Pera", wo sie nach einer Abwesenheit von Elfhundertsechsundvierzig Tagen wohlbehalten anlangten.

Kurz nachher hatten seine zahlreichen Freunde und Verehrer den vorzeitigen Tod des tapferen Kapitains Speke zu betrauern, der auf einer Jagdparthie durch zufälliges Entladen seines Gewehres einen unerwarteten Tod erlitt.

Speke war der erste Europäer, der den Victoria Nyanza erblickte, während sein waghalsig kühner Zug, den er in Gemeinschaft mit Grant zur Erforschung Central-Afrika's unternahm, ihm einen der hervorragendsten Namen unter den Afrika-Reisenden für alle Zeiten sichert. Uebrigens haben diese beiden Reisenden einen bis dahin unbekannten, ausgedehnten, fruchtbaren und bevölkerten Landstrich erschlossen, durch dessen Pforten sich demnächst die Segnungen des Christenthums und der Civilisation ergießen werden.

Kapitel XXVI.

Stanley's meisterhafte Schilderung des afrikanischen Continents.

Prächtige Scenerien in Central-Afrika. — Gewaltige Felsengebirge. — Blattpflanzen, die in allen Regenbogenfarben schillern. — Stattliche Höhe von Schilfen und Gräsern. — Mannigfaltigkeit afrikanischen Thierlebens. — Das Guinea Huhn. — Der heilige Ibis. — Der langbeinige Storch. — Urwälder und rauschende Ströme. — Hübsche Exemplare von Blumen. — Andauernde Feuchtigkeit. — Die Vorliebe des Negers für Honig. — Der Fischadler. — Majestätischer Flug. — Ein alter Vogel. — Wie der Adler um sein Weibchen wirbt. — Scharfe Krallen. — Turteltauben und Goldfasanen. — Raben und Habichte. — Leichtfüßige Antilopen. — Ernst dreinschauende Affen. — Liebliche Thäler und Hügelketten. — Die Schönheit der Natur durch Menschen verunstaltet. — Städte, die durch Insekten gebaut werden. — Wellige Landschaften. — Dörfer afrikanischer Wilden. — Stanley's Beschreibung des Tanganyika See's. — Bemerkenswerther See. — Liebliche Landschaft. — Ein afrikanischer Vogel. — Berühmter Ibis. — Ein gefiedertes Götzenbild. — Glühende Schilderung einer tropischen Landschaft. — Die Wüste Sahara. — Schrecklicher Staubwirbel. — Feuer in der Luft. — Außerordentliche Staubsäulen. — Außerordentliche Schlangenarten. — Der merkwürdige Gekko. — Glänzende Insekten. — Pest der Reisenden. — Bemerkenswerthe Bäume und Pflanzen. — Wilde Büffel. — Wilde Schweine. — Zehn Arten von Antilopen. — Stattliche Thiere. — Rasche Reise. — Die weltberühmten Gorillas. — Unverbesserliche Diebe. — Rascher Rückzug. — Der Orang-Utang. — Längere Arme als Füße. — Fruchtbare Gegend. — Jagd auf den Orang-Utang. — Schwingt sich mit Leichtigkeit von Zweig zu Zweig. — Geübter Kletterer. — Verbirgt sich im Laubwerk. — Der junge Orang-Utang. — Eine mütterliche Ziege. — Schlauer Affe. — Kleiner Dieb. — Mensch gegen Thier.

Stanley giebt folgende Beschreibung der landschaftlichen Schönheiten Central-Afrika's:

Unyammwezi ist ein großes welliges Tafelland, welches sich im Westen nach dem Tanganyika herabsenkt. Wird das Land aus der Vogelschau betrachtet, erblickt man Waldungen, einen mit Purpur übersäeten Blätterschmuck, der hin und wieder durch Wüsteneien und stehende Gewässer unterbrochen wird und sich nach allen Himmelsgegenden ausstreckt. Zwischendurch steigen Felsengebirge empor, welche gleich hohen Kuppeln über den sanften Anstieg der Ebene bis zu seinem Horizonte emporsteigen. Rastet man an einem Vorsprunge, so begegnet das Auge Scenerien, die man in keinem andern Lande der Erde schauen kann. Nichts pitoreskes ist dabei zu erblicken, die ganze Landschaft könnte man sogar prosaisch, ja monoton nennen, aber gerade darin, in der wohlthuenden anscheinend endlosen Eintönigkeit liegt die Erhabenheit des Anblicks.

Die Vegetation spiegelt sich in allen Farben des Prisma's. Wo die Wälder in weite Entfernung rücken, umgiebt dieselbe ein geheimnißvoller Dampf, der sie anfänglich in hellgrau, dann in dunkelblau taucht, bis sie in der Entfernung verschwinden.

Nahe dem Tanganyika-See wimmelt Alles in geschäftigem Leben. Bei Ugogo ist der unmittelbar an den See gränzende Küstenstrich ein Moraſt von sechszig Fuß Breite, der sich nach allen Seiten erstreckt. Dieser Moraſt bildet ein undurchdringliches, mit allerlei Sträuchern und Blattpflanzen durchwachsenes Dickicht, wo das unförmige Flußpferd seine nächtlichen Runden macht und seine Fußstapfen in den Moraſt tief eindrückt. Schaaren von Antilopen, Büffeln, Zebras, Giraffen, Ebern und anderen Thieren kommen allnächtlich hierher, um ihren Durst zu stillen.

Die Ufer wie auch die Fläche des Sees sind mit einer erstaunlichen Menge von Wasservögeln besetzt, schwarzen Schwänen, Enten, den seltenen Ibis, Kranichen, Pelikanen, hoch in den Lüften schwebenden Fischadlern und Habichten, die auf ihre Beute niederspähen; während am Ufer das laute Krähen des Guinea Huhnes, der heisere Schrei des Toucans, das Girren der Tauben und das Krächzen der Eulen sich mit dem Schrei der Schnepfen und Wildgänse, welches aus dem hohen Grase ertönt, vermischen. Diese Uferbänke bilden auch das Paradies der langbeinigen Störche, des Heron, des Sattelstorch, hier nistet auch der Marabout, ein häßlicher Vogel trotz seines wundervollen und kostbaren Gefieders, der Riesenheron, während der merkwürdige afrikanische Stelzvogel, auch Storchschnabel genannt, einer der sonderbarsten Vögel des Erdkreises, die nördlich gelegenen Marschländer, sowie die wüsten, undurchdringlichen Moräste des weißen Nils mit Vorliebe bewohnt. Dieser Vogel hat einen schwerfälligen Körper, dicken Nacken, breiten Kopf und einen sonderbar geformten Schnabel, der mit einem roh gearbeiteten Holzschuh Aehnlichkeit hat. Seine Farbe ist aschgrau mit schwarzen Flügelfedern.

Der Storchschnabel ist der Riese unter den Wasservögeln, wird paarweise oder in kleinen Gruppen in den im Moraſt so weit als möglich entfernten Gegenden gefunden, hauptsächlich in den undurchdringlichen Sumpfgegenden des weißen Nil und seiner Zuflüsse. Bei jeder Annäherung von Menschen fliegt er auf; wird er dann durch Schüsse erschreckt, so erhebt er sich hoch in die Lüfte und kehrt nicht eher zu seinem sumpfigen Lager zurück, als bis jedes Anzeichen von Gefahr verschwunden ist. Als Brutplatz dient diesem Vogel eine kleine Erhöhung von Schilfrohr, entweder direkt auf dem Wasser oder im Moraſt, aber vorzugsweise an Stellen, wo jegliche Annäherung durch dazwischenliegendes Gewässer schwierig gemacht ist.

Reizender Blumenschmuck.

Die Flora concentrirt alle ihre Blüthenpracht auf die ersten Monate der Regenzeit, während sie im Herbst, wenn das Gras auf den Steppen welk wird, nicht so glänzend aussieht. Die Scenerien wechseln hier viel

Afrikanische Schuhschnäbel.

weniger als in den eintönigsten Distrikten der Vereinigten Staaten, trotzdem bieten sie Abwechselung genug durch dichtbelaubte Waldpartien mit ihren Schonungen, die einen stattlichen jungen Baumwuchs von dreißig bis vierzig Fuß Höhe zeigen, deren Untergrund mit Gräsern und hohen Blattpflanzen bedeckt ist.

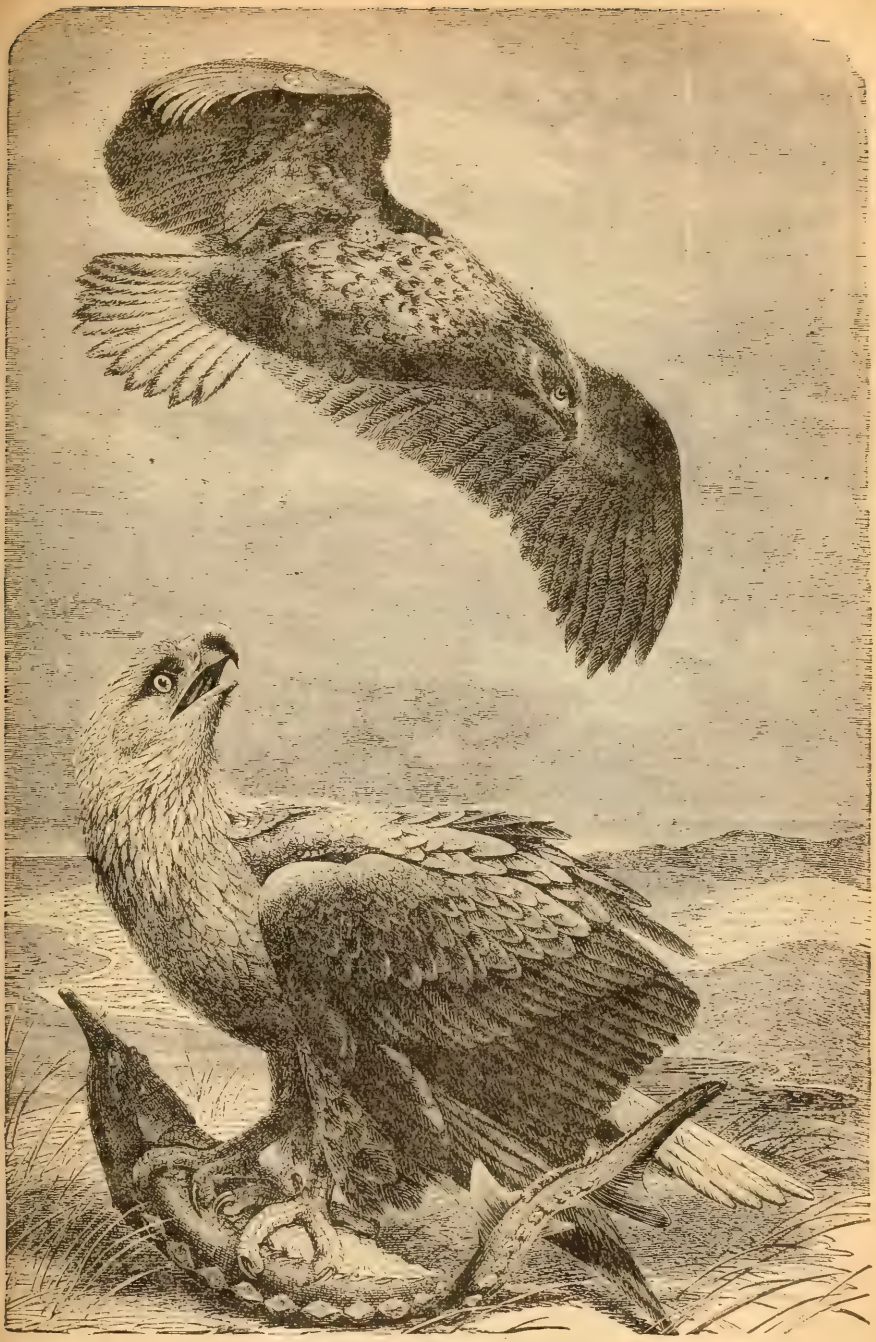
Palmen spielen hierbei nur eine untergeordnete Rolle; die Fächerpalme findet man gewöhnlich in großer Menge dicht aneinander; in den Marschebenen wächst der stachelige Dattelbaum, vielleicht der ursprüngliche Typus der jetzigen Dattelpalme. Dann kommen die Feigenbäume verschiedener Arten mit ihren lederartigen Blättern, worunter die prachtvollsten Exemplare der afrikanischen Vegetation — Sykomore, sowie die langblättrige Tamarinde.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend bilden die Urwälder, die durch fließende Wasser berieselt unter der Bezeichnung Gallerien bekannt sind. Ueberall brechen Quellen aus dem Boden hervor, wodurch die Sammelfurchen stets zum Ueberlaufen gefüllt sind, sodaß dieselben für die umliegende Gegend eine Art Schwamm bilden, während in den nördlichen Distrikten die Flüsse zur Regenzeit über flaches Land strömen, wo das Wasser sich bald wieder nutzlos verläuft. In Folge dieser guten Bewässerung sind die Thäler und Gelände, durch welche diese Gewässer ihren Lauf nehmen, mit der ganzen majestätischen Erhabenheit tropischer Wälder ausgestattet, während eine dazwischenliegende Lichtung, die man auf den ersten Blick an dem reizenden Blätterschmuck erkennt, die höher gelegenen Stellen zwischen Wasser und Gallerien ausfüllt. Sehr groß ist die Anzahl der verschiedenen Baumarten. Bäume mit starken Stämmen, die an Höhe alles, was wir seither von der Flora des Nils gesehen, in den Schatten stellen, die ägyptischen Palmen miteingeschlossen, findet man hier in gedrängten Reihen bei einander.

Prächtige Wälder.

Im Innern der jungfräulichen Urwälder findet man laubbedachte Korridore, welche mit den ägyptischen Tempelgewölben wetteifern, und eine dreifache Wölbung von Blattwerk, eine über der anderen liegend, darstellen. Von außen betrachtet, sehen diese Gallerien einem undurchdringlichen Blätterwall nicht unähnlich, steht man jedoch unter denselben, so öffnen sich nach allen Seiten Gänge unter den Stämmen der Bäume, wozu das Gemurmel der hervorspringenden Quellen und rieselnden Bäche einen angenehmen Ohrenschmaus liefert.

Die durchschnittliche Höhe dieser Laubdächer wechselt zwischen fünfundsiebenzig bis neunzig Fuß, von außen gesehen ist jedoch der Eindruck bei weitem nicht so überwältigend, als wenn man dieselben aus der Tiefe des Thales oder am Flußufer betrachtet, weil an manchen Stellen das



Fischadler die sich um die Beute streiten.

Land oder Wasser so tief gesunken ist, daß kaum die Hälfte der Waldfläche auf ebenem Boden gelegen ist, manche Gallerien sind sogar in den Boden eingesunken. Große Baumstümpfe sind dicht mit wilden Pfefferpflanzen überzogen, ragen aus der Tiefe hervor, und dienen mit ausgebreiteten Zweigen zur Stütze, welch' letztere mit Moos überwachsen sind, und hoch zu den Lüften erhebt sich thronartig der außerordentlich stattliche Baum, den man in Afrika „das Ohr des Elephanten" nennt, der sich in Mengen im Urwalde findet. In den Gipfeln der Bäume sieht man die Riesennester, welche die Baumameisen dort gebaut haben.

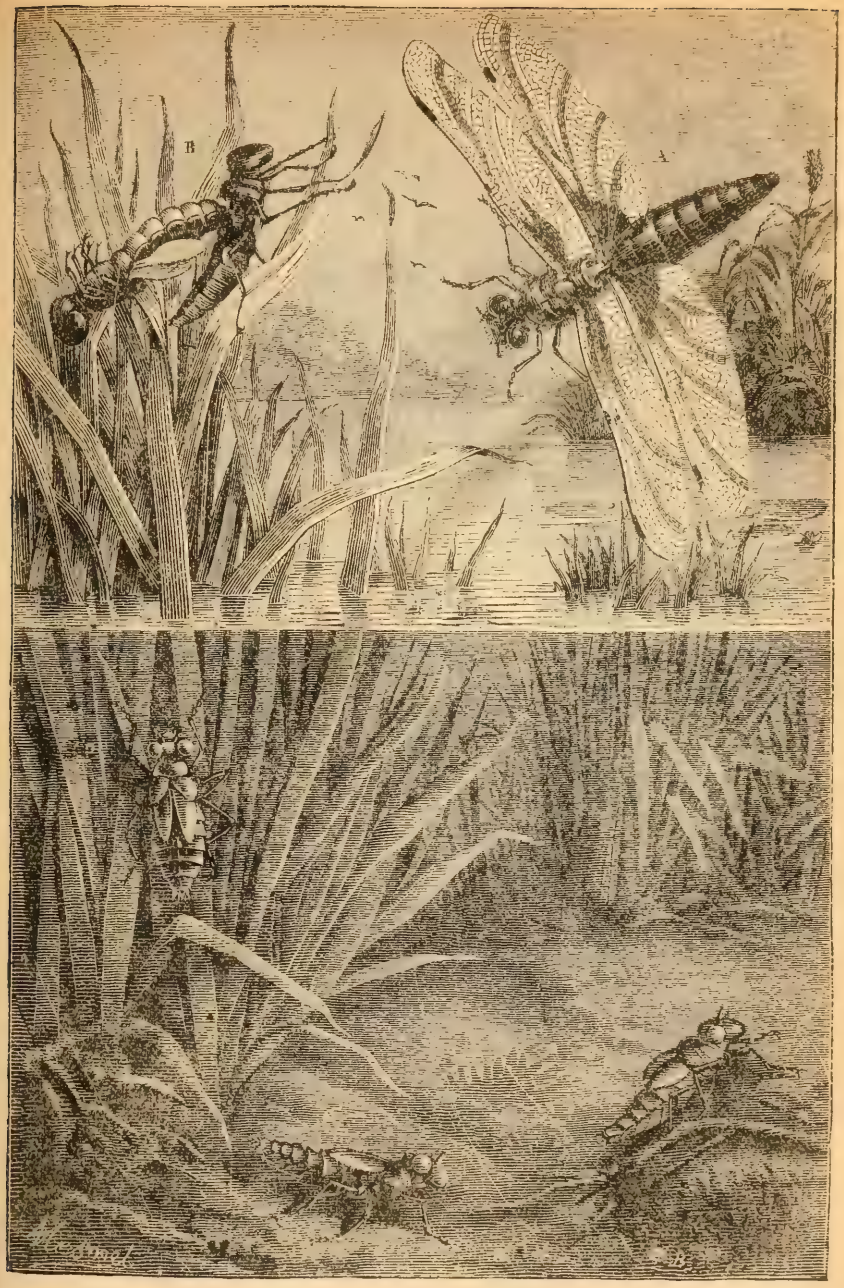
Andere längst abgestorbene Baumstümpfe dienen als Träger gewaltiger wilder Weinlaubranken und bilden mit ihren undurchdringlichen Seitenwänden haushohe Lauben, in welchen ewiges Dunkel herrscht. In der Tiefe des Waldes glitzern flammenrothe Blumen, die an Pracht mit modernen hohen orangefarbigen Blumengewächsen wetteifern. Soweit das Auge schweifen kann, sieht es eine ununterbrochene Scenerie ewiggrünender Vegetation. Dort schlängeln sich schmale Pfade theils durch theils unter dem Geflechte von Dornen und Strauchwerk die Thalsohle hinauf, deren lose Erde durch Felsen und Bäume zusammengehalten wird. Vermodernde Baumstümpfe, die mit dichtem Moos bedeckt sind, sieht man auf Schritt und Tritt; dieselben machen das Passiren durch das massige Grün noch schwieriger, als es ohnehin schon ist. Hier athmen wir nicht mehr die frische Sommerluft, noch diejenige einer schattig kühlen Brise, sie gleicht vielmehr der schweren feuchten Atmosphäre unserer Treibhäuser. Hier herrscht immerwährende Feuchtigkeit der Luft, die durch die Ausdünstung des modernden Holzes erzeugt wird und der man nicht entschlüpfen kann.

Vorliebe für Honig.

Die im Gefolge der Karawane befindlichen Neger machten, während sie den Wald nach irgend einer eßbaren Substanz durchsuchten, hier eine wichtige Entdeckung; ihr Triumphgeschrei brachte uns zu dem Platze, wo sie um einen Baum herum versammelt waren und sehr geschäftig mit brennenden Holzstücken herumhantirten. Die Söhne Ham's hatten nämlich in einem hohlen Baum eine Menge Honig entdeckt, und nun ihr Bestes gethan, die Beute in Sicherheit zu bringen, wobei sie die Stiche der um sie summenden Bienen äußerst wenig zu geniren schienen.

Honig, Wachs und selbst die kleinen Leichname der Honigfabrikanten, welche in dem Kampfe mit den Negern umgekommen waren, wurden alle hinuntergeschluckt.

Als einer der Vögel, die eine Specialität in Centralafrika sein sollen, wird von Stanley der Fischadler namhaft gemacht. Die bekannteste und größte Art sind die weißköpfigen Adler; dieselben haben eine Länge von etwa



Leben und Verwandlung der Drachen-Fliege. *a.*—Das ausgewachsene Insekt. *b.*— Wie das Insekt seine ausgetragene Haut abwirft. *c* und *d.*—Larven und Nymphen.

drei Fuß, die Flügelweite beträgt sieben Fuß; das Weibchen ist größer als das Männchen. Seine Hauptnahrung bilden Fische, er verschmäht jedoch auch nicht Fleisch von anderen Thieren, wenn er es erhaschen kann, und greift häufig kleine Vierfüßler und Vögel an, und behilft sich, wenn hungrig, auch mit dem Aas verwesender Thiere. Der Flug dieses Königs der Lüfte ist ganz majestätisch, er durchschneidet die Lüfte mit ausgebreiteten Flügeln und erhebt sich zuweilen so hoch zum Firmament, daß man ihn aus dem Auge verliert; bei diesem Aufstieg scheint er weder Flügel noch Schwanz zu bewegen, dann schießt er aus der Höhe mit einer solchen Schnelligkeit, daß das Auge kaum zu folgen vermag. Die Kraft der Flügel ist nicht minder bemerkenswerth als die Geschicklichkeit, mit welcher die starken Schläge ausgeführt werden, mit denen er die Lüfte durchschneidet.

Diese Vögel erreichen ein hohes Alter. Gewöhnlich sieht man sie paarweise; soweit man beobachten konnte, scheint sich die Verbindung auf ihre ganze Lebensdauer zu erstrecken. Groß ist die Anhänglichkeit, mit welcher die Alten die junge Brut pflegen. Die Brutzeit beginnt Anfangs März und wenngleich jeder männliche Vogel nur ein Weibchen auf Lebenszeit besitzt, so werden doch um den Besitz der letzteren häufige und heiße Gefechte geliefert. Eine Eigenthümlichkeit in dem Körperbau dieser Thiere besteht darin, daß die Vorderzehe mit Leichtigkeit nach hinten gewendet werden kann, sodaß das Thier, je nach Wahl, zwei Vorder- oder Hinterzehen gebrauchen kann. Dieser Umstand, verbunden mit einer sehr rauhen Fußsohle, machen dem Adler das Fangen und Festhalten des Fisches leicht. Während der Frühlings- und Sommermonate sieht man häufig den Räuber minutenlang über der Wasserfläche schweben, scheinbar ohne sich irgendwie zu bewegen. Plötzlich fährt er aber wie der Blitz hernieder, taucht unter und kommt selten an die Oberfläche ohne einen Fisch in den Krallen mitzuführen. Während er in die Lüfte steigt, schüttelt er das Wasser von seinem Gefieder ab und zieht mit seiner Beute zu seinem Horste.

Ein Theil des Stanley'schen Buches ist den reizenden Ansichten, welche er allerorten zu sehen bekam, gewidmet.

Baumbewachsene Hügelketten und schöne Thäler.

Unser Held befand sich nunmehr nahezu im Mittelpunkte der afrikanischen Naturwunder. Die Stille der Wildniß wurde nur dann und wann durch kleine Dörfchen unterbrochen, die aus den prächtige Befestigungen bildenden Akazien-Bäumen hervorlugten, deren Bewohner noch den ganz unvermischten Typus des Urafrikaners verriethen.

Er setzte über den Ungerengeri, einen stattlichen Fluß mit breiten fruchtbaren Thalgründen und kam dann in das enge Gebiet, welches den

traurigen Rest des einst so mächtigen Wakami-Stammes beherbergt. Von dort langte der furchtlose Entdecker bei den Wadoes an, einem Volksstamme, der auf mancherlei geschichtliche Erinnerungen stolz ist und sich rühmt, daß er sich allezeit tapfer gegen die Einfälle der Nachbarn, sowie die Angriffe von Räuberhorden gewehrt habe. Und wahrlich! die Gegend, welche dieser Stamm bewohnte, war es wohl werth, von den Insassen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt zu werden.

Von Aussehen ist dies einer der reizendsten Landstriche, die man zwischen der Küste und Unyanyembe sehen kann. Hohe Bergkegel steigen über den ewigen Urwald empor, an die vielfach kleine Schafwölkchen heranreichen, durch welche die glühende Sonne ihre Strahlen herabsendet und der Vegetation eine Ueppigkeit verleiht, welche eine Blättermenge erzeugt, die sich stufenweise längs der Hügelketten in solch' reichen und verschiedenen Schattirungen zeigt, die selbst dem Genie des ehrgeizigsten Malers den Rang streitig machen würde.

Von den geschlängelten Pfaden, welche die Bergabhänge entlang laufen, bietet sich den Reisenden über die dichtbelaubten Baumwipfel hinweg der reizende Anblick tiefeingeschnittener Thalgründe und dahinter wieder Waldungen in gleich lachendes Grün gekleidet, darin abermals Abhänge, deren geheimnißvolle Schönheit und Großartigkeit ihnen die Versuchung nahe legt, sich dieselben in der Nähe anzusehen. Und doch waren diese lieblichen Gefilde und majestätigen Höhenzüge Jahrhunderte lang der Schauplatz grausamer Thaten und unsagbarer Verbrechen.

Es war wieder einmal die alte Geschichte: ein neidischer Nachbar verpestet in seiner Gier durch seinen Einbruch die lieblichen Ortschaften, wo Frieden, Ruhe und Glückseligkeit geherrscht hatten; höllische Bosheit vernichtete mit seltsamer Wollust alles, was schön und gut war.

Durch Insekten gebaute Städte.

Weiter ging Stanley's Zug durch die lichten Wälder, welche mit tausenden wunderlicher Ameisenhügel bedeckt waren, diese wunderbaren Zeugen der Ingenieur- und Baukunst, diese mustergültigen Städtchen, womit die kriechenden kleinen Insassen der afrikanischen Wildniß immer auf's Neue das sprachlose Erstaunen des Reisenden heraufbeschwören, der diese Wunderbauten sieht; dessen Auge über die Ebene hinausschweift zu Gebirgen, über denen sich hohe Kegel in die Wolken erheben, der tiefe Abgründe zu durchwandern hat, wo ein einziger falscher Schritt ihm ein Bad im Styx einbringen würde, — wir meinen die Scenerie des südlichen Ukonongo, —

„Wo Dorngebüsch und Gestrüpp
Den Zwischenraum dicht ausfüllen
Der Bäume, durch deren riesige Zweige
Sonnenschein niemals beleuchtet die Scene" -

die Heimstätte der Löwen, Elephanten, Leoparden und wilden Schweine, einer der brillanten Wildparks, wo majestätische Wälder und Dickichte, mit Schilfrohr bewachsene Moräste und gefährliche stehende Gewässer — kurz, wo alles sich vereinigt hat, dieses non plus ultra von wilder Schönheit zu schaffen — ein wahres Paradies für den Jäger.

Es war dies eine Gegend, die geeignet war, alle Nimrodeigenschaften, die einem Manne innewohnen, zu ihrer höchsten Potenz zu steigern. Stanley hat denn auch seinen zweitägigen Aufenthalt nach Kräften dahin ausgenutzt, daß er die Vortrefflichkeit seiner mitgebrachten Schießgewehre an den Beherrschern des Urwaldes praktisch erprobte.

Die unter dem Humus liegende Erdschicht besteht aus Lehm, unter welchem Sandstein liegt, der hinwiederum Granit als Basis hat, der an einigen Stellen in Blöcken, hochgewölbten Rundungen und unförmlichen Massen, zu Tage tritt; Eisenstein wird in einer Tiefe von fünf bis zwölf Fuß gefunden, in Unyanyembe ist man sogar schon bei vier Fuß Tiefe auf Eisenerz gestoßen.

Wogen rollenden Landes.

Während der Regenzeit trägt der Boden üppigen Graswuchs, in der trockenen Jahreszeit sieht das Land grau aus, hie und da durch Mohnblumen vergoldet, stellenweise sieht man auch Bäume, die der Sturm seiner Zweige beraubt hat, seichte Moräste, die mit grünen Blattpflanzen bewachsen sind, und große Strecken dunklen Schmutzes. Die Felder werden durch verkrüppelte Baumstümpfe verunziert, während ein dünner Wald von Dornbüschen in die Wogen rollenden Landes einige Abwechselung bringt, die auch noch mit sonnverbrannten Steinen besäet sind.

Die bebauten Ländereien und Waldlichtungen sind durch Streifen urwaldlichen Dickichts, die eine Breite von zwei bis zwölf Meilen haben, getrennt, und dabei gibt es hier sowohl wie auch im übrigen Afrika „Zwerghügel", wo früher Bäume standen, die jetzt vermodert sind, sowie Ueberreste von Ameisenbauten. Dörfer, der Stolz aller afrikanischen Stämme, sieht man in kurzen Zwischenräumen sich nur wenig über den leuchtenden Laubdächern der Milchbäume erheben, und dadurch einige Abwechselung in die wohlgepflegte Ebene bringen, während man auf der Weide Heerden vielfarbigen Rindviehs mit plumpen hohen Hufen, ähnlich den Indianer-Kühen, sowie Schaaren von Ziegen und Schafen über die Landschaft zerstreut findet. Alles dies gestattet den Schluß, daß den Bewohnern dieser barbarischen Gegend ein behagliches und üppiges Leben beschieden ist.

Erstaunlich ist der Luxus, den arabische Handelsfürsten in diesen Theil von Afrika importirt haben. Die um ihre Dörfer liegenden fruchtbaren, unter vollendeter Kultur stehenden Gefilde geben einen außerordentlich

Verzweifelter Kampf mit dem Könige des Urwaldes.

reichen Ertrag der verschiedenartigsten Feldfrüchte und Gemüse, ernähren außerdem zahllose Viehheerden, dabei Schafe und Ziegen ohne Zahl, während gerade über ihren Häusern die Orangen, Apfelsinen, Papaws und Mangos in der Sonne reifen.

Fügen wir zu diesen Naturprodukten noch Thee, Kaffee, Zucker, Gewürze, Wein, Brandy, Gelatine, Zwieback, Sardinen und Salm, sowie die feinen Kleiderstoffe, welche die Kaufleute für ihren eigenen Gebrauch importiren, vergessen aber auch nicht die herrlichen persischen Teppiche, hocheleganten Betten, completen Kaffee- und Theeservices aus getriebenem Silber, sowie die reizenden kupfernen und zinnernen Küchenutensilien, — alles dies zusammengenommen liefert den Katalog von einem Luxus, der Angesichts der barbarischen Umgegend mehr wie Zauberwerk denn als die schöne Wirklichkeit aussieht, welche den müden Wanderer erwartet, der sechshundert Meilen durch Ebenen und Gebirge, durch Flüsse und Moräste gewandert ist, wo er unablässig als weißer Mann den neugierigen Blicken nackter, sein Leben bedrohender Wilden ausgesetzt war.

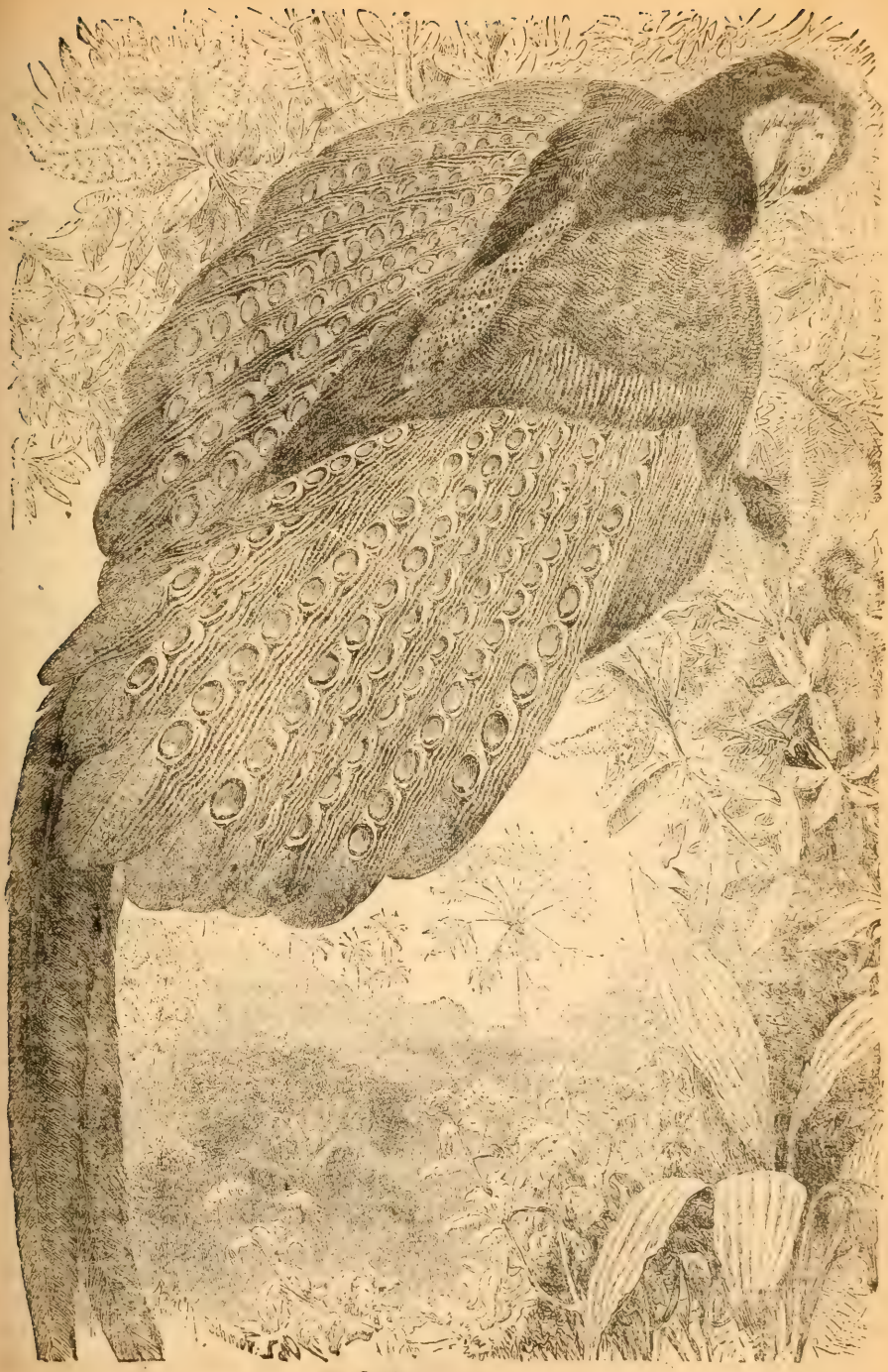
Eine nähere Beschreibung einiger der tropischen Vogelarten, welche Stanley in seinem Tagebuche erwähnt, dürfte für die Leser, welche sich von der Fülle der Wunder Afrikas ein Bild formen wollen, von Interesse sein.

Ein afrikanischer Vogel.

Guinea Hühner sind von specifisch afrikanischer Rasse, wo dieselben in den Wäldern oder Flußufern in großen Zügen gefunden werden. Sie nähren sich von Körnern, Heuschrecken und anderen Insekten. Werden sie alarmirt, so fliehen sie lieber zu Fuß, als daß sie auffliegen. Das gewöhnliche Huhn ist graumelirt, mit weißen Punkten, die über das ganze Gefieder verbreitet sind, und hat die gleiche Größe wie die gewöhnlichen Hühnerforten. Es ist sehr unruhig und lärmend von Natur und stets mit den übrigen Insassen des Hühnerhofes in Streit, auch sind sie wegen der Zartheit der jungen Brut schwierig großzuziehen.

Sie haben ein delikates zartes Fleisch und ausgezeichnete Eier. Sie fressen viel und müssen außer der Nahrung, welche sie tagsüber aufpicken, noch häufig gefüttert werden, auch verwüsten sie mit Vorliebe zarte Knospen und Blüthen. Das gestreifte Guinea Huhn hat einen Streifen schwarzer Federn auf den Flügeln und vielfache bunte Stellen im Gefieder; das gekrönte Huhn hat auf dem Kopfe einen kegelförmigen Helm und hat schwarze mit weiß gesprenkelte Federn.

Alle vier Species sind afrikanischen Ursprungs. Sie werden ähnlich wie unsere Haushühner gefüttert. Sie kratzen den Boden auf, um Insekten, Würmer und Saamen zu suchen. Die Hennen legen ihre Eier genau wie andere Hühnerarten, doch sind ihre Eier kleiner und härter in



Schöner Fasan.

der Schale. Der große Naturforscher Buffon hat festgestellt, daß zwischen den Eiern der zahmen und wilden Guineahühner ein großer Unterschied besteht; die der wilden tragen kleine runde Fleckchen, ähnlich denen ihres Gefieders, während die von den zahmen Thieren gelegten Eier anfänglich heller sind und später die blassere Schattirung einer trockenen Rose annehmen. Die Küchlein haben in der ersten Zeit ihrer Ausbrütung keinen Helm oder Kamm, der bei den alten Hühnern so stark ins Auge fällt. Es ist ein ruheloses lärmendes Thier. Während der Nacht sucht es gern eine hohe Schlafstelle und stört, wenn es gestört wird, alle Thiere der Umgebung durch sein lautes Schreien aus dem Schlafe. Auch liebt es sich im Staube herumzuwälzen, um dadurch die ihm anhaftenden Insekten abzuschütteln.

Der berühmte Ibis.

Ein anderer bemerkenswehrter afrikanischer Vogel ist der Ibis. Von diesem Wasservogel giebt es etwa ein halbes Dutzend Arten, einschließlich der drei, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden werden. Der rothe Ibis ist ungefähr achtundzwanzig Zoll lang, sein Schnabel mißt sechs und einen halben Zoll, während die Flügel eine Ausdehnung von etwas über drei Fuß haben. Diesen Vogel, dessen Farbe gewöhnlich scharlachroth ist, findet man noch in Südamerika und Westindien. Der weiße Ibis dessen Gefieder schneeweiß ist, wird sehr vielfach in den südatlantischen und Golfstaaten gefunden, verirrt sich auch zuweilen bis in den Staat New Jersey. Sein Fleisch schmeckt nach Fisch und wird fast nur von den Indianern gegessen.

Eine kleinere Art ist etwa ein und zwanzig Zoll lang, gewöhnlich von kastanienbrauner Farbe, Schwanz und Kopfspitze metallgrün mit Purpur überschüttet. Man findet diese Species in großen Mengen in Mexiko und hat sie schon nördlich von Massachusets gesehen.

Von diesem Ibis giebt es etwa zwanzig Abarten in den wärmeren Theilen von Afrika, Asien und Südamerika, einer darunter ist der heilige Ibis der alten Agypter, der annähernd die Größe unseres Haushuhnes hat und befindet sich in ganz Nordafrika.

Dieser Vogel wurde in den Tempeln des alten Aegyptens aufgezogen und nach seinem Ableben einbalsamirt. Er bewohnt mit Vorliebe überschwemmte Gegenden oder trockene Ebenen, und lebt von Fröschen und kleinen Wasserthierchen. Er ist ein Wandervogel, der mit dem steigenden Nil erscheint und nach dessen Fall wieder abzieht. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß der Ibis nicht mehr wie im Alterthum in Unterägypten nistet, seine Brutstätten sind jetzt im Soudan. Sobald er dort ankommt, wählt er sorgfältig sein Nest aus, von welchem er Beuteausflüge macht. Er hat vor den Eingeborenen keine Furcht und kann oft

mitten unter den Heerden gesehen werden, wie er einen Frosch oder eine Heuschrecke aufpickt. Dr. Buffon sah auf seiner Reise am Blauen Nil so viele dieser Vögel, daß er innerhalb zwei Tagen zwanzig Stück erlegen konnte. Die Weibchen legen drei bis vier Eier in der Größe und Form von Enteneiern. Der Vogel läßt sich leicht zähmen und findet sich in den meisten zoologischen Gärten Europa's und Amerika's.

Ein gefedertes Götzenbild.

Im alten Aegypten wurde dem Ibis göttliche Ehre erwiesen; man bewahrte sie in ihren Tempeln und balsamirte sie nach dem Ableben ein; Tausende dieser Mumien findet man noch in den alten Begräbnißstätten Unterägyptens. Man hat verschiedene Ursachen für diese Gewohnheit angenommen; einige wollen behaupten, der Ibis habe die giftigen Schlangen, die in dem Lande so zahlreich waren, getödtet, andere wollen die Verehrung desselben aus einer gewissen Aehnlichkeit seines Gefieders mit dem Monde in Verbindung bringen, während eine dritte Theorie dahin geht, daß der Vogel deshalb göttliche Ehren empfing, weil er mit der jährlich kommenden Nilfluth in Unterägypten eingetroffen und deshalb als Herold dieses segensreichen Ereignisses angesehen worden sei.

Stanley's glühende Schilderungen der tropischen Wunder kontrastiren seltsam mit der Beschreibung der afrikanischen Wüste und der Gefahren, welchen die Reisenden dort ausgesetzt sind.

Die Sahara ist der Typus einer Wüstenei. Ihr Name ist arabisch und bedeutet: Ebene. Nun ist diese riesige Wüste aber nicht etwa eine ununterbrochene Ebene oder ganz aller physikalischen Eigenheiten bar. Die eigentliche Sandwüste bildet nur einen geringen Theil des Gebietes, welches auf die Landkarte als die Wüste Sahara verzeichnet steht und selbst auf dieser verhältnißmäßig kleinen Strecke ist die Vertheilung des Sandes unregelmäßiger Art Die Sandschicht ist an vielen Stellen so dünn, daß der unterliegende Stein sichtbar ist. Ihre größte Ausdehnung hat das Wüstengebiet in Lybien, dem noch große Sandmengen vom Mittelmeere zugeweht werden, die sich auf ein Bett niederlassen, welches vor Zeiten durch die Meereswogen überfluthet wurde. Diese Sandfluthen erstrecken sich bis zum Westen von Tripolis. In der Nähe dieser Stadt sind die Sandstrecken stellenweise durch fruchtbare Plantagen und Kornfelder unterbrochen, dazwischen ächte Wüsteneien von gelbem Sande, die sich wie ein gelber Faden durch Weizen- und Gerstenfelder vom Westen nach Osten durchwinden.

Schreckliche Sandstürme.

Die westliche mongolische Wüste enthält Sandebenen, die vollständig mit denen der arabischen und Sahara Wüste übereinstimmen. Hohe Sandhaufen werden zusammengeweht und dann wieder durch den Sturm

auseinandergejagt; eine leichte Brise genügt, um alle Spuren einer kurz zuvor durchgezogenen Karawane zu verwischen. Der Sand ist so außerordentlich fein und leicht, daß bei plötzlich sich erhebenden Stürmen Gruben von dreißig bis vierzig Fuß Tiefe ausgehöhlt werden, dabei bilden sich Sandwolken, gleich denen der libischen Wüste, welche das Vorwärtskommen der Kameele hemmen.

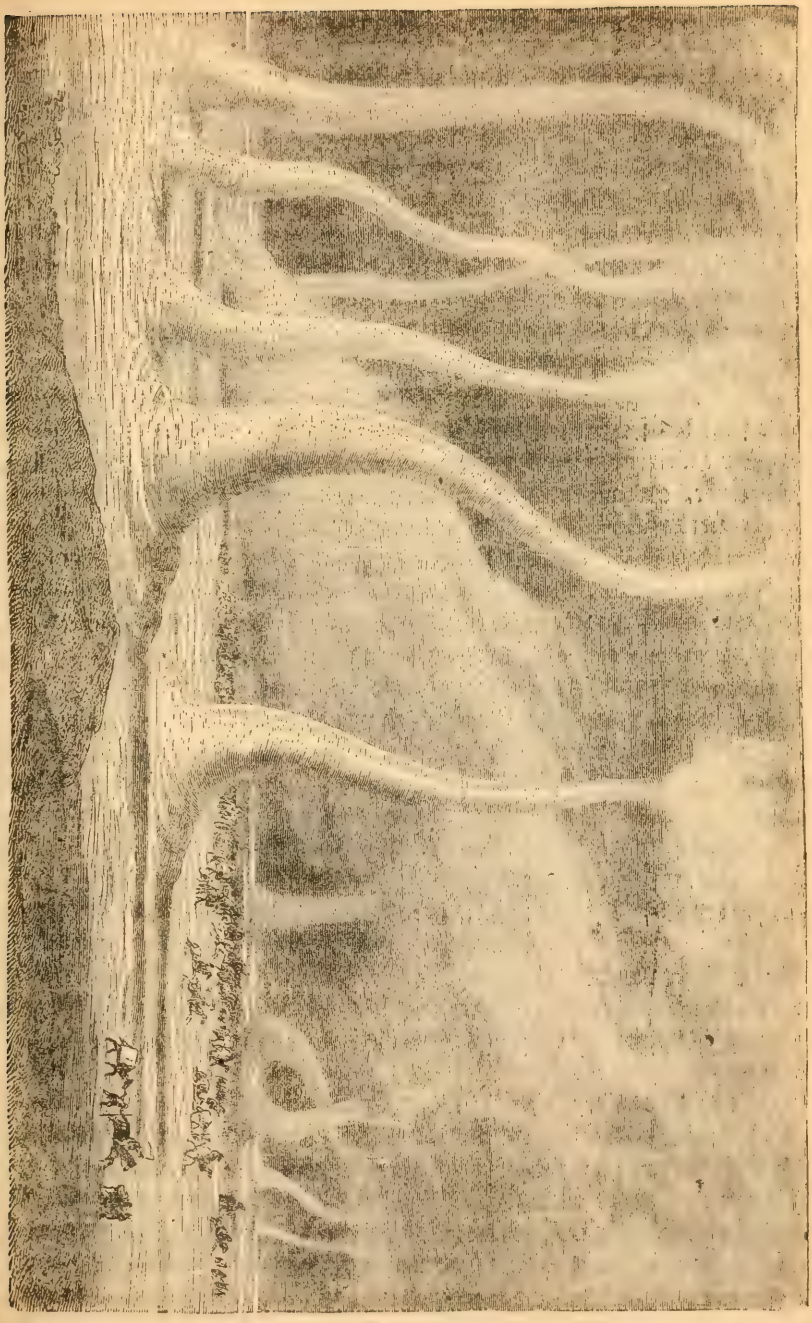
Es ist richtig, daß weite Strecken der Sahara mit Sandwellen bedeckt sind, die einstmals schmale Sanddünen am Ufer des Meeres waren, doch ist damit keineswegs gesagt, daß die ganze Wüste ein Produkt des Oceans bildet. Ein Theil des Sandes ist örtlichen Ursprungs, der sich in den Wüstenebenen durch die plötzlichen Temperaturschwankungen und den Wind bildet. Es bestehen mehrere Centren, von welchen die Sandläufe in Radien ausgehen, ebenso finden sich zertrümmerte Felsstücke in allen Dimensionen, von einem zersplitterten Stein bis zum feinsten Triebsande. Der Untergrund in der Nähe von Khartoum besteht theilweise aus rosenfarbigem Granit, während die ganze Oberfläche der umliegenden Felsen mit Stückchen Granits von verschiedenen Dimensionen besäet ist. In den russischen Steppen begegnet man häufig Staubwirbeln von beträchtlicher Höhe, die großartigsten Erscheinungen dieser Art sieht man jedoch in den hohen Sandsäulen der Sahara. Selbst in Australien trifft man Staubsäulen, gewöhnlich in schattenlosen Ebenen.

Wilder Sturm.

Statt der rollenden Wogen und kühlen Brisen des Meeres spendet diese Wüstenei nur sengende und glühende Luftwellen, die von den Thoren der Hölle zu kommen scheinen, und zwar sind dies der Giftwind oder Samoon wie er auf arabisch heißt. Der Kameeltreiber kennt diesen furchtbaren Feind; sobald er sich am Horizont zeigt, erhebt er seine Hände zum Himmel und fleht Allah um Hülfe an, selbst die Kameele entsetzen sich ob des giftigen Windes. Die Gegend wird mit einem fahlgelben Schleier umhüllt und bald nachher erhebt sich ein schrecklicher, glühend heißer Windstoß, der Wolken feinen Sandes mit sich führt, die Augen und Kehle stark entzünden.

Die Kameele legen sich nieder und wollen nicht weiter, sodaß den Reisenden nichts übrig bleibt, als aus den Kameelen eine Art von Schutzwall für sich zu bilden, indem sie sich mit dem Kopfe hinter den breiten Körper des Lastthieres legen. Ganze Karawanen sind schon in diesen Sandstürmen vernichtet worden, und der griechische Geschichtsschreiber Herodot erzählt uns, daß die Armee des Perserkönigs Cambyses bei ihrem Durchzuge durch die Wüste durch einen Sandsturm vernichtet worden sei.

In seinem reizenden Werke über den Nil beschreibt Camp einen Wüstensturm in folgenden Worten:



Sandſäulen, die der Sturm aus Wüſtenſand bildet.

„Er nähert sich uns wie auf Rädern, blitzschnell sich verbreitend und vorwärtseilend. Das Firmament hat eine Ziegelfarbe angenommen, die auf dem Boden beinahe schwarz erscheint. Wie der Sturm stärker wird, treibt er einen glühenden Auswurf vor sich her. Ehe wir uns dessen versehen, sind wir in seine Finsterniß eingehüllt. Das Brüllen des Sturmes hat große Aehnlichkeit mit einem heftigen Windstoße, der durch die Fichtenwälder rauscht. Sobald wir uns inmitten des Orkans befinden, stehen die Kameele still, werfen sich nieder und legen ihre Köpfe auf den Sand, dem Sturme den Rücken zudrehend. Den dichten Staubwolken folgt ein Regen unsichtbarer Steinchen, die durch den Wind heftig gepeitscht werden und bei längerer Dauer unfehlbar an den unbedeckten Körpertheilen die Haut abtrennen müßten. Dieser Regen dauerte freilich nur fünf bis sechs Minuten, war jedoch furchtbar genug. Dann klärte sich der Horizont wieder rasch auf und machte den gleichen Eindruck auf das Auge, als wenn in einem dunklen Zimmer plötzlich ein helles Licht angezündet wird."

Staunenerregende Sandsäulen.

Vor dem Wirbelwinde geht gewöhnlich eine drückende beklemmende Luft als Vorbote her, der Zustand des Windes scheint jedoch mit dem Erscheinen dieses Naturereignisses nicht im Zusammenhange zu stehen. Die Sturmsäulen weichen in Form und Höhe wesentlich von einander ab; die Sandsäulen haben einige Aehnlichkeit mit kahlen Baumstämmen, während die Wassersäulen einer Röhre gleichen, deren Basis von wehenden Dämpfen und schäumendem Wasser umgeben ist. Höhe und Durchmesser sind ebenfalls ungleich, man will solche von sechstausend Fuß Höhe gesehen haben. In vielen Fällen ist die durch die Wasser- oder Sandsäulen verursachte Beschädigung von solcher Art, daß von allen Seiten ein Luftdruck auf die Basis der Säule stattgefunden hat.

Aber selbst Orkane, Cyclone und alles Toben der Elemente sind nicht wunderbarer als die seltsamen Gebilde, welche die Thier- und Insektenwelt des schwarzen Erdtheils aufweist.

Die Schlangenart ist hier durch ihre hervorragendsten Typen vertreten.

Die Monitoreidechse kriecht längs der Uferbänke der Flüsse, die Gebirgseidechse wohnt hauptsächlich in der Wüste, eine hübsche Schildkröte haust im Nil. Längs der Furchen und Buchten sonnen sich hellfarbige kleine Eidechsen und der geschmeidige Skink klebt in fast allen Häusern an den Wänden. Ebendaselbst gleiten die nächtlichen kleinen Gekkos, die gierigen aber sonst harmlosen „Väter des Aussatzes."

Auf den Bäumen sieht man hin und wieder die schillernden und mit dem Lichte wechselnden Farben des bekannten Chamäleons, während andere,

häufig hellfarbigen Reptilen von Ellenlänge die Einsamkeit der Wüste zu lieben scheinen.

Aegypten war schon im Alterthum als das Land der Schlangen bekannt. Es giebt deren etwa zwanzig Varietäten, wovon einige giftiger

Afrikanischer Gekko oder Wandeidechse.

Art sind. Wie schon zu Moses Zeiten, so giebt es auch jetzt noch in Afrika Schaaren von Zauberern. Die Schlangen, welche sie bei ihren Vorstellungen benutzen, namentlich die früher heilig gehaltene Viper und andere Arten, werden vor dem Gebrauch zu den Vorstellungen ihrer Gift-

zähne beraubt. Diejenige Schlange, welche man bei den alten Aegyptern am häufigsten in ihren Tempelruinen abgebildet sieht, ist von der Species der gehörnten Viper.

Schöne Insekten.

In der schönen afrikanischen Insektenwelt giebt es mancherlei Formen, die sich auch in den anderen Erdtheilen finden. Tagesschmetterlinge sind selten, Motten giebt es schon mehr, Käfer sind gar nicht sehr zahlreich, es giebt jedoch einige sehr hübsche Arten. Die gewöhnlichsten sind die Sandkäfer, von allen am weitesten gekannt ist jedoch der heilige ägyptische Käfer Scarabäus, den man auf den altägyptischen Denkmälern und Münzen so häufig abgebildet sieht.

Eine charakteristische Scene thierischen Lebens, welche man in Central- und Südafrika wiederholt beobachten kann, liefern die Manöver einer Gesellschaft von winzigen Kreaturen, die geschäftig an der Arbeit sind, Dünger in Kugeln von Wallnußgröße zu formen, und dann, nachdem sie damit fertig geworden, mit dem Kopfe auf der Erde diese Kügelchen weiter rollen, um sie an passenden Stellen zu vergraben. Sie rollen die Kugeln auf, um ihre Jungen zu füttern und ihre Eier hineinzulegen. In den theologischen Symbolen der alten Aegypter wurden diese Pillen mit der Substanz verglichen, aus welcher die Erde geformt ist, die auch als rund dargestellt war. Man erblickte in dem Thierchen selbst das Princip des Lichts und der schaffenden Kraft, die in Verbindung mit der Sonne der Materie die Keime von Licht und Leben einflößen, wie das Thierchen seine Eier in das Erdkügelchen legt. Die Göttin Ptah (die schaffende und belebende Kraft) gab dann diesen Keimen ihre Form und erschuf Himmel und Erde.

Auch Wespen sind in zahlreichen Arten vertreten, während die Biene der unsrigen ähnelt und oft nach anderen Erdtheilen überführt wird. Heuschrecken, Ameisen und Käfer bilden häufig wahre Landplagen. Nirgendwo ist die Hausfliege frecher und zudringlicher und bringt es nur zu leicht fertig, ein im Uebrigen erträgliches Dasein zu einem ganz unglücklichen zu gestalten. Ihre gierige Freßsucht ist ebenso berüchtigt, während ihr schmerzhafter, brennender Stich den Neuangekommenen der Verzweiflung nahe zu bringen geeignet ist.

Zuweilen sieht man ihre wurmartigen Larven auf allen stehenden Gewässern, sie fliegen in's Trinkwasser, welches man erst trinken kann, nachdem es durch ein Tuch geseiht wurde, oder wie es die ärmeren Klassen machen, indem man einen Kleiderzipfel zwischen Lippe und Bechersrand legt. Gewürm aller Art ist im Ueberfluß vorhanden, ebenso Ungeziefer, wie Flöhe, Wanzen und Läuse aller Gattungen, ferner Scorpionen, Tarantuln, Tausendfüßler, und endlich die gefährlichsten Feinde der Vierfüßler,

Riesenkäfer.

die Pferdefliegen. Der eintönige Charakter des Landes bekundet sich auch in seiner Flora und Fauna; bei allen Thier- und Pflanzenklassen giebt es nur wenige Varietäten.

Dornensträucher und Esel.

Wir wenden uns nunmehr zu den Landstrichen, welche östlich des rothen Meeres gelegen sind. Der Weg dahin führt durch eine Wildniß, die jedoch nicht jeder Vegetation bar ist und während der Regenzeit sich sogar in grünende Weideflächen verwandelt. Die Vegetation ist am üppigsten von Februar bis April, die nahezu tropische Hitze zerstört jedoch ein Gewächs nach dem andern, und läßt für die Sommermonate nur Gras, welches tiefe Wurzeln hat, bestehen. Der westliche obere Theil der Wüste ist in Vegetation und Aussehen der lybischen Wüste ähnlich, und dürftig an vegetabilischem Leben. Am zahlreichsten wachsen hier die Wüstenwurzeln, deren Blumen denen ihrer Verwandten oder gewöhnlichen Radischen ähnlich sehen, und ist es gerade diese Pflanze, welche von Ferne gesehen, dem Thale den Anschein von Wiesenland verleiht.

Der verständige ägyptische Esel theilt zwar die Vorliebe seines europäischen Vetters für Disteln, hält sich aber in ehrerbietiger Entfernung von diesem Gewächs, welches das hartmäulige Kameel mit großem Appetit verzehrt, wobei es die stachelige Masse zerkaut, ohne einen Tropfen Blut zu verlieren, selbst die Akazien und die Stacheln daran zerbeißt das Thier ohne Beschwerde. An einigen Stellen wachsen heidekrautähnliche Pflanzen, die ebenfalls vom Kameel gern abgenagt werden.

Schattige Gruppen von Tamarindenbäumen, in welchen Vögel und Insekten zwitschern und summen, überraschen den Wanderer häufig inmitten der kahlsten Wüstenei, und wenn der Boden etwas Feuchtigkeit eingesogen hat, sprossen Weiden und anderes Strauchwerk aus der Erde.

Die Kassia nimmt unter den in der Wüste wachsenden medizinischen Pflanzen eine hohe Stelle ein, während Coloquinthen mit ihren gurkenartigen Stielen, die mit einer unserem Apfel ähnlichen Frucht bedeckt sind, an den Thalausläufern gefunden werden. Die Eingeborenen haben einen ausgesprochenen Abscheu vor dieser drastischen Medizin und brauchen die Frucht selten, während die Beduinen das Fleisch und den Samen herausnehmen und mit Milch auffüllen, welche sie dann folgenden Tages als Medizin trinken.

Es ist zwar richtig, daß man Dattelpalmen wenig findet und auch nur in halbwildem Zustande, Feigenbäume sind aber gewöhnlich mit Frucht beladen. Die Frucht des Kaperbaumes schmeckt wie Gebräu von Zucker und Senf, außerdem kann sich der Reisende an dem Safte der Lycium-Beere, einer Dornart, erquicken. Die Küstenflora der Wüste ist eine sehr eigenthümliche, die von den salzigen Ausdünstungen des Meeres abhängig

ist. Viele Reisenden haben die direkt an der Küste belegenen Wälder beschrieben; während der Fluth stehen dieselben im Wasser und sind nur während der Ebbe auf trockenem Boden. Schiffsladungen dieses Holzes, welches als Brennholz benutzt wird, gehen nach der europäischen Küste ab. Die großen lorbeerähnlichen Blätter sind ein beliebtes Futter für Kameele. An vielen Küstenstellen findet man Salpeter liegen und an anderen wieder Salzpflanzen.

Der Reisende, welcher sich Lebensmittel durch Erlegung von Wild verschafft, sucht vorzugsweise wil e Ochsen als Ziel für seine Büchse aus, dann auch noch Wildschw ine und verschiedene Antilopenarten, die ihn mit Fleisch versorgen, wenn k.in zahmes Vieh, wie Ziegen, Schafe, Hühner und Fische zu haben sind. Letzterer Fall tritt jedoch selten ein, da man in allen Negeransiedelungen sicher sein kann, Hausthiere zu finden.

Der wilde Ochse ist gleichen Stammes mit den kurzhörnigen zahmen Arten und ist auch in Ostafrika heimisch. Wilde Schweine gibt es ebenfalls, häufig sieht man diese Thiere in Heerden, man nennt dieselben in dieser Gegend langohrige Schweine. Sie sind von dunkelgelber Farbe, ihr Fleisch hat einen angenehmen Geschmack und wird auch von den Negern gern gegessen. Wilde Schweine werden gewöhnlich durch Speerwürfe erlegt oder aber in Gruben gefangen. Durch derartige Fanggruben ist es nicht ungefährlich, durch gewisse Theile der Wälder zu gehen; der Reisende muß sich hier blindlings seinen Führern überlassen, die aus der Nachbarschaft gewählt werden, und deßhalb die Stellen genau kennen, wo Fallgruben angelegt sind. Im Osten und Norden findet man an Stelle dieses „schönsten aller Schweine" das Waldschwein, während in ganz Central-Afrika das widerwärtigste aller bekannten Borstenthiere heimisch ist — das Warzenschwein.

Hübsche Thiere.

In den Wäldern von Gaboon und dem Distrikt von Ogowe findet man mindestens zehn Arten von Antilopen, von der kleinen, kaum zwanzig Zoll hohen Zwergantilope, bis zur weißgestreiften Bangoantilope, welche die Größe eines Hirsches erreicht. Große Heerden dieser Thiere, wie man sie häufig in Central-Afrika sieht, sind natürlich in den dichten westafrikanischen Waldungen nicht zu finden. In Folge der großen Scheuheit und Schnelligkeit sind diese Thiere schwer zu jagen, sodaß auch die Neger sie meist in Gruben fangen. Eine gute Ausbeute gehört bei Antilopenjagden schon sehr zu den Seltenheiten. Obgleich die Wälder Wild die Menge enthalten, so trifft der Jäger sie doch selten und wäre es sehr thöricht anzunehmen, daß der Jäger nur das Gewehr auf der Schulter in die dichten Wälder der Tropen einzutreten brauche, um sofort rechts und links Wild abzuschießen.

Von den reißenden Thieren ist noch der Leopard hervorzuheben; man findet ihn an der ganzen Westküste und wird er irrthümlich mit dem Tiger verwechselt. In gewissen Gegenden findet er sich schaarenweise, wo er namentlich den Ziegen- und Schafheerden gefährlich wird, nicht selten greift er auch Menschen an. Während unser Reisender in einem Banschaka Dorfe weilte, wurde eine junge Frau vermißt, die von einer außerhalb des Dorfes gelegenen Quelle nicht zurückkehrte. Am folgenden Morgen entdeckte man Spuren, die auf einen Leoparden paßten. Wie gewöhnlich bei den westafrikanischen Negern, glaubte man auch in diesem Falle, daß Zauberei dabei im Spiele gewesen sei, irgend ein Dorfbewohner habe sich in einen Leoparden verwandelt und das arme Frauenzimmer aufgefressen.

Rasche Strafe.

Die Angehörigen der unglücklichen Frau begaben sich demgemäß zum Priester und Zauberer der Ortschaft, der dann auch bald den Schuldigen entdeckt hatte und ihm befahl, eine gewisse giftige Rinde zu zerkauen, wodurch eine Herzlähmung erfolgt, wenn das Gift nicht eiligst wieder ausgebrochen wird.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Abenteuer bei den großen afrikanischen Jagden vorfallen, da man niemals vorher weiß, welche Gattung reißender Thiere man gerade zu bekämpfen hat.

Eines Tages wurde ein Eingeborener durch einen Leoparden kaum eine Meile von meinem Lager getödtet. Man hatte das Gras in Brand gesteckt, wodurch das Thier instinktmäßig wußte, daß man ihm nachstellte.

Der Mann wollte gerade einen Trunk aus einem Quell nehmen, als der Leopard ganz unerwartet auf ihn herabstürzte. Ein anderer in der Nähe stehender Eingeborener bemerkte die drohende Gefahr und warf seinen Speer so geschickt in den Nacken, während das Raubthier sein Opfer in den Zähnen hielt, daß der Leopard sofort niederstürzte. Der verwundete Mann wurde augenblicklich heimgeführt, war aber so schrecklich zerfleischt, daß er noch selben Tages an seinen Wunden verblutete.

Bei einer anderen Gelegenheit wurden fünf Männer durch eine Löwin verwundet, davon zwei tödtlich: die Löwin wehrte sich dermaßen tapfer, daß sie schließlich mit zwei Speeren im Körper davon rannte. Ich war nicht bei diesem Anfalle zugegen, habe jedoch wiederholt Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit der Eingeborenen im Speerwerfen, welches nur auf kurze Entfernung vom Raubthiere geschehen kann, zu bewundern.

Die Neger essen alles, was wie Fleisch aussieht, außer den Raubthieren vom Vogelgeschlecht. Von letzteren giebt es einige, dem Federvieh gefährliche Arten, als große Falken und Adler. Manche Fleischarten, die

Eingeborene durch einen wüthenden Leoparden angegriffen.

(593)

in Europa und Amerika als ungenießbar gelten, wie Affen-, Ratten-, Krokodill- ꝛc. Fleisch, wurden mit Behagen verspeist. Das Melken ihrer Hausthiere verstehen die Neger nicht, weßhalb sie auch sichtlich staunten, wenn sie die Diener der Reisenden Ziegen melken sahen, um die Milch ihrem Herrn zu bringen; oft sahen sie verwundert zu, wenn die Weißen Eier verzehrten, was denselben ebenfalls eine unbekannte Diät war, obschon sie zahlreiche Schildkröten- und Krokodilleier wohlgemuth verzehren.

Mosquitos giebt es in ganz Afrika in Hülle und Fülle; ihnen am nächsten steht ein in Afrika erst seit zehn Jahren bekanntes Insekt — die Sandfliege, die, wie es heißt, durch ein brasilianisches Schiff eingeschleppt worden sein soll.

Dies Ungeziefer vervielfältigt sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Sie dringen unter den Nägeln in die Haut ein, wo sie in ein Nest Eier von der Größe einer Erbse legen; die Schwierigkeit besteht nun darin, das Einest zu entfernen, ohne es zu zerbrechen. Im günstigen Falle ist die Wunde leicht geheilt, während anderen Falles schmerzhafte Blasen entstehen und nur langsam heilen.

Ein weiteres interessantes Insekt ist der Goliath Käfer, welcher etwa einen Zoll lang ist. Dieser schwarzgelbe, oben weiß gesprenkelte Käfer ist in ganz Afrika heimisch, und bildet in seinen verschiedenen Arten einen Hauptbestandtheil unserer Käfersammlungen, sodaß häufig bis zu fünfundzwanzig Dollars für einzelne Exemplare bezahlt werden.

Der berühmte Gorilla.

Die allerberühmtesten Geschöpfe der afrikanischen Thierwelt sind unbedingt der Gorilla und der Chimpanse.

Der Gorilla ist der größte der menschenähnlichen Affen, ein zwar etwas kleines aber viel breitschulterigeres Wesen als der Mensch. Obschon des Gorilla bereits vor zweitausend Jahren durch einen karthagischen Feldherrn, Hanno, Erwähnung geschieht, so ist er doch bis zur Stunde nur unvollkommen bekannt. Sind jedoch die Erzählungen, welche über die Stärke und Wildheit des Gorillas vorliegen, halb wahr, so ist es kaum denkbar, daß jemals ein ausgewachsenes Thier dieser Gattung lebendig eingefangen werden kann, nachdem leider der junge nach Berlin gebrachte Gorilla dem nordischen Klima zum Opfer gefallen ist. Schon Haut, Schädel und Gerippe dieser Thiere zählen zu den werthvollsten und seltensten Stücken unserer Museen. Der zweite menschenähnliche Affe findet sich weniger selten, und ist unter dem Namen Chimpanse allgemein bekannt, wenngleich nur wenige vollausgewachsene Affen dieser Art nach Europa oder Amerika gelangt sind. Er ist von leichterem, hübscherem Körperbau wie der Gorilla, und bis zu sechszig Zoll lang. Während der Gorilla die dichtesten Urwälder aufsucht, ist der Chimpanse in der ganzen südöst-

Weltberühmtes Gorilla.

lichen Abtheilung von Südafrika, und scheint sich am liebsten in den Waldschonungen aufzuhalten; beide genannten Affenarten nähren sich hauptsächlich von Früchten, Nüssen und jungen Baumschoten, vielleicht auch Wurzeln.

Was die geistigen Fähigkeiten der gefangenen Chimpansen anlangt, so sind Alle darin einig, daß das Thier den begabtesten der Affenrassen zuzuzählen sei. Es lernt nicht nur seinen Herrn kennen, seine Freunde lieben, seine Feinde hassen, es ist auch wißbegierig, und thatsächlich lernbegierig. Jeder Gegenstand, den es einmal gesehen hat, steigt in seinen Augen an Werth, sobald er den Gebrauch desselben erlernt hat. Der Chimpanse ist gelehrig, eigenwillig, aber nicht hartköpfig, er wünscht sich alles Gute, zeigt Witz und Humor, ist einmal fröhlich und aufgeräumt, dann wieder niedergeschlagen und verdrießlich.

Ein menschenähnliches Thier.

Ist er verwundet, so hält er geduldig unter dem Messer des Chirurgen aus, und hat überhaupt, wenn auch nicht ganz Mensch, doch viele menschliche Eigenschaften. Es kann deßhalb nicht überraschen, daß die südafrikanischen Neger glauben, die Chimpansen seien einstmals Menschen gewesen, seien aber ihrer schlechten Charaktereigenschaften wegen, von denselben verstoßen worden und sind, da sie sich trotzdem nicht bessern wollten, auf ihre jetzige niedrige Stufe herabgesunken. Wenig weiß man über die Lebensweise des freien Chimpanse; gleich dem Gorilla lebt er nicht in großen Trupps wie andere Affenarten, sondern paarweise oder auch allein, und selten sieht man auch die Jungen in großen Haufen.

Die Jagd auf dieselben ist eine schwierige. Zwanzig bis dreißig Jäger sind dazu erforderlich. Einige müssen mehr als achtzig Fuß hohe Bäume besteigen und es den Chimpansen im Klettern zuvorthun, die dann in Netzen eingefangen und später mit Lanzen durchbohrt werden.

Stellt man sie auf diese Weise, so vertheidigen sich die Affen in blinder Wuth, reißen zuweilen dem Jäger den Speer aus der Hand und stechen rechts und links um sich herum; gefährlicher aber noch sind die Bisse ihrer starken scharfen Zähne, sowie die Riesenkraft ihres muskulösen Armes. Hier wie in Westafrika sind Legenden im Volke verbreitet, wonach die Chimpansen Menschen geraubt und in ihre absonderlich gebauten Nester in hohen Baumwipfeln gebracht haben sollen. Ob wahr, steht dahin.

Noch haben wir einer kleineren Affenart zu erwähnen, die, obwohl zahlreich in allen Urwäldern des Kontinents, doch vorzugsweise längs der Westküste, sowie in der Nähe des oberen Nils gefunden wird.

Der Name Meerkatze, unter welchem sie vielfach bezeichnet wird, wurde vor Jahrhunderten dieser kleinsten aller Affenarten gegeben, weil sie übers Meer nach Europa gebracht wurde und sie außerdem auch eine

gewisse Aehnlichkeit mit Katzen haben. Zu dieser Kategorie gehören auch die Lieblinge unserer Kinder, die zierlichen, streitlustigen, amüsanten Bewohner unserer Menagerien, die zu Zeiten selbst dem ernsten Professor ein Lächeln abnöthigen. Noch gehören dazu der graugrüne Affe, der weißbärtige Diana, der jähzornige schwarze Affe, der rothe Husarenaffe und zahlreiche andere Varietäten.

Es ist ein wahres Vergnügen einer Affenschaar im Walde zu begegnen; sie stellen ein wildes Chaos frischen Lebens dar, schreien und balgen, streiten sich und söhnen sich wieder aus, klettern, laufen, stehlen, schneiden Grimassen, alles dies kann man kurz nacheinander bei den Thieren beobachten. Als Oberhaupt ihrer Republik erkennen sie nur den stärksten an, kein anderes Gesetz hat Gültigkeit als dasjenige, welches durch die scharfen Zähne und starken Arme des Chefs erzwungen wird, sie glauben nicht, daß es eine Gefahr geben kann, aus der sie sich nicht befreien können, wissen sich in jeder Lage zurechtzufinden, haben keine Angst vor Dürre und Hungersnoth und bringen ihre Tage in ununterbrochener Bewegung und Lustbarkeit zu. Ihr Hauptmerkmal ist eine eigenthümliche Verbindung pedantischen Ernstes und frivoler Ungebundenheit, welche den Anfang und das Ende ihrer Tagesarbeit ausmacht.

Unverbesserliche Diebe.

Kein Baumwipfel ist ihnen zu hoch, kein Schatz sicher vor ihrem Angriff, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß die Eingeborenen des östlichen Soudan nur in Ausdrücken der Wuth und Verachtung von denselben reden. „Denken sie sich nur,"—so sagen sie,— „der klarste Beweis der gottvergessenen Natur des Affen liegt doch darin, daß sich dieselben niemals vor Gottes Gesandten beugen; alle übrigen Creaturen ehren und beten den Propheten an, möge Gottes Segen mit ihm sein! Die Affen allein verschmähen ihn! Der Landmann, welcher sich ein Amulet verschreibt und dasselbe in's Feld hängt, um Flußpferde, Elephanten und Affen zu vertreiben, die ihm seine Früchte abnagen, findet stets, daß nur die Elephanten dies Warnungssignal einigermaßen respektiren, dies ist ein Beweis dafür, daß der Elephant ein rechtschaffenes Thier ist, während der Affe von Gott zur Strafe in ein Zerrbild des Menschen verwandelt worden ist; ein Sohn des Ungerechten, gerade wie das Hippopotamus das Zerrbild eines schuldbeladenen Zauberers darstellt."

Trotz dieser Verurtheilung bleibt es für den unparteiischen Zuschauer ein anziehendes Schauspiel einen Trupp Affen zu beobachten, wenn sie im Begriff stehen, einen wohlüberlegten Raubzug auszuführen. Die Verwegenheit, welche sie dabei an den Tag zu legen pflegen, amüsirte mich nicht minder, als sie die Eingeborenen in Wuth versetzte. Unter Führung ihres alten Veteranenvaters schleichen sie sich an die Kornfelder, wobei

die Weibchen ihre Jungen vor sich her statt auf dem Rücken tragen, wobei die Jungen ihre Schwänze der größeren Sicherheit wegen, um denjenigen der Mutter schlingen. Zuerst avanciren sie mit großer Vorsicht, indem sie von Baum zu Baum springen.

Der Chef geht voran, während die Uebrigen ihm folgen, und zwar dermaßen sorgfältig, daß sie nicht nur den gleichen Baum, sondern auch auf die gleiche Stelle des Zweiges, auf welchem der Führer fortgesprungen ist, weiterhüpfen. Von Zeit zu Zeit erklimmt der Chef der Bande einen sehr hohen Baum und recognoscirt das ganze umliegende Terrain mit scharfem Blicke; ist die Luft rein, so kündet er dies der geschwänzten Räuberbande durch einen lauten Gurgelton an, im entgegengesetzten Falle stößt er einen schwachen Warnungsruf aus. Kommen sie dem Kornfelde nahe, so steigt die ganze Bande vom Baume herab, und eilt in lebhaften Sprüngen dem ersehnten Paradiese zu, worauf dann mit unglaublichem Eifer Hand an's Werk gelegt wird. Sie beginnen die Arbeit damit, daß sie sich die Mägen füllen. Wie der Blitz sind die Maiskolben und Durrah Aehren ausgerupft und verschwinden im Maule, bis die Backen ganz angeschwollen sind, und erst nachdem ihrer Freßsucht volles Genüge geleistet, wird eine kleine Pause gemacht. Sie fangen dann an, bei dem Ausraufen des Getreides wählerischer zu Werke zu gehen, und prüfen jeden Kolben und jede Aehre ganz genau, ehe sie dieselben ausrupfen, kommt ihnen aber doch ein fehlerhaftes Exemplar in die Hände, so wird es ohne Weiteres fortgeworfen. Sie sind dann aber derart wählerisch geworden, daß die Epikuräer zuletzt von zehn ausgezogenen Kolben nur einen oder zwei verzehren, den Rest jedoch fortwerfen.

Rascher Rückzug.

Alle Mitglieder der Bande setzen unbegrenztes Vertrauen in die Sorgfalt und Klugheit ihres Chefs. Letzterer ist denn auch so pflichttreu gegen seine Untergebenen, daß er wiederholt den reizendsten Bissen hinlegt, um, auf seinen Hinterbeinen stehend, scharf auszulugen, ob auch Gefahr im Anzuge sei. Nach jedem Ausschau meldet er das Resultat seiner Beobachtung durch einen Gurgelton, womit er andeutet, daß er nichts Beunruhigendes entdeckt habe, oder aber er stößt den eigenthümlichen unnachahmlichen Warnungsruf aus. Sobald dieser erschallt, ist die ganze Gesellschaft im Nu vereinigt, die Mütter rufen ihre Jungen und Alles ist zur Flucht bereit, die denn auch ohne irgendwelche Zeichen des Schreckens oder der Feigheit bewerkstelligt wird.

Die Gorillas und Affenarten scheinen in enger Stammesverwandtschaft mit dem Orang-Utang zu stehen, der in anderen tropischen Gegenden, namentlich in Borneo, heimisch ist. Aus der Schilderung eines Reisenden möge hier folgender Auszug Platz finden:

Ein Orang-Utang wird eingefangen.

„Man findet diese Affensorte in Borneo und dahin lenkten „Donnerstag" — (so hatte er seinen eingeborenen Begleiter benannt), der sich inzwischen immer mehr civilisirt und immer mehr unentbehrlich gemacht hatte, — und ich unsere Reise. Wir machten die Ueberfahrt auf einem Schiffe, welches chinesische Arbeiter an Bord hatte, und wahrlich! es war eine harte Reise bei scharfen Winden und hochgehender See. Endlich langten wir mit zehn Tagen Verspätung in Saraouak an und erkundigten uns sofort bei den eingeborenen Jagdkundigen, wo man am leichtesten das gesuchte Wild finden könnte. Sie empfahlen uns den Sadong Fluß, der östlich von Saraouak vorbeifließt, und in seiner ganzen Länge mit dichten Wäldern eingefaßt ist.

Ich miethete einen Dyak als Träger unserer Provisionen, worauf wir den Marsch antraten. Zwei Tage später schwammen wir auf dem Sadong-Flusse, woselbst mein brennender Wunsch in Erfüllung gehen sollte.

Die Arme länger als die Beine.

Orang-Utang ist ein malayisches Wort und bedeutet Waldmensch, welchen Namen eine Affenart trägt, die von schmaler Statur, kaum fünf Fuß hoch, aber kräftig gebaut ist, da sein Körper häufig zwei Drittel seiner Größe im Umfange mißt. Seine Arme sind ein Viertheil länger als die Beine, so daß, wenn er auf allen Vieren kriecht, seine Haltung halb aufgerichtet ist. Trotz aller gegentheiligen Behauptungen steht doch fest, daß er nicht gleich den Menschen blos mit den Beinen marschirt.

Die Orang-Utangs leben paarweise in den abgeschlossensten Partien des Urwaldes, und sind weniger geschäftig wie beispielsweise die Chimpansen, sie sitzen vielmehr den ganzen Tag mit gekreuzten Beinen auf einem Baumzweige, den Kopf in äußerst unbequemer Haltung vorgestreckt, während sie gelegentlich Trauerlaute ausstoßen. Werden sie verfolgt, so klimmen sie auf einen Baum, die Nacht bringen sie in einer Hütte zu, die sie für ihre Jungen erbaut haben, die sie mit großer Zärtlichkeit pflegen und für deren Bedürfnisse sie in nahezu menschlicher Pflichttreue besorgt sind. In der Jugend sind sie gelblich grau, welche Farbe sich aber mit den Jahren in schwarz verwandelt. Werden sie jung eingefangen, so sind sie der Zähmung und Häuslichkeit zugänglich, gerade wie die Chimpansen, werden sie jedoch älter, so sind sie mürrisch und gewaltthätig, und, was das merkwürdigste ist, die Stirn, welche bei den Menschen weiter vorsteht, tritt mit den Jahren mehr nach hinten zurück.

Gefährlicher Gegner.

Nachdem wir Tagelang erfolglos Ausschau nach den Orangs gehalten, rieth mir ein inländischer Führer, das Flußufer zu verlassen und uns tiefer in den Urwald hineinzubegeben, welchen Rath ich befolgte, indem

ich zwei Tagemärsche in die Tiefe des Forstes machte. Als ich eines Morgens mit der Untersuchung eines so eben von mir erlegten, kurios geformten Wildschweines beschäftigt war, hörte ich ein Rauschen in den Blättern eines überhängenden Zweiges, als ich hinaufblickend in einer Höhe von etwa dreißig Fuß einen riesigen Orang-Utang sah, der mich ansah und mit den Zähnen fletschte. Mein Träger gab mir ein Signal, welches wie ein Trauerzeichen aussah, was von „Donnerstag" mir jedoch als Aufforderung gedeutet wurde, die Bestie, welche voll ausgewachsen war, mit einer Explosivkugel zu erschießen.

„Es ist ein böser Kerl", fügte Donnerstag hinzu, „und alte Orangs sind stets gefährlich und jederzeit bereit Menschen anzugreifen." „Sehr wohl", antwortete ich. „Wie er uns angreift, werde ich ihn rasch mit einer Kugel zur Ruhe bringen."

Nun war es ganz richtig, daß mein sehnlichster Wunsch dahin ging, das Skelett eines ausgewachsenen Orang-Utang zu besitzen, ich zog aber doch vor, diesem Wunsche wenigstens so lange Schweigen zu gebieten, bis ich die Gelegenheit ausgenutzt hatte, die sich mir jetzt bot, nämlich die Bewegungen eines Orang-Utangs in seiner vollen Freiheit sorgfältig beobachten zu können.

Ich ersuchte meine Begleiter in ihre Hände zu klatschen, und ein lautes Geschrei zu erheben, um ihn zu reizen; das störte ihn aber wenig, er fuhr nur fort, uns anzustarren. Ich war nun grade im Begriff, dem Rathe meines Führers zu folgen und das Thier herabzuschießen, als der Affe ganz kaltblütig einen überhängenden Zweig griff und sich langsam von einem Baum zum anderen schwang, aber nicht rascher, als wir ihm folgen konnten, was wir auch thaten, bis das am Boden wuchernde Gestrüpp uns ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Ein Athlet würde diese Trapezübungen zwar mit mehr Grazie aber schwerlich mit weniger Anstrengung, als dieselbe den Orang-Utang anscheinend kostete, gemacht haben.

Entweder tödten oder getödtet werden.

Es war dies meine erste Begegnung mit dieser Thierart, und hörte ich, wie der abergläubische Dyak Donnerstag zuflüsterte, daß da ich den Orang nicht getödtet, das Thier mich erwürgen werde, welche Behauptung er durch Erzählung mancher früheren Vorkommnisse zu bekräftigen suchte. Er habe mehrere Reisende gekannt, die durch Orangs angegriffen und getödtet worden seien; mir würde sehr bald das gleiche Loos blühen, obwohl er zugestehen mußte, daß er niemals bei einem solchen Unglücksfall zugegen gewesen sei.

Als ich einige Tage nachher von einem langen Marsche im Urwalde, wo ich Insekten gesucht hatte, zurückkam, eilte mir einer meiner Lauf-

jungen entgegen, und rief erregt aus: „Rasch, nehmen Sie Ihr Gewehr zur Hand, ein großer, großer Orang-Utang!“

Kaum hatte er Athem genug hinzuzufügen, daß sich das Thier nahe dem Pfade, der zum Chinesenlager führte, aufhalte, als ich schon von Dyaken gefolgt dahineilte. Ein Lauf meines Gewehres war mit einer Kugel geladen, weshalb ich den Jungen Charley zu meinem Zelte schickte, um weitere Munition herbeizuschaffen für den Fall, daß das Thier so gütig sein würde, bis dahin auf mich zu warten. Wir gingen vorsichtig vorwärts, ohne den geringsten Lärm zu machen, machten aber von Zeit zu Zeit Halt, um Rundschau zu halten, bis Charley an die Stelle kam, wo er den Orang zuerst gesehen hatte. Ich lud nun den zweiten Lauf des Gewehrs mit einer Kugel und wartete, in der zuversichtlichen Hoffnung, das Thier bald von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Unmittelbar nachher hörte ich wie ein schwerer Körper sich von Baum zu Baum schwang, wegen des dichten Blätterschmucks konnte ich jedoch die Gestalt nicht sehen.

Da ich fürchtete, der Orang möge nun ganz entschlüpfen, so feuerte ich auf's Gerathewohl in den Baum hinein. Für eine so große Bestie bewegte er sich diesmal sehr rasch und ohne viel Geräusch zu machen, ich dachte mir aber, wenn wir der Richtung, die er einschlug, folgen könnten, mit der Zeit sich eine Gelegenheit bieten werde, ihn in einer Lichtung des Waldes auf's Korn nehmen zu können. Und so kam es denn auch.

Fällen den Baum.

Grade an der Stelle, wo er von Charley zuerst gesehen worden und wo wir jetzt wieder anlangten, kam der schwarze Kopf und die braune Seite des Thieres für einen Augenblick in Sicht. Ich bemerkte, daß er, den Pfad überschreitend, einen Fuß nachschleppte, als ob derselbe gebrochen sei. Wie dem auch sei, er konnte den Fuß nicht richtig gebrauchen, und zog sich in einen hohen Tulpen-Baum zurück, wo er sich hoch oben zwischen zwei Zweige legte, aber durch das dichte Laubwerk meinen Blicken entzogen war. Ich besorgte schon, er könnte dort verenden, wodurch ich um das ersehnte Skelett betrogen sein würde. Vergebens versuchte ich, die Dyaken zu bewegen, den Baum hinaufzusteigen und den Zweig, auf dem er saß, abzuhauen; sie hatten Furcht und machten auch kein Hehl daraus. Jetzt versuchten wir es mit allen möglichen Wurfgeschossen, aber auch vergeblich. Endlich gaben wir uns daran, den Baum umzuhauen; als wir aber den Stamm vom Stumpfe getrennt, lehnte der Baum blos etwas zur Seite, und wurde in dieser schiefen Lage durch zahllose wilde Weinranken, die sich zwischen diesem und mehreren benachbarten Bäumen eingerankt hatten, gehalten. Es würde eine ganze Nachtarbeit erforderlich gewesen sein, um alle Weinranken durchzuschlagen, wir gingen aber an's Werk, und hatten noch nicht lange gearbeitet, als der Baum so stark in's

Affen auf den Bäumen.

Wanken gerieth, daß der Orang-Utang mit einem gewaltigen Platsch zur Erde fiel. Als wir ihn ausmaßen, ergab sich, daß er ein Riese seiner Gattung war, da er, von Hand zu Hand gemessen, sechs Fuß Länge hatte. Als er stürzte, schleppte ihn der Chinese auf eine Tragbahre und brachte ihn zum Lager, wo Charley und ich selbst einen ganzen Tag gebrauchten, um sein Fell auszuputzen und das Skelett von den anhängenden Fleischstücken zu reinigen. Aus dieser meiner eigenen Erfahrung, wie aus anderen Beschreibungen, die ich gelesen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß, trotz aller Erzählungen des Gegentheils, der Orang-Utang niemals Menschen angreift, vielmehr sofort beim Anblick derselben die Flucht ergreift, wie mir dies von den zahlreichen chinesischen Holzhackern in Borneo bestätigt wurde.

Ein junger Orang-Utang.

Kurz nach diesem Vorkommniß fiel mir ein junger Orang-Utang in die Hände, den ich wenn möglich aufzuziehen beschloß. Einem Dyak gab ich Auftrag, eine Ziege für mich zu kaufen und nicht wieder zu kommen, ehe er eine solche aufgetrieben hätte. Inzwischen mischte ich Zucker, Brod und Wasser untereinander, welches er, nachdem er es anfänglich zurückgewiesen, endlich mit großem Wohlbehagen von meinen Fingern ableckte. Es zeigte sich jedoch, daß das Futter dem Thiere zu stark zusetzte und fürchtete ich bereits, er möchte mir unter der Hand sterben, als der Dyak mit einem Chinesen, der eine Ziege führte, anlangte. Wie alle Chinesen war auch dieser bezopfte Sohn des Reiches der Mitte ein scharfer Händler, er fordert anfangs hundert Rupien, ging aber schließlich, nachdem ich mich so stellte, als ob ich nichts um die Ziege gäbe, auf vierzig Rupien (fünf Dollars) herab, sodaß die Ziege mein Eigenthum wurde und mein junger Orang somit eine Stiefmutter erhielt, die seiner rechten Mutter an Zärtlichkeit nichts nachgab. Die Ziege pflegte und liebkoste den Affen als ob er ihr Junges wäre, was ein niedliches Schauspiel gewährte. Es dauerte nicht lange, so konnte der Bengel sich auf seinen eigenen strammen Beinen fortbewegen, sobald sich aber das geringste Geräusch hören ließ, lief er schnurstracks wieder zu seiner Amme und umklammerte sie mit seinen sehnigen Fingern.

Wenn er sich etwas weit von der Ziege entfernte und außer ihrer Gesichtsweite war, so hätte man das rührende Meckern der Ziege und seinen zärtlichen Erwiederungsschrei mit anhören sollen! Allmählich wurde er zutraulich gegen mich; nachdem er drei Monate alt geworden, gab ich ihm Bananen, die er sehr gern aß; später gewöhnte er sich auch an andere Früchte, über alles aber ging ihm die Milch der Ziege.

Er war leicht von Begriff, kannte alle in meinem Zelte befindlichen Gegenstände, wenn deren Namen ihm genannt wurden und brachte mir

dann stets das Verlangte, was sicherlich eine größere Leistung war, als Kinder von zwei bis drei Jahren sie vollbringen können. Während jedoch die letzteren gerade von dieser Zeit ab riesige Fortschritte machen, tritt beim Orang-Utang ein vollständiger Stillstand ein. Was ein solches Thier beim Ablauf des ersten Lebensjahres weiß, das behält es, lernt aber nichts weiter hinzu.

Ein gelehriger Affe.

Eines Tages wurde mir von einem Chinesen ein niedlicher Affe angeboten, den er theilweise gezähmt hatte. Das Thierchen erschien gegenüber meinem Orang-Utang wie eine Pygmäe, verstand jedoch mancherlei, konnte sich beispielsweise selbst füttern ꝛc., wozu mein Orang noch nicht befähigt war. So kaufte ich den Affen und that ihn in die gleiche Hütte mit dem Orang, wo sie bald gute Freunde wurden, der Affe jedoch als der erfahrenere sich als Oberhaupt gerirte.

Wollte er schlafen, so ruhte er nicht eher, bis sich auch der Orang legte und zwar erlaubte er demselben als Kopfkissen seinen eigenen zarten Körper zu benutzen. Diese Vertraulichkeit hatte jedoch ihre Kehrseite, da der Orang seinen kleinen Stammesgenossen gleichsam als Spielpuppe zu behandeln anfing; er ergriff zu Zeiten des Affen Ohren, Nacken oder Schwanz, schwenkte und drehte das kleine Thier ganz nach seiner Laune, bis dasselbe zu rasen und sogar zu weinen anfing, sodaß meine Dazwischenkunft nothwendig war, um dem rohen Spaß ein Ende zu machen. Wie alle Thiere lernte er bald die Stellung der einzelnen Mitglieder meiner Expedition unterscheiden und benahm sich gegen mich, als den Herrn und Meister, mit achtungsvoller Unterwürfigkeit.

Ich lehrte ihn in Milch gekochten Reis essen, seinen Löffel und Tasse gleich seinem kleinen Kameraden hantiren, welch' letzterer, nebenbei gesagt, ihm alles abstahl, was er erhaschen konnte. Beide waren Leckermäuler und mehr als einmal konnte man sie über irgend eine delikate Frucht in Streit gerathen sehen. In dem Maße, wie dem Orang-Utang die Zähne wuchsen, prägte sich auch Temperament und Charakter desselben schärfer aus und einem verzogenen Kinde ähnlich verlangte er, daß die ganze Umgebung sich seinen Launen fügen sollte.

Vor den Dyaken hatte er nicht den allergeringsten Respekt; trotzdem sie ihn wuschen und mit großer Sorgfalt pflegten, trachtete er doch, ihnen die Haare auszuziehen oder sie zu beißen, wie es ihm gerade einfiel.

Ich nannte ihn Joseph und den Affen Jack, — letzteren auf den Namen meines Chimpanse-Freundes, und beide antworteten prompt, sowie sie bei diesen Namen gerufen wurden. Ich war stolz auf Beide, wie auf ihre Fähigkeiten, und trug mich mit der Absicht, sie nach der Heimath einem Naturforscher zu senden, der Zufall wollte es jedoch anders.

Ihr hättet sie sehen sollen:—Jack eine Serviette um den Hals, an einem Tafelbrett sitzend und Messer und Gabel hantirend wie ein wohlerzogenes Kind, während Joseph, eine Serviette auf dem Arme ihn so feierlich bediente wie ein englischer Lakei. Selbstverständlich stahl er die besten Früchte für sich; aber ach! Niemand ist ja vollkommen glücklich! Es gab mir einen Stich in's Herz als ich Borneo verlassen und die Thierchen bei einem dortigen Freunde zurücklassen mußte.

Vielleicht ist das der einzig beglaubigte Fall, daß ein Orang-Utang in der Gefangenschaft großgezogen wurde, wobei namentlich die Wahrnehmung hochinteressant ist, in welcher Beziehung das Thier einem Kinde gleicht. In frühester Jugend lag das Thierchen fast immer auf dem Rücken, die Beinchen in die Luft gestreckt; hatte es nach etwas Verlangen, so legte es den Kopf einfach zurück und heulte bis ihm das Verlangte gereicht wurde. Seine ersten Gehversuche verriethen die gleiche Aengstlichkeit, wie bei Kindern, und hatte er ein paar Schritte gemacht ohne zu fallen, so schaute er uns mit triumphirenden, fast menschlichen Blicken an. Der Anblick einer Ziege brachte ihn stets in gute Laune, wie sie ein Kind beim Eintritt der Mutter zu zeigen pflegt. Ich gehe sogar soweit zu behaupten, daß ich bis zum Alter von nahe fünf Monaten, bei meinem Orang-Utang keinerlei Unterschied mit einem gleich alten Kinde gefunden habe, mit Ausnahme der rascheren körperlichen Entwickelung des Orang-Utangs, die ich weiter oben beschrieben habe.

Kapitel XXVII.

Berühmter afrikanischer Jäger.

Baldwin's Erlebnisse. — Ein Mann von seltenen Fähigkeiten. — Kühner Jäger. — Kaffern und Hottentotten. — Schreckliche Dürre. — Zwei stattliche Giraffen. — Gebrechlicher Wagen. — Eine alte Muskete. — Gieriger Kaffer. — Feindliche Wilde. — Lautes Schreien und Renommiren. — Die Gegend für brilliante Jagdabenteuer. — Schaaren von Elephanten. — Büffel und Rhinoceros. — Klare, brennende Sonne. — Erzählung eines jungen Afrikaners. — Baden in einem reißenden Flusse. — Bei Verfolgung eines Elephanten. — Fettes Fleisch und darbende Eingeborene. — Ungeheure Bestien verschwinden mit einem Zauberschlage. — Kanoes kentern und die Insassen ertrinken. — Wilde Männer, die sich fortwährend im Kriegszustande befinden. — Vorsichtiger Häuptling. — Prunkmahl unter freiem Himmel. — Kaffernmädchen als Aufwärterinnen. — Kaffernschönheiten werden beschrieben. — Geröstetes Giraffenfleisch. — Gewissenloser Schurke. — Sucht größtmöglichen Vortheil aus dem Handel zu ziehen. — Jagd auf Elenthiere. — Halsbrechende Fahrt. — Gefahren der Fallgruben. — Noch ein Abenteuer mit einem Elephanten. — Gefahrvolle Lage. — In gefährlicher Nähe eines Riesenthieres. — Schüsse, welche fassen. — Bekannter Vogel. — Ergreifender Tod eines Hundes. — Kämpfe mit Tigern. — Aufregendes Abenteuer im Urwalde. — Ungleicher Kampf. — Wilde jagen einen Büffel. — War zwischen stacheligem Dorngestrüpp gefangen. — Eine Bestie, die sich nicht treiben läßt. — Giraffenjagd. — Eigenartiges Thier. — Wunderbar schöne Augen. — Flinke Antilope. — Eine Krisis des Schicksals. — Heerden von Steinböcken. — Gefiederter Strauß. — Genrale Methode Wasser zu finden. — Die Küchlein des Straußes. — Schmecken nicht sonderlich fein.

Da es unser Bestreben ist, den Lesern einen Einblick in alle Verhältnisse des afrikanischen Festlandes zu geben, so verfolgen wir nicht nur die Thaten der großen Männer, deren Streben dahin ging, neue Entdeckungen zu machen, neue Handelswege zu erschließen und den Charakter der Eingeborenen zu veredeln; vielmehr haben wir auch dem geistigen Auge unserer Leser die ergreifenden Jagdabenteuer vorzuführen, welche William Charles Baldwin, Mitglied der königlich britischen geographischen Gesellschaft, in hochinteressanter Weise beschrieben hat, von denen wir im Folgenden einige Episoden reproduziren.

Herr Baldwin war nicht allein ein akademisch gebildeter Mann, den seine Kenntnisse zur Mitgliedschaft der angesehensten geographischen Gesellschaft des Erdkreises befähigte, er war auch passionirter Jäger-Freund von Urwäldern und Prairien, ein Mann von starken Nerven und großer Ausdauer, der wahrscheinlich eine größere Anzahl gefahrvoller Jagdabenteuer in den afrikanischen Wildnissen durchlebt hat, als irgend ein anderer Jünger Nimrods. Indem wir dem Leser einige derselben vorführen, lassen wir Herrn Baldwin selbst darüber sprechen.

Ich war, so erzählt er, nunmehr in der südafrikanischen Wüstenei ausschließlich auf meine eigenen Hülfsquellen angewiesen, und zwar mindestens auf die nächsten zwölf Monate. Meine Begleitung bestand aus

drei Kaffern, zwei Hottentotten, einem Treiber und Hinterreiter, dazu einem Wagen, achtzehn Ochsen, einer Kuh mit Kalb, fünf Pferden, sieben Hunden, außerdem noch Gewehren, Schießpulver und Blei, Perlen, Draht und einem Vorrath von Thee, Kaffee, Mehl ꝛc., der auf eine zwölfmonatliche Reise berechnet war.

Es ist natürlich ein ganz absonderliches Gefühl, wenn ich an die Strapazen einer täglichen Fahrt mit elf Ochsenwagen, deren ganze Leitung mir oblag, zurückdenke; es war jedoch mein eigenes Werk, meine freie Wahl gewesen.

Wir befinden uns hier im ersten Regierungsgebiet des neuen Kaffernkönigs; er führte eine gewaltig hochfahrende Sprache, und hat meine Hottentotten dadurch sehr wesentlich eingeschüchtert, sodaß sie mit langen Gesichtern um mich herumschleichen um zu hören, was ich zu thun gedenke. Meine stereotype Antwort lautet: „Sofort weiter marschirt, damit wir so rasch als möglich dieser Gegend den Rücken kehren.“ Eine Unmasse von Elephanten und Giraffen ist meinem Gewehre zum Opfer gefallen, wohingegen ein Löwe zur Nachtzeit einen meiner Ochsen fortschleppte und ungestraft entkam.

Schreckliche Dürre.

Gegen Glasperlen wurden mir circa sechshundert Pfund Kaffee und Korn überlassen, sodaß der Wagen übervoll bepackt ist. Die armen Ochsen sind sehr zu bedauern, sintemalen sie das Fuhrwerk durch tiefen, schweren Sand schleppen müssen, dabei die glühende Sonne über sich haben und seit zwei Tagen nicht einmal ihren brennenden Durst durch einen labenden Trunk Wassers zu stillen im Stande sind. Wir müssen jetzt vorzugsweise Nachts reisen, da die Thiere während der Tageshitze nicht mehr vorwärts zu bringen sind. Ein Gläschen kalten, klaren, sprudelnden Wassers wäre jetzt das luxuriöseste, was man mir vorsetzen könnte; was wir unter dem Namen Wasser hier bekommen, ist eine stagnirende, moderige Flüssigkeit aus Brunnen der Kaffern, welche sorgfältig mit Dorngehegen umzäunt sind, damit das Wild sie nicht leer trinkt. Zwei stattliche Giraffen spazierten gestern parallel mit meinem Wege, und zwar eine halbe Stunde lang, höchstens vierhundert Yards von mir entfernt; ich ließ die Thiere jedoch ruhig gewähren, da Fleisch in Hülle und Fülle vorhanden war.

Seit Menschengedenken hat man hier keine solche Dürre gekannt wie sie jetzt herrscht, sodaß das Reisen in diesem Durstlande keine Kleinigkeit ist. Man hat nicht nur selbst Entbehrungen aller Art zu erdulden, sondern auch noch für die Begleitung und das Vieh zu sorgen. Namentlich macht mir mein Wagen viel zu schaffen, das Möbel ist siebenundzwanzig Jahre alt und in Folge dessen gebrechlich und altersschwach; trotzdem hoffe

ich, das Gestell mit Hülfe frischer Felle und Rhinoceroshaut-Striemen nothdürftig zusammenzuflicken. Man hat in einem solch' ausgedörrten Lande genug Entbehrungen zu erdulden, statt noch dazu in steter Furcht leben zu müssen, daß der Wagen eines schönen Tages mitten in der Wildniß zusammenbrechen könnte. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß ich die einem Entdecker nothwendigen Eigenschaften ziemlich vollständig besitze, wie beispielsweise: Kerngesunder Körper, dabei an das heiße Klima gewohnte Konstitution, außerdem ewig unverwüstlichen Humor, sowie die Gabe, mit Eingeborenen, Kaffern und Hottentotten mich auf guten Fuß zu stellen, sodaß sie alle meine Anordnungen bereitwillig befolgen, zumal sie erkannt haben, daß ich für ihr Wohlbefinden mich nicht minder besorgt zeige, als für mein eigenes. Ich habe keine Verwandte und Freunde, an die mich derartige Bande ketten, daß ich jetzt in deren Nähe zu sein wünschte. Niemals habe ich mich mit nachträglicher Reue geplagt, sondern stets getrachtet, in der Gegenwart mich glücklich zu machen. So bemühe ich mich denn nach Kräften, jeder Sache die beste Seite abzugewinnen, und bin jetzt mit Leib und Seele bei dieser Reise interessirt.

Ich habe kürzlich ein zweiläufiges Gewehr empfangen, es ist die vollkommenste Schießwaffe, die mir jemals durch die Hände gegangen ist. Sie schießt mit jeder Pulverladung vollkommen richtig; ich fürchte jedoch, daß mich der starke Rückstoß eines schönen Tages aus dem Sattel heben wird.

Aus dieser Probe wird der Leser schon gemerkt haben, daß Baldwin seine Erlebnisse von Tag zu Tag erzählte.

Verdruß wegen einer alten Muskete.

Ein Kaffer brachte ein altes Gewehr, welches er reparirt haben wollte; als ich nun an dem Schlosse herumhantirte, brach dasselbe in Stücke, sodaß es unmöglich wurde, das Gewehr wieder schußgerecht zu machen. Es war verlorene Liebesmühe, daß ich ihm auseinandersetzte, wie ich alles mögliche gethan, ihm gefällig zu sein, ohne irgendwelche Gegenleistung dafür zu verlangen, daß der Bruch reine Zufallssache sei, daß die Waffe schon vollständig werthlos war, als er sie mir zur Reparatur gab, und aus diesem Grunde durch den Bruch nicht noch schlechter habe werden können, — er wollte auf nichts hören; ich hätte ihm das Gewehr zerbrochen und müßte ihm Ersatz dafür geben. Da er nun ein einflußreicher Mann, Bruder von Chapeau, war, und eine starke Truppenabtheilung befehligte, so mußte ich in den sauren Apfel beißen, seine alte Muskete behalten und ihm eine andere, die den dreifachen Werth der seinigen hatte, dafür hergeben.

Mit Kaffern kann man nicht argumentiren, der Biedermann sagte einfach: ein Weißer, Namens Wilson, habe das Gleiche gethan, — das

heißt, er zerbrach auch seine Muskete, während er mit deren Reparatur beschäftigt war, ging dann aber ohne Murren zu seinem Wagen, holte ein neues Gewehr und übergab es ihm. Ich bezweifle diese Angabe keineswegs, er besaß eine Menge Gewehre. Nach Kaffernanschauung ist ein Gewehr aber — ein Gewehr.

Dem Wagen folgte ein Trupp Bamangwatos, die mit Speeren, Aexten, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Auch zwei Gewehre führten sie bei sich. Sie verlangten einen Tribut von uns, ehe sie mir gestatten wollten, in ihrem Gebiete der Jagd obzuliegen; würde ich dies trotzdem wagen, so sei unser aller Tod beschlossen. Meine Leute führten das große Wort, namentlich August, ein kräftiger Kaffer, der rief, wenn sie kämpfen wollten, so möchten sie nur anfangen, wir seien vollständig vorbereitet, zumal wir Gewehre und Pulver in Ueberfluß besäßen. Ich sagte garnichts, ließ den Dingen vielmehr ihren Lauf und befahl lediglich, daß der Wagen weiterfahren solle, die Bamangwatos möchten dann thun, was sie nicht lassen könnten. Gegen Abend vertheilte ich Munition, Wachen wurden ausgestellt und Jedermann schlief, das Gewehr im Arme haltend. Meine Leute schwätzen zum Ueberdruß viel, was sie aber im Momente der Gefahr thun werden, ist mir nicht ganz klar. Ich habe nicht viel Vertrauen zu denselben, fürchte mich aber auch nicht vor den Kaffern, es sei denn, daß sie mich ungesehen überraschen würden, — aber mein gutes Gewehr und ich sind unzertrennliche Begleiter.

Eine brillante Jagdgegend.

Der Fluß hat eine ungeheuere Breite, sodaß ich keine Möglichkeit sehe, wie ich ihn durchkreuzen mag, weiß ich doch nicht, nach welcher Richtung er läuft; überdies sieht man, soweit das Auge reicht, nichts als hohes und dickes Schilfrohr, durch welches ich mir unmöglich einen Weg bahnen kann. Offenbar ist die Gegend ein sicherer Zufluchtsort für alles Wild und alle Raubthiere von Südafrika. Ich habe nie etwas ähnliches gesehen, überdies versichert mir mein Hottentott, daß bis zum Ngami See, elf Tagereisen von hier, ganz gleiche Verhältnisse herrschen. Dies ist zwar nicht sehr weit, doch ist der Sand dermaßen schwer, daß die Ochsen nur langsam vorwärtsrücken und nur kurze Etappen machen können. Gutes Wasser giebt es hier genügend, doch war diese Annehmlichkeit durch die Anwesenheit unzähliger Mosquitos mehr als ausgeglichen.

Es giebt kein Land der Erde, welches in Beziehung auf herrliche Jagdgefilde mit Afrika konkurriren könnte, es muß jedoch zugestanden werden, daß die Stelle, welche wir jetzt durchkreuzen, armseliges Wüstenland ist, wo höchstens ein Paar miserable Ziegen ihre Existenz fristen können. Nur an den Enden der schilfbewachsenen Moräste giebt es etwas Gras und doch befinden wir uns jetzt im Winter (der Regenperiode). Obschon

Afrikanische Elephantenheerde.

die Sonne am Tage übermächtig ist, zittert man doch früh Morgens vor Kälte und man entschließt sich nur schwer vor Sonnenaufgang die Decke abzuwerfen.

Gestern hatte ich die frische Spur einer Elephantentruppe entdeckt, schwere Männchen in Begleitung von Weibchen, die ich bis zum Wasser verfolgt hatte. Ueber Nacht wurden alle Hunde festgemacht und kein Feuer unterhalten, da wir mit den Wagen den Elephantenpfaden zu nahe waren. Glücklicherweise war uns der Wind günstig, sodaß ich mit Tagesanbruch in Begleitung von John zur Tränke ging um zu sehen, ob sie Nachts getrunken hatten, was wir nun fanden nicht der Fall gewesen war. Heute warte ich nun ruhig ab, ob sie heute auch zur Tränke kommen, wenn nicht, so verfolge ich sie morgen auf der alten Spur, weil sie, da sie nun heute nicht zur Tränke kamen, unbedingt inzwischen eine andere entdeckt haben, da sie mindestens um die zweite Nacht ihren Durst stillen müssen.

Es giebt hier Büffel, Rhinocerosse und Giraffen die schwere Menge, allein daran lag mir nicht viel. Die Elephanten sind scheu und sehr schwer zu beschleichen, zumal ihnen jetzt so stark nachgestellt wird,—kennt doch jeder Wilde den hohen Werth des Elfenbeins. Ich habe mir heute die Zeit mit Fischen zu vertreiben gesucht, weil ich keinen Schuß abzufeuern wagte, aus Furcht die Elephanten dadurch fortzutreiben; das Wasser war jedoch zu klar; dazu schien die Sonne, so hell, daß die Flußthiere nicht anbeißen wollten.

Ein kleiner Negerknabe.

Für dieselbe Flinte, die ich, wie ich oben erzählt habe, mit in den Tausch nehmen mußte und demnächst wieder nothdürftig zusammenflickte, kaufte ich einen kleinen Masura Knaben, ein Kind von zwei Jahren von intelligentem Aeußeren und noch nicht ausgemergelt, den ich Leche nannte; es ist ein kleines reizendes Geschöpf und bin ich sehr von demselben eingenommen. Das kleine Wesen war von einer Schaar Bamangwatos, die von einer Jagd auf Füchse, Schackals, Luchse, wilde Katzen etc. zurückkehrten, am Wege gefunden worden. Die ganze Nacht hielten sie bei meinem Wagen und der Eigenthümer des Knaben brachte ihn zu mir. Da mir mein Dollmetscher sagte, die Leute würden, falls ich den Knaben nicht in meine Obhut nähme, das arme Wesen möglicher Weise unterwegs aussetzen, fühlte ich Mitleid für denselben und kaufte ihn den Wilden ab, da ich mir leicht denken konnte, welches Schicksal das arme Wurm erwartete, selbst wenn sie es mit nach Hause nahmen — ein Sklave der Bamangwatos, die selbst nichts zu beißen und zu brechen haben! —

Als wir eines Nachmittags nahe an einem Flusse ausspannten, sahen wir, daß Nachts vorher dort ganz in der Nähe eine Heerde Elephanten zur

Von einem wüthenden Elephanten verfolgt.

Tränke hinuntergestiegen war, weßhalb wir alle nöthigen Vorbereitungen trafen, um dieselben folgenden Morgens jagen zu können.

Mit Hülfe von Kanoes brachten wir die Pferde an's jenseitige Ufer, welches 300 Ellen entfernt war, doch hatte der Fluß keine starke Strömung. Das Wasser war hier entzückend kalt und klar, ein Göttertrank in diesem Wüstenlande.

Ein Riesenthier.

Am anderen Ufer fanden wir die Spur von drei männlichen Elephanten, aber nicht früher, als bis wir die Würfel geworfen hatten und der Zauberdoktor uns prophezeit hatte, daß wir die Elephanten finden würden, sowie ferner, daß ich ein männliches Exemplar mit einem langen und einem kurzen Zahne schießen würde.

Schweigend folgte ich den Männern, die durch dichtes Dorngestrüpp marschirten. Ich hatte ein Vorgefühl, daß wir in der Nähe der Elephanten seien, und nahm deßhalb mein Gewehr in die Hand. Etwa drei Minuten später sah ich an den Gestikulationen der Masaras, daß die Bestien in Sicht waren. Die Hunde wurden losgelassen, flogen in's Dickicht, und einen Moment war alles still, dann begann das Gekläff der Hunde, welches sofort durch Trompetengeschmetter aus dem Rüssel eines männlichen Elephanten beantwortet wurde. Ich eilte, so rasch mich meine Füße tragen konnten, nach der Stelle, von wo das Gebrüll kam, als mir ein Eingeborener zurief: „Kommen Sie hierher, Herr," worauf ich zu ihm hineilte.

Ich hörte hinter meinem Rücken einen Schuß, drehte mich um, und sah wie ein Elephant Reißaus nahm. Obschon das Gebüsch ungemein dicht war, gab ich doch Feuer auf das Thier und traf dasselbe in die Hüfte, worauf es sich tiefer in's Gebüsch zurückzog, immerfort brüllend und die Hunde nach allen Seiten abwehrend. Unglücklicherweise hatte sich das Zündhütchen im Zündloch festgesetzt, sodaß einige Zeit verloren ging, bis ich dasselbe entfernt hatte, da ich die Spitze meines Messers abbrach; es gelang mir jedoch schließlich, das Zündloch mit Hülfe einer Nadel freizulegen.

In meiner Begleitung waren fünf Leute, die Gewehre trugen, keiner war jedoch zum Schuß gekommen, die Kaffern schienen überdies zu glauben, ich habe Furcht; als ich jedoch mein Gewehr wieder in guter Ordnung hatte, ritt ich in's Dickicht hinein, wobei ich jedoch die Vorsicht gebrauchte, eine lichte Stelle für den eventuell nöthigen Rückzug auszuwählen. Als ich dem Monster auf fünfundzwanzig Schritte nahegekommen war, warf es seinen Rüssel in die Luft und sprengte geradeswegs auf mich zu.

Mein Pferd stand wie eine Mauer, ich schoß darauf eine Spitzkugel, wovon fünf auf ein Pfund gehen, bei einer Pulverladung von sechs

Prunkmahl bei einem Negerhäuptling.

Drachmen, die in's Schulterblatt des Thieres eindrang. Fleisch und Knochen konnten gegen die Gewalt dieses Geschosses nicht Stand halten, der Elephant wankte und hinkte noch bis auf fünfzehn Schritte auf mich zu, dann kamen die tapferen Gefährten endlich mir zu Hülfe und gaben ihm eine volle Salve, als er schon auf der Breitseite lag, und — alles war mit ihm vorüber.

Obgleich die übrigen Elephanten nicht weit entfernt sein konnten, so war doch für heute die Jagd zu Ende, da der Anblick solcher Fleischmassen für die halbverhungerten Masaras unwiderstehlich war; kein Gebot würde für sie hoch genug gewesen sein, um noch weiter den übrigen Elephanten nachzuspüren, weßhalb dann die Jagd zum folgenden Tage verschoben wurde.

Große Elephantenheerde.

Mit Morgengrauen setzten wir über den Fluß, nachdem ich für den Gebrauch der zwei alten, aber uns unentbehrlichen Kanoes ein Säckchen Pulver und eine Menge Blei entrichtet hatte. Wir fanden bald die Spur von einer großen Elephantenheerde, welche wir unablässig bis gegen vier Uhr Nachmittags verfolgten bis zu einer Gruppe Mapani-Bäume, welche große Aehnlichkeit mit einer Birke haben und deren Blätter auch jetzt im Winter im blühendsten Grün prangten. Hier fanden wir eine Heerde von fünfzig bis sechszig Elephanten, alle Weibchen und Junge. Sie waren ruhig am Grasen, sobald sie uns jedoch kommen sahen, verschwanden sie wie durch Zauberschlag, und als die Hunde gegen sie anschlugen, stoben sie nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Ich schoß einen alten Büffel nieder, von dessen Fleisch die Masaras und Makubas ein Nachtmahl bereiteten, das heißt, sie aßen die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen.

Am nächsten Morgen stießen wir auf einen Trupp von etwa einem Dutzend männlichen Elephanten, die sich in einem dichten Hagedorngebüsche in der Nähe des Flusses verborgen hielten. Als sie dasselbe durchbrachen, ritt ich hinter ihnen her, suchte mir den größten Elephanten aus und fing laut an zu schreien. Als ich auf ihn zuritt, ging er mir aus dem Wege, drehte sich aber nach mir um, als ob er fragen wollte, woher ich mir die Frechheit nähme, ihm so nahe zu kommen, da ihn die Nase des Pferdes schon berührte, worauf ich ihm als Antwort eine Kugel in die Schulter jagte und dann eiligst das Weite suchte. Während ich wieder lud, verlor ich das Thier aus den Augen, galoppirte deßhalb seiner Fußspur nach, bis er mich nahezu mit dem Rüssel erfaßt hätte, da er plötzlich bei einer scharfen Biegung neben mir stand. Er hatte offenbar auf der Lauer gestanden, griff mich wüthend an und trompetete ganz entsetzlich; das Pferd wie der Blitz umdrehen, ihm die Sporen tief in die Weichen zu drücken, und den Kopf auf den Hals des Thieres geduckt davon zu sprengen, war

Wilde Jagd auf drei Elenthiere.

das Werk eines Augenblicks. Es war ein knappes Entkommen, sein Rüssel berührte schon das Hintertheil des Pferdes. Ich stürmte durch ein Dickicht, welches ich bei ruhiger Betrachtung für undurchdringbar gehalten hätte, kam allerdings auch nicht unversehrt hindurch; meine Hunde waren von den Dornen buchstäblich zerfleischt, von meiner Hose aus Ziegenfellen hingen mir nur noch Fetzen am Leibe. Ich jagte dem Elephanten noch ein Paar Kugeln in seinen Riesenleib und verlor dann seine Spur. Die Hunde zitterten vor Furcht und waren nicht von den Hufen des Pferdes wegzubringen.

Die Bemannung eines Bootes ertrinkt.

Die ganze Umgegend hat ein flaches, sehr ungesundes und uninteressantes Aussehen, an einem Ende sumpfiges Rohrdickicht, an der anderen Flußseite und den meisten anderen Stellen dichte Waldungen. Von den Eingeborenen erfahre ich, daß man kaum in drei Tagen den See umreiten kann, die Stechfliege jedoch das Mitführen von Pferden unmöglich macht. Die Eingeborenen fürchten sich den Fluß in beladenen Kanoes zu kreuzen, da bei eintretendem starkem Winde das Wasser sehr unruhig zu werden pflegt. Kurz vor meiner Hierherkunft waren drei Kanoes umgeschlagen und alle Insassen ertrunken. Nicht weit von der südlichen Spitze, an der Straße, die zur Walvishbai führt, findet sich ein hoher Felsenabhang, die Lechulatebe zur Festung eingerichtet hat im Falle er angegriffen werden möchte. Diese Kaffern führen ewig Krieg, wobei sie stets Vieh wegtreiben. Ich konnte von diesem Theile des Sees nur einen unvollkommenen Anblick erhaschen, muß jedoch offen bekennen, daß das Wenige, was ich sah, mich sehr enttäuscht hat. Der Häuptling begleitete mich und gab mit Hilfe eines Dolmetschers jede wünschenswerthe Auskunft, wie er sich überhaupt freundlich und zuvorkommend gegen mich benahm.

Von Herzen scheint er kein übler Kerl zu sein, ist aber doch ein schauderhafter Bettler und äußerst vorsichtig. Er scheint es für unmöglich zu halten, daß ihm irgend etwas von ihm Erbetene, noch abgeschlagen werden könnte, denkt auch nicht daran, irgend welche Gegengeschenke zu machen, verlangt meine Sachen zu Spottpreisen und fordert exorbitante Preise für seinen Schund. Er ist ein junger thätiger Mann, selbst Elephantenjäger, besitzt gute Gewehre und ist ein vortrefflicher Schütze. Bei der Rückkehr schwamm ich durch den etwa dreihundert Yard breiten Fluß, wonach er mich zum Essen einlud. Dasselbe wurde im Freien servirt, wobei wir von den niedlichsten Mädchen des Kraals bedient wurden, die vor uns hinknieten und die mit Speisen bedeckten Tischgeräthe vor uns hin hielten.

Die Kleidung der Kaffern besteht lediglich aus einem Fell, das sie um ihre Lenden tragen. Die Beine, Hals und Taille sind mit Perlen aus Glas, Elfenbein, Messing und Kupfer verziert.

Ich glaube kaum, daß hübschere Mädchengestalten, als ich bei den wohlgenährten Kaffernfamilien gesehen habe, in der ganzen Welt zu finden sind. Sie haben schmale Hände und Füße, schön gerundete Arme, zarte Arm- und Fußgelenke, Augen und Zähne sind unübertrefflich schön, dabei sind sie flink und biegsam wie eine Weide.

Man sagt zwar, auf dieser Welt existire keine vollkommene Glückseligkeit, immerhin glaube ich, daß ein Kaffernhäuptling einem solchen Zustande näher kommt als die übrigen Sterblichen; sein leisester Wunsch ist Befehl, Widerspruch kennt er nicht, übt jeder Zeit unumschränkte Gewalt über Leben, Hab und Gut seiner Unterthanen aus, dabei kann er eine ihm gutdünkende Anzahl Frauen nehmen und nach seiner Wahl wieder entlassen, man pflegt ihn wie ein Kind, und jeder Laune, Wunsch und Kaprice wird ganz und voll Genüge geleistet. Elfenbein und Straußenfedern werden ihm von allen Seiten zugetragen, die er an die Händler gegen alle möglichen Luxusgegenstände vertauschen kann.

Unser Mittagessen bestand aus geröstetem Giraffenfleisch, welches in Talg und Fett schwamm. Ich lebe in Rom stets wie ein Römer, esse überall, wenn eben möglich, alles was mir vorgesetzt wird, und schließe die Augen, wenn ich übel fühle. Die von den Kaffern hergerichteten Wildbraten suchen in Beziehung auf Haut Gout und feinen Wildpretgeschmack ihres Gleichen in der ganzen Welt. Sie kennen an jedem Wild die schmackhaftesten Fleischstücke und lachen darüber, wenn wir Weiße solche Stücke wegwerfen. Aber genug hiervon; jedenfalls mundete mir das Essen ganz ausgezeichnet. Vielleicht möchte ein Mann mit einem andern Magen manches an der Herrichtung der Fleischspeisen auszusetzen gehabt haben, mir hat die Zubereitung außerordentlich gefallen. Alles bleibt schön warm und nichts kann überlaufen oder verloren gehen. Dabei war alles peinlich sauber, während die Sklaven mittels Schackalsschwänzen die Fliegen abwehrten.

Raffinirter Gauner.

Später tauschte ich meinen Hut mit dem Häuptling gegen ein Paar lederne Werkzeuge ein, mußte jedoch Perlen, Messer, Gabel und Löffel als Zugabe beifügen. Der Gauner hatte in dieser Beziehung gar kein Gewissen, nachdem er mich auf's Blut geplagt hatte, ihm noch eine Portion Thee zu geben, von dem ich ihm bereits ein Pfund geschenkt hatte, zu welchem Zwecke er dem Boten eine riesige irdene Schüssel mitgab, die mindestens zwei Blechbüchsen Thee gefaßt haben würde, und that später sichtlich entrüstet ob der winzigen Quantität des in der Schüssel liegenden Thees. Dann quälte er mich um Mehl; als ich ihm nun einen Austausch für ein doppeltes Quantum Korn vorschlug, erklärte er, in seinem ganzen Lande gäbe es nicht ein Körnchen. Er lügt wie ein Landsknecht,

und lacht ganz gemüthlich, wenn man ihn bei einer Unwahrheit ertappt. Dabei ist er jedoch gutmüthig; übrigens können die Kaffern sich durchweg gut beherrschen, sodaß es selten zu Raufereien kommt.

Baldwin setzt nun die Schilderung seiner Jagdabenteuer fort, indem er schreibt:

Heute habe ich das Glück gehabt, ein herrliches fettes Elenthier zur Strecke zu bringen. Von Januar, zweien meiner eigenen Leute, sowie von sieben Bakalaharis begleitet, segelten wir los und fanden bald frische Spuren, denen die Kaffern unermüdlich folgten; sie ließen uns einen wahrhaften Kreis beschreiben. Obschon Alle mäuschenstill waren, mußten die Elenthiere doch Wind von uns bekommen haben, da uns ihre Spuren zeigten, daß sie in vollem Galopp davongeeilt seien. Januar nahm dann die Spur auf, klammerte sich an den Zügel und hielt das Pferd in wunderbarer Weise in stetigem Galopp. Ich folgte seiner Spur auf einem sehr raschen Pferde, welches den Namen Ferus (furchtlos) trug, während Januar den Galopp durch das Dickicht fortsetzte, bis wir endlich drei Elenthiere in Sicht bekamen. Die übrigen Leute hatten jetzt ihre Schuldigkeit gethan, nunmehr kam jetzt die Reihe an mich. Ich behielt die Thiere im Auge, bis wir an eine hellere Lichtung kamen, wo ich Ferus die Zügel schießen ließ, und Hals über Kopf den Thieren entgegenstürmte. Die Elenthiere führten mich nun um die von den Kaffern gelegten Fallgruben, die ich umreiten mußte, bis mich mein guter Gaul endlich ganz nahe an eine feiste Elenkuh heranbrachte, die ich vom Sattel zielend niederschoß.

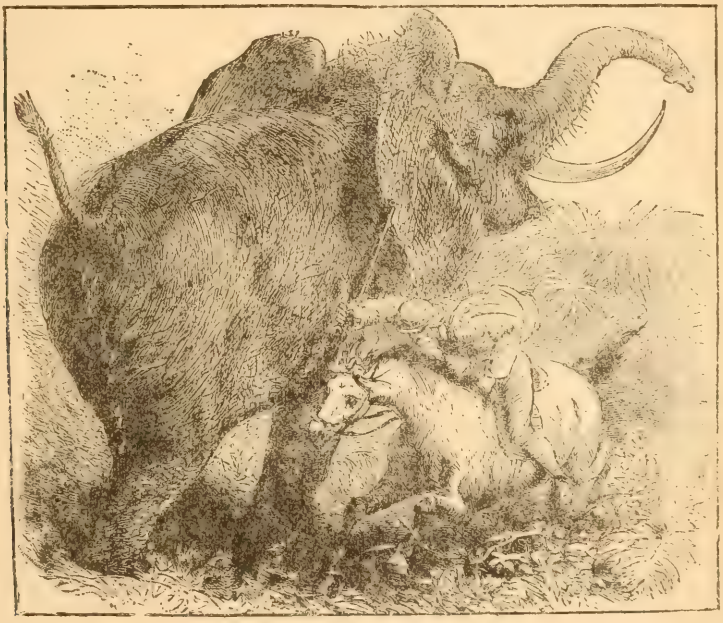
Knappes Entkommen.

Eines Tages stieß ich auf fünf Elephanten, sprengte hinter denselben her, sonderte den größten derselben ab, und gab ihm zur Beruhigung ein Paar bleierne Pillen, als er plötzlich stehen blieb, sich umwendete und auf mich zustürzte. Mein neugekauftes Pferd, Kebon, welches ich zum ersten Male ritt, blieb vor Schrecken auf dem Platze stehen. Ich wollte nun dem Elephanten einen Kernschuß in die Brust senden, so oft ich aber anlegte, schüttelte mein Pferd mit dem Kopfe, sodaß ich dadurch am richtigen Zielen gehindert war. Während ich das Pferd zu beruhigen suchte, kam der Elephant heran, worauf ich auf's Gerathewohl nach ihm feuerte. Ob nun die Kugel in unangenehmer Weise dem Pferde am Ohre vorbeipfiff oder nicht, kurz, das Thier bäumte sich, schleuderte die Vordertrense ab, die Gebißkette wurde gesprengt und drehte ihm das Gebiß im Munde um.

Der Elephant war höchstens zwanzig Schritte von mir entfernt, die Ohren gleich zwei Riesenfächern hoch aufgerichtet; dabei stieß die Bestie ein fürchterliches Gebrüll aus. Da ich alle Gewalt über mein Pferd verloren

hatte, so spornte ich es so tief ich konnte, als Kebon gradewegs auf den Elephanten zusprang; schon hielt ich mich für unrettbar verloren, ich lehnte mich ganz nach der dem Elephanten abgekehrten Seite, und als ich hart an ihm vorbeischoß, fühlte ich den Rüssel an meinen Kleidern.

Ich zog die Sporen ein und brachte dadurch das Pferd zwischen den naheſtehenden Bäumen zum Stehen, wobei das Thier jedoch dermaßen gegen einen Baum stieß, daß es mich nahezu abgeworfen hätte. Ich weiß noch heute nicht, wie ich es fertig brachte, mein vierzehn Pfund schweres Gewehr festzuhalten, welches lediglich an meinem Mittelfinger hing, während die Rechte um die Brust geschlagen die Zügelenden festhielt; in dieser



Dem Elephanten unheimlich nahe.

Stellung galoppirte ich durch ein dichtes Dorngebüsch, der Elephant stets dicht hinter uns, da der Boden schwer sandig und voll Löchern war.

All' diese Zeit war die Bestie mir dicht auf den Fersen, bis ich endlich von ihr frei wurde, indem sie sich umwendete und in voller Carriere die mir entgegengesetzte Richtung einschlug. Sobald ich das Pferd zum Stehen bringen konnte, was ich jedoch erst durch dreimal im Kreise Umreiten erreichte, sprang ich zur Erde, ordnete die Zügel, und eilte wie der Wind hinter dem Elephanten her, da ich seine Spur im Dickicht zu verlieren fürchtete. Ich schickte ihm zehn Kugeln in den Riesenleib, und nachdem

er noch dreimal auf mich zugestürzt war, wobei meinem Pferde zuletzt der Athem ausging, sodaß es kaum Schritt mit dem Elephanten halten konnte, stürzte das Ungeheuer schließlich zu meiner großen Genugthuung und stand auch nicht wieder auf. Ich war dermaßen erschöpft, daß ich nicht mehr im Stande war, ein Zündhütchen auf das Zündloch zu setzen. Eine halbe Stunde später kam endlich einer meiner Leute zum Vorschein; er behauptete all' sein Pulver verschossen und sechszehn Schüsse auf einen Elephanten abgefeuert zu haben, die aber ohne Wirkung gewesen seien, da aber sein Pferd ganz frisch und munter, überdies beide Läufe seines Gewehres geladen waren, so überlasse ich Jedem, sich über die Wahrheitsliebe des Mannes sein eigenes Urtheil zu bilden.

Elephantenjagden bilden die härteste physische Arbeit, die ein Mensch sich stellen kann. Volle zwei Tage im Schritt einen Abgrund entlang zu reiten, wo, wie die Masaras sagten, die Elephanten getränkt hätten, im Freien zu schlafen, ohne zum Nachtessen zu kommen, einen Trunk schleimigen Wassers in einer Muschel dargereicht, die als Gefäß für Frühstück, Mittag- und Abendbrod dient, den ganzen Tag im Sattel unter der brennenden Sonne, begleitet von drei halbverhungerten Masaras, die etwas Wasser trinken, welches entsetzlich übel riecht, dabei keine Menschenseele den ganzen Tag zu sehen, — wahrlich! zwei Tage wie diese verdienen zwei folgende mit Erfolg gekrönte Tage, das ist doch das wenigste, was man erwarten kann.

Nichts Schmutzigeres läßt sich erdenken als ein Masara-Dorf. Es besteht aus temporären halbbedachten Buden, die mit einigem Buschwerk bekleidet sind, um den Wind abzuhalten. Drinnen etwas stinkendes Fleisch, einige Wassertöpfe und in den Bäumen einige Reste alter Häute. Mein getreuer Hinterreiter bringt einige Hände voll Gras und bereitet in der ersten besten Ecke mein Lager, den Sattel als Kopflager. Hier schlafe ich bis Tagesanbruch, ganz in der Nähe eines Feuers aus grünem Holze als Heizmaterial, dessen Rauch mich in eine Wolke einhüllt, aber das eine gute hat, mir die Mosquitos vom Leibe zu halten.

Die todtenähnliche Stille des Urwaldes hat etwas ganz überwältigendes an sich: das sternenbesäte Firmament, schwarze Figuren in allen möglichen Stellungen um mich gelagert, das Wiehern der guten Pferde, welche die ganze Nacht an Bäumen angebunden bleiben, der Schackalschrei, das Geheul der Hyäne, das tiefe Gebrüll des Löwen und der dröhnende Tritt des Elephanten, dessen Schrei in weiter Ferne gehört werden kann. So bringe ich die meisten Nächte im Walde zu, und nun frage ich: muß nicht auch der leichtherzigste Mensch in der Welt, wenn in dieser Weise auf Momente sich selbst überlassen, zuweilen Anfälle von Schwermuth bekommen?

Gespickt mit Dornen und geschunden, halb todt vor Durst, entfesselte ich Kebon, befestigte das Halfter um seine Kniee und legte mich dann im Schatten eines Baumes nieder, ohne die entfernteste Ahnung der Gegend, wo ich mich befinden mochte. Um die Masaras auf mich aufmerksam zu machen, feuerte ich wiederholt blinde Schüsse ab. Um das Maaß der

Gefährliche Position.

Leiden voll zu machen, lief mir auch das Pferd fort, sodaß ich es wieder aufsuchen mußte, was erst nach einer Meile Rennens geschah, dann mußte ich es zu Fuß zurückgeleiten, was auch nicht leicht war. Noch war ich nicht lange zurück, als endlich einer meiner Leute auftauchte, indem er allen Masaras voran im Trabe lief. Gegen Sonnenuntergang langte ich end-

lich bei meinem Wagen an und konnte mich dort endlich wieder durch einen Trunk Wasser erquicken. Solche Tage sollten einen anderen Namen tragen als Jagdvergnügen.

Einstmals hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie die kleinen Vögel emsig bemüht waren, ein altes Rhinoceros, dem wir auf der Spur waren, vor der drohenden Gefahr zu warnen. Sie flogen der Bestie ins Ohr und um die Augen, wobei sie beständig zirpten; es wollte aber nicht hören, bis es selbst Wind von uns bekam, worauf es den Kopf und Schwanz in die Höhe hob, schnüffelte, windete und grunzte und dann in voller Kariere davonrannte. Wir hatten besseres Wild in Sicht, ich werde jedoch heute Abend am Wasser Wache stehen, da Mondschein ist und dann wird die Bestie schon müde sein. Meine Leute haben bereits ein Loch in dem Dickicht an der Wasserfront gemacht, da Wild rar ist und wir unbedingt frisches Fleisch benöthigen.

Leider muß ich vermelden, daß meine arme Hündin Gyp von einem Tiger zerrissen wurde. Ich war zum Wasser geritten und die Hündin folgte mir, ein Eingeborener war Augenzeuge des Kampfes, sowie des letzten Athemzuges, den Gyp aushauchte, die ihre Fleischhülle nicht mit einem Angstschrei verließ, sondern mit einem Wuthgeheul darüber, daß es ihr nicht vergönnt war, der Bestie ebenfalls die Gurgel durchzubeißen. Sie war das Modell einer Jagdhündin, war zahllosen Gefahren auf wunderbare, ja providentielle Weise entgangen, um jetzt den Klauen des Tigers zum Opfer zu fallen. Außer der Juno blieb meine übrige Hundeschaar von ähnlichen Unglücksfällen verschont.

Kämpfe mit Tigern.

Baldwin gibt keine detaillirten Schilderungen von Tigerkämpfen, wir sind aber in der Lage, die spannende Schilderung einer Tigerjagd in Indien zu geben. Der Erzähler schreibt:

Mit Anbruch des Tages setzte sich der Zug in imposanter Ausrüstung in Bewegung. Zwölf glänzend geschirrte Elephanten trugen den Rajah, die höheren Officiere seines Gefolges und ihren ergebenen Diener; ähnlich wie die alten Römer in ihren Sänften, so lagen wir in den „Howdahs" ausgestreckt. Neben uns lagen verschiedene gute Gewehre und hinter jedem von uns mit verbundenen Augen ein Gnepard (Tigerjagdhund). Das merkwürdige Thier, halb Tiger, halb Leopard, hat äußerst scharfsehende Augen, kann sehr rasch laufen und ist muthig beim Angriff. Gleichzeitig ist es jedoch ein gutmüthiges Thier und dem Jäger außerordentlich nützlich und gehorsam.

Die Gesellschaft bestand aus einigen hundert Leuten, außerdem noch die Träger, Diener und Köche; dabei ging die Reise in ächt königlicher Pracht, aber sehr langsam vorwärts. Niemals wird sich irgend Jemand über die

Verzweifelter Kampf mit Tigern.

langsame Gangart der Elephanten beklagen. Bei diesem sanften Fortbewegen hat man Zeit und Muße, sich an den schönen Landschaftsbildern zu erlaben und kommt in eine recht angenehme Stimmung.

Wir erfuhren, daß der Tiger Tag um Tag einen Büffel von der Heerde wegschleppte und damit in das dichte, einige Meilen entfernte Gebüsch verschwand. So wurde wenigstens erzählt, und wir nahmen die Mähr als glaubwürdig hin.

Aufregende Scene in Sicht.

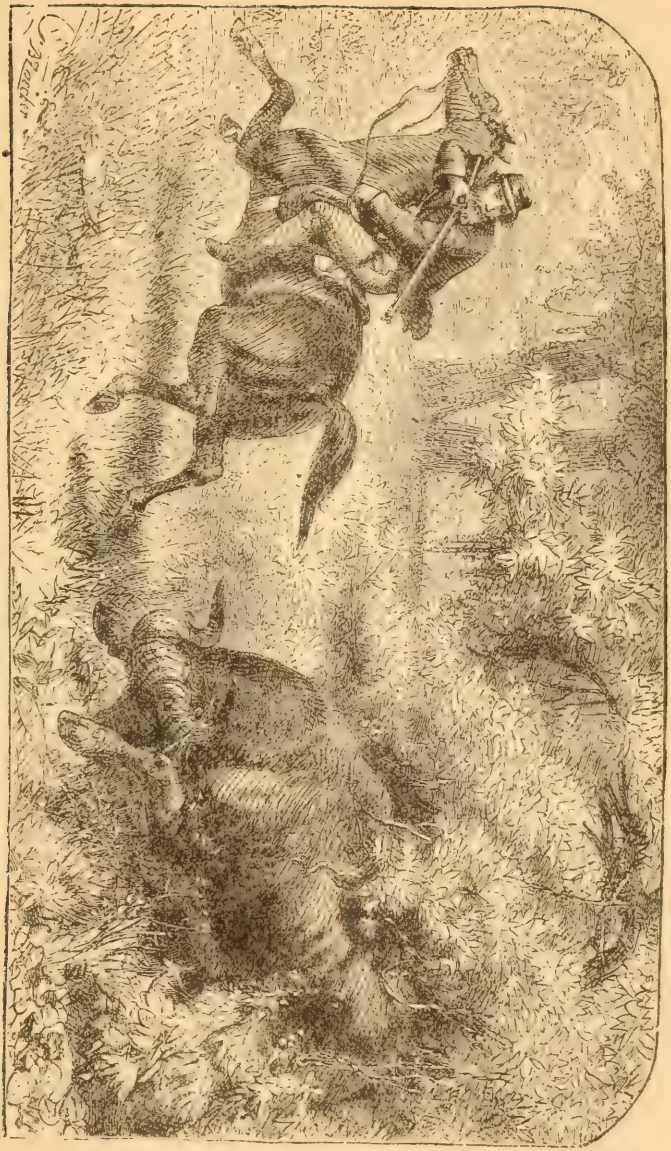
Kaum hatten wir den Platz erreicht, als die Gueparden unverkennbare Zeichen gaben, daß sie den Tiger entdeckt hatten. Mit Speeren bewaffnet, fingen die Männer an, das Gebüsch zu durchstöbern, ungefähr so, als ob sie Hasen nachsetzten. Da sie die ihnen drohende Gefahr durchaus nicht zu merken schienen, sah ich nicht ein, weßhalb ich mich an ihrer Statt ängstigen sollte, da ich sicher und gedeckt auf dem Rücken des Elephanten mit dem Gewehre in der Hand saß. Die Suche war von Erfolg begleitet, indem plötzlich zwei riesige Tiger gleich jungen Katzen aus dem Dickicht sprangen. Das Geschrei unserer Leute, sowie die allgemeine Aufregung machten die Thiere verwirrt, so daß sie den Kopf verloren zu haben schienen. Sie rannten vor- und rückwärts, wie es schien ohne festen Plan oder Methode.

Plötzlich sprang eine der Bestien in wilder Wuth an meinem Elephanten in die Höhe, die gewöhnliche Angriffsweise des Tigers, wenn die Jäger sich auf den Rücken der Elephanten befinden.

Ich eilte aus meinem Ruhesitz nach dem Tiger und schoß auf denselben, sodaß er heulend zu Boden stürzte; der Elephant stellte nun seine gewichtigen Beine auf das Raubthier; ich fühlte einen heftigen Stoß und hörte ein Geräusch, als ob Knochen zerstampft würden oder als ob ein Baum durch den Sturm zu Boden geworfen würde. Als ich von meinem hohen Sitze nach dem Boden ausschaute, sah ich, wie die Bestie durch das Gewicht des riesigen Dickhäuters förmlich platt gedrückt war.

Der Elephant, obwohl stolz auf seine That, verlor doch keinen Augenblick seine würdige Haltung oder sein Gleichgewicht, während ich ihn streichelte und als Belohnung für seine Geistesgegenwart und seinen Muth mit Zucker regalirte.

Der zweite Tiger war inzwischen auch nicht unthätig gewesen. Es war ihm gelungen, einen jungen Elephanten, der zum ersten Male für die Tigerjagd verwendet worden war und auf welchem der Sohn des Rajah placirt war, zu Fall zu bringen. Der junge Prinz hatte jedoch die Geistesgegenwart, herunterzuspringen und den Elephanten seinem Schicksale zu überlassen.



Knappes Entkommen vor einem Büffel.

Gleich darauf wurden sämmtliche Gueparden losgelassen, welche dem Tiger mit ihren scharfen Klauen und ihrem unbezähmbaren Muthe auf den Pelz rückten. Es entspann sich ein wüthender Kampf, in welchem sich der Tiger mit Heldenmuth vertheidigte; er machte mehrere Gueparden kampfunfähig, indem er ihnen den Rücken mit seinen machtvollen Klauen zerriß, oder aber seine Fänge in ihre Kehlen schlug. Der Kampf tobte in entsetzlicher Weise, zum ungeheuren Gaudium des Rajahs, der durchaus nicht erlauben wollte, daß dem Tiger durch Gewehrschüsse der Garaus gemacht werde.

Nachdem der ungleiche Kampf noch eine Zeitlang fortgesetzt war, gab der Rajah seinen Leuten ein Signal, auf welches dieselben die Kämpfenden umringten, die Tiger mit ihren Lanzen durchbohrten, und die zerfleischten Gueparden wegbrachten.

Aus vorstehender Schilderung ist ersichtlich, mit welchen Gefahren Jagden unter den Tropen verbunden und verknüpft sind. Baldwin's Beschreibungen bezeugen dies wiederholt, wie aus folgender Stelle seines Tagebuches hervorgeht:

Ich weiß kaum, was ich während der letzten vierzehn Tage gemacht habe, fünf aufeinanderfolgende Tage war ich im Sattel, ohne Elephanten zu begegnen. Jetzt bin ich seit drei Tagen auf dem Rückwege, — eine lange, ermüdende Tour ohne Wasser, bis jetzt wenigstens, ich werde deßhalb wohl nothgedrungen hier warten müssen, bis es regnet. Ueberdies sind jetzt die Abgründe voller giftiger Kräuter, deren Genuß binnen wenigen Stunden einen Ochsen tödtet, sodaß wir sehr vorsichtig sein müssen. Gestern wurde eines meiner Pferde, Painter mit Namen, für todt zurückgelassen, Durst und die furchtbare Hitze hatten dem Anscheine nach es ihm angethan; zu meinem nicht geringen Erstaunen tauchte das Thier jedoch heute Morgen wieder auf, nachdem es während der Nacht ohne Führer seinen Stall aufgesucht hatte.

Durch einen wüthenden Büffel verfolgt.

Mein bestes Pferd, Ferus, wurde gestern von einem heftigen Brustkrampfe befallen. Ein angeschossener Büffel, den ich in die Enge treiben wollte, machte einen wüthenden Angriff auf mich, aus welchem mich kein anderes Pferd als Ferus unverletzt hinausbringen konnte.

Das Thier war kaum noch zwei Schritte von dem Schwanze meines Pferdes entfernt, als ich auf dem Sattel eine halbe Wendung machte und den Büffel durch's rechte Ohr schoß und ihm das Rückgrat streifte, ohne es jedoch tödtlich zu verletzen. Der Büffel stellte jedoch den Angriff auf mich ein, worauf ich eine neue Kugel lud, abstieg, und ihn niederschoß. Er lag mitten zwischen Hagedornen, welche meine Kleider zu Stücken zerrissen hatten. Wir hatten absolut keinen Proviant mehr im

Wagen, und auch keine Aussicht auf Zufuhren, ich handelte deßhalb rasch, da der Büffel kein Thier ist, welches man in die Enge treiben kann.

Vor einigen Tagen brach der Ladestock meines Gewehrs und alle meine Versuche den Schaden zu repariren waren fruchtlos, ja ich machte die Sache noch schlimmer. Zuletzt gebrauchte ich einen Drillbohrer und brachte das Gewehr dadurch so gut wieder in Ordnung, als ob es gar keinen Schaden gelitten hätte. Man hat für Jagden auf wilde Thiere eine schwere Pulverladung nöthig, sechs Drachmen ist das Minimum; ich habe dieses Jahr überhaupt vorzügliches Pulver gehabt.

Ich kann mir kaum denken, daß die Gegend, in der ich jetzt weile, jemals kläglicher aussehen kann als gerade jetzt. Meine armen Ochsen und

Ein Wettlauf um's Leben.

Pferde sind entsetzlich abgemagert. Alle Quellen sind ausgetrocknet und erst nach langem Graben können wir in den Brunnen etwas Wasser sammeln; das Gras ist vollständig welk geworden. Am frühen Morgen, des Abends und Nachts ist es dermaßen kalt, daß sich auf allen mit Wasser gefüllten Gefäßen Eis bildet, während am Tage eine unerträgliche Hitze herrscht; von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags ist das Marschiren beinahe unmöglich, zuweilen haben wir kalte, dann wieder heiße Winde. Wild ist außerordentlich rar, folglich ist Schmalhans jetzt Küchenmeister.

Lassen Sie mich jetzt eine Giraffenjagd beschreiben.

Nachdem ich einen Zwieback und eine Tasse Kaffee genossen stieg ich zu Pferde. Ich ritt „Old Bryan" einen hohen, sehr schmal gebauten,

langen Blauschimmel, in seinem Aeußeren nicht ganz dem Thiere unähnlich, welches wir zu jagen uns gerade anschickten.

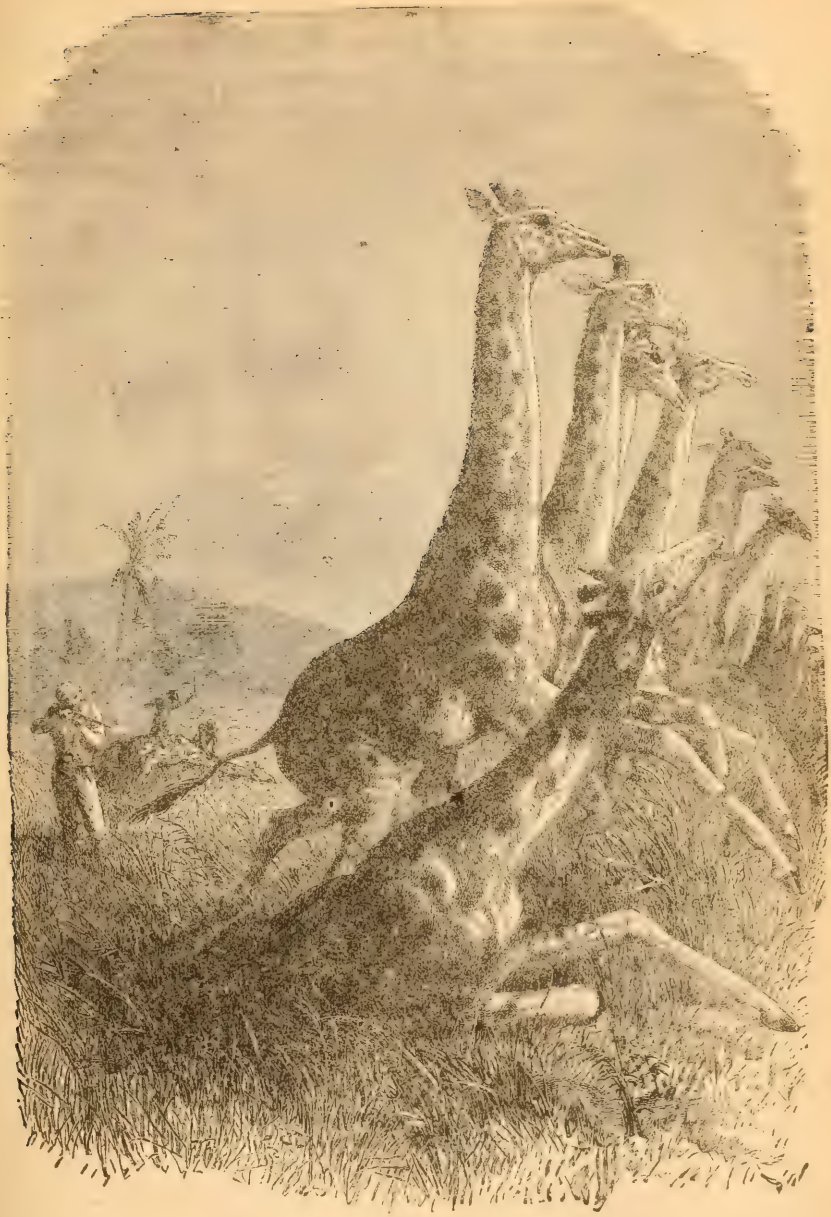
Es hatte tiefe gesenkte Schultern und breite Brust, im übrigen recht gute Eigenschaften, war aber ein Scheusal von Ansehen und schwer zu lenken, das Maul war zart geschnitten. Kurz nachdem wir abmarschirt waren, begegneten uns sechs Kaffern, die uns mittheilten, daß sie die frisch getretene Spur einer Giraffe gesehen hatten, worauf sie wieder mit uns zurückkehrten, um uns die Spur anzuweisen.

Wir folgten derselben auf vier Meilen und hatten Dorngebüsche zu durchschreiten und andere steinige schlechte Pfade, wobei wir die Anhöhe hinanstiegen, um nach ihnen auszuschauen, aber stets der Spur folgend und zwar so rasch als die Kaffern laufen konnten. Endlich bekam ich sieben bis acht Stück auf fünfhundert Schritte Entfernung in Sicht; als ich nun Swartz, und einen meiner Leute durch einen Pfiff zu mir rief, rannten sie sofort wie Besessene davon.

Wir natürlich folgten hinter ihnen her in sausendem Galopp geradewegs durch Buschwerk und über Felsen, bis ich den Thieren auf zwanzig Schritte nahegekommen war, als Bryan vor den hohen ungelenken Thieren scheu wurde und nicht avanciren wollte. Ich spornte ihn scharf und brachte ihn dadurch abermals vor das Wild, da die Giraffen stark ausdünsten, wodurch die daran noch nicht gewöhnten Pferde scheu wurden. Wir kamen aus der Lichtung heraus, Swartz etwa fünfzig Schritte vor mir und ebensoweit von den Giraffen entfernt. Der Anblick des andern Pferdes flößte Bryan frischen Muth ein, er sprang in eleganter Weise vorwärts und hatte im Nu Swartz eingeholt, dann stürmte er vorwärts in das Dickicht. Hier brachte Swartz eine weibliche Giraffe zum Stehen, zufällig dieselbe, welche ich mir auf's Korn genommen hatte. Ich wandte mein Pferd nun auf ein Männchen zu; das Thier schraubte seinen Schweif als ob es ein Korkzieher gewesen wäre, und sprang in einem Sprunge soweit als ich mit Bryan in dreien.

Mit einem Schlage war er im Gebüsch.

Bryan durchbrach alles ihm im Wege stehende Gestrüpp, ich verlor meinen Hut, während die Arme und Hände durch die Dornen aufgerissen und mein Hemde in Stücke zerrissen wurde. Endlich langte ich in Schußweite bei dem Thiere an und sandte ihm eine Kugel in seinen Nacken, doch schien diese ihn nicht sonderlich verletzt zu haben. Ich brachte dann Bryan zum Stehen und konnte mein Gewehr wieder laden, dann ging es wieder in kurzem Galopp vorwärts, und abermals kam ich dem Thiere nahe, als Bryan, gerade als ich absteigen wollte, wieder in's Dickicht hineinsauste, wodurch die Giraffe einen Vorsprung von etwa hundert Schritte bekam. Ich hatte den Verlust bald wieder eingeholt und suchte ihn zum



Giraffen fliehen vor einem Jäger.

Wenden zu bringen, das Thier stampfte jedoch ähnlich einem Schiff, welches mit voll ausgespannten Segeln fährt, dabei schoß es nach mir aus, wobei es seine Vorderfüße so hoch hob, daß sie die Höhe des Nackens meines Pferdes erreichten. Ich hätte verschiedene Male absteigen und feuern können, hatte aber das Pferd nicht in meiner Gewalt, sein Maul war unempfindlich gegen die Trense. Ich steuerte das Thier an die Seite der Giraffe, hielt mein Gewehr in der einen Hand und gab auf die Giraffe Feuer. Das Gewehr flog über meinen Kopf hinweg, mein Mittelfinger war halb gebrochen, aber die Giraffe stürzte mit einem furchtbaren Gepolter zu Boden, die Schulter war ihm zu Atomen zerschmettert. Ich hatte offenbar eine zu starke Pulverladung aufgesetzt, da ich die Ladung nicht gemessen, sondern das Pulver nach dem Augenmaaß genommen hatte.

Bryan stand sofort still wie ein Pfosten, ich sprang sofort ab, sah mir die todte Giraffe an und legte dann das Satteltuch über meinen Kopf, da die Sonne gar zu heiß brannte. Ich muß so annähernd fünf Meilen durch Hagedorngebüsch und über allerhand Felsgestein geritten sein, und zwar in so gerader Richtung, wie ein Rabe zu fliegen pflegt. Swartz hatte etwa hundert Schritte weiter entfernt das Weibchen mit einem einzigen Schuß erlegt. Wir schnitten Schweif und Mähne als Siegestrophäen ab. Zunge und Markknochen wurden zu sofortigem Verzehr hergerichtet, die Swartz'sche Giraffe, welche fetter war als die meinige, wurde als Fleischproviant zerlegt. Die Kaffern waren auch zur Stelle, ich offerirte denselben einige Perlen, falls sie mir meinen verloren gegangenen Hut wiederbringen würden.

In der Frühe des nächsten Morgens schickte ich alle meine Kaffern sowie die Hunde aus, um das Fleisch der getödteten Giraffen einzubringen. Dasselbe schmeckt wirklich gut und ist recht zart. Ich folgte der Giraffe auf der Flucht wenigstens eine Meile in sausendem Galopp, sodaß mir häufig die Steine um den Kopf flogen. Wo das Terrain günstiger wurde, nahm ich regelmäßig einen kräftigen Anlauf, aber die Giraffe that das nämliche, sodaß ich ihr nicht näher kommen konnte, trotzdem Bryan jeden Nerv anstrengte, und überhaupt rasch und weit ausschreitend fortgaloppirte.

Noch im vorigen Jahrhundert bezweifelte man in civilisirten Ländern, daß es überhaupt Giraffen gäbe, oder sagen wir lieber, man glaubte sowenig an die Existenz des Einhorns (Rhinoceros) als an die die Giraffe. Wie kann man sich auch über die damals gewiß nicht unberechtigten Zweifel wundern, wenn ein Reisender erzählte, er habe ein Thier gesehen, welches, die Haut mit dem Leoparden, den Kopf mit dem Hirsche, den Hals mit dem Schwane gemein habe, und so groß sei, daß wenn drei erwachsene Männer einer auf des andern Schultern kletterten, der oberste der Drei kaum

Gruppe von Springböcken in voller Flucht.

bis zur Stirne des Thieres reiche, dabei sei das Thier so scheu und furchtsam, daß der kleinste Köter durch sein Gebell dies riesige Thier in eine fluchtähnliche Bewegung bringen könne, deren Schnelligkeit die eines Windhundes übertreffe.

Das war alles, was besagter Reisender über die Giraffe wußte. Hörten die Leute derartige Erzählungen, so zwinkerten sie mit den Augen, oder schüttelten die Köpfe, wie kluge Leute zu thun pflegen, während sie ihre hervorragendste Fähigkeit ausüben und mit überlegener Miene erklären, auf einen solchen Leim fielen sie denn doch nicht hinein.

Wie wäre es nun aber, wenn der betreffende Reisende doch bereits die Giraffe gesehen hätte, wie wir sie jetzt in allen Thiergärten erblicken können? Wie wenn der Reisende unseren Urgroßeltern noch außerdem erzählt hätte, daß die Zunge der Giraffe ein solch' wunderbares Instrument sei, daß sie, wenn auf Fußlänge aus dem Munde gestreckt, zum Emporheben aller möglichen Gegenstände, zum Anfühlen, sowie zum Schmecken verwendet werde, mit einem Worte ähnliche Funktionen ausüben könnte, wie sie der Elephant mit seinem Rüssel zu Wege bringt? Und weiter, wenn er erzählen würde, daß die Nasenflügel des Thieres bis zu ihren Enden mit starken Haaren bedeckt und mit starken Sehnen umgeben seien, welche die Nase hermetisch abschließen, und dadurch den feinen Wüstensand, der für Menschen und Thiere so verhängnißvoll werden kann, von den Athmungsorganen fernhalten können? Was würde man endlich gesagt haben, wenn der Reisende versichert hätte, das Thier habe schöne, weit vorstehende und glänzende Augen, mit denen es, ohne den Kopf irgendwie zu drehen, die ganze Umgebung nach allen Seiten übersehen könne, ein unbemerktes Heranschleichen eines Feindes somit unbedingt ausgeschlossen sei.

Zum Oefteren habe ich mir die Frage vorgelegt, ob ein Reisender, der solche Wundergeschichten etwa meinem Urgroßvater (nebenbei bemerkt ein starrköpfiger Mann, mit dem nicht zu spaßen war) erzählt hätte, nicht nach kurzer Zeit ein unfreiwilliges Asyl in einem Irrenhause gefunden haben würde?

Außer den obenerwähnten hat das Thier noch andere nicht minder eigenthümliche Eigenschaften. Beim ersten Anschauen desselben bekommt man den Eindruck, als ob dessen Vorderbeine beträchtlich länger seien als die Hinterbeine. Dies ist jedoch ein Irrthum. Der Gang der Giraffe ist nicht majestätisch; da der hohe Hals in gleicher Höhe mit dem Rücken herabgesenkt wird, so verleiht dies der Haltung des Thieres einen häßlichen Anstrich. Fängt das Thier jedoch an, sich in Galopp zu setzen, so verschwindet alles Häßliche, trotzdem die Vorwärtsbewegung eine unregelmäßige ist. Die Hinterfüße werden abwechselnd mit den Vorderfüßen aufgehoben und nach auswärts ausgestreckt, während der lange Schweif

Sonderbare Methode Strauße zu fangen.

des Thieres zusammengewunden auf dem Rücken liegt und einem Pendel ähnlich jede Bewegung des langen Halses mitmacht, sodaß man zu dem Glauben verleitet werden könnte, ein etwas sonderbar construirtes maschinenhaftes Kunstwerk vor sich zu haben.

Elegante Antilope.

Bald nach meinem oben geschilderten Giraffenabenteuer stieß ich auf eine einsame Bergantilope, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, die Jagd auf dieses Thier ausführlich zu beschreiben, da die Erinnerung an dies Abenteuer ewig in mir leben wird.

Ich sah das Thier ursprünglich, wie es im rasenden Galopp vorbeistürmte, als ob es verfolgt würde, sodaß ich hinter demselben herjagte und es von der Seite abzufangen versuchte. Ich kam dem Thiere auf hundert Schritte nahe, sprang vom Pferde, feuerte und schoß fehl, wonach ich meinen Aerger, so gut es eben ging, hinunterschluckte und auf's Neue lud.

Eine scharfe Jagd dauert gewöhnlich lange, sodaß ich nach Verlauf von drei Stunden kaum einen Schritt Vorsprung gewonnen hatte. Da das Gebüsch dichter wurde, ritt ich eine kleine Strecke landeinwärts, weil ich durch dies Manöver unbemerkt Terrain gewinnen wollte, und als es nun wirklich wieder aus dem Dickicht in's Freie sprang, hatte ich meine Position um etwa hundert Schritt gebessert. Als das schlaue Thier dies merkte, machte es neue verzweifelte Anstrengungen mir auszureißen. Gerade im Begriffe, die Jagd aufzugeben, sah ich, wie das Thier das Maul weit aufriß und hörte gleichzeitig, wie sein Athem dick und schwer wurde. Offenbar war das Wild erschöpft, mein Gaul war aber ebenfalls völlig außer Athem. Da der Boden sehr steinig war, so mußte es seinen Schritt ändern und eine Art Eiertanz machen, ich hatte jedoch noch eine schwache Hoffnung, ihm, wenn das Terrain mich begünstigte, einen Kernschuß appliciren zu können. Ich ermunterte meinen Gaul nach Möglichkeit, streichelte ihm den Hals, hielt ihn aber fest im Zügel und spornte ihn jedesmal, wenn der Boden eine raschere Gangart ermöglichte. Auf diese Weise hielt ich wenigstens mit der Antilope gleichen Schritt, die übrigens, wie ich bemerkte, nunmehr ihren Lauf wirklich verlangsamte, als sie an das hohe Ufer eines ausgetrockneten Baches herankam.

Die Krisis naht.

„Nun oder nimmermehr!" dachte ich; spornte das Pferd, welches ich, wenn auf zehn Schritt die Trense angezogen, zum Stehen bringen konnte, da es ein vorzüglich dressirtes Jagdpferd war. So sprengte ich denn mit verhängtem Zügel bis auf zwanzig Schritte von der Uferbank. Der prächtige Bock schien instinktmäßig zu ahnen, daß die Krisis jetzt herannahe, und sprengte am andern Ufer weiter, und zwar rascher als je zuvor, sodaß die Steine um ihn her in die Luft flogen. Wie der Blitz war ich

Aufregende Straußenjagd.

vom Pferde herunter, trat fest auf, athmete tief, setzte den linken Fuß vor, legte mein Gewehr an die Backe und feuerte. Und welch' ein kapitaler Schuß war es!

Kurze Zeit nachher hatte ich ein hübsches Abenteuer, wobei ich meinen Jack ritt. Der treue Vierfüßler brachte mich bald in Schußweite von einer Antilopenheerde, als unglücklicherweise mein Gewehr versagte. Ein prächtiger Bock, den ich auf's Korn genommen hatte, riß aus, und niemals sah ich ihn wieder. Ich setzte meinen Ritt fort einen Hügel hinan, erblickte endlich zweiundzwanzig Böcke und kam auf 300 Schritte vor den Wind, als sie Lunte rochen. Eine Strecke von fünf Meilen jagte ich hinter den blitzschnellen Thieren her, da aber der Boden steinig und uneben, und das Pferd durch Sandwehen nahezu blind gemacht war, so machte ich nur langsame Fortschritte. Schließlich kam ich näher und machte dann mit Jack die Kraftprobe.

Er galloppirte aus Leibeskräften, und als die Thiere einen Engpaß zwischen zwei Bergrücken hinabjagten, kam ich dem hintersten Bock auf drei Längen nahe. Ich hatte jedoch auf ein anderes prächtiges Exemplar meine Augen geworfen. Es war eine wilde verwegene Jagd. Ich brachte Jack hart an dem Rande des Abgrundes zum Stehen, und verwickelte mich in meinem Uebereifer beim Absteigen in die Steigbügel. Mein Rücken war den Antilopen zugekehrt; als ich nun meinen Fuß aus dem Bügel gezogen hatte, war der prächtige Bock verschwunden. Ich feuerte daher auf ein schwarzgefärbtes Weibchen, aber ohne Resultat; ob ich das Thier blos gestreift oder ganz fehlgeschossen, konnte nicht ermittelt werden.

Mitten im Jagdrennen wäre ich beinahe in ein Straußennest hineingerannt, hatte aber bei Leibe keine Zeit an Straußeneier zu denken. Zum Lager zurückgekehrt wurde mir rapportirt, mein Pferd Bryan sei verschwunden; es war unbemerkt aus dem Lager fortgewandert, und konnte bis zum Abend keine Spur von ihm entdeckt werden, bis mir endlich zwei Kaffern meldeten, daß sie die Spuren eines Pferdes gegen Tagesanbruch gesehen hätten. In Gesellschaft von Inyous, einem meiner Gefährten, gingen wir auf die uns von den Kaffern angegebene Fährte, da ich es jedoch für möglich hielt, daß wir drei bis vier Tage dem Lager fern bleiben möchten, so steckte ich eine Mütze, ein Fläschchen Salz, sowie eine getrocknete Elenzunge in die Tasche, während Inyous zwei Packete Glasperlen zu sich steckte. Achtzehn Stunden verfolgten wir die Spur, ohne das Thier zu finden. In einem benachbarten Kraal (Dorf) engagirte ich zwei Kaffern, um mir zu helfen. Es war saure Arbeit, da die Spur häufig ganz verloren ging.

Einmal kamen wir auf Felsengrund, irrten anderthalb Stunden links und rechts umher, ohne die Spur wiedergefunden zu haben, und folgten dann

Südamerikanische Strauße mit Jungen.

dem kaum sichtbaren Hufeindruck etwa dreihundert Schritte auf Händen und Füßen fortkriechend; einmal zeigte uns ein zur Seite getretener Stein, ein anderes Mal ein abgenagtes Blatt die Spur, wir hielten aber aus, bis wir wieder auf Sandboden stießen, wo wir eine Meile die Stunde machten und gegen Mittag das Thier wiederfanden. Daß ich hocherfreut war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Der gefiederte Strauß.

Ueber den Grad von Intelligenz, den wilde Strauße besitzen sollen, sind die Gelehrten nicht einig; einmal wird er als Typus vollendeter Dummheit dargestellt, während andere Beobachter ihm eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Schneidigkeit zuerkennen wollen.

Livingstone schließt sich der ersterwähnten Diagnose an, indem er sagt:

„Gewöhnlich sieht man den Vogel an einem einsamen Platze grasen, wo ihn Niemand überraschen kann, ohne daß sein wanderndes Auge es entdeckt. Fährt der Ochsenwagen vor dem Winde, so fürchtet er, daß eine Umzingelung geplant ist, sodaß er meilenweit unter dem Winde rennt und den Ziehochsen des ersten Wagens so nahe kommt, daß man ihn mit Leichtigkeit schießen kann Beginnt er zu laufen, so folgt alles Wild in der Nähe seinem Beispiele. Ich habe wiederholt beobachtet, daß die Jäger von dieser seiner Dummheit Vortheil gezogen, namentlich wenn er in einem von beiden Seiten offenen Thale ruhig graste. Die Jäger machen durch ihre Bewegungen das Thier glauben, sie beabsichtigten ihm den Rückzug abzuschneiden. Obschon nun das eine Ende des Thales vollständig frei ist, rennt er doch in blinder Angst nach der Seite, wo die Jäger stehen, die ihn dann mit Leichtigkeit durch Speerwürfe niederstrecken. Von dem einmal eingeschlagenen Wege weicht er niemals ab, höchstens beschleunigt er seine Schritte, wenn er Gefahr wittert."

Wenn die Eingeborenen den Straußen die Eier aus den Nestern nehmen wollen, müssen sie große Vorsicht anwenden. Es kommt häufig vor, selbst kurz vor der Brutperiode, daß die Inhaber des Nestes sich auf längere Zeit entfernen, um Futter zu suchen, welcher Umstand wahrscheinlich zu der irrigen Angabe Anlaß gegeben hat, daß die Strauße ihre Eier in den Sand legen und dann von der Sonne ausbrüten lassen. Finden die Eingeborenen solche Nester, so ziehen sie die Eier mit Haken bis auf eins oder zwei heraus; wird dieser Raub nun auf geschickte Weise ausgeführt und ist der Wind günstig, sodaß das Thier die Spur der Räuber nicht riecht, so merken die dummen Geschöpfe den Verlust gar nicht und legen dann noch Monate lang weiter Eier, indem sie während dieser Zeit die biederen Buschmänner mit genügend Eierspeisen versorgen und zwar ebenso regelmäßig wie die Hennen ihrer eigenen Heimstätte.

Selbst die Schalen der Straußeneier bilden ein wichtiges Element in dem Haushalte der nomadisirenden Buschmänner. Man verfertigt aus denselben allerlei Trink- und Eßgeschirre, aber was noch wichtiger ist, Gefäße, in denen man das in Afrika doppelt kostbare Wasser aufbewahrt.

Livingstone beschreibt die geniale Methode, wie mit diesen Gefäßen das Trinkwasser angesammelt wird, in folgender spannenden Weise:

Die Batkalaharis wählen ihre Wohnplätze aus Furcht vor Ueberfällen durch fremde Stämme meistens weitab vom Wasser, wobei sie nicht selten ihre Wasserbrunnen dadurch verbergen, daß sie die Brunnen mit Sand ausfüllen und ein Feuer darüber anzünden. Wollen sie nun Wasser für ihren Gebrauch haben, so kommen die Frauen mit zwanzig bis dreißig dieser Wassertöpfchen, die sie in einem Sacke oder Netze auf dem Rücken tragen. Die Töpfchen sind aus Eierschaalen von Straußen verfertigt und haben am Kopfende eine fingergroße Oeffnung. Die Frauen binden ein Grasbündel um das eine Ende einer Röhre von zwei Fuß Länge und stecken dieselbe in ein Loch von der Tiefe eines Armes und stampfen den Sand um die Röhren ganz fest. Sie bringen dann den Mund an das dünne Ende der Röhre, wodurch sie dann einen luftleeren Raum schaffen, sodaß das Wasser bald nach Oben steigt. Unter die Röhren wird das Straußenei gestellt, welches durch einen Strohhalm mit der Mündung der Röhren in Verbindung steht, worauf das Wasser dann längs der Außenseite des Strohhalms (nicht der inneren Seite) in die Eierschaale läuft.

Von einem intelligenten Bakwain habe ich erfahren, wie die Buschmänner eine Abtheilung seines Stammes behandelt hatten, als die Leute, um ihren brennenden Durst zu löschen, nach dem Dorfe gekommen waren. Sie behaupteten, kein menschliches Wesen könne ohne Wasser existiren, weßhalb sie dies Getränk von den Dorfbewohnern verlangen könnten, erhielten jedoch von den Buschmännern den Bescheid, sie hätten kein Wasser, tränken überhaupt keins. Um der Sache auf den Grund zu kommen, beschlossen seine Leute, das Dorf Tag und Nacht zu bewachen. Sie blieben etliche Tage auf der Lauer, da jedoch kein Wasser zum Vorschein kam, riefen die Bakwains aus: „Yak, Yak, diese sind keine Menschen, laßt uns abziehen.“ Wahrscheinlich hatten sich die Buschmänner mit einem unter der Erde eingegrabenen Wasserbassin ausgeholfen, welches der Wachsamkeit ihrer Besucher entgangen war.

Straußenküchlein.

Die ausgebrüteten Küchlein der Strauße sind ungefähr von der Größe eines halbausgewachsenen Huhnes, und sind mit dem Augenblicke, wo sie aus der Schaale kriechen, im Stande zu laufen und ihren Alten zu folgen. Der Vater ist übrigens gerade so zärtlich und sorgsam für die Jungen wie die Mutter. Livingstone schreibt darüber:

Wiederholt habe ich beobachtet, daß die Männchen die Hütung der Jungen ausschließlich übernahmen, welche sich dann lahm stellen, um die Aufmerksamkeit der Verfolger abzulenken. So lange die Jungen nicht flink laufen können, bleiben sie unbeweglich liegen, sind sie aber bis zur Größe eines gewöhnlichen Haushuhnes herangewachsen, so können sie schon wunderbar rasch rennen. Die Farbe des Küchleins ist grauweiß und harmonirt in auffallender Weise mit den Konturen der Ebenen, in welchen sie ihren Wohnsitz haben. Während dieses Stadiums seines Daseins hat es weder Daunen noch Federn, die Substanz welche seine Haut bedeckt gleicht vielmehr den Schwe nsborsten, die jedoch nur spärlich über seine Haut verbreitet sind.

Entdeckt der Buschmann ein Straußennest weit vom Dorfe, so ist er natürlich begierig, die köstlichen Eier sich anzueignen, aber wie kann er sie heimbringen, ohne sie zu zerbrechen? Taschen hat er nicht; ein Taschentuch noch viel weniger, auch trägt er nicht immer einen Hut oder eine Mütze. Wäre der geneigte Leser in ähnlicher Lage, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er ein Stück in jede Hand, und je ein weiteres Stück unter die Achselhöhle nehmen und nach Hause gehen würde. Nicht so der Buschmann, der einen Kniff anwendet, der nicht minder genial als sehr schamlos ist. Er zieht seine Hosen aus, bindet sie unten zusammen, und hat damit auf die einfachste Weise von der Welt einen Sack construirt, den er mit Eiern füllt, und dann vergnügt, seinen Unterkörper der glühenden Sonne blosstellend, nach Hause trabt.

Die Buschmänner glauben steif und fest, daß die pulverisirten Eierschalen ein vozügliches Augenheilmittel repräsentiren. Im Falle sein Vieh von Augenentzündungen befallen wird, greift er sicherlich zum Mörser und zerstampft ein Quantum dieser wunderthätigen Schaalen und senkt den Stoff mit Essig versetzt dem Ochsen die Kehle hinunter, worauf das Thier am nächsten Morgen unfehlbar genesen ist, so behaupten wenigstens die Buschmänner.

Obgleich man noch nicht ganz darüber im Klaren ist, ob der Strauß auch einen solch wunderlichen Gegenstand wie Hufeisen nicht verschmähe, so ist doch die Gier, mit welcher das Thier alle möglichen Gegenstände seinem Magen einverleibt, wahrhaft staunenerregend.

Methuen schreibt in seinem Buche „Das Leben in der Wildniß" über die Großartigkeit des Straußes folgendes und zur persönlichen Beobachtung:

Eines Tages brachte eine Ente eine vielversprechende Anzahl Junge zur Welt und führte dieselben mit merklichem Stolze im Hofe spazieren. Mit feierlichem Schritte kam ein hoher Strauß zu der reizenden Gruppe heranmarschirt und fraß mit der größten Gemüthsruhe die ganze junge

Entenbrut eins nach dem andern auf, wobei ihn das Schreien und Glucken der unglücklichen Entenmutter nicht im Geringsten zu stören schien.

Obschon man längst wußte, daß der Strauß gezähmt werden kann, ist doch der eigentliche Werth des Straußes erst in den letzten Jahrzehnten zur Geltung gekommen. Alle Welt trägt jetzt Straußenfedern; daß dieselben einen hübschen Schmuck bilden, wird keine unserer reizenden Leserinnen bestreiten wollen. Natürlich sind diese wie andere Schmucksachen stark der Mode unterworfen, doch scheint der Verbrauch eher zu- als abzunehmen.

Man hat den Versuch gemacht, die Straußenzucht in Kalifornien und zwar nach dem Vorbilde der im Kaplande üblichen Methode einzuführen. Schon giebt es eine ziemliche Anzahl von Straußenfarmen an der Pacifischen Küste, die wie man hört, finanziell recht gut prosperiren.

Kapitel XXVIII.

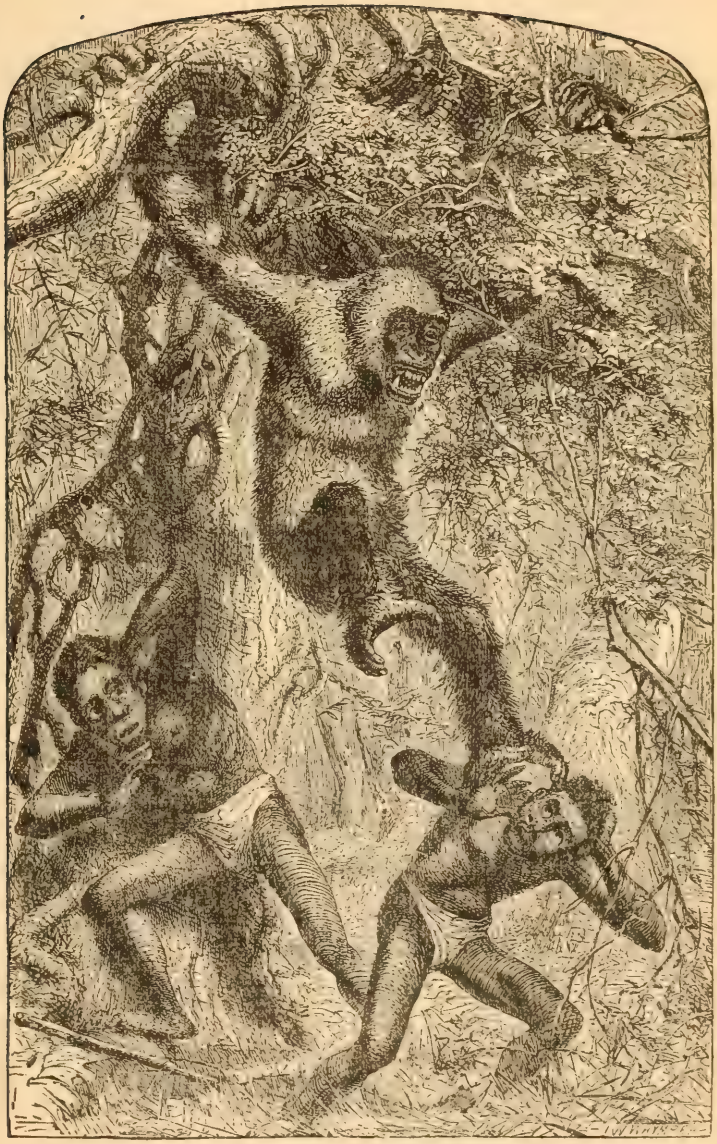
Auszüge aus Berichten verschiedener Entdecker.

Ein großer Gorilla-Jäger. — Du Chaillu im Dickicht. — Erster durch einen Weißen erlegter Gorilla. — Furchtbare Bestie. — Unheimliche Amulets. — Kampf mit einem Stier. — Der Jäger aufgespießt. Der Gamma Stamm. — Satanisch aussehender Doktor. — Schlangenknochen und kleine Glöckchen. — Außerordentliche Anstrengungen den Verzauberer zu finden. — Grober Betrug. — Andersson in Afrika. — Führer verirren sich. — Nothwendigkeit ohne Verzug den Rückzug anzutreten. — Zwei Leute, welche die Gegend für Wasser durchstreifen, werden zurückgelassen. — Menschen und Thiere vom Durst gequält. — Große und entsetzliche Feuersbrunst. — Großartiger Anblick. Das Vieh volle hundertundfünfzig Stunden ohne Wasser. — Elephantenheerden. — Eine Nachtwache. — Wilde Thiere an dem Wasser. — Gefecht zwischen Löwe und Jäger. — Hunde und Eingeborene. — Aufregende Jagdscene. — Hundert Eingeborene im Felde. — Cameron in Afrika. Berühmter Entdecker. — Zog von Ocean zu Ocean. — Wichtige Entdeckungen. — Uebereinkommen zwischen afrikanischen Entdeckern. — Stanley's Ruhm für alle Zeiten gesichert.

Paul B. Du Chaillu ist sowohl durch seine Reisen in bisher unbekannte Regionen als auch durch seine Jagdabenteuer in den Tropen berühmt geworden. So verdanken wir diesem Reisenden vor allen Dingen eine außerordentlich sorgfältige Beschreibung des Gorillas, sowie verschiedene Exemplare dieser Thiere, welche er mit Risiko seines und seiner Gefährten Lebens einfing. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, der Gorilla ist erst der civilisirten Welt durch Du Chaillu's unermüdliche Forschungen genauer bekannt geworden. Ueber die Gefangennahme des ersten Gorillas macht Du Chaillu folgende Beschreibung:

Als wir uns noch näher heranschleichen wollten, wurde die Kirchhofsstille des Waldes, in welcher man jeden tiefen Athemzug deutlich hören konnte, urplötzlich durch das fürchterliche Brüllen eines Gorillas unterbrochen. Das Strauchwerk bog sich auseinander und vor uns stand ein mächtiger, hoher, männlicher Gorilla. Er war auf allen Vieren durch das Dickicht gekrochen; als er die Reisegesellschaft zu Gesichte bekam, richtete er sich jedoch auf und sah uns kühn in's Gesicht. Er stand etwa zwölf Schritte von uns entfernt, und werde ich den Eindruck, den sein Erscheinen auf mich machte, nie vergessen. Nahezu sechs Fuß hoch, wenigstens dem Anscheine nach, mit riesigem Körper, breiter Brust, muskulösen Armen, durchbohrenden großen tiefgrauen Augen, einem infernalen Gesichtsausdruck, der mir wie eine nächtliche Alpdruckvision vorkam, so stand der König des Affengeschlechts vor uns.

Er schien keine Furcht vor uns zu haben. Er stand starr vor uns, schlug dann seine Brust mit der Faust, daß es wie eine Baßtrommel tönte (was die Art des Gorilla ist, wenn er Widerstand leisten will), und bellte und brüllte in einem fort.



Schrecklicher Kampf mit einem Gorilla.

Dies Gorilla-Gebrüll ist das eigenthümlichste, aber auch widerwärtigste Geräusch, welches man im afrikanischen Urwalde zu hören bekommt. Erst ist es ein scharfes Gebell, ähnlich dem eines wüthenden Hundes, geht dann in ein baßartiges Knurren über, welches, wörtlich gesprochen, mit einem entfernten Donnergetöse ziemlich große Aehnlichkeit hat; hätte ich das Thier nicht vor mir stehen sehen, so würde ich ganz unbedenklich auf ein herannahendes Gewitter gerathen haben. Es ist ein so tiefes Geräusch, daß es nicht aus Maul und Kehle, sondern tief aus der Brust zu kommen scheint.

Furchtbares Monster.

Als er uns in der Defensive stehen sah, sprühten seine Augen förmlich Feuer, und das kurze Haar, welches auf seiner Stirn steht, begann auf- und niederzugehen, während er seine mächtigen Tatzen zwischen dem Gebrüll nach uns ausstreckte. Und jetzt erinnerte er mich wirklich an irgend eine höllische Kreatur, die man in alten Büchern als Ausdruck der damaligen Vorstellungen von Hölle und Teufel abgebildet sieht, ein Wesen, halb Mensch, halb Thier! Er trat ein paar Schritte vorwärts und stand dann still, brüllte wieder und schritt vorwärts, bis er noch acht Schritte von uns entfernt war. Als er nun abermals zu brüllen und seine Brust mit der Faust zu bearbeiten anfing, streckten wir ihn mit Gewehrschüssen todt zu Boden. Mit einem Stöhnen, welches einen menschlichen Anstrich hatte, aber doch wieder thierisch brutal war, fiel er auf sein Gesicht. Der Körper machte noch einige Minuten zuckende Bewegungen, die Glieder zitterten, dann war alles ruhig — der Tod hatte sein Werk verrichtet, sodaß ich Zeit und Muße bekam, den unförmlichen Leichnam sorgfältig zu prüfen. Er hatte eine Länge von fünf Fuß acht Zoll, während die starke Muskulatur an Armen und Brust zeigte, welch' ungeheure Kraft das Thier entfalten konnte.

Obschon meine Leute sich über den guten Erfolg der Jagd freuten, fingen sie doch an, sich sofort über die Vertheilung der Fleischportionen zu zanken, da sie wirklich das Fleisch der Bestie verzehren. Da ich sah, daß es Schläge setzen würde, wenn ich nicht intervenirte, so erklärte ich, jedem Mann selbst seinen Fleischantheil geben zu wollen, womit Alle einverstanden waren. Da wir zu ermüdet waren, um dieselbe Nacht noch zum Lager zurückzukehren, so beschlossen wir, die Nacht auf dem Platze, wo wir uns befanden, zuzubringen, worauf sofort Hütten gebaut und das Essen zubereitet wurde. Glücklicher Weise schoß ein Eingeborener noch Abends einen Hirsch, von dem ich einen guten Bissen briet, während die Wilden an dem Gorilla sich delektirten.

Ich bemerkte nun, daß die Leute das Hirn des Thieres sorgfältig aufbewahrten und erfuhr, daß man daraus Amulets anfertige und zwar

Er warf ihn ein, zwei, drei Mal hoch in die Luft.

zweierlei Art; die auf die eine Weise zubereitet, dem Träger eine feste Hand für die Jagdkunst geben sollen, auf die andere Art angefertigt, brächte es ihm Glück in der Liebe. An diesem Abende hörten wir verschiedene Gorilla-Märchen, die alle darauf hinausliefen, daß in den Gorillas menschliche Seelen wohnen.

Die jungen athletischen Neger lernen bei den Elephantenjagden den Gorilla kennen. Der Gorilla zieht sich nicht, wie der Löwe, beim Anblick des Feindes zurück, er schwingt sich vielmehr sofort aus den hohen Baumwipfeln auf die unteren Zweige, als wolle er den Kampf heraufbeschwören und zeigt dem Feinde die Faust. Seine häßliche Visage, seine glühenden feurigen Augen, sein weitgeöffneter Mund und die scharfen Zähne, die mächtigen Klauen an seinen Hinterfüßen, Alles zusammen macht ihn zu einem wahren Schreckbilde. Wird er verfolgt, so vertheidigt er sich gegen die ihn angreifenden Eingeborenen mit der denkbar größten Energie und es sind Fälle bekannt, wo er seinen Gegner in blinder Wuth angegriffen hat.

Ein Jäger wird durch einen Büffel gespießt.

Eines Morgens ging ich früh aus, um einige Büffel zu schießen, welche in der Prairie hinter dem Dorfe sich aufhalten sollten. Der Jäger Ifouta begleitete mich, bei welcher Gelegenheit ihm ein Unfall passirte, weil ihn seine Geistesgegenwart im Stiche ließ. Wir trafen nämlich nach halbstündigem Suchen einen Bullen, der auf der Ebene graste und zwar in der Nähe eines Waldes, der unsere Annäherung wesentlich erleichterte. Ifouta stellte sich an die mir entgegengesetzte Seite, damit das Thier, wenn es vor ihm die Flucht ergreifen sollte, mir dann schußgerecht kommen würde. Er ging dann nach Jägerart kriechend auf das Thier los. Alles ging gut und wohl, bis er nahe zum Schuß kam, als ihn gerade in diesem Momente der Bulle bemerkte. Ifouta gab sofort Feuer und verwundete das Thier nur unerheblich, welches in seiner Wuth sofort auf den Jäger losstürzte.

Nun verlor der arme Ifouta seine Geistesgegenwart. In solchen Fällen wie dieser kann der Jäger nichts anderes thun, als ruhig stehen zu bleiben, bis das Thier ganz nahe ist, dann flink auf die Seite zu springen und das Thier vorbeispringen zu lassen.

Dies that Ifouta leider nicht, er riß vielmehr so rasch aus, als seine Beine ihn tragen konnten.

Natürlich hatte ihn der Bulle schon im nächsten Augenblicke auf den Hörnern. Ehe ich es hindern konnte, hatte er den Aermsten zwei bis drei Mal auf den Hörnern hin- und hergeschwenkt; als er mich dann sah, lenkte sich seine Wuth auf meine Person und er sprang auf mich zu. Mein Gewehr that jedoch seine Schuldigkeit, ich schoß die Bestie ohne jede Schwierigkeit über den Haufen.

Eine Flottille Eingeborener greift eine Expedition an.

Es zeigte sich nun, daß Ifouta zwar erheblich geschunden, aber doch nicht tödtlich verletzt worden war; nachdem ich ihn in einem nahegelegenen Teiche abgewaschen hatte, war er im Stande langsam zum Lager zu schleichen.

Während sich Du Chaillu bei dem Camma Stamme aufhielt, machte er eine eigenthümliche Erfahrung mit einem eingeborenen Quacksalber, der einen bedeutenden Ruf als Entdecker böser Geister sowie auch als geschickter Arzt hatte. Er schreibt darüber:

Ishungui der treue Wächter meines Hauses, lag am Rande des Todes. Er war fischen gegangen, und hatte sich dabei eine Erkältung zuzezogen, aus welcher sich Lungenentzündung entwickelt hatte. Sobald ich ihn gesehen, wußte ich, daß der Mann sterben werde und bemühte mich ihn auf die Katastrophe vorzubereiten. Seine Freunde waren jedoch der entgegengesetzten Ansicht. Sie ließen einen berühmten Heilkünstler holen und nun begannen unter Anweisung dieses Quacksalbers die infernalischen Manöver, vermittelst welcher sie den Kranken dem Rachen des Todes entreißen wollten.

Infernalisch aussehender Doctor.

Die Ansicht, welche die Cammas von dem Ursprunge der Krankheit sich gebildet haben, ist einfach die, daß der Kranke vom Teufel besessen sei. Nun kann aber der Gott-sei-bei-uns nur durch großen Lärm vertrieben werden, weßhalb sich eine Menge seiner Landsleute um das Krankenbett versammeln und ganz nahe dem Ohre des Kranken durch Schlagen von Trommeln und Kesseln einen Ohr-betäubenden Spektakel machen. Diese musikalische Uebung wird solange fortgesetzt, bis der Kranke entweder genesen oder hinübergeschlummert ist, es sei denn, daß die bei dem Concert Mitwirkenden inzwischen erschöpft niedersinken; bei den Camma Heilkünstlern gilt nur die Devise: „Vogel friß' oder stirb!"

Der arme Ishungui starb natürlich; da er mittellos war, begrub ihn sein Bruder ohne Sarg in einer Sandgrube, die so flach war, daß ich, einige Tage später zufällig bei dem Grabe vorbeipassirend, dasselbe leer fand. Wilde Bestien hatten den Leichnam ausgescharrt und fortgeschleppt.

Die Trauer der Angehörigen beschränkte sich auf sechs Tage; da er nun weder Weiber noch irgend etwas anderes Substantielles zurückgelassen hatte, so gab es natürlich kein Leichenfestmahl. Als Zeichen von Achtung schliefen die Verwandten eine Nacht im Sterbehause; dann blieb ihnen nur noch die Aufgabe zu lösen, den Uebelthäter zu entdecken, der den todten Mann behext hatte. Es schien den Wilden nämlich absolut undenkbar, daß ein junger kräftiger Mann so plötzlich an einer natürlichen Todesursache sterben könne.

Es wurde ein Kanoe den See hinaufgeschickt, um einen großen Doktor herzuholen. Derselbe kam denn auch bald in der Person des Sohnes eines Häuptlings an, ein großer Lump, der mir früher einmal ein Götzenbild verkauft hatte, mit einem Worte ein gemeiner Schwindler.

Ein Kampf um's Leben.

Als Alles für die vorzunehmende Prozedur in Bereitschaft war, stellte ich mich an den Eingang der Thüre zum Krankenzimmer, wo mein erster Blick auf den Doktor fiel; der Kerl sah aus wie der leibhaftige Satan.

Nie sah ich ein gespensterartigeres Wesen. Er trug einen Rock aus schwarzen Federn. Seine Augenlider waren roth gefärbt, das ganze Ge-

sicht war durch einen rothen Strich von der Nase aufwärts in zwei Theile getheilt. Rund um seinen Kopf war ein anderer rother Strich gezogen. Das Gesicht war weiß bemalt und an den Mundwinkeln zwei runde Flecken angebracht. Um den Hals hing ein aus Gras gewundenes Halsband, sowie ein Bindfaden mit einer auf die Brust reichenden Büchse.

Diese kleine Büchse ist heilig, da Geister in derselben hausen. Um die Brust hatte er Streifen von Leopardenhaut gewunden, die mit Amulets versehen und dadurch gefeiet waren.

Von den Schultern bis zu den Händen war je ein weißer Streifen auf die Haut geklebt und eine Hand war vollständig weiß gefärbt. Als Completirung zu diesem scheußlichen Kostüm trug er um die Taille einen mit Glasperlen besetzten Ledergürtel.

Infamer Betrug.

Der Doktor saß auf einem Stuhl; vor ihn war ein anderer Stuhl gestellt, auf welchem Amulette lagen, außerdem ein Spiegel, sowie ein Büffelhorn, welches ein gewisses schwarzes Pulver, sowie eine Menge Geister bergen sollte. Während er seine Beschwörungsformeln hersagte, schwang er wiederholt ein mit Schlangenknochen gefülltes Körbchen, sowie auch einige mit kleinen Glöckchen besetzte Thierhäute. Ihm zunächst stand ein Kerl, der ein Holzbrett mit zwei Stöcken bearbeitete. Sämmtliche Dorfbewohner waren um den Gauner versammelt, dessen Hokuspokus endlich seinen Höhepunkt erreichte. Ein Eingeborener wurde aufgefordert, die Namen aller Dorfbewohner herzusagen, damit der Doktor wissen könne, ob eine der genannten Personen die Zauberei verübt habe. Bei jedem Namensaufrufe sah der Doktor in den Spiegel.

Während des ganzen Vorganges stand ich hinter ihm, was den Kerl nicht wenig zu ärgern schien. Nachdem schließlich alle Namen aufgerufen waren, erklärte der Schwindler, der Uebelthäter befinde sich nicht unter den Genannten; es sei jedoch ein böser Geist im Dorfe, der, wenn nicht ausgetrieben, noch manchen Dorfbewohnern den Tod bringen werde. Ich vermuthete, daß der Schurke mit diesen am Schlusse seiner Beschwörungsceremonien geäußerten Worten sich an mir rächen wollte. Erst am nächsten Tage wurde mir klar, welche ernstliche Folgen dieser Ausspruch des Doktors haben sollte.

Das ganze Dorf war in fieberhafter Aufregung. Die Leute waren tief bekümmert und sagten, ihr Häuptling wolle nicht gestatten, daß sie noch länger in dem Dorfe verweilen sollten, er wolle sie tödten, ꝛc. Sie rissen dann ihre Hütten nieder und trugen ihre Sachen hinaus. Noch vor Sonnenuntergang war ich mutterseelenallein im Dorfe, da meine beiden Negerknaben es auch sehr eilig hatten, davonzulaufen.

Leopard und Ameisenbär in tödlichem Kampfe.

Ein anderer Entdecker, der sich ebenfalls einen Weltruf erworben, und mit Helden wie Stanley, Speke, Grant und Emin Pasha auf eine Stufe gestellt werden kann, ist Anderssson, der uns ebenfalls eine anschauliche Beschreibung seiner Erlebnisse gegeben hat.

Wir geben im Folgenden einige Episoden aus denselben, welche den Leser überzeugen werden, daß Anderssson's Erlebnisse wirklich über das gewöhnliche Maß weit hinausragen.

Ein Theil seiner Erfahrungen in den Tropen ist die Schilderung der Entbehrungen und Leiden, welche er mit seiner Reisegesellschaft in Folge des Mangels an Trinkwasser zu erdulden hatte. Wie unsere Leser bereits wissen, können die Tropenreisenden häufig genug das zur Stillung des brennenden Durstes erforderliche Trinkwasser nicht herbeischaffen, wovon Anderssson speciell ein Liedchen singen kann. Hören wir, was er selbst hierüber schreibt:

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Okaoa sah ich gegen Abend die Führer plötzlich Halt machen und sich umschauen, gleichsam, als ob sie nicht recht wüßten, welche Richtung sie einschlagen sollten. Kurz vorher hatten sie mir versichert, wir würden vor Sonnenuntergang auf Wasserquellen stoßen.

Mein Verdacht wurde damit rege, oder besser gesagt: ich begann muthlos zu werden. Ich murmelte in mich hinein: „Eins ist sicher, entweder wollen mich die Kerle hinter's Licht führen, oder sie haben wirklich den Weg verloren." Das eine war nicht weniger schlimm als das andere. Ich wartete eine kleine Weile ganz ruhig, als sie aber nicht vorwärts gingen, ging ich auf sie zu und donnerte ihnen die Worte zu: „Leute, wo ist das Trinkwasser?" und meine Vogelflinte dem Führer an die Schläfe setzend, fügte ich hinzu: „Bringst Du mich nicht vor Sonnenaufgang zu einem Wasserbrunnen, so bist Du ein Kind des Todes. Vorwärts!"

Es lag nun auf der Hand, daß sie den richtigen Pfad verloren hatten sodaß Drohungen die Führer nur noch mehr confuse gemacht haben würden.

In der Wildniß verloren.

Natürlich war während der Nacht nicht an Schlaf zu denken; noch bevor die Sonne aufgegangen war, saß ich im Sattel, um Wasser zu suchen, nachdem ich noch drei Boten zum gleichen Zwecke nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt hatte. Nach achtstündigem scharfem Ritte kehrte ich zum Lager zurück, Pferd und Reiter völlig erschöpft — und noch kein Wasser gefunden! Meine Leute warteten in fieberischer Angst auf meine Rückkehr; ich brauchte kein Wort zu sprechen, die Todtenblässe meines Gesichtes besagte Alles. Einer meiner Leute, die ich auf die Wassersuche ausgeschickt hatte, kehrte ebenso erfolglos wie ich zurück. Zwei waren noch abwesend, auf ihnen ruhte nun unsere ganze Hoffnung. Stunde je-

Südafrikanische Känguruhs.

doch auf Stunde, und die Leute wollten nicht kommen. Die Abendschatten lagerten sich um uns, ohne die Boten zu bringen. Der Mond ging auf, beschien aber kein Bild zum Lager zurückkehrender Männer!

Unsere Angst erreichte nunmehr ihren Gipfelpunkt. Hatten die Leute Wasser gefunden oder sich in dieser furchtbaren, todtbringenden Wildniß rettungslos verirrt? Sollte ich bis Tagesanbruch auf deren Rückkehr warten und dann einen entscheidenden Entschluß fassen, oder sofort die Rückreise antreten? Dies waren die Gedanken, die mein Hirn zermarterten. Eine Nachtverspätung hatte den Verlust eines weiteren Tages zur nothwendigen Folge, und nun denke man sich einmal, was wäre das Resultat, wenn die noch nicht zurückgekehrten Leute auch kein Wasser gefunden hätten? Doch offenbar nichts als vollständiger Ruin.

Schreckliche Leiden.

Die Ochsen hatten nunmehr vier Tage lang keinen Tropfen Wasser bekommen, sodaß dieselben vollständig heruntergekommen waren, ihre hohlen Flanken, gesenkten Köpfe, dazwischen ihr trauriges Stöhnen, alles zeigte nur zu deutlich ihren traurigen Zustand, und ging mir wie ein Dolchstich durch's Herz. Mein neuer Gaul war nicht länger das flinke Thier, sondern nur noch ein Schatten — ein entnervtes Skelett. Unglaublich war die Veränderung, die mit dem armen Thiere in den letzten vierundzwanzig Stunden vorgegangen war. Von Zeit zu Zeit streckte der arme Gaul seinen Kopf nach dem Wagen, und schaute mich dabei mit einem Blicke an, als ob er sagen wollte: Grausamer Mann, siehst Du denn nicht wie ich leide? Weshalb schaffst Du mir keine Abhülfe gegen meinen brennenden Durst? Selbst die Hunde hörten auf, meine Liebkosungen zu erwidern, ihre Augen waren so tief eingesunken, daß man sie kaum mehr erkennen konnte. Sie schlichen einher wie Schatten, den Tod im Antlitz tragend. Der Wagen war schwer beladen, der Boden völlig ausgetrocknet, die Mittagssonne ein vollständiges Brennglas, dabei wurde die Schwüle der Luft noch wesentlich verstärkt durch starke Prairienbrände, die aus der Gegend ein einziges riesiges Schadenfeuer machten.

Es war undenkbar, daß die Ochsen unter sobewandten Umständen noch eine Woche aushalten konnten, und doch war dies die kürzeste Zeit, binnen welcher ich Okaoa erreichen konnte — aber ohne Wasser! War es unter derartig verzweifelten Verhältnissen rathsam, die Rückkehr der Leute abzuwarten? Nach einigem Nachdenken entschloß ich mich dies nicht zu thun, vielmehr sofort meine Schritte rückwärts zu lenken. Dieser Entschluß gab natürlich meinem Unternehmen den Todesstoß. Ehe ich den Rückweg antrat, gab ich mehrere Signalschüsse ab, um die Abwesenden zu benachrichtigen, doch blieben diese Schüsse ohne Antwort.

Ich hatte nur wenig Wasser im Wagen, dabei aber die Vorsicht gebraucht, das Verabreichen des Wassers unter meine specielle Kontrolle zu nehmen. Ich theilte nun jedem Einzelnen einen Mundvoll von dem kostbaren Naß aus, ließ ein kleines Quantum Wasser, sowie einigen Zwieback an einem Busch für die zurückgebliebenen Leute zurück, und trat dann den Rückweg in eilendem Schritte, aber mit bedrücktem Herzen an.

Gesundheit und Kraft, Zeit und Saison sind somit aufgeopfert und nutzlos verloren, dabei große Geldopfer gebracht, die Existenz vieler Männer und werthvoller Thiere auf das Spiel gesetzt, schöne Aussichten auf die Zukunft schnöde zu Grabe getragen, und Alles, Alles das — um ein bischen Wasser!

Krieger mit Schlachtaxt.

Meine Gefühle bei dieser traurigen Gelegenheit kann sich Jeder leichter denken, als ich solche beschreiben kann.

Wir waren nur eine kurze Strecke zurückmarschirt, und hatten gerade ein Dorndickicht passirt, als wir durch einen großartigen, aber erschreckenden Anblick erschüttert wurden.

Die ganze Gegend um uns herum war ein Flammenmeer. Mich zu einem Eingeborenen wendend, sagte ich: „Großer Gott, unser Rückzug ist uns abgeschnitten." Ich hatte schon manche Prairie- und Waldbrände gesehen, aber nichts diesem ähnliches. Gerade vor uns lag eine ausgedehnte Weidefläche, zwischen welcher hier und da Bäume standen, in der Ferne durch dichte Giraffendornen begränzt, und alles in lichter Lohe. Quer hindurch führte unser Pfad. Eine Ruhepause von einigen Stun-

den hätte die Gefahr wesentlich gemindert, wenn nicht ganz gehoben, aber Verzug war im vorliegenden Falle ebenso gefährlich als Vorrücken, also vorwärts! lautete die Parole, wobei ich im Stillen auf irgend einen günstigen Zwischenfall hoffte.

Näher kommend, hörten wir schon das Knistern des brennenden Grases und Gestrüpps, das Krachen der niederstürzenden Bäume, welche der Ge-

Geschnitzte Elfenbeintrompeten.

walt der Elemente sich widerstrebend beugten, den Angstschrei der erschreckenen Vögel, sowie anderen sinnverwirrenden Lärm. Unser Weg machte jetzt eine scharfe Biegung, die uns direkt in das Feuermeer brachte. Bis wir dahin kamen, hatte die Gewalt des Elements bereits an der linken Front nachgelassen, wir schlugen deßhalb diese Richtung ohne Zaudern ein, trotzdem das Feuer noch auf dem Boden weiter schmorte.

Unser Zugvieh war sehr ermüdet, doch machte der heiße Boden, daß die Thiere rasch vorwärts eilten, wobei wir mehrere Male Gefahr liefen, durch brennende, niederfallende Bäume erschlagen zu werden.

Einmal fiel ein starker Baumstamm, von der Wurzel bis zum Gipfel in Flammen gehüllt, quer über den Weg, bei dessen Falle Millionen von Funken, sowie viele brennende Holzstücke uns umstoben, während zahlreiche Vogelnester in den brennenden Bäumen eben so vielen Lampions glichen, welche dort in verschiedenen Dessins aufgehangen waren, und nicht minder natürlich wie hübsch, ja glänzend aussahen.

Häuptling mit einem riesigen Zwickelbart.

Es war eine großartige Illumination, würdig des großen Naturpalastes mit seinen ungezählten Fenstern und dem stattlich gewölbten Himmelsbogen. Die uns umdräuenden Gefahren waren jedoch so groß, daß wir die Pracht des Anblicks nicht in vollem Maaße zu würdigen vermochten. Wir waren sogar der Vorsehung von Herzen dankbar, als wir dem schauerlich schönen Schauspiel den Rücken kehren konnten.

Mit Tagesanbruch machten wir einige Minuten Halt, um das Ochsengespann zu wechseln und dann die Reise fortzusetzen. Ich schickte alles lose Vieh vor die Front, und gab meinen Leuten Auftrag, mit einem

frischen Gespann zurückzukehren, nachdem sie getrunken, gegessen und ausgeruht hatten. Kurz vor Mitternacht kamen wir an einen Abhang, als die Ochsen trotz ihrer Ermüdung über die stacheligen hohen Dornhecken sprangen, als ob es Strohwische gewesen wären, und mit wildem Brüllen Okaoa zurannten, welches sie am folgenden Tage erreichten, nachdem sie volle hundertfünfzig Stunden ohne einen Tropfen Wasser ausgehalten hatten.

Ehe das Wasser erreicht war, waren die das Vieh treibenden Leute dermaßen schwach geworden, daß einer nach dem andern umfiel. Das Vieh fand jedoch ohne Führer seinen Weg mit Leichtigkeit zum Wasser, nur das

Arabisches Kameel.

Pferd verirrte sich und lief umher bis es vor Erschöpfung niedersank. Glücklicherweise wurde das Thier von einigen Eingeborenen gesehen, die solches ihrem Häuptling meldeten, der großmüthig genug war, dem tödlich erschöpften Thiere Futter und Trank zu bringen, sodaß es sich bald erholte. Der Gaul hatte volle sieben Tage ohne einen Tropfen Wasser gelebt. Ich hatte es für unmöglich gehalten, daß ein Pferd im Stande sei, derartige Entbehrungen durchzumachen, ohne sein Leben dazei einzubüßen.

Die armen Hunde hatten entsetzlich gelitten. Wo früher hellleuchtende Augen, starrte jetzt nur ein glimmendes Stück Fleisch unter den Augenbrauen hervor. Blut floß ihnen aus der Nase und nur mit Mühe und Noth konnten sich die armen Creaturen weiterschleppen. Zuweilen

Reisender und Kameel in der Wüste.

suchten sie ihrer Trauer durch widerliches Heulen Luft zu machen, welches aber nur in schwacher Stärke zum Ausbruch kam.

Die Leute waren nicht minder angegriffen. Mehr als einer hatte das Sprechvermögen während der Durstperiode eingebüßt und war es ein wahrer Jammer zu sehen, wie die Leute alten Kaffee, Taback und verschimmelte Theeblätter kauten. Was mich selbst betrifft, so muß ich mit Dank gegen die Vorsehung sagen, daß ich körperlich wenigstens weniger Beschwerden auszustehen hatte, als die meisten meiner Begleiter.

Tags nach unserer Rückkehr an die Wasserquelle kamen auch die auf der Wassersuche zurückgelassenen Leute in Okaoa an und theilten mir zu meiner größten Ueberraschung mit, daß sie zufällig auf Wasser gestoßen seien, während wir solange vergeblich darnach gesucht hatten.

Als sie voller Freude die Rückkehr zum Lager antraten, um mir die Freudenbotschaft zu melden, hatten sie die Spur verloren und nach langem vergeblichem Suchen im Freien übernachten müssen. Gleich mir selbst hatten sie wiederholt ihre Gewehre abgefeuert, da dies jedoch erst nach Sonnenuntergang geschehen war, so hatte ich jedenfalls bereits den Rückmarsch angetreten, sodaß die Signale überhört wurden und unbeantwortet blieben.

Am achten Tage erreichte ich Okaoa, wo ich in Sicherheit war, ohne einen Mann oder ein Thier eingebüßt zu haben. Alle waren jedoch in defektem Zustande nicht nur durch Ermüdung und Durst, sondern auch durch die Reise, welche ihre Gliedmaßen auch stark angegriffen hatte. Dieser Umstand in Verbindung mit der Unmöglichkeit zuverlässige Führer zu finden, dabei Wassermangel, wenig Wild und manche andere Hindernisse zwangen mich zur Heimkehr und zwar ohne irgend welchen weiteren Aufenthalt als absolut nothwendig war, um soviel als möglich die Lebenskraft meiner Zwei- und Vierfüßler wieder auf normalen Fuß zu bringen.

Nach sorgfältiger Berechnung fand ich, daß die Distanz hundert und fünfzehn Stunden betrug, was in runder Zahl dreihundert englische Meilen ausmacht, während wir bei unseren fruchtlosen Versuchen nördlich vorzudringen hundert und zwanzig Stunden marschirten, also circa dreihundert und dreißig englische Meilen, eine mehr als genügende Entfernung um uns nach Cunene zu bringen; sogar hin und zurück, wenn wir unsern Weg direkt nach dem Flusse hätten einschlagen können.

Hätte ich beispielsweise Nordafrika bereist und die nubische Wüste durchkreuzt, so hätte ich mich eines Thieres bedienen können, welches die aus Wassermangel sich ergebenden Entbehrungen besser verträgt, als Ochsen und Pferde dies vermögen. Das Kameel ist bekannt für seine Ausdauer. Es scheint zu diesem Zwecke geschaffen zu sein, genügend Wasser für mehrere Tage in sich zu tragen. Hat es einmal getrunken, so kann das Thier

Jagd auf das afrikanische Wildschwein.

anscheinend ohne Beschwerde lange Zeit weitermarschiren. Die Araber, welche tropische Wüsten bereisen, führen das Wasser in Häutesäcken mit sich, welches Getränk nach tagelangem Umschütteln zwar nicht gerade delikat, aber doch noch besser als gar kein Wasser ist. Die beigefügte Zeichnung führt uns einen Wüstenreisenden vor, der sein Kameel am Zügel lenkt und können wir sicher sein, daß sich unter den vielen Lasten, die das Thier zu tragen hat, auch ein Quantum Wasser befindet.

Anderssson erwähnt eines anderen bemerkenswerthen Thieres, welches die Jäger zuweilen aufsuchen: Wilde Schweine, die sich zahlreich an den Uferstrecken des Omuramba finden und zuweilen eine ausgezeichnete Jagdbeute boten. Die Thiere sind erstaunliche Schnellläufer. Die Hunde konnten sie auf ebenem Grunde nicht einholen, obschon einige Köter pfeilschnelle Renner waren. Trotzdem konnten die Hunde das Wild gelegentlich überlisten und dadurch zum Abschießen getrieben bringen. Sie wehren sich verzweifelt. Ich habe wilde Schweine sich einzeln gegen sechs Angreifer vertheidigen sehen. Auch habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie sie, bereits schwer verwundet, ihre Verfolger angriffen und schwer verletzten. Wir erlegten gewöhnlich zwei bis drei derselben an einem Tage. Jung und fett, ist ihr Fleisch zart und delikat und wegen der Seltenheit ein großer Leckerbissen.

Anderes Wild wurde beinahe täglich erlegt und die ganze Reisegesellschaft schwelgte in Wildpretbraten nach Herzenslust. Wir hatten dabei sogar noch vieles übrig. Die erlegten Thiere gehörten meistens zu den Arten, die lange Zeit ohne Wasser leben können, da letzteres in dieser Gegend gewöhnlich rar ist und zwar in dem Maße, daß es uns Mühe kostete, ein genügendes Quantum für unser Vieh aufzutreiben.

Eines Tages begegnete ich einem Trupp Löwen unter Umständen, welche diese königlichen Thiere in neuer Beleuchtung erscheinen lassen.

Bei Einbruch der Nacht bemerkte ich, wie mehrere Thiere geräuschlos an das Wasser schlichen. Da ich nicht erkennen konnte, welche Art Thiere es waren, ging ich still zum Flusse und näherte mich der Stelle, wo sie tranken. Obschon ich ganz unbemerkt den Thieren sehr nahe gekommen war, vermochte ich doch die Art nicht zu unterscheiden, schloß aber aus der Art, wie sie das Wasser mit der Zunge schlürften, daß ich Hyänen vor mir habe, und sobald eines der drei Thiere die Tränke verließ, feuerte ich auf dasselbe. Die Kugel saß; ich hörte ein Gebrüll, und fort war die Bestie, wobei ich bei mir selbst murmelte: „Sicherlich war es keine Löwin!“

Inzwischen hatten die beiden anderen Thiere die Tränke ebenfalls verlassen, und schlichen träge davon, als sie in Folge eines lauten von mir ausgestoßenen Pfiffes stehen blieben.

Verzweifelter Kampf mit einem Löwen.

Ich feuerte abermals, diesmal jedoch vergeblich; die Kugel ging zu hoch, auf alle Fälle über den gezielten Gegenstand hinweg. Das Thier rührte noch immer keine Klaue und nun sah ich, daß ein Löwe vor mir stand. Ich schrie laut auf, um ihn fortzujagen, er stand aber noch immer unbeweglich. Seine Anwesenheit war für mich ganz und gar nicht gemüthlich, sodaß ich spornstreichs in meinen Hinterhalt eilte, um auf's Neue zu laden. Als ich ihm wieder zu Leibe wollte, war die Bestie verschwunden, als unmittelbar nachher zwei andere Löwen erschienen und der Tränke zutrollten. Als sie ihrem Durste Genüge gethan, wollten sie ruhig weiterziehen, als sie mich erblickten, worauf einer derselben — der größere — mich mit seinen durchbohrenden Augen fest ansah und dann auf mich losstürzte.

Aufregender Zweikampf.

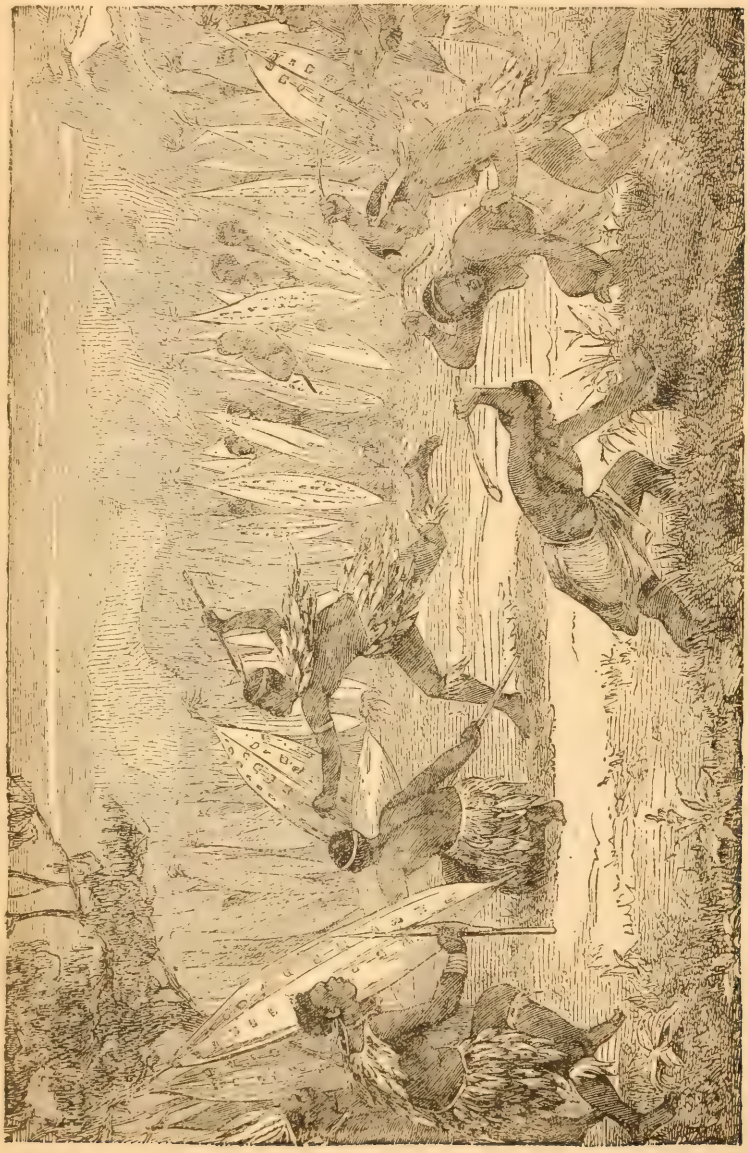
Seltsam wie mir dies vorkam, wollte ich doch seine eigentliche Absicht kennen lernen, richtete mich auf, und hub, als die Bestie auf vierzig Schritte herankam, ein lautes Schreien an. Statt fortzulaufen, kam er mir näher und näher, als er etwa fünfundzwanzig Schritte von mir entfernt, stehen blieb, und sich zum Sprunge auf mich anschickte. „O nein! alter Knabe," murmelte ich, „wenn das deine Absicht ist, so werde ich dir zuvorkommen," warf das Doppelgewehr zur Erde und ergriff das gezogene Elephantengewehr, zielte sorgfältig auf seine Brust und feuerte. Die Kugel hatte gut gesessen, auch glaubte ich ihn schon getödtet zu haben; dem war jedoch nicht so, er überschlug sich einige Male, raffte sich dann auf und entfloh, obschon ich keinen Zweifel daran hatte, daß die Wunde sich als tödtlich erweisen werde.

Als ihm die Kugel in die Brust drang, erhob er ein dröhnendes Gebrüll und wurde bei seinem Entfluchten von seinem Kameraden begleitet, der während des Duells passiver Zuschauer geblieben war.

Todt im Dickicht.

Mit Tagesanbruch folgte ich der Spur des verwundeten Löwen und war erst zweihundert Schritte vorwärtsgegangen, als die Hunde sich vor einem kleinen Gebüsche verbellten. Unmittelbar darnach sah ich einen majestätischen Löwen hervortreten und einige Schritte vorwärts hinken. Die Bewegung war jedoch zu viel für ihn gewesen, er machte Halt und sah zähnefletschend die Hunde fest an. Da ich selbst in keiner günstigen Schießlage war, so rief ich meinen Begleitern zu, auf die Bestie zu feuern.

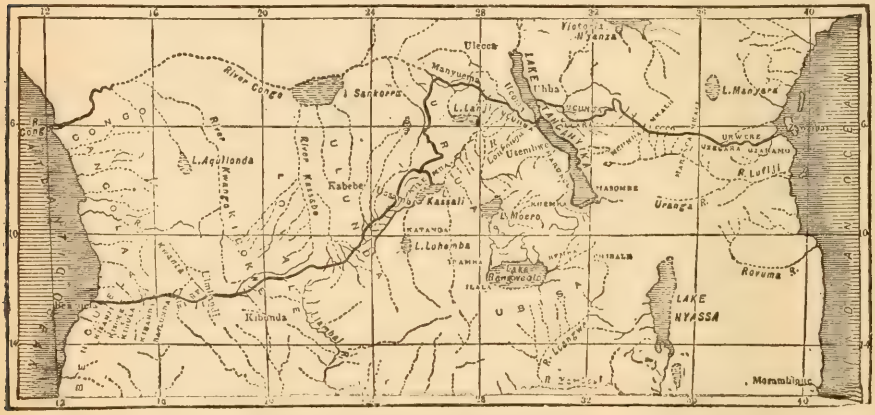
Einer der Leute befolgte den Befehl, ein Schuß krachte, sodaß der Löwe stürzte, um sich nicht mehr zu erheben. Das Thier war jedoch noch dann nicht todt, und schnappte fortwährend nach seinen Angreifern. Im nächsten Momente senkten sich jedoch mindestens ein halbes Dutzend Speere



Animirter Kriegstanz der Kaffern.

in seine breite Brust, und hundert weitere wären gefolgt, hätte ich nicht ein Machtwort gesprochen, da die Wilden sich wie die Furien auf das niedergestreckte Thier stürzten. Ich hatte gewünscht, daß ihm die Hunde den Rest geben sollten, was sie auch thaten. Drei der besten Köter wurden bei diesem Ringen verwundet, einer derselben tödtlich. Es war ein kapitaler Schuß, der den Löwen niedergestreckt hatte. Die Kugel war genau mitten durch die Brust gedrungen, hatte den größten Theil des Körpers durchbohrt, und war dann durch die Hüfte herausgeflogen, weßhalb es ein Wunder zu nennen war, daß die Bestie noch so lange leben konnte.

Dies war unstreitig die aufregendste Jagdscene, von der ich jemals Zeuge gewesen war. Außer meinen Begleitern waren auch mindestens hundert Eingeborene im Felde, die ein riesig großes Wort führten, und ihre mit Ochsenschwänzen verzierten Speere so ernsthaft und wüthend



Die durch Cameron bereisten Gegenden.

schwangen, daß ein Fremder zu dem Glauben hätte kommen mögen, es seien Krieger, die in eine tödtliche Schlacht zögen.

Ein anderer berühmter Afrika-Reisender ist Cameron, der mit Stanley die Ehre theilt, den schwarzen Kontinent vom indischen bis zum atlantischen Ocean durchkreuzt zu haben. Auch seine Reise bietet eine treffende Illustration davon, was heroische Ausdauer und Beharrlichkeit zu leisten vermögen. Sein Weg führte durch Central-Afrika, und wird der Leser bereits in den vorhergegangenen Beschreibungen gefunden haben, daß dies der interessanteste Theil des dunklen Erdtheiles ist, weil derjenige Theil noch am spärlichsten erforscht worden ist, sowie ferner dadurch, daß die Nilquellen hier ihren Sitz haben.

Jahrtausende ist die Frage „Wo entspringt der Nil?" unentschieden geblieben, so oft dieselbe noch durch wissenschaftliche Gesellschaften, einzelne Entdecker und die ganze civilisirte Menschheit aufgeworfen wurde.

So war es dann nur natürlich, daß Speke und Grant, Stanley und Livingstone, und endlich Cameron diese Gegend als ihr Feld für Entdeckungen und Forschungen ausgewählt haben. Baker trat die Reise von Cairo nilaufwärts an und kam zum südlichen Weißen Nil. Sein Name ist mit dem Soudan und den angrenzenden Gebieten eng verwachsen. Es war Cameron jedoch die Ehre vorbehalten, seinen Namen neben dem von Stanley als Durchforscher Afrika's von Ocean zu Ocean setzen zu dürfen. Diese Heldenthat vollbrachte Cameron, und zeigt die beifolgende Skizze eine sorgfältige Karte des von Cameron durchreisten Gebietes.

Cameron hat sowohl der physikalischen als auch der geographischen Wissenschaft hervorragende Dienste geleistet. Seine Entdeckungen tragen einen hochwichtigen Character, namentlich dadurch, daß dieselben die Richtigkeit der Beobachtungen früherer Forscher in diesen Gegenden durchweg bestätigt haben. Es ist in der That bemerkenswerth, daß die großen Afrikareisenden, nachdem sie weit von einander entfernte Gebiete durchschritten und durchforscht hatten, und schließlich an einem Orte zusammengekommen sind, sich beinahe vollständig gleich über die physikalischen Eigenthümlichkeiten dieses großen Kontinents ausgesprochen haben. Während seitens ihrer Freunde manche Eifersüchteleien zum Vorschein gekommen, und manche unanständige Ansprüche für den Einen und Anderen gemacht worden sind, haben sich die eigentlichen Helden des großen Dramas im Allgemeinen von dieser kleinlichen Auffassung frei zu halten gewußt.

Stanley wurde wiederholt zu verkleinern und anzuzweifeln versucht; es gab sogar Leute, welche Anfangs garnicht glauben wollten, daß er Livingstone überhaupt gesehen habe, als sie sich jedoch schließlich von der Wirklichkeit des wunderbaren Triumphzuges des amerikanischen Helden überzeugt hatten, gaben sie in Ehren nach und überschütteten ihn mit den Lobsprüchen, die er so reichlich verdient hatte. Von dieser Periode ab war Stanley's Ruhm gesichert und Niemand hat demselben seither den Ehrentitel als hervorragendster Hero des Zeitalters tropischer Entdeckungen weiter streitig gemacht.

Kapitel XXIX.

Der berühmte Emin Pasha.

Hervorragender Mann. — Der letzte der Soudan-Heroen. — Emin Pasha's Geburt. — Jugenderziehung. — Begeistert für den Beruf eines Entdeckers. — Entschlossen Afrika zu erforschen — Macht die Bekanntschaft des „Chinesen" Gordon. — Gordon's hohe Schätzung von Emin's Charaktereigenschaften. — Wird mit einer wichtigen Aufgabe betraut. — Gouverneur der unter dem Aequator belegenen Provinz. — Schwierige Lage. — Nervige Faust und eiserner Wille im Verkehr mit den Eingeborenen erforderlich. — Emin's irreguläre Truppen. — Märchenhafter Erfolg der Emin'schen Verwaltung. — Großes Deficit in gewaltige Einnahmeüberschüsse verwandelt. — Bau neuer Straßen. — Dörfer neu aufgebaut. — Großartige Fortschritte auf allen Gebieten. — Emin's völlige Hingabe an seinen Beruf. — Ausgezeichneter Takt und unermüdliche Ausdauer von Emin Pasha. — Große Sorge um Emin. — Allerlei Vermuthungen werden über Emin's Lage aufgestellt. — Plan, eine Rettungsexpedition auszusenden. — Stanley mit der Ausführung eines großartigen Unternehmens betraut.

Wir haben uns nunmehr mit dem weltberühmten Emin Pasha zu beschäftigen, dessen afrikanische Heldenthaten während des letzten Jahres die beiden Hemisphären in spannende Aufregung versetzt haben. Emin Pasha ist der letzte Held des Soudan-Dramas, sein Name wird neben dem des „chinesischen" Gordon in den Annalen unserer Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen.

Die dritte und jüngste Expedition, welche Stanley vor wenigen Monaten zu erfolgreichem Abschluß gebracht, hatte die Rettung Emin Pasha's zum Zwecke. Emin war zum Gouverneur eines ausgedehnten Landstriches im Aequator-Gebiete ernannt worden und hatte seine Aufgabe mit erstaunlichem Muth und hoher Intelligenz in die Hand genommen. Lange Zeit glaubte und fürchtete man, daß er in seinem Unternehmen auf verzweifelten Widerstand stoßen werde. Namentlich bewies die belgische Regierung großen Eifer bei dem Bestreben, die aktuelle Lage, in der sich Emin befand, über allen Zweifel festzustellen und dann zu erwägen, auf welche Weise ihm am Besten zu helfen sei, falls er sich in Bedrängniß befinde. Daß Henry M. Stanley unter diesen Verhältnissen bereit war, sich zur Lösung einer solchen Aufgabe nochmals tief in's Herz der afrikanischen Wildnisse hineinzustürzen, kann uns bei dem hochherzigen Charakter dieses Mannes nicht weiter Wunder nehmen.

Es dürfte unsere Leser interessiren, über den Lebensgang des berühmten Emin Pasha, der, seines orientalischen Titels entkleidet, den ächt deutschen Namen Eduard Schnitzer trägt, Näheres zu erfahren. Wir entnehmen die folgenden biographischen Notizen der Lebensgeschichte, welche sein Freund

und Reisebegleiter Robert W. Felkin aus Edinburgh in Schottland über Emin herausgegeben hat.

Emin Pasha bildet zur Zeit den Mittelpunkt, um den sich alle centralafrikanischen Interessen drehen. Seitdem man nun erfahren hat, daß dem deutschen Eduard das arabische Emin substituirt worden ist, ergeht sich

Emin Pasha (Dr. Schnitzer).

alle Welt in Vermuthungen über die Stelle, wo die Wiege des berühmten Mannes gestanden.

Es ist nunmehr durch amtliche Zeugnisse festgestellt, daß Eduard Schnitzer am 28. März 1840 in Oppeln, Provinz Schlesien, Königreich Preußen, geboren ist. Sein Vater war der bereits verstorbene Kaufmann Ludwig Schnitzer, seine Mutter hieß Pauline. Nachdem er das Gymnasium in Neisse absolvirt, widmete sich Eduard Schnitzer im Jahre 1858

auf der Breslauer Universität dem Studium der Medicin, welche Studien er später an der Berliner Universität fortsetzte und hier im Jahre 1864 den Doktortitel erlangte.

Im Jahre 1875 besuchte Dr. Schnitzer seine nach Neisse übergesiedelte Familie, wo er seine Mußestunden naturgeschichtlichen Studien widmete. Um diese Zeit erwachte die Reiselust, welche die Träume seiner Jugendzeit ausgefüllt hatte, in dem Doktor mit neuer Kraft, so daß wir ihn 1876 im Dienste des Vicekönigs von Aegypten begegnen. Er empfing den Auftrag, sich dem Generalgouverneur des Soudan zur Verfügung zu stellen, welch' letzterer ihn als Oberstabsarzt nach dem ägyptischen Aequatorgebiete entsandte, dessen Gouverneur damals Gordon war.

Gordon war gerade der Mann, der Emin's Talente bald auszufinden und im ausgiebigsten Maße zu verwenden verstand. Er übertrug ihm die Inspektion aller von Aegypten annektirten Gebiete, auch verwendete er ihn verschiedentlich zu diplomatischen Missionen.

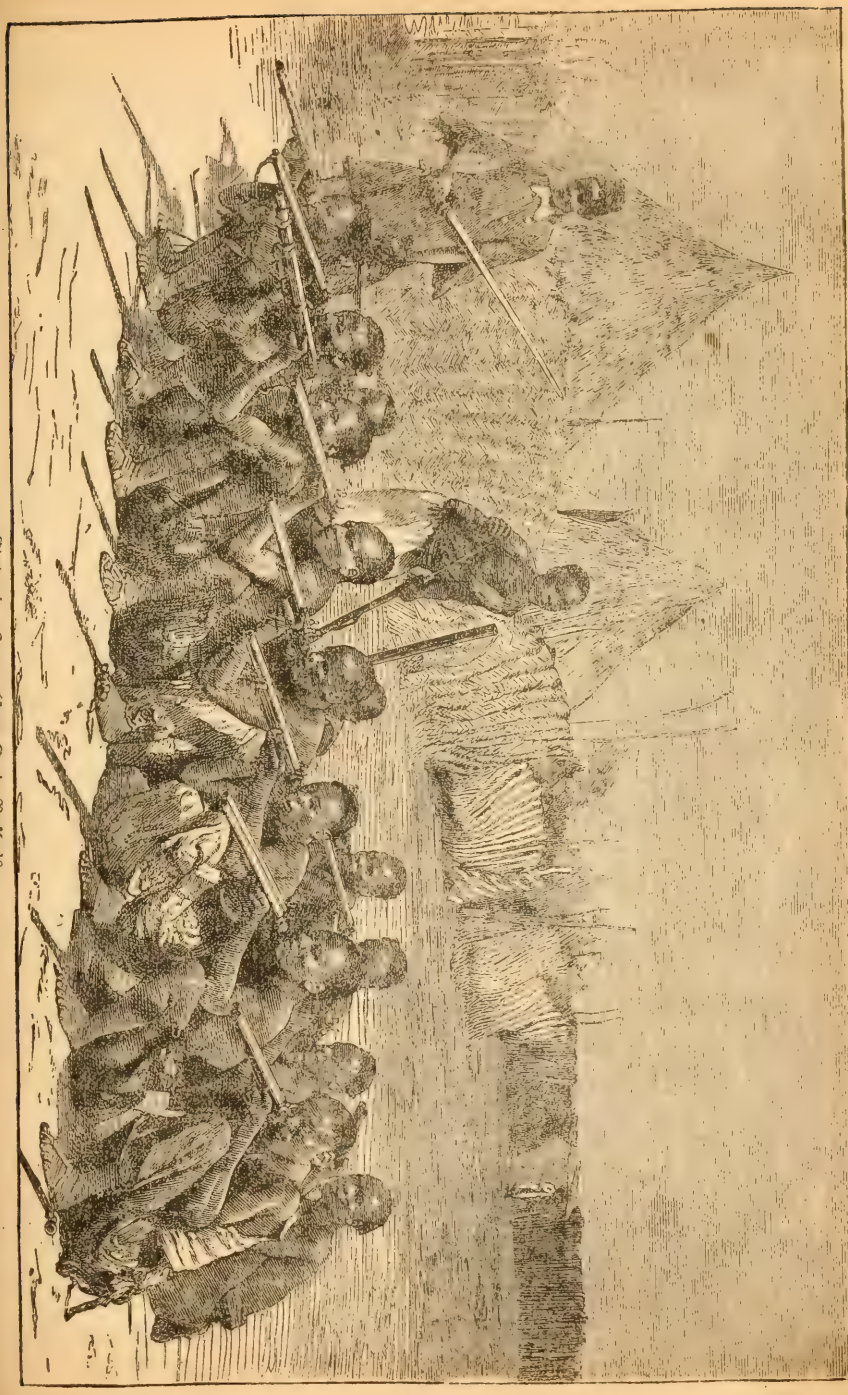
Im März 1878 wurde Gordon zum Generalgouverneur des Soudans ernannt, worauf dieser sofort Emin zu seinem Nachfolger als Gouverneur der Aequator-Provinz ernannte, welchen Posten der Doktor bis in die jüngste Zeit innegehabt hat.

Um zu einer annähernd richtigen Schätzung dessen, was Emin Pasha während dieser Zeit geleistet, zu gelangen, müssen wir naturgemäß unsern Blick auf seine Arbeiten als Gouverneur richten.

Als Gordon Pasha die ägyptische Aequator-Provinz verließ, um einige Monate später als Generalgouverneur des ganzen Soudan-Gebietes zu fungiren, hinterließ er Emin die Provinz in friedlichem, gut organisirtem Zustande, mit Ausnahme des Finanzdepartements. Die Provinz seufzte unter einer schweren Schuldenlast, die theils aus den Kosten der Occupation herrührte, nicht minder jedoch durch den Umstand zu ihrer damaligen exorbitanten Höhe angewachsen war, weil verschiedene Gouverneure gerade dieser Provinz Verpflichtungen aufgebürdet hatten, die theilweise zur Entlastung ihres eigenen Gebietes dienten, theilweise aber auch zur Deckung von Privatschulden, die stellenweise nicht gering waren, verwendet worden waren.

Eine bettelnde Gesellschaft.

Als Gordon Pasha zu seinem höheren Posten abreiste, wurde sein Platz anfänglich durch die englischen Obersten Prout und Mason besetzt, die jedoch bereits nach wenigen Monaten aus Gesundheitsrücksichten demissionirten. Ihnen folgte eine lange Reihe eingeborener Gouverneure, unter deren elender Verwaltung die Provinz bald in bejammernswerthen Verfall gerieth. Unterdrückungen, Ungerechtigkeiten, Rohheiten und offene Räubereien schossen wie Pilze aus der Erde. So lagen die Verhältnisse,



Einige der Irregulären Emin Pascha's.

als Gordon Pascha seinen Freund Emin mit den Zügeln der Verwaltung betraute.

Bis dahin war Emin, wie bereits oben erwähnt, Oberstabsarzt der Provinz gewesen, und hatte dieselbe des öftern in ihrer Länge und Breite durchkreuzt, und zwar mehrfach im Gefolge seines früheren Chef's Gordon, von welchem er manches gelernt und dessen Leistungen er stets sichtlich bewundert hatte.

In dieser Periode erwarb er sich eine intime Vertrautheit mit Sitten und Charakter der Eingeborenen, sodaß Gordon ihn mit mehreren wichtigen politischen Missionen betrauen konnte; und zwar sandte er Emin zweimal nach Uganda und einmal nach Unyoro. Mit solchen Erfahrungen ausgerüstet, wurde er mit der Verwaltung der Provinz betraut, deren Schwierigkeiten anfänglich noch dadurch gesteigert wurden, daß ihm in Folge gewisser Intriguen von Khartoum aus, noch nicht der Rang als Gouverneur verliehen worden war, trotzdem er als solcher zu funktioniren hatte.

Wie die Verhältnisse in seiner Provinz lagen, als er 1878 zu deren Verwaltung berufen wurde, ist schwierig zu schildern. Die Bevölkerung setzte sich aus zahlreichen und verschiedenartigen Stämmen zusammen, die nach dem milden Regimente, welches Gordon gehandhabt, umsomehr durch die Erpressungen und Grausamkeiten von dessen Nachfolgern verbittert waren.

Neben diesen Stämmen lebten auch noch zahlreiche frühere Sklavenhändler mit ihren Helfershelfern durch das ganze Land zerstreut, namentlich hatten sich dieselben in einigen befestigten Dörfern angesiedelt. Die unteren Beamten der Provinz waren meistentheils zweideutige Charaktere, viele derselben waren Verbrecher, die aus Aegypten hierher in die Verbannung geschickt, und, nachdem ihre Strafzeit abgelaufen war, hier in Dienst der Verwaltung getreten waren.

Die ägyptischen Soldaten waren äußerst unzuverlässige Leute, die von den Eingeborenen wegen ihrer Erpressungen tief gehaßt wurden, und dadurch Anlaß zu fortwährenden Reibungen zwischen der Verwaltung und den Eingeborenen gaben. Einige von Emin's „regulären" Truppen waren sehr „irregulär."

Wird nunmehr noch in Betracht gezogen, daß die meisten Stationen aufgebaut werden mußten, daß jegliche Zufuhr von Aegypten durch die Blockade des Nils seit zwei Jahren abgeschnitten war, so braucht man sich darüber nicht zu wundern, daß die Sorgen seines Amtes schwer auf Emin lasteten. Er mußte fast stets unterwegs sein, täglich liefen bei ihm Vorstellungen ein, in welchen die Eingeborenen ob der Uebergriffe seitens der Unterbeamten bittere Klage führten, sodaß er von Morgens bis

Afrikanischer König und seine Häuptlinge erwidern einen Besuch.

Abends mit Arbeiten überhäuft war. Die meisten Leute würden vor der undankbaren Aufgabe, Ordnung in das Chaos zu bringen, als unerfüllbar zurückgeschreckt sein. Dies war jedoch Emin Pasha's Fall nicht.

Staunenswerthe Verbesserungen.

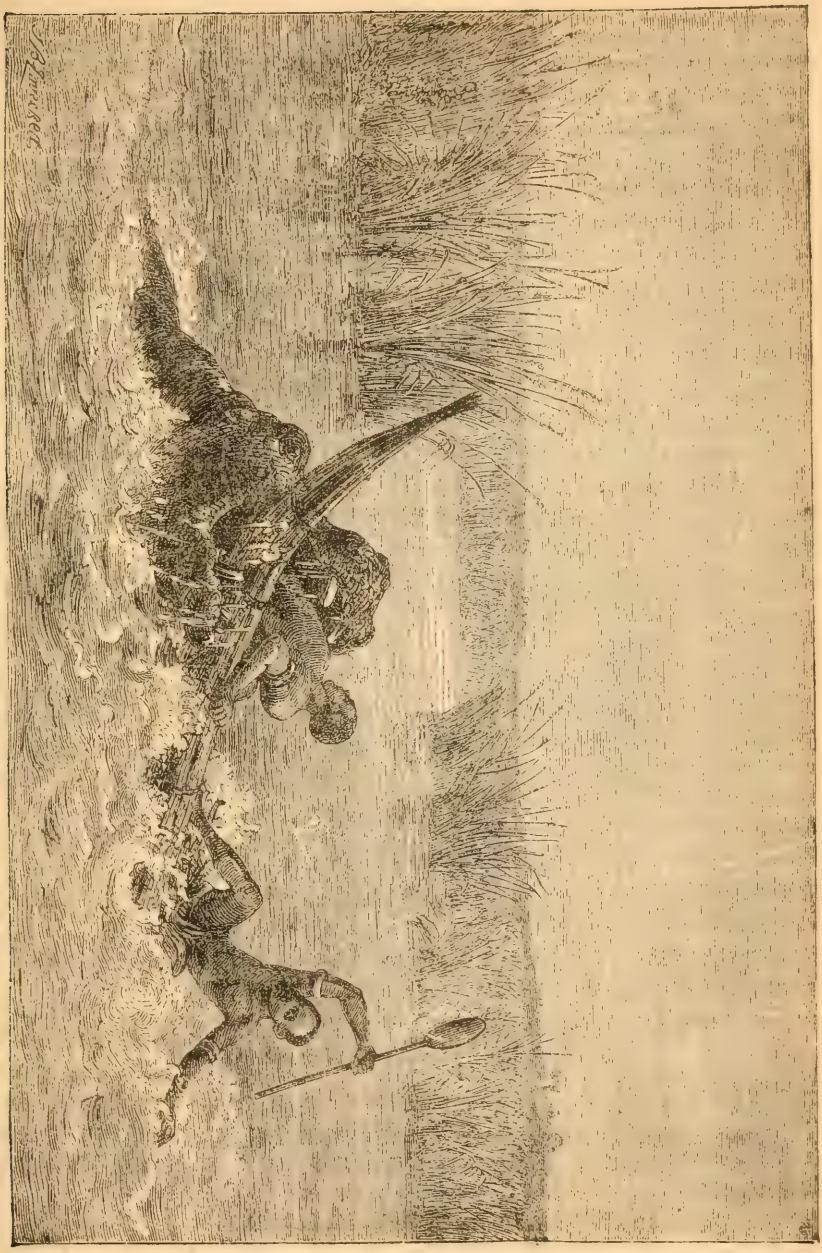
Langsam aber fest entschlossen und mit stets sich mehrendem Erfolge wurde Emin Herr der Lage, und als er 1879 seine Provinz zum zweiten Male durchwanderte, hatte sich die Situation wie mit einem Zauberschlage verändert. Die Stationsgebäude waren neu aufgebaut worden, Unzufriedenheit war der Loyalität gewichen, die Corruption war ausgerottet, eine gleichmäßige Besteuerung eingeführt, außerdem der Anfang gemacht, die Provinz von den Sklavenhändlern, die sie verpestet hatten, zu säubern. Dies letztere war eine sehr schwierige Aufgabe, da die Bande sich fest eingenistet und in den meisten Unterbeamten der Provinz willfährige Helfershelfer hatte, während Emin ganz auf sich selbst angewiesen und kein treuer Gehülfe zur Stelle war. Er ist sogar mit Ausnahme der wenigen Monate, als der treue Lupton Bey der zweite im Commando war, vom Tage seiner Ernennung an bis zur Gegenwart in seiner Aktion und Entschließungen ganz auf sich selbst angewiesen geblieben.

Emin erhielt Ende 1879 den Titel Bey und konnte beim Jahreswechsel 1882/83 seinen vorgesetzten Behörden melden, daß in seiner Provinz vollständige Ruhe und Zufriedenheit herrsche. Nahezu alle ägyptischen Soldaten hatte er sich vom Halse geschafft und durch Eingeborene ersetzt, die er einexerzieren ließ. Seine Provinz hatte er um mehrere annektirte Distrikte vergrößert, aber nicht mit der Schärfe des Schwertes, sondern durch friedliche Verhandlungen mit den Häuptlingen.

Den oben aufgezählten Erfolgen sind noch hinzuzufügen der Anbau von Baumwolle, Indigo, Kaffee und Reis, die Etablirung eines einheitlichen regelmäßigen Postdienstes durch seine ganze Provinz, die Konstruktion neuer und Verbesserung der bestehenden Landstraßen, Einführung des Kameels, Gütertransport durch Ochsen und schließlich als nicht unerhebliches Resultat ein jährlicher Ueberschuß von 40,000 Dollars an Stelle eines Defizits, welches sich bei Emin's Regierungsantritt auf nicht weniger als 160,000 Dollars pro Jahr beziffert hatte. Der Werth der Provinz vom commerziellen Standpunkte aus kann nach diesem Stande der erfolgreichen Verwaltung nicht zu hoch bemessen werden, welches Resultat um so höher anzuschlagen ist, als während der Jahre 1878—84 nur neun Dampfer von Khartoum nach Lado expedirt worden waren, von welchen nur sechs Provision für Emin an Bord hatten.

Bemerkenswerther Character.

„Am 8. October 1878 sah ich Emin zum ersten Male," schreibt Feltin in der Lebensschilderung unseres Helden, „und von da ab bis zum heuti-



Im Rachen des Todes.

gen Tage hat sich meine Hochachtung und Bewunderung für den seltenen Mann mehr und mehr gesteigert. Gewöhnlich ist es sehr schwierig, in einer kurzen Spanne Zeit den Character eines Mannes gründlich kennen zu lernen, doch wurde mir dies Studium dadurch sehr erleichtert, daß ich mit Emin Pasha im Herzen von Afrika vollständig abgeschlossen von der civilisirten Welt Verkehr pflegen konnte. Finden sich unter solchen Verhältnissen auch nur einige Punkte, in welchen zwei in so nahe Berührung gekommene Männer sympathisiren, so entwickelt sich hieraus naturgemäß bald eine größere Intimität. Mein damaliger enger Verkehr hatte etwas wunderbar anmuthiges, namentlich durch den Contrast, den derselbe gegenüber dem Abgeschlossensein von der übrigen Welt bildete, welches sich oft auf Monate, ja Jahre erstreckt, dem sich jedoch nur wenige Helden aussetzen, die wie Emin einer hohen civilisatorischen Mission im Innern Afrika's ihr Leben geweiht haben.

Ein hervorragender Zug seines Charakters, der meine ungetheilte Bewunderung hervorrief, war seine Selbstlosigkeit. Sein ganzes Sinnen und Trachten war der Wohlfahrt des seiner Verwaltung anvertrauten Landes und der Förderung der Wissenschaft gewidmet; der Ehrgeiz, ein berühmter Mann werden zu wollen, lag ihm gänzlich fern. Auch verfolgte er die Leistungen Anderer mit dem gleichen warmen Interesse wie seine eigenen.

Bemerkenswerth war die Art und Weise, wie er mit den Eingeborenen zu verkehren pflegte. Er war gegenüber diesen rohen Leuten von einer Geduld sondergleichen, dabei hatte er eine große Meinung von ihrer Intelligenz und Bildungsfähigkeit, war tolerant gegen ihre Schwächen, ihren Gedankengang, ihre religiösen Anschauungen. Namentlich war der Einfluß, den er auf die Häuptlinge ausübte, bemerkenswerth. Seine Verhandlungen mit den Königen Mtesa und Kabrega kennzeichneten ihn nicht minder als streng gerecht, sondern auch als einen Mann, der die vielseitigen Forderungen, welche die beiden Despoten stellten, auf ihren wahren Werth zu würdigen verstand. Mtesa fühlte die größte Hochachtung für Emin und drückte mir gegenüber wiederholt seine Anerkennung für die Methode aus, mittelst welcher Emin seine (des Königs) Unabhängigkeit gesichert hatte, nachdem dieselbe durch die ungerechte Handlungsweise von Nur Bey, der an der Spitze von dreihundert ägyptischen Soldaten Mtesas Hauptstadt eingenommen hatte, stark gefährdet war, weil der ägyptische Feldherr die Absicht hatte, Uganda gänzlich zu annektiren.

Friede wirksamer als Krieg.

Nebenbei bemerkt, stand dieses Vorgehen Nur Bey's in direktem Widerspruche mit Gordon's Instruktionen.

Für Emin's Gewalt über die Eingeborenen zeugt auch noch der Umstand, daß er mit vielen Häuptlingen der an seine Provinz grenzenden Nachbargebiete freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Einer nach dem andern trat mit ihm in geschäftliche Verbindung und mit wenig Ausnahmen suchten alle früher oder später um die Erlaubniß nach, sich der Autorität Emin Pasha's unterstellen zu dürfen, ohne daß dieser einen einzigen Schuß abzufeuern gehabt hätte dafür, daß die Häuptlinge nunmehr Aegypten tributpflichtig wurden. Sie sahen sehr wohl ein, daß es ihr Vortheil war, so zu handeln, und wußten, daß wenn sie sich einmal unter seine wohlwollende Obhut begeben hätten, Emin für die Sicherheit ihres Gebietes sorgen werde.

Ich komme nunmehr zu einem anderen Punkte. Emin hat wiederholt auf die Uebelstände hingewiesen, die aus seinen durch die Centralregierung beschränkten Amtsbefugnissen erwuchsen. Baker und Gordon waren von der Centralregierung des Soudans vollständig unabhängig, hatten Gewalt über Leben und Tod und waren allein dem Vizekönig in Cairo verantwortlich. Ganz anders lagen die Verhältnisse bei Emin. Fast über alle Details seiner Verwaltung hatte er die Genehmigung des Generalgouvernements des Soudan einzuholen. Bedenkt man nun, daß Monate, ja zuweilen Jahre vergingen, ehe er Antwort auf seine Berichte empfing, so wird man leicht verstehen, wie sehr ihm die Hände gebunden waren und wie schwierig es für ihn war, die Ordnung in seiner Provinz aufrecht zu erhalten und dabei Verbesserungen aller Art einzuführen.

Betreffs der commerziellen Verwaltung der Provinz wiederholte sich die uralte biblische Erzählung aus Moses' Zeiten, — daß die Aegypter die fertigen Ziegel als Tribut forderten, hingegen sich weigerten, das dazu benöthigte Stroh herzugeben. Emin konnte von Khartoum keinerlei Vorräthe bekommen; er mußte sogar den Samen, welchen er zu Kulturanpflanzungen von der Oberverwaltung erbeten hatte, entweder mit seinem Gelde bezahlen oder von seinen zahlreichen Freunden sich schenken lassen. Kann es hiernach Wunder nehmen, daß die Aequator-Provinz für Aegypten keine Goldgrube wurde?

Ist es nicht vielmehr ein Wunder zu nennen, daß Emin, auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen, schon binnen wenigen Jahren die Finanzen seiner Provinz dermaßen umzugestalten vermochte, daß dieselben statt des üblichen Defizits nunmehr einen Netto-Ueberschuß aufweisen?

Emin's verzweifeltes Ringen.

Aus Emin's Briefen bekommt man einen Einblick in die enormen Schwierigkeiten, welche die Preisgebung des Soudans durch England für die Aequator-Provinz im Gefolge hatte.

Er selbst war nicht über die Ereignisse, welche sich nördlich von seinem Gebiete abspielten, unterrichtet, es lag jedoch auf der Hand, daß die Wohlfahrt seiner Provinz gefährdet war und er einen Verzweiflungskampf für deren Fortexistenz zu bestehen haben würde. Nach langem Ringen zogen sich die Räuberbanden des Mahdi zurück, wodurch Emin im Stande war, die meisten verlorenen Gebiete zurückzuerlangen.

Im October 1886 kam temporäre Hülfe durch eine Karawane, welche Dr. Junker von Uganda mit Vorräthen für Emin gesandt hatte. Aus seinen damaligen Briefen spricht die beinahe kindliche Freude, mit welcher von ihm und seinen Leuten diese Gottesgabe begrüßt wurde.

Im April 1887 erfuhr Emin, daß von England Hülfe unterwegs sei. Zu dieser Zeit schrieb er mir einen Brief, in welchem folgender Passus vorkommt:

„Sie können sich besser vorstellen, als ich es Ihnen beschreiben kann, daß die herzlichen Sympathien, welche England mir und meinen Leuten beweist, mir eine überreiche Belohnung sind für die bangen Sorgen und Entbehrungen, die hinter mir liegen."

Die Expedition wurde von Stanley mit gewohntem Muthe und der bekannten Energie geleitet.

Bemerkenswerth ist die Unbeugsamkeit des Entschlusses, welche Emin dokumentirt, indem er erklärt, nicht von seinem Posten weichen zu wollen, bis er die Zukunft des Landes, welches er so lange verwaltet, sowie der Bevölkerung, deren Wohl ihm so tief zu Herzen geht, geregelt sehen werde. Er schreibt hierüber:

„Ich will für die Aufgabe, welche Gordon mit seinem Blute besiegelt hat, weiter thätig sein, und wenn mir auch sein Genie und seine Energie nicht eigen sind, so will ich wenigstens in seinem Geiste und nach seinen Instruktionen handeln." Der Brief schließt mit den Worten: „Alles, was wir von England verlangen, ist, uns ein besseres Verhältniß zu Uganda anbahnen zu helfen, und uns einen guten und sicheren Weg zur Seeküste zu eröffnen. Das ist alles, was wir wünschen Unser Territorium preisgeben? Nun und nimmermehr. Es ist nunmehr so weit entwickelt, daß Sicherheit des Lebens und Eigenthums hergestellt sind und dies Land der Mittelpunkt der Civilisation und Freiheit des gesammten Central-Afrika abgeben wird."

Kapitel XXX.

Emin Pasha in den Wildnissen Afrika's.

Emin's spannende Beschreibung. — Wird durch den „Chinesen" Gordon nach Unyoro gesandt. — Emin's Gesellschaft auf dem Marsche. — Vom Regen durchtränkt. — Kleider von Ochsenhäuten. — Schönes Geschenk. — Schwieriger Marsch. Stattlicher junger Häuptling. — Menschenähnliches Thier. — Affenhütten in den Bäumen. — Afrikanischer Papagei. — Verschiedene Arten von Pavianen. — Der König schickt eine Eskorte. — Schallende Hörner und rasselnde Trommeln. — Ankunft bei Kabrega. — Kühe ohne Hörner. — Gut bevölkertes Land. — Hohe Gräser und riesige Wurzeln. — Begrüßung des Königs. — Kabrega auf einem Stuhle sitzend. — Wie er gekleidet war. — Leibesfülle Kabrega's. — Amüsirt sich mit einem Revolver. — Jovialer Monarch. — Ein Wilder, der verzeihen kann. — Zahlreiche Albinos. — Interessante Gebräuche. — Gesandtschaft an General Gordon. — Unwürdiger Gouverneur. — Aufregendes Durcheinander.

Wie bereits oben erwähnt, ist Emin Pasha der letzte überlebende Hero des Soudan-Dramas und ein würdiger Schüler des General Gordon, dessen Name nicht nur in seinem Vaterlande, sondern innerhalb des ganzen Christenthums mit höchster Verehrung genannt wird. Längere Jahre ist Emin der Mann gewesen, um welchen sich das Interesse der christlichen Nation für den schwarzen Erdtheil concentrirt hat. Ueber seine afrikanischen Heldenthaten hat er uns selbst eine lebendige Schilderung geliefert, und glauben wir unseren Lesern einen großen Genuß zu bereiten, wenn wir ihnen in folgenden Zeilen Emin's eigene Worte zum Durchlesen vorführen. Er schreibt:

Im Mai des Jahres 1877 drückte mir Seine Excellenz General Gordon den Wunsch aus, sich mit den Negerfürsten des Soudans auf guten Fuß zu stellen. Zur Erreichung dieses Zweckes betraute er mich mit der ehrenvollen Mission, wenn möglich, dem Könige von Unyoro, Kabrega, einen Besuch abzustatten, der seit Baker's Rückzuge von Masindi stets eine feindselige Haltung gegen uns beobachtet hatte. Es sollte nun mein Bestreben dahin gehen, eine friedliche Lösung der obwaltenden Differenzen anzubahnen. Vom Glücke begünstigt endete meine Sendung erfolgreich. In den folgenden Zeilen findet sich das Resultat meines Besuches bei Kabrega aufgezeichnet. Wenige Reisende haben bislang Unyoro gesehen, und mag dieser Umstand meinen Notizen einigen Werth verleihen. Ueberdies war es mir beim Durchlesen von Baker's Tagebuche aufgefallen, daß darin nur geringe Information über Sitten und Gebräuche von Land und Leuten zu finden war, weßhalb ich es mir zur Pflicht machte, alles mir Zugängliche darin aufzuzeichnen, wobei mir die Kenntniß der Landessprache ausnehmend zu Statten kam.

Wir verließen Mruli am 13. December 1877. Bis Kisuga war uns der Weg bereits wohlbekannt. Er führte durch sanft aufsteigendes Hügelland, welches sich vom Flusse nach Khor Kafu hinanschlängelt. Dornen-Akazien findet man hier in überreicher Menge. Der Anstieg nach dem Westen ist ein ganz allmähliger, dessen man nur durch die mit der Höhe zunehmende Entwaldung gewärtig wird, wodurch der rothe Thonboden blosgelegt ist, während die Thalsohlen mit feinem, sandigem Lehm gefüllt sind, den man in dieser Gegend so häufig findet. Auch Aloen findet man im Ueberfluß. Ein runder Teich, der wie aus dem Erdboden geschnitten aussah und mit hellem klarem Wasser gefüllt war, bot meinen ermüdeten Trägern einen willkommenen Halteplatz, worauf nach kurzer Ruhepause der Marsch fortgesetzt wurde, um uns nach zweistündigem Vorschreiten zur Mittagsruhe unter einer lieblichen, in der Nähe fließenden Wassers belegenen Baumgruppe niederzusetzen. Ganz neu war mir ein nahebei gelegenes Wäldchen mit dunkelgrünen Blättern und weißen Blumen, die mit Passionsblumen große Aehnlichkeit und gelblich-weiße Stiele und rothgelbe Blumenkronen hatten. Die rothen Beeren werden von den Kindern gern gegessen.

Von Regengüssen durchnäßt.

Mein Gefährte, Kapempe, ein Matongali von Kabuga, amüsirte mich, indem er in komischer Weise die Körperverrenkungen der Träger nachäffte, welch' letztere ihre Lasten für zu schwer hielten.

Diese Leute drücken ihr Erstaunen in einer mir seither unbekannten Weise aus — sie erheben ihre geballten Fäuste blitzschnell bis zum Scheitel und ziehen dieselben dann mit einem Ruck nach der Stirn zurück. Entferntes Donnerrollen und dunkles Gewölk am Horizont mahnten uns vorwärts zu eilen, kaum aber waren wir unterwegs, als der Regen in Strömen herabstürzte. Alle Augenblicke blieb ein Träger stehen, um sich mit einem abgepflückten Bananenblatte zu bedecken oder die aus Ochsenhaut gefertigten Anzüge abzulegen, weil der Regen dieselben hart macht. Auf diese Weise kam die ganze Kolonne zum Stillstande, — ein hübscher Zwischenfall bei einem solchen Regenwetter, welches uns von Kopf bis Fuß total durchnäßte.

Als der Regen nachgelassen, ging es in größter Eile wieder vorwärts durch Bananenfelder, bis wir nach siebenstündigem Marsche Kisuga erreichten, wo wir, um unsere Bagage zu trocknen, einen Tag Rast machen mußten.

Als wir den Weitermarsch antreten wollten, wurde ein Soldat meines Gefolges krank, wie ich vermuthe aus Angst vor den Gefahren, die er für die Expedition in seiner Phantasie sich ausmalte. Mir blieb nunmehr nur ein einziger Soldat, der mein Pferd zu pflegen hatte, außerdem allerdings

noch zwei Diener, Knaben von zehn und zwölf Jahren — ein imposantes Gefolge! — Durch Baker's Tagebuch, in welchem er Kabrega's Bettelkünste beschreibt, vor diesem gewarnt, ließ ich alles, was ich nicht absolut nothwendig gebrauchte, selbst mein Gewehr, in Kisuga; dann brachen wir in der Richtung nach Londu auf längs dem Pfade, dem wir bereits gefolgt waren und der uns jetzt durch hohe Grasebenen und zahlreiche Bananengärten führte, während rothgelbe Blumen ihre Blätter über unseren Pfad streuten.

Schweigend marschirten die Soldaten weiter, ein scharfer Kontrast zu den lärmenden Wagandas; keine Trommel wurde von uns gerührt. Wir machten häufig halt, die Träger schienen gewaltigen Appetit zu haben und pflückten bei jeder sich bietenden Gelegenheit Bananen ab oder hoben eine süße Kartoffel auf.

Gegen Mittag erreichten wir Londu, dessen unbefestigte Hütten nebst verschiedenen schwarzen Brandstätten einen peinlichen Eindruck verursachten. In der Nachbarschaft sah man kleine Ziegen- und Büffelheerden, sowie einzelne Menschen.

Ochsenhautkleider.

Nachdem wir unser Nachtquartier, so gut es anging, aufgeschlagen, sandte ich einen Boten zu dem in der Nähe wohnenden Häuptling, um Träger für den folgenden Tag zu verlangen, welche Kabrega uns versprochen hatte.

Ich hätte lieber meine eigenen Träger von Mruli gehabt, weil ich dann unabhängiger in meinem Thun und Lassen gewesen wäre, Rionga's Leute weigerten sich jedoch entschieden, mir bis in das Gebiet ihres Todfeindes zu folgen, sodaß ich mir mit den von Kabrega angebotenen Leuten genügen lassen mußte. Biabo, der Matongali Häuptling des Dorfes, ein korpulenter junger Mann mit hervorstehenden Backenknochen, machte mir mit fünf oder sechs seiner Leute seine Aufwartung. Sie hatten einen rothbraunen Teint, nur einer war tiefschwarz, ein aus dem Distrikt Shifalu, nahe bei den Tada-Fällen, gebürtiger Mann. Die Gesichtsfarbe der Einwohner dieser Gegend ist sehr mannigfaltig und hat Abstufungen vom tiefsten Schwarz bis gelb, vorwiegend ist sie roth. Die Leute kleiden sich in weiche Ochsenhäute, von welchen die Haare abgeschabt sind, mit Ausnahme der Ränder, wo ein zwei Finger breiter Haarstreifen als Zierrath stehen bleibt. An sonstigen Verzierungen tragen sie Armbänder und Fußringe von Messing, sowie auch aus Wurzeln zusammengestellte Halsbänder. Der Kopf ist nicht glatt geschoren (nur als Zeichen der Trauer geschieht das), man sieht sogar vielfach elegante, korkzieherartig geformte Locken. Für eine kleine Anzahl Glasperlen erhielt ich als Gegenleistung verschiedene Körbe süßer Kartoffeln. Einen von Kisuga mit-

gebrachten Ochsen schenkte ich meinen Trägern, sodaß dieselben bis tief in die Nacht in Gesang, Tanz und Festgelage schwelgten.

Gegen Morgen begann der inzwischen eingetretene Regen zum Wolkenbruche anzuschwellen, trotzdem waren die Träger prompt zur Stelle, sodaß ich mich zum Weitermarsche anschickte. Als ich jedoch erwog, daß das Gepäck unvermeidlich durchnäßt werden würde, und daß das unpraktische Zelt, welches ich mit mir führte, wenn durchnäßt, mindestens fünf Träger erforderlich machte, entschloß ich mich schließlich, noch zu warten, was übrigens vernünftiger war, denn es regnete ununterbrochen bis zwölf Uhr Mitternachts, sodaß wir erst am folgenden Morgen weitermarschirten. Meine Träger, die Abends vorher noch einen ganzen Ochsen verschlungen hatten, lagen jetzt hungrig um ein rauchendes Feuer, während ich selbst nur noch das allernothwendigste an Lebensmitteln übrig hatte.

Folgenden Morgens gab der wolkenbedeckte Horizont schlechte Aussichten für unsere Weiterreise; nichtsdestoweniger brachen wir frühzeitig auf, um unser nächstes Lagerquartier möglichst frühzeitig zu erreichen. Vor uns breitete sich eine Hügelgegend aus; an beiden Seiten des Pfades sah man vereinzelnte Anhöhen, dabei wurde unser Vormarsch wesentlich durch vorsündfluthliche Gräser und Sträucher bis zu zehn Fuß Höhe gehemmt. Die Gewässer waren von prächtigen Papyruspflanzen eingefriedigt. Auch konnten wir diesmal dem Regen nicht entschlüpfen; da nun nichts als Steppe und Wald vor uns lag und weder Gehöfte noch Plantagen zu sehen waren, so waren wir gezwungen, trotz des Regens weiterzumarschiren, bis wir gegen zwei Uhr Nachmittags eine Anzahl miserabler Hütten erreichten, wo wir übernachten mußten.

Ein werthvolles Geschenk.

Bei unserem Nahen hatten die Bewohner die Flucht ergriffen, während die Feuer, als wir die Hütten betraten, noch brannten. Der Dorfhäuptling, Matongali Vukimba, ließ uns nicht lange warten, denn kaum hatten wir unsere Bagage unter Dach, als er, begleitet von zwei Unterhäuptlingen und verschiedenen Dorfbewohnern, uns seine Aufwartung machte, und als Geschenk eine Ziege und zwei Schafe anbot, — ein vollständiger Luxus für meine Verhältnisse. Die Leute machten auf mich einen günstigen Eindruck, sie waren bescheiden und anspruchslos, dabei mit allem, was ihnen gegeben wurde, zufrieden. Hatten sie zwischen Glasperlen und Tüchern die Auswahl, so gaben sie letzteren den Vorzug. Die Ortschaft hieß Kimanya.

Die Wanyoros scheinen große Furcht vor Thau und Regen zu haben, soviel ist wenigstens sicher, daß sie nicht gern früh aufstehen, und wenn sie auf dem Marsche eine von Thau benetzte Grasstelle zu durchschreiten haben, so machen sie Halt, legen ihre Lasten nieder, und breiten entweder

ein großes Bananenblatt oder trockene Blätter darüber, um ihre Füße vor der Nässe zu schützen. Ein Frauenzimmer, die mit uns reiste, hatte sich dermaßen mit trockenen Blättern beladen, daß sie wie ein wandernder welker Baumzweig aussah.

Am folgenden Tage brachen wir frühzeitig auf und langten nach etwa zehn Minuten Marschirens in eine ausgedehnte Anpflanzung von Bananen und süßen Kartoffeln, wo wir die Träger wechseln sollten. Matongali Vukimba hatte die besten Absichten, es war jedoch viel Sprechens und auch noch ein Paar Rippenstöße erforderlich, ehe er den Leuten begreiflich machen konnte, daß sie weitermarschiren mußten; als wir uns nach viertelstündigem Aufenthalte wieder in Bewegung setzten, folgte er uns mit seinen Unterhäuptlingen wobei er dermaßen schrie und mit den Armen gestikulirte, daß ich von einem Augenblick zum andern erwartete, es werde zu einer regulären Keilerei kommen. Schließlich schien der Disput jedoch friedlich beigelegt zu sein, da Vukimba endlich zu seinem Dorfe zurückkehrte. Wir schritten dann vorwärts, machten übrigens in allen Dörfern Halt, um neue Träger in unsern Dienst zu pressen. Anfangs führte der Weg durch schöne Ländereien und Bananengärten, dann wieder auf und nieder durch hohes wildes Grasland. An jeder Seite stiegen in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen hohe Gebirge stufenweise empor. Zwei schmutzige Regenpfützen, die wir passirten, waren von prächtigen Gallerien hochstämmiger Bäume umkränzt.

Man sah die silberhaarige Guereza im Gipfel der Riesenbäume, die von Schlinggewächsen eingehüllt waren. Andere Affen schaukeln sich in den Zweigen und Phönixgebüsch bedeckte den Boden. Die Aushöhlungen, in welchen sich das Regenwasser sammelte, hatten niedrigen Wasserstand; es reichte den Leuten bis zur Taille, doch machte der Schlamm sowie einige Arten Wurzeln den Vormarsch schwierig. Das mitgenommene Pferd war ganz unverwendbar, ich kam rascher zu Fuße vorwärts.

Sehr schwieriges Marschiren.

Ein kurzer Marsch brachte uns zu einem anderen mit prächtigen Gallerie-Bäumen umsäumten Flusse. Die rothen tulpenartigen Blumen der Spathodien Arten stechen gegen das dichte Blattwerk wie Feuerflammen ab. Wir kamen bald aus dem hohen Grase und stießen auf einen Pfad, der durch Abmähen des Grases und Niederlegen der Bäume gebildet war.

Unglücklicherweise stießen wir vielfach auf tiefe Löcher, die durch das Ausroden der Baumstumpfe entstanden waren. In einiger Entfernung zur Rechten floß ein Bach dessen Lauf, durch die Bewegung auf der Oberfläche schwimmender großer Wasserpflanzen angezeigt wurde. Dann wieder kamen wir durch Lichtungen, wo Bananen, süße Kartoffeln und hier und dort grüne Maiskolben unter einander gemischt gesehen wurden.

Auch sah man einzelne Virginische Tabaksblätter. Dörfchen von drei bis vier Hütten lagen zwischen den angebauten Ländereien eingestreut. Sie bildeten einen Halbkreis, ihre Grasdächer reichen überall auf den Grund nieder, mit Ausnahme der für die Pforte offen gelassenen Stelle. Die Wände bestehen aus leichten Weidenholzgeflechten und werden durch zahlreiche Pfosten gestützt. Die Hütten waren bei Leibe nicht einladend und waren in zwei Räume getheilt, deren Boden mit Heu bestreut war, in welchem sich zahlloses Ungeziefer wie Mäuse, Flöhe und Wanzen verbargen. Hausmöbel waren nur wenige vorhanden, da die Einwohner geflohen waren und ihre Schätze mitgenommen hatten.

Stattlicher junger Häuptling.

In Kitongali, einem dieser Dörfchen, machten wir Halt, wo ich das zweifelhafte Glück hatte, die Hütten für mich und mein Gefolge zu erhalten. Auch empfing ich den Besuch des Dorfhäuptlings, eines stattlichen jungen Mannes, dessen Vater Kabrega's Vertrauter war. Er hatte ein imposantes Aeußere, war in weiche dünne Häute gekleidet, über welche ein rothbraunes loses Tuch geschlungen war; sein Diener trug ein Jagddoppelgewehr hinter ihm her. Nachdem die üblichen Geschenke ausgewechselt waren, fertigte er einen Boten an Kabrega ab, durch welchen er Letzteren von meiner bevorstehenden Ankunft in Kenntniß setzte, da wir am folgenden Tage in der Hauptstadt anzulangen hofften. Verstehe ich jedoch das afrikanische Hofceremoniell richtig, so wird noch mancher Tag vergehen, bis ich Kabrega von Angesicht zu Angesicht sehen werde, wie sehr wir uns auch in seiner nächsten Nähe befinden mögen.

Es ist unter allen Umständen recht unbequem, in der Regenzeit Reisen zu machen, man ist selten Herr der Situation, oder eigentlich niemals, da es fast beständig regnet. Seit Mitternacht rollte der Donner von allen Seiten, dichter Nebel umhüllte die Gegend, dabei regnete es dermaßen, daß man glauben konnte, die Wolken hätten das Bedürfniß, ihren ganzen Inhalt auf den Erdboden auszuleeren. Natürlich war bei solchem Unwetter an kein Weitermarschiren zu denken, und um die Sache noch schlimmer zu machen, fand ich, daß meine Hütte nicht wasserdicht war. Ich hatte meine Leute den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen, sie lagen im tiefsten Schlummer, ob in Folge des Regens oder weil hungrig (Fleisch sättigt sie nicht, und Korn war keins aufzutreiben), muß unentschieden bleiben.

Trotz meines strikten Befehls, daß ich mit Sonnenaufgange weitermarschiren wolle, sah ich die Leute keine Anstalten zum Aufbruche treffen. Man sagte mir kurzweg, das Gras sei zu naß und die Sonne brenne zu heiß; ich müsse mich deßhalb bis zum folgenden Tag gedulden. Ein schön gefiederter Waldspecht bohrte an einem Baumstamm, und begleitete

Zirpende Grillen.

seine Arbeit mit einem ärgerlichen Zwitschern, als ob er seinem Unwillen über den langsamen Fortschritt seiner Arbeit hätte Luft machen wollen. Abends schnurrte uns das betäubende Gezirpe einer großen Heuschreckenart aus dem benachbarten Gehölz um die Ohren. Das Thierchen ist etwa drei Zoll lang, wurde durch das Licht angezogen, und hüpfte um unsere Hütten herum.

Menschenähnliches Thier.

Nicht selten findet man in den südlichen Distrikten von Unyoro den menschenähnlichen Chimpanse. Er bewohnt die Wälder nördlich bis nach Kiroto und Masindi, während er in Uganda weiter im Süden gefunden wird, und im Norden, soweit mir bekannt, nicht weiter als bis nach Uddu vorkommt. In Unyoro heißt er Kingabantu (menschenähnlich). Dies beweist in Verbindung mit Schweinfurth's Berichten aus den Nyam-Nyam Distrikten, daß die nördliche Grenzscheide für den Chimpanse von der Art der Vegetation abhängt. Die hiesigen Eingeborenen behaupten, der Chimpanse schlage seine Behausung in Bäumen auf; da er nur stets die höchstgewachsenen Exemplare zu seinem Wohnsitze wähle, so sei es schwierig ihn einzufangen. Ich vermuthe, daß die Affenart viel häufiger in den Monbuttu und Nyam-Nyam Distrikten gefunden wird, als in hiesiger Gegend, weil die dichten Hochwaldungen der genannten Distrikte ihm größeren Schutz gegen Nachstellungen der Jäger bieten. In 1877—78 wurden von hier vier lebende Exemplare nach Khartoum geschickt, wo dieselben verendeten, ohne daß man jedoch die Skelette für wissenschaftliche Zwecke aufbewahrt hätte.

Die Heimstätten des Papageies fallen mit denen des menschenähnlichen Affen zusammen. Man sieht die Thiere überall in Unyoro, wo sie zu zweien und dreien herumfliegen. Sie fliegen hoch und schwerfällig, schreien anhaltend im Fluge, und zählen zu den am frühesten munteren Vogelarten. Schon vor Sonnenaufgang kann man ihr Gekreische hören, um Mittag ist alles still, sie halten dann ihr Mittagschläfchen, von vier Uhr Nachmittags machen sie sich aber wieder hörbar. Die zahlreichen Sycomoren versorgen sie mit Nahrung, vielleicht fressen sie auch Bananen, wenigstens habe ich einige mir gehörende Papageien diese Frucht essen sehen, die sie dem Zuckerrohre vorzogen. In Uganda ist diese Vogelart massenhaft zu finden, wo sie zuweilen in Hütten gezogen wird und ohne weiteren Unterricht sprechen lernt. In Usoga, wo der Vogel in großen Massen gefunden wird, fängt man denselben in kleinen Netzen, die rothen Schwanzfedern werden den Thierchen ausgezogen und als Schmuck benutzt. Diese Operation wird jedoch nur von solchen Personen vollzogen, die dem Vogel unbekannt sind. Die Federn wachsen nur sehr langsam wieder nach. Man hat mir auch zu verschiedenen Malen die Mittheilung gemacht, daß

es ganz schwarzgefiederte Papageien gebe, doch scheint dies auf einer optischen Täuschung zu beruhen, indem man dunkelschillernde Papageien als schwarz angesehen hat. Nicht minder steht jedoch fest, daß in dieser Gegend noch manches Neue entdeckt werden kann.

Der König sendet eine Eskorte.

Gegen Mitternacht werden die Hörner geblasen (die Trommeln werden nur als Kriegssignale benutzt), um die Träger zusammenzurufen; um sechs Uhr Morgens jedoch waren noch keine zehn Leute zur Stelle; als ich endlich nach langem Feilschen und Parlamentiren die nöthige Anzahl Leute beisammen hatte, wollte Niemand den Weg kennen, obschon Kabrega's Hauptstadt kaum mehr als sechs Wegstunden entfernt sein konnte. Ich schickte deßhalb zwei meiner Leute zum Könige und ließ denselben bitten, mir einen Wegweiser zu übersenden, obschon ich von vornherein wußte, daß die angebliche Unkenntniß der Wege lediglich Vorwand gewesen war.

Glücklicherweise hatte ich ein Schaf und ein Paar Hühner, sowie einige Lebensmittel gegen eine Parthie Glasperlen eintauschen können, sodaß die Leute nicht zu darben nöthig hatten. Auch heute hatten wir wieder verschiedene Regenstürme zu überstehen.

Am 21. wurde endlich der Vormarsch angetreten. Stundenlang wurden die Hörner geblasen, dabei drängten meine Leute mich zum Vorwärtsgehen. Da ich jedoch seit einer halben Stunde Trommelwirbel in der Ferne hörte, so vermuthete ich, daß Kabrega einen seiner Häuptlinge mir entgegenschicke, was sich dann auch als richtig erwies, da kurz nachher Makango (großer Häuptling) Bkamba in Begleitung eines Trommelschlägers, Gewehrträgers und fünf oder sechs anderen Leuten bei mir erschien, mich im Auftrage Kabrega's willkommen hieß, und mir das Geleite bis zum Könige zu geben hatte. Wie durch Zauberschlag ging jetzt Alles am Schnürchen; der Marsch wurde nunmehr sofort angetreten, wobei die Träger voranfgingen. Der Weg führte durch gut kultivirtes Land, in welchem sich viele Hütten befanden, machte eine starke Wendung um eine ausgedehnte Bananenpflanzung, führte dann über einen mit Papyrus bewachsenen umfangreichen Sumpf, dessen Kreuzung eine halbe Stunde in Anspruch nahm, weil das Wasser uns stellenweise bis zum Nacken reichte und die Wurzeln unsere Füße gleich Schlingen umklammert hielten. Man muß selbst eine solche Ueberfahrt durchmachen, um die damit verbundenen Beschwerden gebührend würdigen zu können, namentlich wenn man bei jedem Schritte vorwärts durch scharfe und stacheliche Gräser gekitzelt wird.

Weder Hörner noch Höcker.

Als wir schließlich unversehrt am entgegengesetzten Ufer angelangt waren, gingen die Träger, die heute sich ausnahmsweise dienstwillig zeigten,

weiter vorwärts. Der Weg führte nunmehr durch hohes, mit vielen Mimosen besetztes Grasland, welches gelegentlich durch Wiesengrund abgelöst wurde, bis wir endlich in einen Engpaß zwischen zwei Gebirgsketten kamen, den wir ab- und aufsteigend durchschritten. In einem Bananengarten, der außerdem noch mit Feigenbäumen und Phönixpalmen bestanden war, sah ich ganz frische Fußspuren von zwei Hyänen. Nachdem wir endlich den Engpaß hinter uns hatten, kamen wir wieder in eine mit hohen Gräsern und Schilfrohr bestandene Ebene, wo wir einen kleinen Teich erreichten, der über Kieselgrund hinfließendes Wasser enthielt, welches stark nach Eisen roch. Graue hörnerlose Kühe standen im Wasser (die Hörner werden gleich, nachdem sie hervorbrechen, durch Ausbrennen mit einem glühenden Eisen zerstört, damit die Thiere bequemer durch das hohe Gras und Dickicht laufen können). Alle Häuser liegen ziemlich weit vom Landwege ab. Wahrscheinlich in der Absicht, mir einen imposanten Einblick in die Ausdehnung des Landes, sowie die Macht seines Regenten zu gewähren, wurde ich Tage lang durch hohe Grasländereien geführt, während der direkte Weg kaum drei Stunden in Anspruch genommen haben würde. Wie man mir sagte, ist die Gegend stark bevölkert.

Bald nachdem wir den schmalen Fluß überschritten hatten, befanden wir uns abermals zwischen Gebirgsketten, von denen verschiedene Spitzen bis zu zweitausend Fuß über das Niveau der umliegenden Ebene emporsteigen, die an sich bereits gegen viertausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Dann folgten gut angebaute Felder mit kleinen der Gottheit gewidmeten Altären, die mit der Absicht eine gute Ernte zu erbitten angelegt waren. Auf diese Felder folgten mit riesigem Schilfrohre bestandene Sümpfe, bis endlich das Gebirge sich öffnete und Unyoro, Hauptstadt und Residenz des Königs Kebrega zu unseren Füßen sich ausbreitete.

Die für mich bereiten Hütten lagen an der linken Seite des Weges auf einem Hügel, über welchem hohe Bergkegel zu den Wolken emporstiegen. Meine Wohnung lag etwa zehn Minuten von dem Häuserkomplex entfernt, welcher die Ansiedlung des Königs bildet, während ein dahinter liegendes Gemisch von Hütten das Dorf bildet.

Kaum hatten wir unsere Bagage unter Dach und Fach, als es wieder Donner, Blitz und Regen gab. Abends kam Kabrega's Premierminister Katagrua, der einstmals in Baker's Reisegefolge sich befunden hatte, um mich im Auftrage seines Herrn zu begrüßen. Kabrega habe mich sofort empfangen wollen, sei aber durch den strömenden Regen daran verhindert worden. Aus dem gleichen Grunde sei es ihm nicht möglich gewesen, ein Geschenk für mich auszuwählen, weßhalb er um Entschuldigung bitte. Ich erwiederte ihm blos, ich lasse dem Könige danken, sei jedoch nicht mit der Absicht hergekommen, Geschenke in Empfang zu nehmen. Kurz nach-

her benachrichtigte mich Makango Bkamba, den ich zur Begrüßung zum Könige gesandt hatte, daß Seine Majestät mich folgenden Tages in Audienz empfangen wolle.

Schon kurz nach Sonnenaufgang langte Katagrua an, um mir das Tags vorher angekündigte Geschenk zu überbringen. Zwei fette weiße Ochsen mit langen Hörnern, eine Quantität feinen schneeweißen Salzes vom Albert-Nyanza-See, drei Ladungen Korn, zwei Ladungen Mehl, so-

Ankunft bei Kabrega.

wie endlich verschiedene Krüge voll guten Bananenweines wurden mir dargebracht und die b sten Grüße des Königs dabei ausgesprochen.

Nachdem Katagrua sich verabschiedet, hatte ich kaum noch Zeit, die für den König bestimmten Geschenke auszupacken, bevor ich mich zur Audienz bei ihm begab. Meine Geschenke übertrafen unbedingt alles Aehnliche, was ihm vorher jemals dargeboten worden war. Punkt 12 Uhr kam mein Führer Kapempe, und zwar mit den ihm von mir geschenkten Gewändern bekleidet, worauf sich mein Zug in Bewegung setzte. An der

Spitze marschirten drei Matongalis, ihnen folgte mein Führer Kapempe mit allen seinen Leuten, dann zwei Leute, welche die für den König bestimmten Geschenke trugen, dann ich selbst in Uniform zu Pferde, gefolgt von meinen Soldaten, die den Schluß des Zuges bildeten. Die Straße war mit Papyrus eingerahmt. Wir passirten eine mir zu Ehren gebaute Brücke, dann ging es hügelaufwärts längs einigen kleinen Dörfchen vorbei, deren Bewohner uns haufenweise anstierten. Wir schritten über einen freien Platz, dem zur Rechten die Viehhöfe des Königs gelegen waren, in deren Umzäunung zahlreiche Hütten zum Gebrauche für die Wahuma-Hirten lagen. Dann erblickten wir ein halbrundes Gebäude mit hohen Portalen vorne und hinten, die überdacht waren. Der Fußboden war reinlich gehalten und mit großen Papyrusblättern bestreut, in der Mitte des Saales saß Kabrega auf einem hohen Stuhl, von seinen Hofbeamten, die auf dem Boden lagen, umgeben; hinter dem Könige standen etwa zehn mit Gewehren bewaffnete Männer und Knaben. Zu seinen Füßen kauerte Manyara, der Dollmetscher, dessen Gesicht vogelartig gestaltet war. Mir wurde ein Stuhl dicht neben den Sitz des Königs gestellt, worauf wir einander nahezu ein Paar Minuten scharf fixirten.

Wie der König gekleidet war.

Dies war also Kabrega, den Baker als feigen, verrätherischen, viehisch dem Trunke ergebenen Kerl schildert. Ein aus feiner salmfarbiger Rinde verfertigtes Gewand bedeckte seinen Körper bis zur Brust, darüber war alles nackt mit Ausnahme der linken Schulter, über welche ein Streifen dunkelfarbiger Rinde plaidartig geworfen war. An den Schläfen seines edelgeformten glattgeschorenen Hauptes sah man zwei eingebrannte Narben, welche das Wappen des Wanyoro Stammes darstellten; die vier unteren Schneidezähne fehlten ihm wie allen Wanyoros ganz und gar, die obere Zahnreihe stand etwas aus, und war von blendender Weiße. (Die unteren Schneidezähne werden den Knaben und Mädchen, sobald die Pubertät eintritt, ausgezogen, wofür als Zange ein breites Stück Eisen benutzt wird.)

Ein aus Haaren von Giraffenschweifen geflochtenes Halsband, in dessen Mitte eine einzelne große Glasperle eingefaßt war, umschlang seinen Nacken. Ein aus Wurzeln geflochtenes Amulet, sowie ein eisernes Band, waren die einzigen Verzierungen, welche er an seinen starken muskulösen Armen trug; seine Hände waren schmal und wohlgepflegt. Er ist ein ausgesucht schöner Mann, wahrscheinlich weil von unvermischtem reinem Wahuma Blute abstammend. Im Allgemeinen machte er auf mich einen recht günstigen Eindruck, obgleich seine Gesichtszüge wollüstige Begierde verriethen. Sein etwa fünfzig Mann zählendes Gefolge war in Häute-

und Baumrindengewänder gekleidet; unter demselben befand sich auch sein Bruder, ein häßlicher schwarzer Kerl.

Nachdem ich ihm meine Beglaubigungsdokumente überreicht, fügte ich einige Höflichkeitsphrasen hinzu, worauf sich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns beiden entwickelte. Kabrega sprach den Dialekt des im Soudan gesprochenen Arabisch nicht fließend, bat mich jedoch, trotzdem ich seine (die Kinyoro-) Sprache verstand, mit ihm arabisch zu sprechen, und ihm zu gestatten, meine Worte durch einen Dolmetscher übersetzen zu lassen, damit auch seine Leute mich verstehen könnten. Ich überreichte ihm dann die Geschenke und amüsirte mich königlich ob der kindlichen Freude, welche ihm der Anblick derselben augenscheinlich verursachte. Namentlich erregten ein Paar Stückchen wohlriechender Seife seine ungetheilte Aufmerksamkeit. Mein Soldat trug einen kleinen Revolver im Gürtel; Kabrega bat um die Erlaubniß, denselben besichtigen zu dürfen, und verstand sofort den Mechanismus desselben. Er zerlegte den Revolver in seine Einzelheiten, setzte dieselben wieder zusammen und gab mir den Revolver zurück. Dann fragte er mich, wie es mir im vergangenen Jahre in Uganda gefallen habe und was ich dort gesehen, und amüsirte sich köstlich, als ich ihm eine detaillirte Schilderung des in Uganda eingeführten Hofceremoniell's gab. Ein heranziehendes Gewitter brachte unser Gespräch zu einem für beide Theile unerwünschten vorzeitigen Abschluß; der König versprach jedoch, mir bald wieder eine Einladung zu seinem Palaste zukommen lassen zu wollen, und verabschiedete sich von mir in durchaus würdevoller Weise.

Ein glücklicher Monarch.

Ich habe seitdem Kabrega wiederholt besucht und kann versichern, daß ich ihn niemals ein unpassendes Wort habe reden hören oder ihn je eine unverständige Geberde habe machen sehen, oder auch etwas Ungebildetes bei ihm gesehen habe, außer etwa, daß er von Zeit zu Zeit vor sich ausspuckte, worauf sich stets ein Häuptling beeilte, den Speichel mit seiner Hand von der Grasmatte abzuwischen. Sollte es nicht auch an europäischen Höfen ähnliche Speichellecker geben? Kabrega ist freundlich, lacht viel und herzlich, plaudert gern und scheint sich nicht gern durch ceremonielle Gebräuche geniren zu lassen — genau das Gegenstück zu Mtesa, dem heimtückischen Despoten von Mganda.

Folgenden Tages wurde ich zum Könige berufen, den ich von zehn bis zwölf Personen umgeben antraf. Wer die strenge Hofetiquette in Mganda gesehen, muß höchlich erstaunt sein, wenn er die Ungezwungenheit beobachtet, welche am Hofe von Unyoro herrscht, allwo die Leute in Gegenwart des Königs auf dem Boden kauern und ganz ungenirt Kaffeebohnen kauen. Wir hatten diesmal eine lange Unterredung, von

welcher ich nur das Eine hervorhebe, daß seine Majestät mit großer Zuvorkommenheit meinen Forderungen Gehör schenkte.

Auch erzählte er mir bei dieser Gelegenheit, was an seinem Hofe während Baker's Anwesenheit vorgefallen sei. Er erklärte sich sofort bereit mir einige seiner Leute mitzugeben, die nach Karthoum weiterreisen und dort dem Generalgouverneur Gordon Pasha ihre Aufwartung machen sollten.

Großes Erstaunen erregte meine Taschenuhr; der König bat mich, ihm nach meiner Rückkehr eine laut tickende Uhr zu schicken. Es war Unrecht von mir, Kabrega als bettelsüchtig darzustellen; er schickte mir ganz im Gegentheil in gastfreier Weise Unmassen Korn und Mehl, die, obschon für eine einzige Tagesration bestimmt, doch zur Noth für vierzehn Tage ausgereicht hätten.

Ein Wilder, der verzeihen kann.

Ich hatte bei meinen wiederholten Versuchen den Eindruck empfangen, daß Kabrega ein nicht minder gastfreier als intelligenter Herrscher war. Abgesehen von seinen reichen Gaben an Geflügel, Gewändern aus Baumwolle etc., wofür ich keine Gegengeschenke machte, zeigte er seine Charaktereigenschaften in sehr vortheilhafter Weise gelegentlich eines Zwischenfalles, der mich in sehr üble Lage hätte bringen können. Trotz meiner dringenden Anbefehlung, daß die Aegypter während meines Aufenthaltes in Unyoro keinerlei Feindseligkeiten gegen das Land unternehmen sollten, hatten doch die Soldaten einer unserer Grenzstationen, unter Anführung berittener Offiziere, einen Einfall in das Unyoro Gebiet gemacht und verschiedene Landesangehörige getödtet. Der König entsendete Katagrua, um mir von dem Vorfall Mittheilung zu machen, ließ mich aber gleichzeitig versichern, daß dieses ihm äußerst unangenehme Ereigniß doch in keiner Weise unsere persönlichen Beziehungen beeinflussen werde.

Am 5. Oktober stattete ich Kabrega einen längeren Besuch ab, bei welchem sich das Gespräch um hunderterlei Gegenstände drehte. Da sich der Horizont wieder verdunkelte, so kehrte ich nach einstündigem Aufenthalte heim und hatte meine Hütte kaum betreten, als der Sturm losbrach. Obgleich ich durch die sich täglich drei- bis viermal wiederholenden Gewitterstürme beträchtlich zu leiden hatte, — welcher Zustand nach dem Urtheile der Eingeborenen bis Mitte November andauern dürfte, — so habe ich doch in meinem Leben nichts Aehnliches erlebt, als den heutigen Sturm. Die ganze Gegend war in ägyptische Finsterniß gehüllt, welche von Zeit zu Zeit durch fahle Blitze erhellt wurde, während Hagel und Regen durch den rasenden Südostwind gegen unsere Hütten gepeitscht wurden, wobei die Hagelschlossen eine Größe von Pferdebohnen hatten. Nach halbstündiger Dauer machte der Hagelschlag einem wolkenbruchartigen

Regen Platz, der bis tief in die Nacht andauerte. Alle unsere Hütten standen unter Wasser und dauerte es zwei Tage bis der Schaden wieder ausgebessert war.

Täglich empfing ich von Kabrega's Häuptlingen Besuche, von denen Katagrua und Melindua recht angenehme anständige Leute waren. Ueber ersteren bin ich in der angenehmen Lage das von Baker über ihn Geschriebene vollinhaltlich bestätigen zu können, indem ich ebenfalls erkläre, daß er der einzig gebildete Mann (Gentleman) an Kabrega's Hofe war. Nicht ein einziges Mal hat er mich um ein Geschenk gebeten, und wenn ich ihm ab und zu eine Kleinigkeit schenkte, so bezeugte er mir dafür seine größte Dankbarkeit. Den beiden letztgenannten Männern verdanke ich überdies manche werthvolle Auskunft über das Leben und Treiben in Unyoro.

Am 30. September wollte ich eben eine Pause des Regenwetters zu einem Spaziergange benutzen, als ich zum Könige gerufen wurde, den ich in ein schön gemustertes, aus Baumrinde gefertigtes Gewand gekleidet auf einem Divan sitzend fand.

Es waren gerade Leute von Karagwa angelangt, die Gewehre und Munition mitbrachten, wofür sie Elfenbein und Sklaven einhandeln wollten. Kabrega hatte den Wunsch den Leuten seine weißen Gäste zu zeigen.

Ich hatte, um den König zu überraschen, Speke's Buch mitgebracht; als ich ihm ein Abbild seines Vaters, sowie andere Zeichnungen in dem Buche zeigte, speziell die des berühmten Zwerges Kimenya, der vor einigen Jahren starb, kannte die Freude bei allen Anwesenden keine Grenzen. Sofort wurden mir zwei kleine Buben vorgeführt, die allerdings keine Zwerge waren, von den jedoch der eine, ein regulärer Buckliger, die Gesellschaft wiederholt in ausbündige Heiterkeit versetzte. Bucklige Leute sind übrigens hier zu Lande keine Seltenheit. Wir kamen auf weiße und schwarze Leute zu sprechen; um nun den Beweis zu erbringen, daß auch in ihrem Lande hellfarbige Leute existirten, wurde mir ein schlanker Jüngling vorgeführt, dessen Hautfarbe gelb war. Man bot mir denselben zum Geschenk an, welches ich jedoch dankend ablehnte.

Es ist nicht gerade selten, daß von schwarzen Eltern weiße Kinder (Albinos) geboren werden; es ist jedoch festgestellt, daß dies mit den in naher Blutsverwandschaft geschlossenen Ehen nicht in Verbindung gebracht werden kann, obschon Mtesa diese Behauptung aufstellte. Wahrscheinlich hatte ihm ein Europäer dies Märchen aufgebunden. In Afrika heirathen Brüder ihre Schwestern, ohne Albinos zu erzeugen. Man glaubt hier zu Lande, daß Albinos Unglück bringen, weßhalb sie von ihren Geschwistern nicht als ebenbürtig angesehen werden. In Uganda hatte ich späterhin Gelegenheit ein Albino-Mädchen sorgfältig zu untersuchen. Obschon man die

Anwesenheit weißer Leute in Uganda abzuleugnen pflegt, giebt es doch nichtsdestoweniger einzelne Albinos; ich habe jedoch nur von einem einzigen weißen Manne gehört, der den Versuch gemacht haben soll, nach Ruhanda vorzudringen, was ihm jedoch nicht gelungen ist, wahrscheinlich war es Stanley.

Als mir Kabrega am 8. Oktober Proviant sandte, besuchte ich ihn, um ihm meinen Dank abzustatten. Ich wurde bei dieser Gelegenheit in seine Privatwohnung geführt, wo ich ihn zum ersten Male in arabischer Kleidung traf, und in arabischer Mundart mit ihm plauderte. Die fetten Frauen, welche ich hier sah, bestätigten vollständig die von den beiden zuverlässigen und wahrheitsliebenden Reisenden Speke und Grant veröffentlichten Schilderungen, die ähnliche Frauenzimmer in Karagwa gesehen hatten. Die Gewohnheit, Frauen fett zu machen, zeugt mehr als alles Uebrige für eine früher in dieser Gegend vorhanden gewesene politische Einheit, oder zum mindesten für die gleiche Abstammung der Herrscher; der König ist trotz seines „Stammbaumes" lediglich ein Usurpator und Emporkömmling.

Sobald sich der Neumond zeigt, wird dessen Ankunft durch Gewehrsalven begrüßt. Hörner- und Flötentöne bilden ein lebhaftes, wenn auch nicht gerade harmonisches Konzert, wobei die Musiker auf und ab marschiren und zwar entweder auf ihren Fersen oder den Zehen, und dabei ihren Körper vor- und rückwärts bewegen. Um diese Zeit fertigt Kabrega sein Zauberpulver, Amulets und Talismans an; ohne Zweifel pfuscht er um diese Zeit etwas in der Wahrsagekunst, wie dies alle Wahuma Häuptlinge um die Zeit des Neumondes zu thun pflegen.

Senkrechter Berg.

In der Frühe des 9. Oktober schickte mir Kabrega einen Ochsen als Geschenk, um das Ramadan-Bairam-Fest würdig feiern zu können. Wunderbarer Weise gestattete mir das Wetter, einen Spaziergang zu machen, sodaß ich die an unser Lager grenzende Hügelkette hinanstieg. Ein durch die Viehheerden festgetretener Pfad führt zum höchsten Gipfel, dessen Basis durch Gras, Rohr und Mimosen verdeckt wird. Der Boden besteht hier aus einer rothgrauen, vegetabilischen Masse, unter welcher eine zwei Fuß dicke braune Ackerkrume liegt, welche hinwiederum scharfkantige Quarzfelsen als Unterlage hat. Der Anstieg ist hier sehr schwierig, ja an manchen Stellen nur durch Kriechen zu bewerkstelligen. Das Gebirge ist dermaßen steil, daß nur hin und wieder ein weidenartiger Busch dort Wurzel fassen kann. Die dünne Erdschicht ist mit kurzem Geröll bedeckt, das Granit zur Unterlage hat, mit Ausnahme weniger Stellen, wo sich Quarzgestein findet. Je höher man klimmt, desto dürftiger wird die Vegetation, und als ich auf dem Gipfel selbst nach dreiviertelstündigem

Klettern anlangte, fand ich vier bis fünf modernde Baumstümpfe zwischen Felsblöcken und Ameisenhaufen.

Zwei Zanzibarer Händler langten hier von Karagwa an, ohne Uganda berührt zu haben; beide waren aus der Sklaverei losgekaufte Neger, die im Auftrage ihrer Herren Elfenbein aufkaufen wollten, welches hier recht billig und dabei in Unmassen vorräthig ist. Als Gegenwerth offerirten die Händler Tücher, Calicot, Gewehre, Pulver, Zündhütchen, Kupfer und Messing. Gegen Mittag kam auch eine Anzahl Händler von Waganda, um Geschäfte zu machen. Ihr Häuptling Mbazi, den ich von früher kannte, suchte mich sofort auf und theilte mir mit, daß König Mtesa Leute nach Mruli geschickt habe, um mich von dort abzuholen.

Am nächsten Tage empfing ich einen Brief von Mruli, in welchem mir gemeldet wurde, daß dort hundertundfünfzig Waganda-Leute angekommen, aber, weil sie mich nicht getroffen, bereits nach Hause zurückgekehrt seien. Gleichzeitig wurden mir Briefe von Mtesa in englischer und arabischer Schrift eingehändigt, in welchen ich eingeladen wurde, ihn zu besuchen, „jedoch keine Soldaten mitzubringen". Auch wurde mir mitgetheilt, daß einige Gegenstände, welche ich als Geschenke für Kabrega bestellt hatte, zwar abgeschickt, aber durch Unterthanen von Kabrega den Trägern geraubt worden seien. Natürlich verlangte ich dieselben sofort zurück, worauf mir Kabrega sagen ließ, ich möge mir dieserhalb kein Kopfzerbrechen machen, da er ja selbst der Geschädigte sei und unverweilt Schritte zur Wiedererlangung des geraubten Gutes thun werde.

Zwei Tage später kamen die Boten, welche Kabrega zur Aufspürung der gestohlenen Sachen ausgeschickt hatte, zurück, und legten mir das Bündel, welches die geraubten Sachen enthielt, in uneröffnetem Zustande vor die Füße. Wie sie mir mittheilten, waren alle Bewohner des Dorfes, in welchem der Raub begangen war, geflohen und hatten das Bündel bei einem benachbarten Häuptlinge abgegeben, der es hinwiederum den Boten einhändigte. Ich ließ sofort Kabrega meinen Dank abstatten und ihn um eine Audienz zu bitten, in welcher ich ihn um die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, bitten wollte.

Die Audienz fand am 15. statt, bei welcher Gelegenheit unsere amtlichen Verhandlungen zu wechselseitiger Zufriedenheit ihren Abschluß erreichten, wobei ich nicht umhin kann, die freundliche Behandlung, welche mir Kabrega stets zu Theil werden ließ, nochmals rühmend hervorzuheben. Bis zum letzten Augenblicke ist unser gutes Einvernehmen durch kein unfreundliches Wort getrübt worden, und ich werde mich stets der Zeit, wo ich an Kabrega's Hofe verweilte, mit Vergnügen erinnern. Seine Gesandtschaft an Gordon Pascha bestand aus Kasabe, Baker's früherem Wegweiser, der bereits einmal bis Gondokoro gereist war, sowie aus

Msige, einem Dolmetscher; sie sollten mich entweder sofort begleiten, oder baldigst nachfolgen.

Als Abschiedsgeschenk überreichte ich Kabrega einen reich vergoldeten Säbel, der ihm ungemein viel Freude zu machen schien. Ich durfte nun annehmen, binnen einer Woche die Rückreise antreten zu können, es sei denn, daß unvorherzusehende Hindernisse eintreten möchten. Kabrega gab mir seine „todte" Uhr mit, um dieselbe in Khartoum repariren zu lassen. Auch bat er mich, ihm einen arabischen Schreiber zu besorgen.

Die Steuern des Königs.

Nach dem Laute der Uganda-Trommeln zu urtheilen, waren die Wagandas wirklich am 19. Oktober, nach neuntägigem Warten vom Könige empfangen worden. Dies schien der für Zahlung des Tributs festgesetzte Tag zu sein, wenigstens zeigte die Unmasse von Packeten und Ballen, welche vor Kabrega's Divan hoch aufgestapelt lagen, sowie die zahlreiche Versammlung von Männern, daß heute großer Empfang war. Der König schickte uns ein hübsches Quantum Proviant für die Reise. Einige Tage später schickte er noch als Zugabe sechs ungehörnte Ochsen.

Am 22. Oktober wurde ich abermals zu Kabrega gerufen. Er war bei meiner Ankunft gerade in lebhaftem Gespräche mit einer Anzahl Leute, unter welchen ich die Wagandas erkannte; sobald er mich sah, entließ er die ganze Gesellschaft und forderte mich alsbald auf, ihm meinen Revolver zu zeigen. Nachdem er die Waffe sorgfältig geprüft, bat er mich ihm ein ähnliches Exemplar zu besorgen. Es folgte dann ein Gespräch über verschiedenartige Gegenstände, welches sich bis zum Abend ausdehnte, als drohender Regen mich zur Heimkehr mahnte. Mein eigentliches Geschäft war jetzt abgewickelt. Leider war es nahezu unmöglich, irgend welche Sammlungen zu machen, da alles, selbst Vögelhäute, durch die unglaubliche Feuchtigkeit der Atmosphäre verdarb. Ich entschloß mich deßhalb zu sofortiger Abreise. Folgenden Tages hatte ich Abschiedsaudienz und kann mit Genugthuung constatiren, daß der Wunsch einer nochmaligen Begegnung von beiden Seiten aufrichtig gemeint war. Die für die Khartoum-Gesandtschaft designirten Leute waren noch mit der Ordnung ihres Hauswesens beschäftigt, wie mir der König jedoch mittheilte, würden sie mich in Mruli überholen.

Natürlich waren jedoch die mir für den folgenden Tag zugesagten Träger nicht rechtzeitig zur Stelle, obschon Msige, der mir zur Begleitung beigegeben war, sich frühzeitig einstellte.

Ein unfähiger Gouverneur.

Zu meiner großen Ueberraschung empfing ich einen Brief aus Magungo, der ganz wunderliche Nachrichten über das Gebahren des fungirenden Gouverneurs der Aequator-Provinz, Nur Bey, — eines unwürdigen lüg-

nerischen Gesellen — brachte. Mein erster Gedanke war, mich geradewegs nach Magungo zu begeben, ich mußte den Plan jedoch bei näherer Ueberlegung aufgeben, da die Distanz bei der jetzigen Regensaison für meine Leute zu groß war. Nachdem mir Kabrega zwei große Elephantenzähne als Abschiedsgabe übermittelt hatte, wurde der Rückmarsch am 25. Oktober angetreten und zwar auf dem nämlichen Wege, den wir zur Hinreise benutzt hatten. Zu Ehren unserer Abreise ließ Kabrega einige Gewehrsalven von seinem Hauptquartier aus abfeuern.

In Folge des reichlichen Regens war das Gras überall stark emporgeschossen, die Bambusrohrdickichte waren noch undurchdringlicher, die Dornen noch schärfer geworden. Dabei standen alle Gräben und Löcher knietief voll Wasser. Nachdem wir den Khor Kabrogeta überschritten, dessen Wasser dermaßen mit Eisen imprägnirt ist, daß es, wie man behauptet, die Eingeweide zerreißt, zogen wir weiter und wendeten uns dann plötzlich rechts zu einer sehr vernachlässigten Bananenanpflanzung, wo wir die Nacht zuzubringen beabsichtigten. Die Leute zerstreuten sich denn auch bereits, als ich jedoch Umschau nach Obdach hielt, fand ich nur eine gebrechliche abscheulich schmutzige Hütte, sodaß ich auf dem Weitermarsch bestehen mußte. Obgleich nun eine Stunde verlief, bis ich die Leute wieder beisammen hatte, setzten wir doch unsern Marsch noch etwa eine Stunde lang durch Wasser und Buschwerk fort, bis wir kurz vor Sonnenuntergang in einigen Hütten des Dorfes Blindi unser Nachtquartier aufschlugen. In einer dieser Hütten fanden wir ein hölzernes Dreieck, an welchem eine Anzahl kleiner ausgehöhlter Baumnüsse, die mit Steinchen gefüllt waren, hingen; es war dieses ein Instrument, mit welchem zur Begleitung des Tanzes gerasselt wurde.

Während der Nacht fiel kein Regen, gegen Morgen war jedoch der Horizont grießgrämig grau. Wir ließen uns dadurch jedoch nicht stören, sondern marschirten ab, wobei wir mit wenig Abweichungen die Route verfolgten, welche wir auf der Hinreise zu Kabrega benutzt hatten. Der Khor Kyal wurde mit seinen Schlangenwindungen, obschon jetzt reißend und bis zum Uferrande gefüllt, zweimal glücklich überschritten; mehr Mühe und Zeitverlust hatten wir in den nun folgenden Schilfrohrmorästen, in deren Wurzeln sich unsere Füße verstrickten. Kaum hatten wir den Sumpf hinter uns, als der bis dahin noch erträgliche Regen mit solcher Gewalt sich über uns ergoß, daß wir uns beeilen mußten, zu dem nahegelegenen Dorfe Kitongali zu kommen, welches etwas unterhalb der Stelle gelegen ist, wo wir auf dem Hinwege übernachtet hatten.

Aufregendes Durcheinander.

Wir quartierten uns in einigen Hütten ein, trockneten unsere Kleider am lodernden Feuer und konnten nicht an Fortsetzung der Reise vor

Mittag denken. Hier passirte mir eine ganz fatale Geschichte. Ich hatte während des Regens mein Notizbuch verloren und konnte dasselbe trotz allen Suchens nicht wiederfinden; später, nachdem der Regen vorüber, brachte mir eine Frau dasselbe unversehrt wieder. Kurz vor dem Wiederabmarsch passirte mir ein anderes Malheur. Msige stellte sich, als wolle er einer Frau einen mit Lubias gefüllten Krug fortnehmen, das Frauenzimmer, den Spaß mißverstehend, schlug ihn mit dem Kruge über den Kopf, und fügte ihm eine garstige Wunde zu. Es entstand ein furchtbarer Aufruhr; Anfangs wollten meine Leute das arme Frauenzimmer einfach umbringen, wogegen ich energisch Protest erhob. Man begnügte sich schließlich damit, einen jungen Ochsen, sowie einige Kleidungsstücke und Häute, die in der Hütte hingen, als Sühne fortzunehmen. Der hiesige Distrikt steht unter der Obhut meines Bekannten, Melimbua, der wahrscheinlicherweise dieses summarische Verfahren in keiner Weise billigen würde.

Msige's Kopf wurde so gut als thunlich bandagirt, worauf wir unseren Marsch fortsetzten. Nachdem wir viel Schlamm und Wasser durchwatet hatten, kamen wir zum alten Pfade zurück und langten spät Nachmittags in Kimanya an. Die Hütten, welche wir vorher bewohnt, waren von den Bewohnern niedergebrannt worden, weil, wie sie sagten, ein Weißer darin geschlafen hatte. Trotzdem nahm Vakumba mich freundlich auf; ich war sogar im Stande, eine Ziege aufzutreiben.

Kabrega hatte Matongali Matebere beauftragt, die Träger zu beaufsichtigen und für meinen Comfort Sorge zu tragen; doch schien der Genannte es mit seinen Pflichten recht leicht zu nehmen. Am 27. October war noch um 9 Uhr Morgens kein einziger Träger in Sicht. Ich schickte nun nach Matabere aus, empfing aber weder Antwort noch auch Träger. Ich gab nun Befehl zum Aufbruche, und ließ ihm alles Gepäck zurück, für welches ich ihn verantwortlich machte; er versprach baldigst zu folgen. Wir kamen an einer prächtigen Sycomore vorbei, aus deren Wurzeln nach und nach neue Stämme aufgeschossen waren; dann ging es bergauf und abwärts durch hohes Gras, bis wir endlich in der Nähe eines Teiches, der zum Trinken von Kabrega's Viehheerden hergestellt worden war, ausruhten.

Dieses andauernde Bewältigen von Dornen und Gräsern hatte uns vollständig erschöpft, sodaß wir froh waren, als wir endlich ein Paar elende Hütten erreichten, wo wir wenigstens Obdach gegen die auf uns strömenden Regengüsse fanden. Von meinem Gepäck war nur wenig und gerade das nutzloseste angelangt, Betten und Kochgeschirr waren noch zurück, sodaß ich hungrig mein Nachtlager aufsuchen mußte. Die defekte Hütte, in welche das Wasser von allen Seiten eindrang, mit den abscheulichen

Mosquitos, war nicht gerade ein Paradies zu nennen, weßhalb ich vorzog, auf einer Büffelhaut unter freiem Himmel zu campiren. Gegen Morgen wurde es jedoch verzweifelt kalt, und als die Sonne aufging, war alles für den Weitermarsch in Bereitschaft, obschon das Gepäck nur stückweise eintraf. Dieser Ort hieß Btobe, und wurde von nur einer Familie bewohnt, die aus einem Mann, acht Frauen, zwei Kindern und einem Hunde sich zusammensetzte.

Ein kurzer Tagemarsch durch hohes Gras brachte uns nach Londu, welches wir etwas beiseite liegen ließen, um eine halbe Stunde weiter, in Kijiveka, unser Quartier aufzuschlagen, woselbst uns einige gute Hütten zur Verfügung gestellt wurden. Auch gab man uns einige süße Kartoffeln, die uns nach sechsunddreißigstündigem Fasten vortrefflich mundeten. Die Madundi, welche diesen Bezirk bewohnen, haben eine sehr dunkle Hautfarbe, sprechen jedoch eine Sprache, die von der bei den Wanyoros gebräuchlichen total verschieden ist. Besonders fällt bei dieser Sprache der summende Ton, sowie die gedehnten Silben auf. Wie man sagt, sind die Bewohner vor Zeiten vom Albert Nyanza See her hierhin ausgewandert; auch besteht noch die Sitte der Beschneidung bei ihnen.

Ihre Häuser unterscheiden sich von den halbkugelartigen „Bienenkörben" der Unyoros durch die Konstruktion der Rohrwände und hohen Thürme.

Einige der Kinder sind dickleibig, eine Folge der unregelmäßigen Nahrung — heute zu viel, morgen gar nichts. — Die Frauen tragen die von Baker erwähnten hübschen Schürzen aus Baumrinde. Alles raucht aus Pfeifen mit riesig langen Rohrstielen.

Kapitel XXXI.

Emin Pasha's Beschreibung der Wanyoros.

Emin's wissenschaftliche Leistungen. — Scharfer Beobachter. — Die Wanyoros. — Reinliche Gewohnheiten. — Süße Düfte. — Dreieckige Fingernägel. — Wanyoro Küche. — Essen Erde. — Wie große Häuptlinge essen. — Wie Frauen essen. — Was die Afrikaner trinken. — Stolze Häuptlingsfrauen. — Gebrauch des Tabaks. — Freunde mit Kaffeebohnen beschenkt. — Wilde Gebräuche der Unyoro. — Berühmter Hexenmeister. — Scenen an einem Feuer. — Wie Liebschaften angeknüpft werden. — Eine Frau auf Abschlagszahlung. — Bestrafung von Verbrechern. — Die Landesregierung. — Die Heerden des Königs. — König Kabrega verlangt alle jungen Mädchen. — Die Sage der Schöpfung. — Glaube an Götzenbilder. — Sonderbarer Aberglaube. — Elephanten Legende. Chimpanse Legende.

Keiner der afrikanischen Erforscher hat sorgfältigere Beobachtungen über Lebensgewohnheiten und Charakter der Eingeborenen gemacht als Emin Pasha. Er ist nicht nur einer der größten lebenden Gelehrten und hat deßhalb Afrika wissenschaftlich beobachtet, indem er Geographie, Geologie, Botanik und alle übrigen Naturwissenschaften in den Kreis seiner Betrachtungen zog; er hat außer diesen auch die Sitten und Gewohnheiten der wilden Stämme zum Gegenstande schärfster Beobachtung gemacht. Insbesondere gründlich ist sein Studium der Wanyoro Nation gewesen, weßhalb die folgende seiner Feder entstammende Beschreibung die gespannteste Aufmerksamkeit unserer Leser finden wird:

Obschon die Wanyoros das Fleisch von der eines natürlichen Todes gestorbenen Kuh auch nicht verschmähen, so sind sie doch äußerst reinlich, sowohl bei der Bereitung ihrer Mahlzeiten als auch bei der Pflege ihres Körpers. Sie essen niemals auf der nackten Erde; selbst auf der Reise führen sie kleine Strohmatten als Tafeltuch bei sich, waschen jedoch seltsam genug ihre Kochtöpfe nach dem Gebrauche nicht aus. Waschen wird zwar in ausgiebiger Weise geübt, trotz der reinlichen Gewohnheiten des Volkes giebt es aber doch unglaublicher Weise noch vielerlei Gewürm, welches sich namentlich in den aus Baumrinde verfertigten Gegenständen festsetzt.

Man hat deßhalb den Gebrauch eingeführt, alle Paar Tage diese Sachen mit Stückchen getrockneter Papyrusstäbe, deren Rinde abgezogen ist, durchzuräuchern; man theilte mir mit, daß der dichte und scharfe Rauch alle Parasiten tödtet und den durchräucherten Stoffen überdies ein wohlriechendes Parfüm mittheilt. Als wohlriechende Hauteinreibung wird ein angenehm riechender, sehr dichter grauer Thon benutzt, der, vom

Süden bezogen, hoch bezahlt wird; der Körper ist stets rein geschoren, der Kopf jedoch nur als Trauerabzeichen.

Ihre Fingernägel schneiden die Wanyoros in der Form eines Dreiecks zu, dessen Spitze in der Mitte des Fingernagels liegt. Alle Nägel- und Haarabschnitte werden sorgfältig unter das Bett gelegt und später in das hohe Gras eingestreut.

Die verwandtschaftlichen Grade beschränken sich auf Bruder, Schwester, Schwager und Schwägerin. Bei entfernteren Verwandtschaftsgraden habe ich niemals intimere Beziehungen angetroffen.

Die Wanyoros nähren sich hauptsächlich von Gemüse, Bananen, süßen Kartoffeln, Nüssen 2c. Mit Ausnahme der Bananen, die roh abgepflückt und vor dem Essen geröstet werden, wird die Nahrung in Form eines Breies, der mit gemahlenen Sesamkörnern bestreut wird, zubereitet. Reife Bananen werden selten gegessen, sondern gewöhnlich zur Bereitung eines berauschenden Getränkes verwendet. Ist Fleisch zu erlangen, so wird es mit Vorliebe gegessen, selbst wenn es schon sehr alt ist; die Knochen werden zerschlagen und mit dem Fleische zusammen gesotten; das gekochte Mark gilt als große Delikatesse, während man es in rohem Zustande verabscheut.

Mark mit Ameisen und Sesam ist ein Gericht, „von welchem der Vater den Kindern nichts übrig läßt". Milch wird frisch und ungekocht getrunken. Antilopenfleisch ist sehr gesucht, Elephantenfleisch ißt man dagegen niemals, das Fleisch des Flußpferdes ist gradezu verpönt, weil man glaubt, es erzeuge Hautkrankheiten. In den am Seeufer belegenen Distrikten leben viele fleißige Fischerleute, die mit Vorliebe Fischspeisen essen, welche hinwiederum von anderen ganz verschmäht werden, ebenso wie Geflügel und Eier.

Die Küche der Wanyoros.

Alle Wanyoros lieben Salz. Feuer wird dadurch erzeugt, daß man einen vertikal liegenden Stock in die Höhlung eines horizontal liegenden zweiten Stabes steckt und rasch herumdreht; der Funken wird in Heu oder getrockneter Baumrinde aufgefangen, doch erfordert diese Procedur einige Uebung und Geschicklichkeit. Der Honig der wilden Bienen ist sehr gesucht, man ißt denselben entweder roh oder als Beigabe zum Brei. Man ißt in Unyoro gewisse Erdarten, und zwar hauptsächlich als Medizin gegen gewisse Krankheiten, denen beide Geschlechter ausgesetzt sind. Die beste Erdart ist die, die die Ameisen zum Wölben ihrer Bogen benutzen, man verschmäht jedoch gewöhnliche Erde auch nicht. Wird eine derartige Diät längere Zeit fortgesetzt, so soll dieselbe eine Entstellung der Hautfarbe und Haare sowie allgemeine Erschlaffung und schließlich den Tod herbeiführen. Alpdrücken wird als Folge der Ueberladung des Magens oder zu warmer Kleidung angesehen.

Ferner wird in Unyoro sowohl als in Uganda das Kochen durch die Frauen besorgt. Nur die Häuptlinge halten sich einen männlichen Koch, mit welchem sie Blutbrüderschaft geschlossen haben. Bei diesen Häuptlingen sind Küche für Mann und Frau gesondert. Die großen Häuptlinge speisen stets allein, und kein Zweiter darf je die für sie speciell zubereiteten Gerichte kosten oder sie auch nur ansehen. Häuptlinge niederen Ranges laden zuweilen ihre Günstlinge zur Tafel; sobald nun zufällig eine Krume von der Hand des Häuptlings zur Erde fällt, greifen die Leute mit Gier darnach, um sie als Huldigung für ihren Herrn zu verschlingen. Frauen essen gesondert, und erst nachdem der Mann abgegessen; wird eine Frau von ihrem Ehemanne zum Essen geladen, so gilt dies als besondere Gunst für die Frau. Nur die Wawitu Frauen machen, weil von vornehmen Familien abstammend, eine Ausnahme, sie nehmen ihre Mahlzeiten stets in Gemeinschaft mit ihren Ehegatten ein. Die Knaben speisen mit den Frauen. Fleisch ißt man am liebsten mit Gemüse durchkocht, namentlich mit unreifen Bananen. Die Kochtöpfe sind rund und haben die gleiche Form wie die Wassertöpfe, nur sind erstere kleiner. Die Speisen werden in bootförmigen Schüsseln mit Füßen gereicht, die auf eine Matte gesetzt werden; die Tischgesellschaft setzt sich rund herum, worauf jeder mit den Händen zulangt, doch sind auch aus Steinnuß geschnitzte Löffel in Gebrauch. Man pflegt dreimal täglich zu essen. Nach dem Essen, dessen Freuden von den Wanyoros nur mäßig genossen werden, wird ein nasses Bananenblatt zum Abwischen der Hände benutzt. Die zum Kochen benutzte Feuerstelle ist gewöhnlich ein gesonderter kleiner Raum mit Bambusrohrwänden. (In Uganda wird in separaten Hütten gekocht.) In der Küche befinden sich fünf Steine, die so gelegt sind, daß der längste und breiteste in der Mitte, und die übrigen je zwei zur Rechten und Linken liegen, sodaß mehrere Kessel zu gleicher Zeit auf das Feuer gestellt werden können.

Was die Afrikaner trinken.

Zum Aufbewahren von Korn dienen Löcher, die unter der Erde liegen. Fische werden aufgeschlitzt, ausgeweidet, gereinigt, und über einem rauchenden Feuer geräuchert, eine Sitte, die man an beiden Seen findet.

Die in Unyoro destillirten Getränke heißen „Sandi" und „Mwenge." Ersteres besteht aus den Säften reifer Bananen, die frisch ausgepreßt und etwas gesäuert werden. Es ist ein angenehmes Getränk, welches dem Wein ähnelt, stark mousstirt und namentlich bei den Frauen beliebt ist; wo es überhaupt in den Markt kommt, pflegt es sehr theuer zu sein. Mwenge wird aus künstlich ausgereiften Bananen gepreßt, wobei Wasser und geröstete Gerste zugesetzt wird, das Getränk wird dann hingestellt bis es stark gegohren hat. Es hat einen säuerlichen Geschmack und wirkt sehr

berauschend. Korn wird nicht gemalzt. Sowohl in Unyoro als in Uganda wird Mwenge so allgemein getrunken, daß, wie ich glaube, nur wenige Leute überhaupt Wasser trinken. Namentlich die Wanyoros können ungeheure Quantitäten davon vertilgen, und selbst kleine Kinder schlürfen es mit Wohlbehagen hinunter. Und doch habe ich hier niemals betrunkene Leute wie in Europa gesehen.

Obschon Kaffee im Süden von Uganda wächst und in großen Quantitäten nach dem Norden exportirt wird, wird doch kein Kaffee im Lande getrunken. Zuckerrohr wächst hier allerorten, wird zwar mit Vorliebe gekaut, aber nicht zur Zuckerbereitung verwendet.

Sehr vornehm!

Bemerkenswerth ist der Stolz, den die Häuptlingsfrauen zur Schau tragen. In erster Reihe fällt es ihnen nicht ein, selbst zu kochen; Feldarbeiten und Wassertragen überlassen sie ebenfalls den Dienerinnen; sie selbst sitzen auf ihren Rohrmatten, wo sie den ganzen Tag rauchen und klatschen.

Zu Kleiderstoffen verwenden sie mit Vorliebe feine, von Uganda importirte Ledersorten, die mit Besatz von Baumrinden garnirt werden; außerdem tragen sie kupferne und messingene Ringe, sowie Perlenschnuren um Arme, Hals und Taille, zuweilen auch noch um die Aenkel. Häufig sieht man zwei Drittheile des Vorderarmes mit Ringen bedeckt. Auch habe ich bei Frauen aus den südwestlichen Distrikten Körpernarben, die als Schmuck dienen sollten, gesehen.

Die Nahrungsweise der Leute ist je nach ihrem Range verschieden. Milch wird mit Vorliebe von Jung und Alt, Reich und Arm getrunken, die fetten Frauen der großen Häuptlinge, sowie des Königs, dürfen sogar keine andere Nahrung als Milch genießen, mit Ausnahme zweier Gerichte pro Woche und außerdem eine Handvoll Rohsalz. Die ärmeren Klassen genießen, was ihnen Garten und Feld gerade bescheeren. Kabrega selbst lebt ausschließlich von Bananen und Ochsenfleisch; als Getränk bedient er sich der Milch und des Mwenge. Sein Koch, wie auch sein Leibdiener, stehen zu ihm im Verhältniß der Blutbrüderschaft. Um ein derartiges Verhältniß zu besiegeln, wird über der fünften Rippe der rechten Seite ein kleiner Einschnitt in die Haut gemacht. In dem aufgefangenen Blute werden Kaffebohnen eingeweicht, dann ausgewechselt und gegessen. Ein solcher Bund gilt für's Leben, keiner der Blutbrüder verläßt den anderen in irgend einer Gefahr, sie besuchen sich und verkehren mit ihren beiderseitigen Frauen ganz natürlich, ohne dadurch Eifersucht zu erregen. Niemals ist der Fall eines Vertrauensbruches vorgekommen.

Von Betäubungsmitteln steht Taback in erster Reihe. Beide Geschlechter rauchen so ziemlich den ganzen Tag. Die besten Sorten kommen von Nkole

und den Hochländern von Uganda. Die Pfeifenköpfe sind groß und stark, die Rohre lang; in Londu verfertigt man dieselben aus zwei mit Häutestreifen verbundenen Stücken Bambusrohr, die bis zu fünf Fuß lang sind. Jedermann hat seine eigene Pfeife, hat er sie aber zufällig mal nicht bei sich, so thut er von Zeit zu Zeit ein Paar Züge aus der Pfeife des Nachbars. Je größer der Pfeifenkopf, um so höher wird der Besitzer geachtet; ich habe Exemplare gesehen, in welchen ein ganzes Pfund Taback Platz gefunden hätte; vielleicht trägt das Kohlenoxyd zur Vermehrung des Wohlgeschmackes des Tabacks bei. Die eigenthümlichsten Pfeifen sah ich bei Unyoro Zauberkünstlern; ein riesig großer Zwillings-Pfeifenkopf, mit kurzen, kegelartigen Nägeln beschlagen, war an einem kurzen, schweren Rohre befestigt.

Freunde werden mit Kaffeebohnen traktirt.

Außer dem Taback wird auch viel Kaffee gebaut, und zwar in Unyoro sowohl als in Uganda. Die Kaffeestaude wächst in den südlichen Theilen beider Länder, sie gleicht der Art, welche ich in Südarabien sah, während die Blätter hier breiter waren. Die Bohnen werden, wenn noch grün, abgepflückt, in heißes Wasser getaucht, in der Sonne getrocknet und dann ohne weitere Zubereitung gekaut. Manche Leute rösten auch die Bohnen. Die Bohnen haben ein besonderes Aroma, wirken gelinde abführend, eine weitere Wirkung habe ich niemals entdecken können, während die Eingeborenen im Gegentheil behaupten, der Genuß von ein Paar Kaffeebohnen vertreibe den Hunger; überdies halten sie die Bohnen für ein vortreffliches Mittel gegen Katzenjammer. Bei den besten Klassen ist es Sitte, einander ein Paar Kaffeebohnen anzubieten.

Wiederholt wurde meine Aufmerksamkeit während der Abendstunden durch ein summendes, klopfendes Geräusch angeregt, welches bis tief in die Nacht andauerte.

Dasselbe rührte von Ameisensammlern her, welche vor den Ameisenhügeln ein Feuer anlegen und glauben, durch das Aufeinanderschlagen von Holz die Thiere rascher aus ihrer Behausung treiben und dann einfangen zu können. Diese Insekten werden roh oder geröstet verspeist.

Unter sämmtlichen Negerstämmen dieses Theiles von Afrika giebt es merkwürdiger Weise nur sehr wenige, die Hausthiere in eingefriedigten Plätzen halten. Die Natur des Negers ist nicht dafür geschaffen, wilde Thiere zu zähmen, er ist eine negative Natur. Hier und da stößt man auf eine gezähmte Wildkatze, oder vielleicht eine aus dem Norden hergebrachte Hauskatze. Die Hunde haben Mittelgröße, mit zugespitzten Mäulern, tragen ihre langen kurzhaarigen Schwänze aufrecht, haben langgestreckte Körper und gelblich weiße Hautfarbe.

Jagdpartieen sind nicht selten. Werden dieselben privatim arrangirt, so wählen die Genossen den Führer unter sich, wird die Jagd aber durch den Häuptling befohlen, so ernennt dieser den Anführer. Derjenige, welcher dem Wild den ersten Speerstich versetzt, erhält, nachdem das Thier erlegt, einen Vorderfuß desselben. Die Vertheilung der Jagdbeute geschieht durch gemeinsame Vereinbarung. Läuft das verwundete Wild auf fremden Grund und Boden und verendet dort, so bekommt der Besitzer des betreffenden Grundstücks den rechten Vorderfuß des Wildes. Wird ein Löwe oder Leopard in der Nähe des königlichen Palastes getödtet, so wird dem König das ganze Thier übergeben; ist es jedoch weit von dem Palaste entfernt erlegt worden, so erhält der König nur das Fell. Von allen getödteten Elephanten gehört ein Zahn dem Könige, den anderen darf der Jäger behalten; gewöhnlich tauscht jedoch der König den Zahn gegen ein junges Mädchen aus.

Die Hütten in Kabrega's Hauptstadt stehen in Gruppen von drei bis vier, sind mit Strohmatten eingefriedigt, tiefgelegen und von Bananenbäumen überschattet; sie bedecken einen großen Complex. Im Ganzen mögen deren etwa tausend Stück sich im Dorfe befinden. Die meisten Häuser haben zwei Räume und hohe Thüröffnungen.

Im Dorfe sind fünf bis sechs Schmiedewerkstätten, von denen jede vier bis fünf Werkleute beschäftigt. Ein großer flacher Stein mit glatter Oberfläche dient als Ambos, ein starker Eisenstab, dessen vorderer Theil als Handgriff ausgereckt ist, ersetzt die Stelle eines Hammers. Weiter befinden sich in der Schmiede wassergefüllte Schläuche zum Temperiren des glühenden Eisens, ein Paar Gefäße zum Schmelzen von Kupfer und Zinn und eine Holzvorrichtung zum Drahtziehen. Eisen, Kupfer und Messing wird zu Speerspitzen, Messern, Rasirmessern, Ringen und Halsbändern verarbeitet, doch ist die Ausführung nicht gerade extrafein. Messing und Kupfer werden von Zanzibar über Uganda eingeführt. Uebrigens sind die Schmieden richtige Klatschnester. Gewehre werden durch gelegentlich von Uganda herüberkommende Leute reparirt, die sich dafür ganz exorbitante Preise zahlen lassen, wie sie beispielsweise für das Repariren eines Gewehres eine weibliche Sklavin verlangen.

Die Zubereitung der Kuhhäute zu Kleidungsstücken ist sehr einfach. Die Haut wird vermittelst zahlreicher Pflöcke auf ebener Erde ausgestreckt und dann mit Messern abgekratzt, bis alle Fleischreste abgeschabt sind; sie wird dann getrocknet und durch Einreiben mit Butter weich gemacht. Jeder Regenguß macht die Haut wieder hart, mithin neue Einreibung erforderlich; daß diese Procedur für die Geruchsorgane der Umstehenden angenehm sei, will ich nicht grade behaupten. Alle tragen Gewänder von Häuten und Baumrinden; Männer pflegen Ochsenhäuten den Vorzug zu

geben, Frauen den Ziegenfellen; von letzteren sind vier zur Herstellung eines Anzuges erforderlich. Die Anfertigung von Kleiderstoffen aus Rinde der verschiedenen Feigenbäume, die in Bananengärten angepflanzt werden, ist ausführlich von Baker beschrieben worden. Aehnliche Stoffe werden auch hier zu Lande angefertigt, die feineren Muster jedoch, welche Kabrega trägt, werden nur in Uganda angefertigt, woselbst die Leute auf die Anfertigung dieser Spezialitäten sehr gut eingeübt sind.

Berühmte Hexe.

Einst wurde mir eine ältliche Frau, welche einen fantastischen Kopfschmuck aus Federn und Häuten trug, gezeigt; sie saß einsam in einer Hütte. Man sagte mir, sie sei eine berühmte Hexe; sie schien keinerlei Lust zu haben, sich in ein Gespräch mit uns einzulassen, fuhr vielmehr unbekümmert um meine Anwesenheit fort, ihr zerrissenes Kleid auszubessern.

Gegen Mitternacht wurde ich durch starken Lärm aus dem Schlafe aufgestört, und bemerkte, wie zwei Häuser in Flammen standen. Glücklicherweise war kein starker Wind, und da Alles noch vom Regen durchtränkt war, so konnten die Leute das Feuer bald löschen. Man sah keinerlei Aufregung, da Feuer etwas alltägliches zu sein schien. Wie schon vorher bemerkt, sind die Hausflure mit einer dichten Heuschicht bestreut, der Feuerplatz ist in der Mitte des Zimmers aufgebaut. Häufig legt sich der Hausherr in benebeltem Zustande zur Ruhe nieder, die riesige Pfeife noch brennend neben sich; daß dabei leicht ein Unglück entstehen kann, liegt auf der Hand.

Stehen zwei Familien auf gutem Fuße, und haben den Wunsch, eine Heirath zwischen den beiderseitigen Kindern herbeizuführen, so besuchen sich erst die Väter einige Male, um kräftig Mwenge zu trinken, wobei gewöhnlich Gäste geladen werden. Dann geht der Vater der Braut zum Vater des Bräutigams und offerirt ihm seine Tochter „aus Freundschaft.“ Dann wird der Preis festgestellt, und ein großes Fest veranstaltet, an welchem beide Familien theilnehmen. Ein Paar Tage nachdem die stipulirte Summe bezahlt ist, wird die Braut inmitten eines großen Zuges abgeholt; unter Gesang, Tanz und reichlichem Befeuchten der Kehle mit Mwenge geht es zum Hause des Bräutigams, wo sie dem Auserwählten übergeben, und dann die ganze Nacht mit Singen, Tanzen und Schwelgen verbracht wird.

Der Vater der Braut erhält für sich und seine Tochter die beiden Hintervierteil des von dem Vater des Bräutigams zur Feier des Tages geschlachteten Ochsen. Am dritten Tage nach Vollziehung der Heirath kommt das ganze Dorf zusammen, um die Hütte des jungen Ehepaars mit Heu zu bestreuen, worauf neue Gelage folgen. Sechs Tage nach der Hochzeit besucht die junge Frau ihre Eltern; während der drei- bis vier-

tägigen Dauer dieses Besuches ist der junge Ehemann beständig auf der Bummeltour. Abermaliges Traktiren mit Getränken seitens des Vaters der Braut bringt endlich die ersten Gelage zum Abschluß. Die junge Frau zieht nun für gut in ihr neues Heim, um, falls ihr Ehemann in behäbigen Verhältnissen lebt, ihre Zeit mit Rauchen, Kaffeebohnen Kauen, Klatschen und Besuche Machen todtzuschlagen.

Eine Frau auf Abschlagszahlung.

Heirathet ein Mann und seine Frau wird krank oder stirbt, während sie ihres Vaters Haus besucht, so verlangt der junge Ehemann entweder die Schwester der ersten Frau als Ersatz, oder aber zwei Rinder. Es sind Fälle vorgekommen, daß ein Mann seine Frau verstoßen und nachher zurückgenommen hat, worauf bei ihrer Rückkehr ein Rind als Entschädigung geschlachtet wurde. Ist ein armer Mann außer Stande, das geforderte Vieh auf einmal zu liefern, so kann er nach Uebereinkunft mit dem Vater Abschlagszahlungen leisten. Die inzwischen geborenen Kinder gehören sämmtlich dem Vater der jungen Frau und müssen später mit einer Kuh pro Kopf eingelöst werden.

Sollte der Chef eines Hauses kinderlos sterben, so erbt sein Bruder alles, selbst die Frauen; sind mehrere Brüder da, so erben die jüngeren auch einige Kleinigkeiten und einige Frauen, wie es der Haupterbe für angemessen hält. Sind keine Brüder vorhanden, so erbt der Häuptling des Stammes alles. Sind jedoch Söhne vorhanden, so erbt der Aelteste den ganzen väterlichen Nachlaß; selbst alle Frauen seines Vaters, mit Ausnahme seiner Mutter, werden jetzt seine Frauen; die jüngeren Brüder erhalten zwei Frauen und zwei Kühe und im Uebrigen soviel, als ihnen der Haupterbe überlassen will. Frauen und Töchter haben keinen Antheil an der Erbschaft und zwar unter keinen Umständen.

Ist beim Tode des Hausvaters eine minderjährige Tochter vorhanden, so wird sie vom Haupterben erzogen und nachher von ihm geheirathet. Sind keine männlichen Verwandte vorhanden, so tritt der Häuptling an deren Stelle und nimmt gewöhnlich solche Mädchen in seinen Harem auf.

Wie Verbrecher bestraft werden.

In Unyoro wird Diebstahl durch Beschlagnahme von Vieh oder Frauen zu Gunsten der Bestohlenen bestraft. Wird ein Mann ermordet, so haben die nächsten Anverwandten das Recht, den Mörder zu greifen und mit einem Speere zu tödten, außerdem muß ihnen die Familie des Mörders einen Ochsen als Entschädigung zahlen. Wenn der Mörder entkommt, und die Verwandten des Ermordeten beim Häuptling die Bestrafung des Mörders verlangen, so haben sie dafür neun Kühe und drei Schafe oder Ziegen als Abgabe zu erlegen, wofür dann der Häuptling den Mörder greifen und hinrichten läßt und dafür auch noch eine Kuh von der Familie

des Mörders verlangt. Ehebruch wird, wenn der betrogene Ehemann die Schuldigen ertappt, mit neun Kühen gesühnt. Wird der Häuptling um seine Intervention angegangen, so berechnet er als Gebühr eine Kuh. Die Ehebrecherin wird ausgepeitscht, auch kann dabei auf Ehescheidung erkannt werden, in welchem Falle eine eigenthümliche Ceremonie Platz greift.

Der betrogene Ehemann schneidet einen Streifen Baumrinde in zwei Stücke, von denen er eins selbst behält, während er die andere Hälfte mit der Frau zu dem Vater schickt. Sind nun die als Hochzeitsgabe gegebenen Kühe zurückerstattet, so wird das zweite Stückchen Rinde dem betrogenen Gatten eingehändigt, der dann beide Abschnitte verbrennt. Es kommt selten vor, daß Frauen wegen Unfruchtbarkeit geschieden werden, in solchen Fällen wird der Mann stets getadelt. Ich habe selbst einem eigenthümlichen Strafakte beigewohnt. Einer der Männer, die mir von Kabrega als Aufwärter zugetheilt waren, hatte einen Bindfaden um den Hals seiner Frau geschlungen und sie damit an einem Baum festgebunden, in welcher Stellung sie eine ganze Nacht zubringen mußte und zwar deßhalb, weil sie ihn belogen hatte.

Ganz Unyoro ist in große Distrikte eingetheilt, über welche Makungos, die provisorisch vom Könige ernannt werden, die Aufsicht führen. Diese Makungos haben die Pflicht, die dem Könige zu entrichtenden Abgaben an Vieh, Korn ꝛc. einzutreiben und die Rechtspflege auszuüben; sie besitzen jedoch nicht die Befugniß, Todesstrafen zu verhängen; diese Macht hat ausschließlich der König, wohingegen in Uganda jeder Makungo Leute mit dem Tode zu bestrafen berechtigt ist. Sehr häufig wird in Unyoro gegen die Urtheile des Makungos an den König appellirt. Der Appellant kniet dann vor Kabrega's Thür, etwa zehn Schritte vom Thorwege, und bringt dann seine Beschwerde vor, worauf dann Kabrega die Entscheidung fällt und zwar nicht immer zu Gunsten der Makungos. Jeder Makungo ist für die Verproviantirung seines Distrikts persönlich verantwortlich, er läßt durch seine Sklaven große Strecken Landes kultiviren und besitzt eigene Viehheerden. Erfüllt er seine Funktionen in befriedigender Weise, so verbleibt er in seiner Stellung; ist dies nicht der Fall, so kommt ein kleines Exekutionskommando im Auftrage des Königs zu seinem Dorfe, umringt seinen Palast und konfiscirt alles, was sich darin befindet, Frauen, Kinder, Viehheerden, mit alleiniger Ausnahme der erwachsenen Söhne. Es wird dann unverzüglich ein anderer Makungo ernannt, der sofort sein Amt antritt. Von Zeit zu Zeit haben sich die Makungos in des Königs Paläste einzufinden und Geschenke mitzubringen.

Die meisten Strafen bestehen in Confiscirung der Frauen, Mädchen und Kühe, Todesurtheile werden wenige gefällt, da Kabrega's Philosophie

sich ganz richtig in den Worten ausspricht: Ein Todter zahlt keine „Steuern."

Hier gilt wie in Uganda die Regel, daß die Leichen von Hingerichteten nicht begraben werden dürfen, sondern ins hohe Gras geworfen werden müssen.

Das Vieh des Königs.

Kabrega's Hauptstadt ist der einzige Platz am oberen Nil, wo ich zartes fettes Rindvieh gesehen habe. Jeden Nachmittag kann man die Thiere, etwa 1500 Stück, meistens ohne Buckel, aber mit sehr langen Hörnern, an der Tränke sehen. Es ist ein Vergnügen, die stattlichen Thiere gleich Gemsen die Uferstufen hinanklimmen zu sehen. Die größere Anzahl ist grau, einige von hellbrauner Farbe.

Die Kühe, welche für Kabrega's eigenen Gebrauch die Milch geben, werden gesondert gehalten; sie werden jeden Morgen in seiner Gegenwart gemolken und dann unter Aufsicht eines Mannes und eines Hirtenknaben auf die Weide getrieben. Der Knabe geht voran und schreit beständig: „Das Vieh des Königs!" und jeder, der sich in der Nähe befindet, beeilt sich auszuweichen, um nicht in Gefahr zu gerathen, getödtet zu werden. Als ich nach dem Grunde für eine solche Strenge mich erkundigte, wurde mir die Erklärung zu Theil: „Es gebe Menschen, deren Blick Milch in Blut zu verwandeln vermöge."

Alle Landestöchter stehen ausnahmslos zur Verfügung des Königs; will er nun seine Schätzung eines besonders hübschen Mädchens kundgeben, so schickt er ihrem Vater ein Geschenk an Vieh. Auch erbt er, nach alter Wahuma-Sitte, sämmtliche Frauen seines Vaters. Stirbt der Monarch, so treten sofort die Erzieher der Prinzen zu einer Berathung zusammen, um zu entscheiden, wer der Würdigste ist, Nachfolger des Vaters zu werden. Die Entscheidung fällt natürlich selten einstimmig aus, es bilden sich Parteien, blutige Fehden brechen aus und dauern an, bis einer der Prinzen seinen Nebenbuhler besiegt hat und den Thron besteigt, indem er sich in die Sterbehütte seines Vaters stellt, worauf seine Autorität anerkannt wird. Seine Brüder und andere nähere Verwandte werden dann beinahe ausnahmslos getödtet, wie dies der Gebrauch erheischt; in Uganda werden sie sogar verbrannt.

Schöpfungs-Legende.

„In vorsündfluthlicher Zeit," sagen die Wanyoros, „war die Erde zahlreich bevölkert. Keiner starb, alle lebten ewig. Als sie jedoch anmaßend wurden, und dem „großen Zauberer", der die Bestimmungen der Menschen in der Hand hält, keine Geschenke darbringen wollten, wurde dieser zornig, warf das ganze Gewölbe des Himmels auf die Erde und tödtete Alle. Um jedoch die Erde nicht ganz menschenleer zu lassen, schickte der große Zau-

berer einen Mann und eine Frau von Oben zur Erde. Beide hatten Schwänze. Sie zeugten einen Sohn und zwei Töchter, welche heiratheten. Eine Tochter gebar eine widerwärtige Bestie, das Chamäleon, die andere gebar einen Riesen, den Mond. Beide Kinder wuchsen auf, geriethen jedoch bald in Streit, da das Chamäleon nichtsnutzig und neidisch war, sodaß der große Zauberer den Mond mit in die Luft nahm und an den Platz stellte, wo er noch jetzt steht und auf die Erde niederschaut. Um ihm jedoch seinen irdischen Ursprung stets vor Augen zu halten, wächst der Mond erst groß und glänzend hinan, und nimmt dann ab, als ob er sterben wollte; er stirbt jedoch nicht, macht vielmehr in zwei Tagen die Reise über den Horizont von Osten nach Westen, und erscheint dann müde von der langen Reise ganz klein im Westen. Die Sonne wurde jedoch neidisch auf den neuen Nebenbuhler und versengte ihn, sodaß die Narben noch heute zu sehen sind. Das Chamäleon und dessen Nachkommenschaft bevölkerte nun die Erde, der Schwanz fiel ab und die ursprünglich bleiche Hautfarbe wurde unter der glühenden Sonne dunkel.

Zur jetzigen Zeit sind die himmlischen Sphären durch geschwänzte Leute bewohnt, die große Viehheerden haben. Die Sterne sind Wächter, die der „große Zauberer" zur Nachtzeit dort aufstellt. Die Sonne ist von Riesen bewohnt.

Weit verbreitet ist in Unyoro sowohl wie in Uganda der Glaube an Zauberei und Amulets, sowie an die Möglichkeit, daß Leute durch Hexerei krank gemacht oder gar getödtet werden können. Selbstredend ist keine Spur von dem Glauben an ein zukünftiges Dasein zu finden. In beiden Ländern begräbt man die Frauen rechts von der Thüre des Hauses, welches sie bei Lebzeiten bewohnt haben, die Männer zur linken Seite des Einganges. Die Gräber haben horizontale Lage und sind drei bis vier Fuß tief. Der Leichnam wird auf die rechte Seite gelegt, auf welcher der Körper ja auch gewöhnlich während des Schlafes ruht. Die Wanyoros, welche am Albert-See wohnen, begraben ihre Todten inmitten des Hofraumes und bauen über dem Grabe ganz kleine Hüttchen, worin sie Tabak-Pfeifen, Bananen ꝛc. niederlegen. Jugendliche Kinder begräbt man stets in dem nächst dem Hause liegenden Garten.

Sonderbarer Aberglaube.

Afrika scheint die Heimath des Aberglaubens zu sein. Krächzt eine Eule in der Nähe eines Hauses, so stirbt der Herr desselben. Nähert sich eine Hyäne oder Schackal zu wiederholten Malen einem Hause, so bringt dies Unheil, kräht der Rhinocerosvogel, so ist Regen im Anzuge. Singt ein Schweifwedler auf der Hausschwelle, so sind Geschenke oder Gäste im Anzuge. Stirbt er im Innern des Hauses, so bricht bald Feuer darin aus. Verläßt er sein am Hause gebautes Nest, so steht ein Unglück vor der

Thür. Habichte und Raben sind Herrscher über die Vogelwelt, tödtet man dieselben, so wird die Familie von Krankheit heimgesucht. Setzt sich ein Habicht auf die Hütte eines Armen, so steht diesem Reichthum bevor. Ein Stückchen weiße Rhinoceroshaut, welches am Körper getragen wird, macht den Träger unverletzlich. Tritt eine Frau als Erste Morgens in ein Haus, so ist dies ein gutes Zeichen; ist es ein Mann, so bedeutet es Unheil. Eine Sonnenfinsterniß zeigt den Tod des Herrschers an. Wird beim Umziehen von einem Hause ins andere etwas zerbrochen oder stürzt eine Frau unterwegs, so kehrt die ganze Familie zu der Hütte zurück, welche sie soeben verlassen hatte. Ist man auf dem Kriegspfade und läuft der Kolonne ein Büffel über den Pfad, oder es fliegt ein Guinea-Huhn vor den Soldaten auf, so bedeutet dies massenhaftes Sterben; Alle kehren dann nach Hause zurück. Ein Wanyoro spuckt dreimal aus, sobald er eine Sternschnuppe sieht.

Nachfolgend lasse ich die wörtliche Uebersetzung einiger Unyoro-Legenden folgen:

Elephanten-Legende. In alten Zeiten hatte ein Mann einen braven Sohn; er selbst war jedoch gewaltthätiger Natur, und hatte seinen Nachbarn manches Stück Vieh fortgeführt. Da befahl er eines Tages seinem Sohn hinzugehen, und des Nachbars Haus in Besitz zu nehmen, thue er dies nicht, so werde er ihn umbringen. Der Sohn ging fort und schlich zu dem Hause, sah jedoch am nächsten Morgen, daß dessen Bewohner geflohen seien. Er wagte nicht nach Hause zurückzukehren, während er in dem leeren Hause hätte verhungern müssen. Er betete deshalb zum großen Zauberer um Rettung, worauf ihn dieser nebst dem Hause, in welchem er sich befand, in einen Elephanten verwandelte.

Chimpansen-Legende. Ein braver Mann hatte eine einzige Tochter, die von einem Nachbarn für dessen Sohn gefreit wurde, der aber ein Taugenichts war. Eine kurze Zeit lebte das junge Ehepaar glücklich, als jedoch die junge Frau gelegentlich ihre Eltern besuchte, machte ihr Gatte ihr bittere Vorwürfe, weil sie diese Besuche als Vorwand benutze, verbotenen Umgang mit anderen Männern zu pflegen. Von Tag zu Tag behandelte er sie schlechter, sodaß sie entfloh und zu ihrem Vater zurückkehrte, dem sie ihre Leidensgeschichte erzählte, worauf dieser, unwillig ob der Schmach, die seiner und seiner Tochter Ehre angethan war, sich selbst tödtete. In diesem Augenblicke kam der Schwiegersohn hinzu, und wurde sofort durch den „großen Zauberer" in einen Chimpanse verwandelt. Trotzdem wollte ihn seine Frau nicht verlassen, und folgte ihm in den Urwald. Von diesem Paare stammen die Chimpansen ab, die sich miteinander gleich Menschen unterhalten und eine besondere Vorliebe für das weibliche Geschlecht haben.

Kapitel XXXII.

Emin Pasha's gefahrvolle Lage.

Der Krieg des falschen Propheten bricht aus. — Emin's Besorgniß um Amadi. — Schickt Boten aus, um die neuesten Nachrichten zu erforschen. — Markerschütternde Beschreibung des Konflikts. — Heldenmuth einiger Soldaten Emin's. — Verächtliche Verrätherei einiger Abtheilungen von Emin's Streitkräften. — Hochfahrendes Schreiben des Höchstkommandirenden der Streitkräfte des Mahdi. — Wird von Gordon's Tode benachrichtigt. — Aufregung unter den moslemitischen Arabern über Gordon's Tod. — Emin ruft seine Offiziere zu einem Kriegsrathe zusammen. — Die darin gefaßten Beschlüsse. — Wollen sich nach dem Süden zurückziehen. — Emin will den Rückzug persönlich übernehmen. — Auf welche Weise Emin die Aufforderung zur Ergebung empfing. — Die Aequator Provinz in gefährdeter Lage. — Emin's Schreiben an Dr. Felkin. — Projektirte Expedition zur Befreiung Emin's. — Dank für die herzliche Theilnahme. — Emin's unabänderlicher Entschluß, bei seinen Leuten auszuharren. — Gordon's selbstaufopfernde Arbeit muß zu Ende geführt werden. — Emin sagt offen, was er von England erwarte. — Uebel beleumundete Araber. — Emin's Sorge ob des Ausganges der Krisis. — Feuer zerstört die Station Wadelai. — Wird neu aufgebaut. — Emin's Schätzung seiner Verbündeten. — Ergreifende Demonstration zu Gunsten seines Verbleibens im Territorium.

Stanley's dritte afrikanische Expedition war die direkte Folge des Falles von Khartoum, sowie des an diesem Platze erfolgten Todes von Gordon Pasha. Letzterer hatte im April 1874 die Aufgabe übernommen, den Soudan zu erobern, und damit gleichzeitig Central-Afrika den Segnungen der Civilisation zu erschließen. Es gelang Gordon denn auch, das Land den Krallen der arabischen Sklavenhändler zu entreißen, worauf er Emin, dessen Fähigkeiten und edlen Charakter er genau kannte, als Gouverneur der südlichen Provinz nach Lado entsandte.

Diese Ernennung datirt vom Jahre 1876 und hat Emin von diesem Zeitpunkte an bis zu seiner kürzlich durch Stanley erfolgten Befreiung ununterbrochen die Verwaltung der ihm zuertheilten Provinz geleitet, beiläufig ein Zeitraum von dreizehn Jahren. Emin besaß die Eigenschaften eines kühnen Forschers in hervorragendstem Maße; hatte er doch bereits vor seinem Zusammenarbeiten mit Gordon ganze zehn Jahre die Türkei, Armenien, Syrien und Arabien unter dem Namen Dr. Emin durchkreuzt, wobei er sich ganz wie ein geborener Türke benahm und, wie es heißt, auch zum Muhammedanismus übergetreten sein soll.

Unmittelbar nach Emin's Eintritt in ägyptische Dienste, schickte Gordon ihn nach Lado. Seine Verwaltung kann vom Tage seines Eintritts an, bis zu seiner im Frühjahr 1889 durch Selim Bey bewirkten Absetzung, sowohl in moralischer als auch in finanzieller Beziehung als ein

durchschlagender Erfolg bezeichnet werden. Er unterhielt eine reguläre Armee von zweitausend Aegyptern und Eingeborenen, jagte die Sklavenjäger aus seiner Provinz heraus, errichtete Schulen und Missionsanstalten und gab einem von sechs Millionen, und zwar unwissenden Eingeborenen bewohnten Lande eine aufgeklärte, dem Fortschritt huldigende und dabei kräftige Verwaltung.

Gordon hatte inzwischen Khartoum verlassen, während sich dessen Nachfolger mit den Sklavenhändlern nicht zu stellen wußte. Der Mahdi, angebend ein zweiter Mohamed zu sein, hatte in Arabien einen Aufstand angezettelt und sich selbst an die Spitze eines bewaffneten Aufstandes gestellt, welcher den Zweck verfolgte, die englisch-ägyptische Verwaltung des Soudans zu stürzen. Die Vernichtung der Armee-Abtheilung von Hick's Pascha verbreitete einen panischen Schrecken durch das ganze südwestliche Afrika. Unter diesen schwierigen Verhältnissen wurde Gordon durch die englische Regierung veranlaßt, sich nach Khartoum zu begeben und dort die Ordnung wieder herzustellen.

Gordon's vorzeitiges Ende.

Gordon hatte jedoch durchaus ungenügende militärische Streitkräfte zu seiner Verfügung; ehe nun ein ihm zur Verstärkung von Aegypten gesandtes, nach Schneckenart vorrückendes Korps Khartoum erreicht hatte, hatte sich die dortige Garnison bereits empört, den tapferen Gordon ermordet und die Stadt Khartoum sowie den ganzen Soudan dem Mahdi in die Hände geliefert.

Emin wurde durch diese Wendung der Dinge aufs schwerste betroffen, ja er war, bei Lichte besehen, den Arabern auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Seine Vernichtung schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, deren Endpunkt der Mahdi beliebig bestimmen könnte. Es sollte jedoch anders kommen. Im Heere des Mahdi brachen ernstliche Zwistigkeiten aus, sodaß der gegen Emin beabsichtigte Schlag verschoben werden mußte. Als der Prophet diese aufgeregten Gemüther beruhigt hatte und neue Eroberung plante, starb er eines plötzlichen Todes, — wahrscheinlich durch Meuchelmord. Nicht lange sollte jedoch der Platz unbesetzt bleiben. Es stand ein neuer Prophet auf, der göttliche Offenbarungen empfangen zu haben behauptete und den Oberbefehl über die arabischen Rebellen übernahm, wodurch Emin's Lage zum zweiten Male sehr bedenklich wurde.

Wir wollen Emin in den folgenden Zeilen selbst erzählen lassen, welch' eine Kette von Kämpfen und Gefahren er nunmehr zu bestehen hatte. Der größeren Sicherheit wegen hatte er sein Hauptquartier von Lado nach Wadelai verlegt. Von letztgenanntem Platze schrieb er seinem Freunde Dr. Schweinfurth in Cairo den weiter unten folgenden erschütternden Brief. Unsere Leser machen wir noch darauf aufmerksam, daß Amadi der

Name einer in Emin's Provinz belegenen Station ist, welche die Truppen des Mahdi zu erobern trachteten.

Emin schreibt:

Da mich das Ausbleiben jeglicher Nachrichten von Amadi beunruhigte, so sandte ich einen zuverlässigen Boten dorthin ab, der mir über den Stand der dortigen Angelegenheiten einen wahrheitsgetreuen Bericht erstatten sollte. Vor dessen Ankunft, oder besser gesagt, weil sie erfahren hatten, daß er im Anzuge sei, beschlossen die Officiere einen Ausfall zu machen, der dann auch so erfolgreich war, daß die Verstärkung der Danaglas (Hülfstruppen des Mahdi) zerstreut, ihre Hütten verbrannt und ein Theil ihrer Munitionswagen vernichtet wurden. Statt den Sieg jedoch weiter zu verfolgen, ordnete der kommandirende Offizier den Rückzug an. Alle Vorstellungen der Offiziere und Mannschaften waren fruchtlos; das vorhandene Geld, sowie die Waarenvorräthe wurden verschleudert und das Schicksal von Amadi kann uns nicht länger zweifelhaft sein.

Wiederholt hatte ich den kommandirenden Offizier schriftlich ersucht, die Kranken und Verwundeten nach Lado, sowie die Frauen und Kinder nach Makraka zu senden und schließlich, falls der Feind mit übermächtigen Kräften auf ihn eindringen möchte, selbst rechtzeitig auf Lado zurückzuweichen, weil das gut befestigt, oder auch den Rückzug nach Makraka anzutreten, weil an letzterem Platze große Kornvorräthe aufgestapelt sind. Ich erhielt auf alle meine Vorstellungen jedoch entweder gar keine Antwort oder ausweichende Redensarten, aus denen hervorging, daß schmutziger Eigennutz alle Gedanken für das Wohl und Wehe der Provinz, sowie für die Ehre der Landesregierung, welcher wir dienen, vollständig verdrängt hatte. Ich gab nun den Befehl aus, daß der Kommandant von Makraka unverzüglich Verstärkungen und Lebensmittel nach Amadi zu senden habe, selbst wenn die Verstärkung lediglich aus bewaffneten Negern bestehen sollte. Mein Befehl blieb jedoch unbeachtet, da er die unglückseligen Makraka-Spirituosen nicht verlassen konnte.

Am 21. und 22. Februar kamen endlich Berichte von Amadi an. Keremallah (Kommandant der Armee des Mahdi) war daselbst, gefolgt von einer großen Anzahl Schreiber, Soldaten und Danaglas angekommen. An Murjan Aga, den Kommandanten von Amadi, hatte er einen Brief gerichtet, der die Aufforderung enthielt, sich zu ergeben. Außerdem habe ein Soudanesischer Offizier von Bahr-el-Ghazal (Distrikt von Emin's Provinz), von einigen Soldaten begleitet, den Murjan Aga besucht, und ihm vorgestellt, er möge sich den Glaubenskämpfern anschließen. Ueber Khartoum habe er jedoch kein Wort geäußert; Murjan Aga sei übrigens so nachlässig gewesen, ihn unbehindert wieder abziehen zu lassen. Der Rest der Geschichte ist bald erzählt. In ganz kurzer Zeit war die Sta-

tion von allen Seiten umzingelt, selbst vom Flusse abgeschnitten, obschon die Distanz bis dahin nur unbedeutend ist. Natürlich hatten die tapferen Soldaten nunmehr große Entbehrungen zu erdulden.

Amadi wird geräumt.

Als der Häuptling der Makrakas schließlich mit Verstärkungen hier sowie Leuten der benachbarten Stationen von Amadi eintraf, war es zu spät die Belagerungslinie zu durchbrechen. Ich kann bis zur Stunde noch nicht begreifen, weßhalb der Kommandant von Amadi, da er doch wußte, daß Ersatztruppen bis auf einen zweistündigen Marsch sich dem Platze genähert, keinen Ausfallsversuch gemacht hat. Wiederholt und wiederholt wurden die Entsatzungstruppen durch ihre Offiziere zum Angriff auf die Belagerer geführt, aber immer vergebens, bis sie den Muth verloren und schließlich fortliefen. Der Kommandant von Makraka, statt seine Stellung zu behaupten, versammelte die Flüchtlinge und kehrte nach Makraka und zu seinen Spirituosen zurück. Alles war jetzt natürlich verloren.

Am 29. März langten drei Soldaten von Amadi in Lado an, welche berichteten, daß die Besatzung wiederholt die Officiere gebeten habe, einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen. Die Officiere hätten jedoch stets Ausflüchte gemacht, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, sich dem Feinde in die Arme zu werfen. Die Besatzung sei endlich desperat geworden, habe unter Führung von sechs Officieren sich mitten durch die Danagla Hülfstruppen einen Weg gebahnt, und dann den Weg nach Makraka eingeschlagen.

Als Murjan Aga gesehen, daß ihn Alle verlassen, sei er ihnen schließlich nachgefolgt. Alle Soldaten hatten ihre Waffen und Munition mitgenommen. Der Kommandant und zwei Officiere hätten wirklich die Absicht gehabt zu kapituliren, und zu diesem Zweck an Keremallah einen Brief geschrieben; doch hätten die meisten Officiere trotz mancher Fehler noch ihr Gefühl für Ehre nicht verloren gehabt, während das Verhalten der Soldaten über alles Lob erhaben gewesen sei. Neunzehn Tage hatten die armen Kerle von Kuhhäuten ihr Leben gefristet, und schließlich ihre Sandalen abgenagt, während die Officiere sich in Spirituosen berauschten und dabei im Ueberflusse schwelgten.

Ein verzweifelter Schritt.

Am 1. April wurde mir seitens der Civil- und Militärbeamten in Lado ein Schriftstück eingehändigt, in welchem ich gebeten wurde, alle südwärts gelegenen Stationen aufzugeben, und mich auf Vertheidigung der Linie Lado-Kiri zu beschränken. Selbstmörderisch wie die Idee war, — da wir dann auf den unfruchtbarsten Theil der Provinz angewiesen waren, wo wir vor dem Gespenste einer Hungersnoth standen, wir ferner auch

noch von unserer Rückzugslinie abgeschnitten wurden, — so hätte doch, so unglücklich mithin dieser Gedanke war, Ueberredung garnichts ausgerichtet, weshalb ich anscheinend zustimmte und die erforderlichen Befehle ausfertigen ließ.

Zufolge der neuesten uns zugegangenen Berichte hatten die Danaglas Streifzüge bis auf zwei Tagereisen vor Lado gemacht, um die Neger gegen uns aufzureizen; seitdem hatten sie alle ihre Streitkräfte in Amadi concentrirt.

Auch von Keremallah sind Briefe angelangt. Der erste, eine Art officieller Depesche, meldete mir die Vorfälle, welche sich in und um Amadi zugetragen hatten; wie die Garnison, obschon fünfmal zur Uebergabe aufgefordert, sich dessen geweigert habe. Man sei dann zu einer regulären Belagerung geschritten, worauf sich die Besatzung schließlich durchgeschlagen und den Weg nach Makraka verfolgt habe. Murjan Aga, Kommandant von Amadi, sei mit dem Lieutenant Nabih Aga unterwegs eingeholt und getödtet worden; beider Köpfe seien nach Amadi gebracht worden.

In Amadi befänden sich mehr als zweihundert Deserteure, außerdem aber noch manche Officiere und Mannschaften. Am Schlusse des Briefes wurde ich aufgefordert, innerhalb zehn Tagen mit allen höheren Beamten in Amadi zu erscheinen; andernfalls, wenn er, Keremallah, von Amadi nach Lado marschire, hätte ich zu verantworten, was dann passiren könne.

Ein zweiter Brief war privatim an mich gerichtet. In diesem schreibt er mir, er sei lediglich hergekommen, um mich zu unterstützen; wolle ich mich ihm unterwerfen, so solle mir kein Haar gekrümmt werden.

Ein dritter Brief trägt die Unterschrift einiger meiner eigenen Leute, welche sich den Danaglas in Amadi angeschlossen haben. Die Leute schreiben darin, ihre Officiere in Amadi seien Tag und Nacht betrunken gewesen, während die Soldaten altes Leder und Häute zernagten, um ihren Hunger zu stillen. Sie riethen mir dann, mich zu unterwerfen, sie selbst wären von den Rebellen nicht unfreundlich behandelt worden. Da in keinem dieser Briefe Khartoum's auch nur mit einem Wort erwähnt wird, so schließe ich daraus, daß meine Gegner ebenfalls von dort seit längerer Zeit ohne Nachrichten sind. Ueberbracht wurden die Briefe von zwei Negern aus Amadi.

Die Danaglas waren inzwischen nicht müßig geblieben, hatten vielmehr ihre Vorposten bis auf drei Tagemärsche von Lado vorgeschoben und die Neger angefeuert, alle Nachzügler, welche sie unterwegs treffen möchten, schonungslos niederzumetzeln und den Weg nach Makraka abzusperren. Eine feindliche Abtheilung hat die wenigen Officiere und Mannschaften in Kamari nahe Wandi (einer anderen Station) zerstreut und ist dann auf Wandi selbst vorgerückt, welches seiner exponirten Lage wegen nicht ge-

halten werden konnte. Die Besatzung zog sich deßhalb in guter Ordnung nach Rimo zurück, mit der Absicht, sich nach Rejaf durchzuschlagen. Ehe sie diesen Platz erreicht hatten, wurden sie jedoch heftig von den Danaglas angegriffen; letztere wurden aber unter großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Der Marsch wurde darauf fortgesetzt, und Alle, selbst die Kranken und der Lagertroß, kamen wohlbehalten in Beden an. Ich schickte einige Schreiber und Beamte von Lado, wo Proviantmangel herrschte, nach dem Süden sowie nach Gondokoro, wo sie jedoch kein Korn auftreiben konnten, und war gerade mit Inspektion der Befestigungswerke beschäftigt, als ich am 18. April neue Depeschen von Keremallah empfing.

Gordon und seine Leute ermordet.

In den Briefen fand sich wieder die übliche Einladung, uns den Glaubensstreitern anzuschließen, der wichtigste Passus desselben war aber der, in welchem mir der Fall von Khartoum gemeldet wurde. Die Details desselben, sagte er, werde ich in dem eingeschlossenen Schreiben des Mahdi finden. In letzterem wurde mir gemeldet, daß Khartoum am Montag den 25. Januar mit Sturm genommen und Alle, mit Ausnahme der Frauen und Kinder, durch's Schwert umgekommen sind. Gordon „der Feind des Allerhöchsten" habe sich geweigert sich zu unterwerfen, so sei auch er mit seinen Begleitern getödtet worden, während er (der Mahdi) nur zehn Mann eingebüßt habe. Der in altarabisch abgefaßte Brief hatte viele Wendungen, die den alten Kapiteln des Koran entlehnt waren. Derselbe schloß mit einer Mahnung an Keremallah, mit uns hier, sowie in Bahr-el-Ghazal ähnlichen kurzen Prozeß zu machen. Keinen dieser Briefe habe ich einer Antwort gewürdigt.

Am 2. April marschirten 130 Mann Verstärkung in Lado ein; am 24. berief ich einen Kriegsrath um die Maßregeln zu berathen, durch welche wir Hungersnoth vorbeugen und andere Gefahren abgewendet werden könnten. Nach langer Debatte überließ ich den Vorsitz einem Major, Rihan Aga und verließ die Sitzung auf eine halbe Stunde, um eine unparteiische Entscheidung herbeizuführen, die dann in folgenden Worten in Gegenwart eines italienischen Offiziers Capitän Casati gefaßt wurde:

„In Erwägung, daß in den nördlichen Stationen nicht genügend Korn vorräthig ist, um die von Kakraka kommenden, sowie unsere eigenen Leute zu ernähren, in Erwägung, daß die nächste Ernte noch fern, sowie daß durch Aussendung von Requisitionskolonnen unsere ohnehin schon beschränkten Munitionsvorräthe noch mehr erschöpft würden, während jedes andere Mittel Proviant zu erlangen ausgeschlossen ist, — alles dies in Erwägung gezogen, haben wir beschlossen die Frauen und Kinder nach dem Soudan zu senden, die Station nur mit regulären Soldaten besetzt

zu halten, nicht aber mit Civilisten; daß wir die Stationen nothwendig verlassen und alle unsere Kräfte im Soudan concentriren werden. Die Rückzugslinie nach dem Soudan ist deßhalb gewählt worden, weil die nördliche Linie oberhalb Bor nicht mehr passirbar ist und weil wir ferner nicht wissen, ob Khartoum wirklich gefallen sei; während wir starke Vertheidigungspunkte in Dufile und Wadelai haben. Schließlich müssen wir einen Ausweg haben, um Briefe oder Mannschaften nach Zanzibar zu senden, oder uns im schlimmsten Falle Kabrega oder dem Sohne Mtesa's in die Arme zu werfen."

Sofort wurden die nöthigen Befehle ertheilt, die Kompagnien blieben in Lado, unter Kommando von Major Rihan Aga. Alle Civilbeamten gingen nach dem Süden, während ich selbst mit nur drei Schreibern hier zurückblieb.

Emin's Heldenmuth.

Aus vorstehenden Briefen ist zu ersehen, daß Emin von einer Stellung zur andern zurückgetrieben wurde, sowie daß gefährliche Gegner entschlossen waren, sein ganzes Regiment zu stürzen.

Eine der überraschendsten Erscheinungen dieses Dramas besteht offenbar darin, daß Emin dabei niemals an seine eigene, schwer gefährdete Person dachte, sondern stets ein Ziel, eine Hoffnung im Auge behielt, die nämlich, die Provinz zu behaupten. Ein Wunder vor unseren Augen, daß er nicht dem Dolche eines Meuchelmörders erlegen ist, ein Wunder, da er eigene Gefahren und Mühen nicht zählte, da jeder neue Fehlschlag ihn zu noch größerem Muthe und höherer Anspannung seiner Geisteskräfte anspornte, und er stets unentwegt an dem, was ihm seine Pflicht erschien, festhielt. Er zeigte sich als Held vom Scheitel bis zur Sohle, die Geschichte wird seinem Namen für alle Zeit einen ehrenvollen Platz in ihren Tafeln anweisen.

Um diese Zeit schrieb Emin einen sehr interessanten Brief an Dr. R. W. Felkin. Derselbe ist datirt von Wadelai, 17. April 1887, und lautet folgendermaßen:

Aus einer mir zugekommenen englischen Zeitung sehe ich, daß man dort eine Hülfsexpedition für uns plant. Sie können sich wohl denken, daß die herzliche Theilnahme, welche man für mich und meine Leute in England an den Tag legt, sowie die Menge Freunde, die ich bei Ihnen besitze, mir ungemein große Freude bereitet und mich überreichlich für meine erlittenen Unbilden und Leiden allerort entschädigt. Niemals hätte ich denken können, daß man mir, einem Ausländer, sowie meinen armen Leuten ein so edelmüthiges Wohlwollen entgegentrage, und daß man bereitwilligst solch' große Opfer für uns zu bringen bereit sein könnte. Glauben jedoch die Leute in England wirklich, daß, sobald Stanley und

Thomson bei mir eintreffen, ich mit denselben zurückkehren werde, so irren sie gewaltig. Zwölf lange Jahre habe ich hier geweilt, würde es da recht und billig sein, falls ich meinen Posten bei der ersten Gelegenheit, die sich zum Ausreißen bietet, im Stiche lassen könnte? Ich bin vielmehr entschlossen, bei meinen Leuten auszuharren, bis ich klar sehe, daß ihre eigene sowohl, als auch die Zukunft unseres Landes, gesichert ist.

Gordon's aufopfernde Thätigkeit.

Das Werk, welches Gordon mit seinem Blute besiegelt hat, will ich, wenn auch nicht mit seinem Genie begabt, doch in seinem Geiste und mit seinen Intentionen fortsetzen. Als mein theurer Chef die Verwaltung dieser Provinz in meine Hände legte, schrieb er mir: „Ich ernenne Sie zum Heile der Civilisation und des Fortschritts." Ich habe mein Bestes gethan, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und daß ich mir dasselbe bei den Eingeborenen zu erwerben gewußt, erhellt doch nicht nur aus der für sich selbst redenden Thatsache, daß ich mit meiner Handvoll Leute seit Jahren unter den hunderttausenden von Eingeborenen mich habe halten können. Ich stehe hier als einziger und letzter Repräsentant von Gordon's Stabe, und ist es meine heilige Pflicht, auf dem Wege, den er uns gezeigt, voranzuschreiten. Früher oder später muß auch für diese Länder die Morgenröthe einer besseren Zukunft anbrechen, über kurz oder lang werden diese Stämme in den großen Kreis der civilisirten Nation hineingezogen werden. Zwölf Jahre habe ich gekämpft und gearbeitet, und die Saat für eine spätere Ernte eingepflügt, den Grundstein zu einem späteren großen Gebäude gelegt. Soll ich das Werk jetzt aus der Hand geben, weil demnächst der Weg zur Seeküste frei werden mag? Nie und nimmermehr!

Will uns England wirklich helfen, so muß es in erster Reihe Verträge mit Uganda und Unyoro abschließen, wodurch die Lage dieses Landes, sowohl in moralischer als in politischer Beziehung gebessert wird. Ein gesicherter Weg zum Meere muß geschaffen werden, ein Weg, der nicht den Launen kindischer Könige oder fanatischer Araber preisgegeben ist. Das sind meine Wünsche, und Alles was erforderlich ist, um die stetige Entwickelung dieses Landes zu fördern. Könnten sie erfüllt werden, so würde mir die Zukunft voll glänzender Hoffnungen in's Auge scheinen. Möge die nächste Zukunft diese gewiß bescheidenen Wünsche zur Erfüllung bringen, und möge Central-Afrika nach der langen Zeit der Prüfungen, welche Gott über das Land seither verhängt hat, nunmehr eine Periode des Friedens und fortschreitenden Wohlstandes bevorstehen.

Wie Sie leicht denken können, bin ich äußerst gespannt auf die Wendung, welche die hiesigen Angelegenheiten demnächst nehmen werden, wie ich die Tage zähle, bis entscheidende Nachrichten eintreffen. Ich danke

Gott dafür, daß ich noch immer arbeitsfähig und auch meine Leute noch zu lenken im Stande bin. Solange ich ausreichende Beschäftigung habe, schien ich alle bitteren Erfahrungen vergessen zu können, obschon ich davon leider eine allzulange Liste aufzählen könnte. So war ich kaum hierher zurückgekehrt, als in Folge der Dummheit der Neger, welche das hohe Gras während eines heftigen Sturmes abbrennen wollten, ganz Wadelai bis auf den Grund niederbrannte. Mit Hülfe benachbarter Negerhäuptlinge war ich im Stande, die Station wieder aufzubauen, sodaß sie schöner ist als früher. Nur mit fürchterlichen Anstrengungen waren wir im Stande, unsere Gewehre und Munition zu retten; alles Uebrige fiel den Flammen zur Beute. Wahr ist es zwar, wir hatten nicht viel zu verlieren, was wir jedoch hatten, war uns sehr kostbar und der Verlust um so bitterer.

Der Lauf der Dinge ist der gleiche wie seither geblieben. Wir säen, ernten, spinnen, und leben einen Tag wie den anderen; der Februar war jedoch ein schlechter Monat, in allen Stationen gab es Schadenfeuer. Hauptsächlich lag die Schuld an den ungewöhnlich heftigen Windstürmen, dann aber auch an der Nachlässigkeit der Eingeborenen beim Abbrennen des Grases. Wir haben unseren Dampfer neu angestrichen und reparirt, außerdem verschiedene Flußboote gebaut; Sie sehen daraus, daß wir vollauf zu thun haben. Lado habe ich verlassen müssen, da es mir unmöglich wurde, die dortige Garnison genügend zu verproviantiren; als Entschädigung für den Verlust dieser Station bin ich jedoch im Stande gewesen, wieder von dem Distrikte Makraka Besitz zu nehmen.

Augenblicklich haben wir soweit nahezu alle Stationen im Besitze, die mir von Gordon übergeben wurden, und ich hoffe und erwarte sie zu behaupten. Ich wünsche Ihnen nochmals zu betonen, daß, selbst wenn eine Rettungsexpedition für mich hierher kommen sollte, ich doch meiner Leute wegen hier unbedingt aushalten werde. Wir haben allerlei Leiden und Trübsal miteinander durchlebt, und ich würde es als eine schamlose Handlung von mir ansehen, falls ich die Leute jetzt im Stiche lassen wollte. Trotz aller Leiden, die sie erduldet, sind die Leute brav und gut geblieben, die Aegypter natürlich ausgenommen. Mich kennen die Leute seit langen Jahren und glaube ich kaum, daß ein Fremder meine Stelle einnehmen und rasch das Vertrauen der Leute erwerben könnte. Die Möglichkeit des Fortziehens ist somit ausgeschlossen, und werde ich bleiben, wo ich bin. Alles was wir von England verlangen ist, uns bessere Beziehungen zu Uganda zu verschaffen, und uns einen guten geschützten Weg zum Meere zu sichern. Das ist alles was wir wünschen. Aber dies Land verlassen? Nun und nimmermehr!"

Kapitel XXXIII.

Stanley's letzte große Expedition.

Stanley abermals in Afrika. — Befürchtungen wegen Emin Pasha. — Der König von Belgien entschlossen, eine Expedition auszurüsten. — Entscheidung der einzuschlagenden Route. — Ein Land, welches nicht zahlt. — Bauen Wachs und Guttapercha. — Schneiden den Nil ab. — Gegend, wo Hungersnoth ausbrechen kann. — Stanley's Sendung freundlich. — Alter Freund Tippo-Tip. Sechshundert Mann lassen sich anwerben. — Die Expedition verläßt Zanzibar für die Kongomündung. — Ueberlandreise von circa siebzehnhundert Meilen. — Erschreckende Schwierigkeiten. — Transport von Munition und Vorräthen. — Schwierigkeit Träger zu finden. Geheimniß des weißen Pascha. — Abscheuliche, über Emin verbreitete Lügen. — Trübe Prophezeihungen. Sorge ob Stanley's Befinden. — Furcht, daß die ganze Expedition ermordet sein könnte. — Fest im Soudan und in Südafrika. — Feindseligkeiten zwischen eingeborenen Stämmen. — Gefahren, die stets eine Karawane begleiten. — Räuber gierig auf Beute. Kritik von Stanley's Reise nach dem Kongo.

Der König von Belgien entschloß sich zur Aussendung einer Hülfsexpedition für Emin Pasha. Dies war im Dezember 1886. Kaum zwei Tage vorher war Stanley, nach einer Abwesenheit von dreizehn Jahren, in New York angekommen. Sobald die neue Expedition beschlossen war, bot der König von Belgien sofort Stanley den Oberbefehl an. Stanley kürzte seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten ab und rüstete sich abermals zu einer neuen Reise in den dunklen Erdtheil. Es liegt doch auf der Hand, daß ihn nur humane Triebe leiten konnten, war er doch wiederholt in tropischen Reisen engagirt gewesen und erachtete es selbst einfach für seine Pflicht, da hilfreich einzuspringen, wo Gefahr im Verzuge war. Die erste Frage war nun, welche Route einzuschlagen sei, um Emin Pasha's Aufenthalt zu erreichen.

Einige waren der Ansicht die Expedition solle von Zanzibar über Land ziehen, während sich Stanley entschloß, den Kongo hinaufzufahren und Emin auf diesem Wege zu suchen. Er schreibt hierüber:

Die Expedition ist nicht militärischer Art, insofern es wenigstens nicht deren Zweck ist zu kämpfen, sengen, verwüsten, morden; im Gegentheil, wir wollen Menschenleben retten, Elend und Noth lindern, Hülfe und Beistand leisten. Emin mag ein guter Mensch, ein tapferer Soldat sein, der alle möglichen Ansprüche auf Unterstützung erheben kann; ich möchte jedoch nicht annehmen, habe auch in England den gleichen Eindruck bekommen, den nämlich, daß sein Leben, wie kostbar es auch sei, zusammen mit der Existenz seiner Anhänger das Leben Tausender von Eingeborenen aufwiegen würde, abgesehen von der ungeheuren Zerstörung von Eigenthum, falls die Expedition auf strikt militärische Weise in Afrika operiren wollte.

Unsere Expedition ist lediglich eine bewaffnete Karawane, deren bewaffnete Geleiter nur zu dem Zwecke geworben sind, die Munition, welche sie Emin zu überbringen hat, zu bewachen und, wenn nöthig, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Außerdem bezweckt die Expedition die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit den Eingeborenen und deren Machthabern, sie wird demnach alle ihre Bedürfnisse von den Eingeborenen kaufen und einen liberalen Preis dafür zahlen.

Ein Land, welches sich nicht bezahlt.

Stanley reiste von England nach Cairo, wo er mit der ägyptischen Regierung alle erforderlichen Arrangements wegen der Reise festsetzte. Man erzählte, er wolle von Emin's Provinz für England Besitz ergreifen. Hierüber schreibt er:

Die Provinz ist nicht werthvoll genug, um annektirt zu werden; sicherlich wenigstens einstweilen noch nicht. Die Transportschwierigkeiten sind von beiden Oceanen aus zu groß und die Auslagen zu hoch, als daß das darin angelegte Kapital sich verzinsen könnte. Solange der Nil blockirt ist, werden die Central-Provinzen schlechte Steuerzahler sein, und die Aufhebung der Blokade kann noch Jahre dauern. Die Central-Provinzen würden allerdings werthvoll sein, wenn die Flußschifffahrt ungehindert wäre. An der Ostseite gibt es keinen ausreichend schiffbaren Strom, die Stechfliege hindert die Verwendung von Büffeln und Pferden, der Boden taugt nicht für Kameele, der afrikanische Elephant ist niemals gezähmt worden, sodaß zum Waaren-Transport lediglich Wapagiris oder eingeborene Lastträger verfügbar sind, was ein kostspieliges und langsames Beförderungsmittel bildet, für größere Waarensendungen überdies ganz unzulänglich sein würde. Zur Zeit sind die einzigen Handelsartikel von Bedeutung Elfenbein und „Ebenholz". Sie wissen, was ich unter dem Worte verstehe (Sklaven), wissen auch, daß Elfenbein anfängt rar zu werden. Wäre der Nil offen, so könnte ein schwunghafter Handel in Gummi, Häuten, Bienenwachs ꝛc. betrieben, überhaupt irgendwelche Kolonialprodukte hier erzeugt werden, sodaß ich der Ansicht bin, die Eingeborenen werden, sobald sie einmal die Segnungen des Handels ausreichend kennen gelernt, sich mit Eifer und Erfolg auf den Anbau von Reis, Kaffee und auch der Chininpflanze verlegen. Eine Gegend eignet sich für das eine Produkt, eine zweite für das andere. So würde Baumwolle in der Nähe der Seeküste zu pflanzen sein, während Kaffee und Reis an den Hügelketten gebaut werden müßten. Wie ich jedoch schon oben erwähnte, bleibt die Hauptverkehrsader für Afrika der Nil.

Im weiteren Verlaufe fährt Stanley fort:

Wissen Sie überhaupt, daß der Nil mit Leichtigkeit abgeleitet werden könnte? Der Victoria See liegt auf einem Plateau, wie ein einge-

ATLANTIC
OCEAN
WEST EQUATORIAL
AFRICA.
SCALE OF MILES
0 50 100 200 300 400
Cameroons
Bethel
Princes I.
Corisco
Gabon
Mayumba
Landolfstadt
Kabinda
Benanda
R. Congo
Ambriz
Loando
Kuanza
S. Jose
ANGOLA
CONGO
Vivi
Salvador
Kwilu
Brazzaville
Manyanga
Isangila
Stanley Pool
Leopoldville
Mushie
Bayneston
Underhill
Franceville
Alima
Umbere
Mramba
Equatorville
Uranga
Lukolela
Bolobo
Leopold II
Bakuba
Basongo
Lubaye
LUNDA
Kasongo
Shatta Yamvo
Kimbundo
Malanj
Kasanj
Donda
Ambaca
Katunga
Kazembe
Mocro Pambete
Nyangwe
Manyuema
Msunsi
Ujiji
Phiwonga
Lukuga
Lualaba
Lomami
Luebash
Kururu
Yanbarri
MR. STANLEY'S ROUTE
Stanley Falls
Aruwimi
Ibari
Rubunja
Mobika
Ukere
Ututu
Loboco
Mambuttu
Albert N.
Albert
Aldda
Welle
Monbuttu
Ndoruma
Makua
Mbomu
Ubangi
Kwango
Kassai
Lulua
Luebo
Kamtsha
Batanga
Old Calabar
New Calabar
Bonny
Victoria
Fernando Po
Dalenga
Ogowe
Ikoko
Mpongwe
Akanga
Ogowe
Ngunie
Nazareth
Elobi
Ekaka
Akaniba
Ogowe
Ivindo
Ogowe
Ikamba
Nkami
Ikoko
Nkuata
Mpuna Ibar
Lake Leopold II
Lake Leopold II
Lake Mantumbe
Lake Mantumbe
Lake Mantumbe

mauertes Bassin. Man könnte dasselbe an irgend einer Stelle durchstechen.

Der gegenwärtige Herrscher von Uganda liebt feine Liquöre, könnte daher eines Morgens in übler Laune erwachen und dabei auf den Gedanken kommen, den Nil abzuleiten, was er leicht dadurch bewerkstelligen könnte, daß er ein Paar tausend seiner Unterthanen Befehl ertheilte, so lange an den Ripon-Fällen Felsstücke aufzuhäufen, bis sie blockirt wären. Dies wäre nicht schwierig durchzuführen. Nach meiner Berechnung wären dazu etwa neun Monate erforderlich, da die Fälle sehr enge sind. Allerdings würde nach einem Jahre das angestaute Wasser wieder durchbrechen, in der Zwischenzeit würde aber die Bevölkerung von Unter-Aegypten dem Untergange geweiht sein. Der Vater des jetzigen Königs, der bekannte Mtesa, hatte einmal ernstlich diesen Plan in's Auge gefaßt, nicht um Unheil anzurichten, sondern um eine gewisse Landstrecke leichter bewässern zu lassen.

Ueber die vorliegende Expedition sprach sich Stanley des Längeren aus.

„Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß meine Sendung einen entschieden friedlichen Charakter trägt. Kann irgend Jemand glauben, daß ich durch Ströme von Blut waten will, um zu Emin zu gelangen? Und wenn mir dies glückte? was dann weiter? Man würde dem Könige melden: „Stanley nähert sich, an der Spitze von dreißigtausend Leuten" — Sie wissen doch, wie gern Wilde einige Nullen zusetzen — und was würde der König thun! Haha! in der That würde er sagen: „Ich will ihn lehren, eine Armee in mein Land zu bringen. Sofort die Köpfe der Missionäre heruntergeschlagen!" Was ist aber das Leben Emin's werth im Vergleiche zu dem kostbaren Leben der edlen Männer wie Mackey, Litchfield, Père Loudel und Frère Delmonce? Glaubt irgend Jemand, ich werde diese für Emin opfern lassen?"

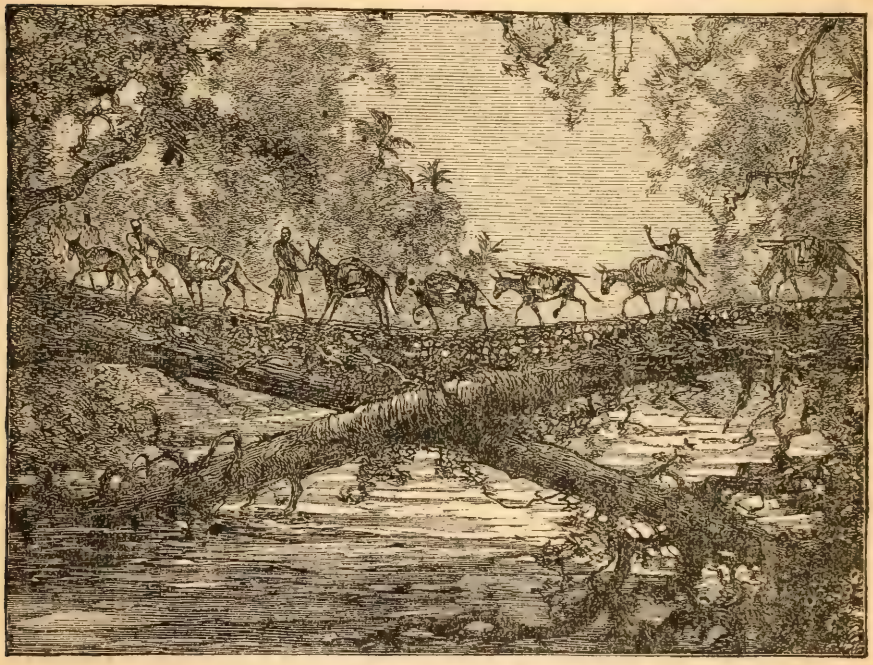
So stellte sich Stanley die Aufgabe vor, die er freiwillig übernommen hatte. Er reiste ohne Zögern ab und kam nach Zanzibar, wo er seinen alten Freund Tippo-Tip traf, der ihn auf seiner Kongo-Reise 1877, als er von Ocean zu Ocean reiste, begleitet hatte. Er warb diesmal sechshundert Mann für die neue Expedition an. Wie gesagt wurde, hatte Emin große Elfenbeinvorräthe, sodaß man erwarten konnte, ein Theil der Unkosten würde hieraus bestritten werden können.

Stanley hielt es für wichtig, sich die Dienste von Tippo-Tip abermals zu sichern, offerirte ihm deßhalb den Posten als Gouverneur der Stanley Fälle, und versprach ihm ein schönes Salär worauf Tippo-Tip acceptirte. Ende Februar ging ein Dampfer von Zanzibar zur Kongomündung ab; siebenhundert Mann von Stanley's Expedition befanden sich an Bord.

Die Reise dauerte vier Wochen, und das mit einem Dampfer, ein Beweis der riesigen Ausdehnung des schwarzen Continents.

Selbstredend ging die Reise um das Kap der guten Hoffnung, als Stanley jedoch an der Westküste des Kongo's anlegte, war er noch zwölfhundert sechsundsechzig Meilen von Aruwimi entfernt, und von Aruwimi bis zu Emin's Aufenthalt in der Hauptstadt der Aequator-Provinz waren weitere vierhundert Meilen, also im Ganzen siebenzehnhundert Meilen von der Küste.

Durch energisches Vorwärtsdringen brachte er die Expedition gegen



Die Expedition kreuzt eine provisorische Brücke.

Mitte Juni zum Aruwimi, nachdem er mehrmals Verzögerungen in Folge ungenügender Transportmittel erlitten hatte, übrigens für Afrika etwas alltägliches.

Da er die Magazine in Stanley Falls wieder aufbauen wollte, so ließ er zu diesem Zwecke Arbeiter dort zurück, und fing dann die Ueberlandreise an. Er befuhr den Aruwimi, so lange er schiffbar war; als er den Landweg einschlug, mußte alles Gepäck durch Träger transportirt werden. Viel Reis wurde mitgenommen, da dies ein gesundes, leicht verdauliches Nahrungsmittel ist. Stanley's-Stahlboot that sehr gute Dienste. Die durchkreuzte Gegend wurde nur spärlich bewohnt gefunden. Im August

wurde berichtet, Stanley setze die Reise ohne die für Emin bestimmte Munition fort. Auch waren Krankheiten ausgebrochen, dabei waren Lebensmittel sehr rar geworden.

Die Erklärung hierfür war, daß Tippo-Tip seinen Vertrag nicht gehalten hatte, und daß fünfhundert Träger, welche die Vorräthe tragen sollten, nicht zur Stelle waren, obschon dieser letztere Umstand nicht Tippo zur Last fiel. Eine Zeitlang hörte man nichts von Stanley, und bald durchschwirrten dunkle Gerüchte die europäischen Zeitungen, einmal, er habe Emin angetroffen, dann wieder, er sei mit seiner gesammten Mannschaft massakrirt worden, dann wieder, er habe sich an die Spitze von Emin's Armee gestellt und marschire auf Khartoum los, um das Martyrium Gordon's zu rächen und den Mahdi zu stürzen, und endlich noch, er nebst Emin seien von den Truppen des Mahdi gefangen genommen worden.

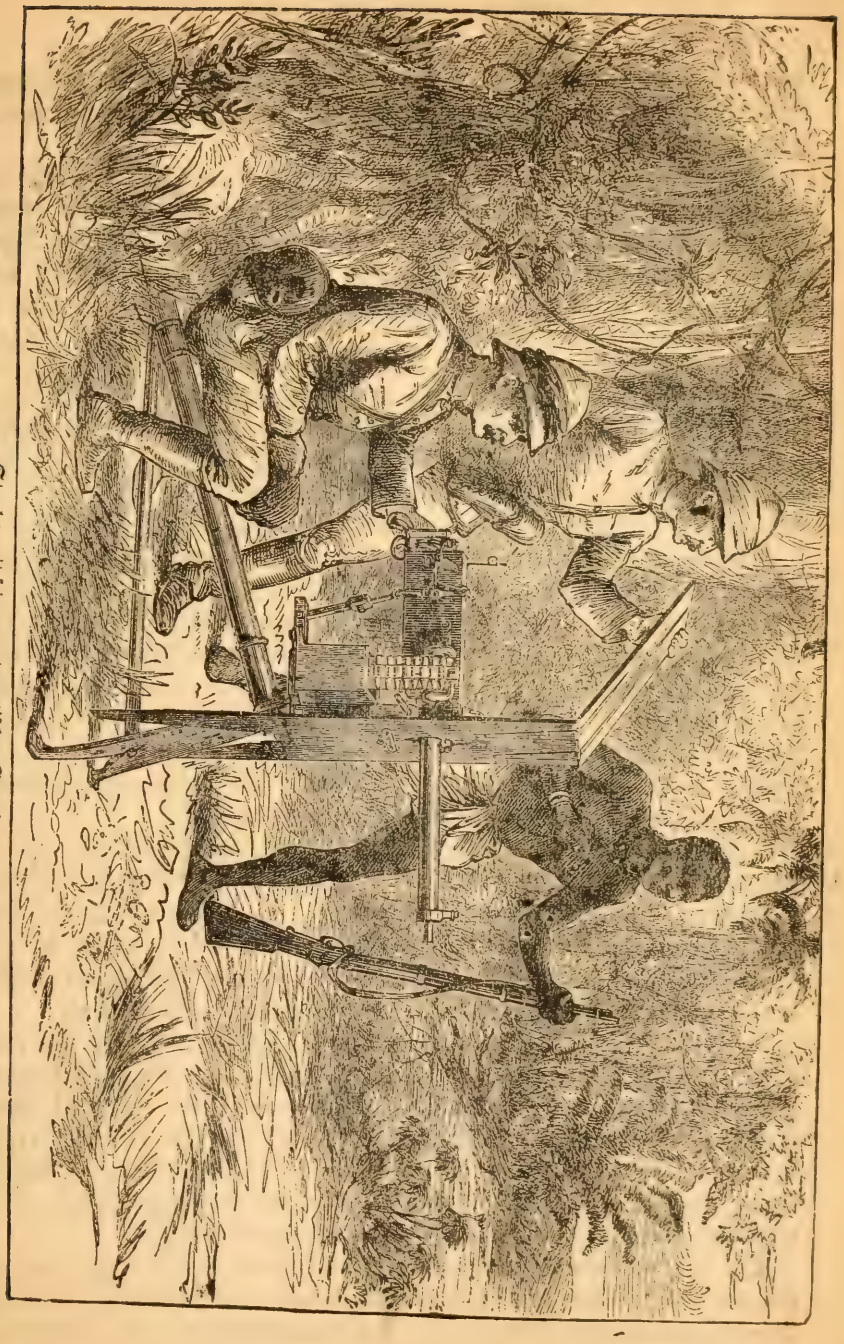
Geheimniß des weißen Pascha's.

Auch circulirten Gerüchte über einen „weißen Pascha" und es gab Leute, die fest glaubten, dieser geheimnißvolle weiße Pascha sei Niemand Anders, als Henry M. Stanley, der nunmehr die Hauptstadt von Emin Pasha's Provinz, Wadelai erreicht habe und nunmehr auf der Rückkehr zur Seeküste sei. Am 15. December wurde jedoch von der ägyptischen Küste des rothen Meeres gemeldet, daß Emin's Gebiet durch die Araber erobert und Emin sowie Stanley in Gefangenschaft gerathen seien. Als Beweis wurde folgender Brief, der von einem Offiziere der Mahdi Armee aus dem Soudan geschrieben sein sollte, vorgezeigt:

„Im Namen des großen Gottes, etc. Dies kommt von dem niedrigsten der Knechte Gottes an unsern Herrn und Meister Khalifa etc. Wir rückten mit Dampfern und Soldaten vor. Erreichten die Stadt Lado, wo Emin Mudir am Aequator sich befindet. Erreichten diesen Platz 5. Safar, 1306. Wir müssen uns bei Offizieren und Soldaten bedanken, welche diesen Sieg für uns vor unserer Ankunft so leicht machten.

Sie nahmen Emin gefangen, sowie einen Reisenden, der bei ihnen war, und legten beide in Ketten. Die Offiziere und Mannschaften weigerten sich, mit den Türken nach Aegypten zu gehen. Tewfik schickte Emin einen der Reisenden, der Stanley heißt. Dieser Stanley brachte Emin einen Brief, datirt 8. Jemal Aowal 1304, No. 81, in welchem Emin gesagt wird, mit Stanley zu gehen, und gab den übrigen Leuten die Wahl, entweder nach Cairo zu gehen oder zu bleiben.

Die Leute weigerten sich dem türkischen Befehle zu gehorchen und empfingen uns freundlich. Ich fand viele Federn und Elfenbein. Mit diesem Briefe sandte ich die Offiziere und den Hauptschreiber. Ich sandte auch den Brief, den Emin von Tewfik erhielt, sowie die Banner, welche wir



Stanley mit seinem automatischen Gewehre.

von den Türken eroberten. Ich höre, daß auch ein anderer Reisender zu Emin gekommen, aber schon zurückgekehrt ist. Ich werde mich nach ihm umsehen. Alle Dorfhäuptlinge nebst den Einwohnern waren erfreut uns zu empfangen.

Ich habe alle Waffen und Munition erbeutet. Bitte sende die Offiziere und den Schreiber, wenn Du ihn gesehen hast, an mich zurück und gieb mir die nöthigen Instruktionen, weil mir diese von großem Nutzen sein werden."

Düstere Prophezeiungen.

Es zeigte sich später, daß dieser Brief von a bis z erlogen war, um die britischen Streitkräfte zu beunruhigen und zu veranlassen, das Land zu verlassen. Inzwischen liefen unzuverlässige Nachrichten von Stanley ein, welche mancherlei Entbehrungen und Unfälle meldeten, sodaß man allgemein um Stanley's Sicherheit besorgt wurde. So sprach sich ein wohlbekannter Afrika-Reisender, Joseph Thompson, folgender Maaßen aus:

Stanley ist auf irgend eine schreckliche Weise ums Leben gekommen. Vielleicht so:

Vom Arnwimi ab stürzte er sich in dichte Urwälder, die weiter östlich durch unabsehbare Moräste abgelöst werden. Seine Karawane hatte bei den ungangbaren Wegen einzeln zu marschiren, wodurch allem Anscheine nach nicht mehr als zwanzig Mann mit einem Blicke zu übersehen sind. Unter solchen Umständen war es den Europäern unmöglich gewesen, mit den Leuten Fühlung zu behalten, sodaß sie zerstreut den Kampf in sehr unvortheilhafter Stellung aufnehmen mußten. Und kämpfen mußte Stanley für sein tägliches Brod und fürs Leben, sodaß er natürlich Woche um Woche schwächer werden mußte. Tiefer und tiefer gerieth er in die dunklen Wälder und Moräste, und noch tiefer in die Kämpfe mit mächtigen Eingeborenen. Und dann kam das Ende. Vielleicht ist in diesem letzten Kampfe keiner von Stanley's Begleitern mit dem Leben davongekommen.

Fragen Sie noch, warum kein Gerücht, keinerlei Nachricht, über die Katastrophe gekommen ist, so antworte ich, weil es in der Region, die Stanley diesmal durchkreuzte, weder Handel noch eine Sklavenstraße giebt. Hier waren keine Eingeborene noch arabische Sklavenhändler, welche die Nachricht von Stamm zu Stamm weiter verkündigen konnten. Da aber die dortigen Stämme gewöhnlich auf Kriegsfuß miteinander stehen, so konnte die Hiobspost nicht durch sie weiter verbreitet werden. Was ist denn aber die Hinschlachtung einer Karawane für diese Wilden? Doch nur etwas Gewöhnliches, Alltägliches, über welches man nur oberflächlich spricht, gegenüber den großen Kämpfen mit benachbarten Stämmen, an die sie gewöhnt sind. Das einzige was ihnen auffällig gewesen sein müßte, wäre die Beute. Die Zeit wird kommen, wo die Nachricht

hierher gemeldet werden wird, aber sicherlich werden noch Monate darüber hingehen.

Es ist nutzlos, nachträglich über ausgeschüttete Milch zu klagen, immerhin kann man nicht umhin, dies entsetzliche Unglück aufs Tiefste zu bedauern. Es ist ein würdiges Seitenstück zu unsern Blamagen im Soudan und in Ostafrika.

Es ist lediglich ein berühmter Mann mehr ermordet und eines anderen Werk ruinirt worden. Hätte Stanley nicht die Kongo Route gewählt, so wäre er noch am Leben, Emin unterstützt und nicht unwahrscheinlich das Heer des Mahdi besiegt.

Diese Ansicht eines Mannes von großer Erfahrung in afrikanischen Angelegenheiten wurde durchweg von denen gebilligt, die nur eine beschränkte oder doch oberflächliche Kenntniß von den Gefahren hatten, denen Stanley ausgesetzt war. Man war von vornherein bei der Hand, das Allerschlimmste vorauszusetzen. Es schien den Leuten einfach unmöglich, daß sich Jemand tief in's Herz von Afrika hineinstürzen könne, ohne lange Zeit ein Lebenszeichen von sich zu geben und dann noch unter den Lebenden zu weilen. Wäre nicht der Umstand erwogen worden, daß Stanley etwas Aehnliches bereits früher vollbracht hatte, so würde der Glaube an seinen Tod noch viel allgemeiner Wurzel geschlagen haben.

Wir wissen, daß er mit allem für die Expedition Erforderlichen gut und reichlich ausgerüstet war. Alles, was von neuen Erfindungen und Verbesserungen seinem Zweck dienstbar gemacht werden konnte, wurde angeschafft. Er hatte Lebensmittel, Medizin, Kleidung, Trinkgeschirr für die Eingeborenen, Schießbedarf und die neuesten Exemplare verbesserter Schußwaffen.

Unter Anderem war er mit einer selbstthätigen Schießmaschine versehen, die rasch zu laden war, scharf und auf große Distanzen schoß. Für schweres Wild, welches auf große Entfernung erlegt werden konnte, war diese Maschine von großem Nutzen, nicht minder gegen die Eingeborenen, falls diese sich die Frechheit beikommen lassen möchten, Feindseligkeiten zu provoziren.

Das Interesse an Stanley's jüngster Expedition hat schon einen mehr persönlichen Charakter angenommen.

Zahlreiche Leute, die Stanley niemals gesehen, nie dessen Stimme vernommen, und ihn nur per Renommee kannten, haben sich zu ihm wie persönliche Freunde hingezogen gefühlt, im Geiste seine Leiden und Entbehrungen mitgemacht, zu jedem Schritt vorwärts ihm Glück gewünscht, begierig auf alle neuen Nachrichten aus Afrika gewartet, sich seiner Triumphe gefreut und Mitgefühl ob seiner Leiden bekundet.

Kapitel XXXIV.

Stanley's erschütternder Reisebericht.

Erste Nachrichten von dem großen Entdecker. — Gerücht, daß er Emin getroffen. — Interessanter Brief Stanley's. — Beschreibung des Fortschreitens der Expedition. — Warten auf einen Dampfer. — Tippo-Tip abermals auf dem Plan. — Lebhaftes Scharmützel mit Eingeborenen. — Dörfer werden eingeäschert. — Angriff unter Schutz des Rauches. — Marsch längs des linken Aruwimi-Ufers. — Abermals in der Wildniß. — Durch giftige Pfeile getödtet. Machen stetige Fortschritte. — Ankunft im Lager. — Versuch, die Expedition zu ruiniren. — Der „schreckliche Monat." — Bessere Aussichten. — Leiden Hunger. Büßen viele Leute ein. — Dreizehn Tage Halt. — Anblick des gelobten Landes. — Nach hundertundsechszig Tagen Waldesdunkel jetzt endlich helles Tageslicht. — Schlacht bevorstehend. — Wilde bereiten sich zum Kampfe vor. — Von Berg zu Berg ertönt der Kriegsruf. — Verhandlungen mit den Wilden. — Versuch, die Expedition zurückzutreiben. — Scharfschützen räumen mit den Wilden auf. — Stanley's Krankheit. — Tod und Desertion. — Neuer Aufbruch. — Erhält Zufuhren. — Abermals Nachricht vom „weißen Manne".

Die trüben Ahnungen sollten sich nicht verwirklichen. Die Welt hatte einstweilen noch keine Veranlassung, den Tod eines seiner hervorragendsten Entdecker betrauern zu müssen. Gegen Ende December 1888, als die erschütternden Gerüchte über Stanley's trauriges Ende bereits veröffentlicht waren, kam die authentische Nachricht, daß der kühne Held mit Emin zusammengetroffen, und sein Zug nunmehr als voller Erfolg anzusehen sei. Am 3. April 1889 wurde ein eigenhändiger Brief Stanley's veröffentlicht, in welchen er eine interessante Beschreibung seiner Abenteuer giebt, und gleichzeitig damit den Beweis liefert, daß alle die düsteren Prophezeiungen und Gerüchte vollständig aus der Luft gegriffen waren.

Sein an den Sekretär des Emin Pasha Hülfsexpeditions-Committee gerichteter Brief ist aus der Bungangeta-Insel, Aruwimi-Fluß, vom 28. August 1888 datirt, und lautet:

„Von Stanley Falls sandte ich Ihnen eine kurze Depesche des Inhalts, daß wir an Emin Pasha vom Nyanza-See die ersten Vorräthe geschickt hätten. An Tippo-Tip, den Gouverneur des Distrikts, wurden mit der gleichen Gelegenheit Briefe abgesandt, und zwar am 17. d. M., drei Stunden nachdem ich die Vereinigung mit dem Seitenflügel meiner Expedition vollzogen hatte. Ich beabsichtige Ihnen nunmehr einen Bericht über unsere Bewegungen seit dem 28. Juni 1887 zu geben.

Ich hatte in Yambuya, am untern Aruwimi ein befestigtes und mit Pallisaden umgebenes Lager errichtet, und zwar gerade unterhalb der ersten Fälle, zu dessen Kommandanten Major Barttelot, als ältester der anwesenden Offiziere, ernannt wurde. Sein Adjutant war J. S. Jamieson,

ein Freiwilliger unserer Expedition. Als alle Leute und die Vorräthe von Bolobo und Stanley Pool angelangt waren, glaubten alle Offiziere, die Herren Troup, Ward und Bonny würden sich wieder bei Major Barttelot zum Dienste melden. Nach den Instruktionen, die ich vor meinem Weitermarsche dem Major zurückgelassen, durfte nichts von Wichtigkeit unternommen werden, ohne dasselbe vorher mit Jamieson, Troup und Ward berathen zu haben. Die Kolonne des Majors zählte 257 Köpfe.

Da ich Major Barttelot ersuchte, Ihnen eine Abschrift der für jeden Offizier bestimmten Instruktion zu senden, so werden Sie daraus ersehen haben, daß Barttelot in Yambuya zu verbleiben hatte, bis alle Offiziere, Soldaten und Vorräthe von Stanley Pool angelangt waren. Wenn dann die von Tippo-Tip versprochenen Träger zur Stelle sein würden, so sollte Barttelot uns mit der ganzen Truppe folgen, deren Spur er in den Wäldern durch Zeichen, die wir in den Bäumen machten, sowie durch die Lagerspuren ꝛc., leicht zu folgen vermochte. Sollten Tippo's Träger nicht kommen, dann sollte es dem Major überlassen bleiben, ob er bleiben wolle oder vorwärtsrücken; im letzteren Falle sollte er die weniger nothwendigen Gepäckstücke zurücklassen, und doppelte und dreifache Tagereisen machen, bis ich vom Nyanza herabsteigen und ihm zu Hülfe kommen würde. Diese Verhaltungsmaßregeln waren klar ausgedrückt, und wie die Offiziere zugaben, auch verständlich.

Scharmützel mit den Eingeborenen.

Die vordere Kolonne, welche aus 389 Officieren und Mannschaften bestand, marschirte am 28. Juni 1887 von Yambuya ab. Am ersten Tage folgten wir dem Flußufer, marschirten zwölf Meilen und kamen in das ausgedehnte Yankonde-Land. Bei unserem Herannahen steckten die Wilden ihre Hütten in Brand und griffen unter dem Schutze des Rauches unsere Pioniere an, die gerade damit beschäftigt waren, die zahlreichen Barrikaden, welche die Dorfbewohner vor dem Eingange errichtet hatten, wegzuräumen. Der Kampf dauerte 15 Minuten. Folgenden Tages schlugen wir einen östlich vom Flusse abgehenden Pfad ein, den wir fünf Tage lang durch eine dicht bevölkerte Gegend verfolgten. Alle Künste, die den Eingeborenen zur Chikanirung der Reisenden zur Verfügung stehen, wurden hier gegen uns losgelassen; wir kamen jedoch unversehrt durch. Als ich bemerkte, daß der Pfad zu sehr von unserer Richtung abwich, schlugen wir eine nordöstliche Richtung ein und kamen am 5. Juli wieder zum Fluß. Von da ab bis zum 18. October folgten wir dem linken Flußufer des Aruwimi.

Nach siebenzehntägigem unaufhörlichem Marschiren hielten wir einen Ruhetag. Vierundzwanzig Tage nach unserem Aufbruche von Yambuya desertirten zwei meiner Leute. Im Juli machten wir nur vier Rasttage.

Am 1. August hatten wir den ersten Todesfall und zwar in Folge Durchfalls, unsere erste Etappe von 34 Tagen war mithin recht glücklich verlaufen. Als wir jetzt aber die Wildniß betraten und neun volle Tage durchmarschirten, vermehrten sich unsere Leiden erheblich, auch hatten wir verschiedene Todesfälle zu beklagen. Damals war der Fluß für uns sehr werthvoll, die Kranken und Erschöpften wurden in die Barke gebracht, sodaß unser Vormarsch zwar nicht so glänzend als während des ersten Monats, doch noch immer befriedigend von Statten ging.

Am 13. August langten wir in Air-Sibba an. Die Wilden boten uns kühn die Stirn, sodaß wir fünf Leute durch Schüsse mit vergifteten Pfeilen verloren. Zu unserer tiefen Trauer wurde Lieutenant Stairs unterhalb des Herzens verwundet, hatte zwei Monate schwer zu leiden, wurde jedoch wieder vollständig hergestellt. Am 15. August führte Jephson, der die Landabtheilung kommandirte, seine Leute landeinwärts, verirrte sich und verlor den Weg, doch am 21. August trafen wir ihn wieder.

Am 25. August trafen wir im Distrikt Air-Jeli ein. Gerade unserm Lager gegenüber war die Mündung des Nepoko Flusses.

Am 31. August trafen wir zum ersten Male eine Abtheilung Wanyoros, welche zur Karawane Ugarrowwa's, alias Uledi Balyuz gehörten, letzterer früher Zeltknabe in Speke's Diensten.

Von dieser Zeit begannen unsere Mißhelligkeiten; ich hatte die Kongo Route deßhalb eingeschlagen, um den Arabern aus dem Wege zu gehen, damit dieselben meine Leute nicht zum Desertiren verführen sollten. Innerhalb drei Tage nach dieser Begegnung liefen mir 26 Mann fort.

Am 16. September langten wir an einer Lagerstelle an, die einer Ugarrowwa Station gegenüber lag. Da Lebensmittel sehr rar waren, weil ein großes Gebiet verwüstet war, blieben wir nur einen Tag dort. So freundlich wie ich überhaupt mit einem solchen Manne handeln konnte, brachte ich es fertig und ließ ihm 65 meiner Leute zurück. Alle Somalis wollten lieber bei dem Sklavenjäger bleiben, als anhaltend weitermarschiren.

Fünf Soudanesen blieben ebenfalls zurück. Sie sagten es sei sicherer Tod, länger bei uns auszuhalten. Bei Ugarrowwa könnten sie es vielleicht aushalten. Letzterer berechnete fünf Dollars pro Mann und Monat für Verpflegung.

Versuch die Expedition zu ruiniren.

Am 19. September verließen wir Ugarrowwa und kamen am 18. Oktober nach der Ansiedelung von Kilinga-Longa, einem Zanzibar-Sklaven, der Abed bin Salim, einem Araber, zugehörte, dessen Blutthaten in Stanley's Buche „Der Kongo und die Gründung des Freistaates" aus-

führlich beschrieben sind. Der Oktober war für uns ein harter Monat, kein Mitglied der Expedition, sei er Schwarzer oder Weißer, wird ihn so leicht vergessen. Beim Abmarsche von Ugarrowwa zählte unsere Expedition noch 258 Köpfe, da wir von 380 Mann 66 durch Tod und De-

Abyssinischer Fußsoldat.

sertion verloren hatten und 56 Mann als krank bei dem Araber zurückgelassen worden. Als wir Kilonga-Longa erreichten, hatten wir 55 Mann an Erschöpfung und durch Desertion eingebüßt. Unsere Nahrung bestand hauptsächlich aus wilden Früchten, Pilzen und einer dicken flachen Nuß-

art. Die Sklaven von Abed bin Salim thaten ihr möglichstes, um unsere Expedition zu ruiniren. Um offene Feindschaft zu vermeiden, verkauften wir ihnen Gewehre, Munition, Kleiderstoffe, sodaß wir beim Verlassen der Station vollständig ausgeplündert und meine Leute vielfach nackt waren.

Wir waren körperlich dermaßen schwach, daß wir außer Stande waren, das Boot sowie etwa siebenzig Tragladungen Vorräthe mitzuschleppen, weßhalb wir diese Sachen unter Aufsicht von Dr. Parke und Kapitän Nelson in Kilonga-Longa zurückließen.

Nach zweitägigem Weitermarsche langten wir bei einer Ansiedelung an, die Ibwiri hieß. Zwischen Kilonga-Longa und Ibwiri besserte sich die Lage in keiner Weise. Die arabischen Verwüstungen erstreckten sich bis auf einige Meilen vor Ibwiri, welche dermaßen gründlich gewesen waren, daß zwischen Ugarrowwa und Ibwiri nicht eine einzige Hütte stehen geblieben war. Was die Ugarrowwa-Sklaven nicht zerstört, vollendeten die Elephanten, sodaß die ganze Gegend nunmehr in eine vollständige Wildniß verwandelt war.

In Ibwiri waren wir jedoch außerhalb der Sphäre der Zerstörer, wir betraten einen jungfräulichen Boden mit zahlreicher Bevölkerung und Ueberfluß an Lebensmitteln.

Das Hungerleiden, welches am 31. August seinen Anfang genommen, kam am 12. November zu Ende. Meine Leute, wie ich selbst, waren zu Skeletten abgemagert. Von 389 war unsere Zahl jetzt auf 174 zusammengeschmolzen, von denen manche hoffnungslos leidend waren. Ich befahl deshalb einen Ruhetag, um uns zu erholen. Die Leute waren skeptisch geworden, die Leiden waren so entsetzlich, die Unglücksfälle so zahlreich, und der Urwald so endlos gewesen, daß sie nicht glauben wollten, wir würden Ebene und Vieh, sowie den „weißen Mann", Emin Pasha, und den Nyanza jemals sehen.

Hungerpein.

Wir hatten gleichmäßig das Gefühl, als ob eine schwere Kette um unseren Nacken gelegt sei. „Jenseits dieser Gefilde liegt eine dichtbewohnte Gegend, wo Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sind und ihr eure Strapazen vergessen könnet, deshalb Muth, Jungen! Seid Männer, und eilt rasch vorwärts." Meine Bitten verhallten ungehört; durch Hunger und Leiden zur Verzweiflung gebracht, verkauften sie ihre Gewehre und Kleidungsstücke für einige wenige Kornähren, liefen mit der Munition fort, kurz, es herrschte vollständige Anarchie. Da ich einsah, daß Bitten und Vorstellungen nutzlos waren, versuchte ich es mit der Todesstrafe. Zwei der Schlimmsten wurden ergriffen und in Gegenwart der Uebrigen gehängt.

In Ibwiri machten wir dreizehn Tage Halt, und stärkten uns durch Geflügel, Ziegenfleisch, Bananen, Korn, süße Kartoffeln, Bohnen cc. zu neuen Thaten. Die Zufuhren waren hier unerschöpflich, sodaß sich die Leute gut erholten; beim Abmarsche zählte die Kolonne 171 (einer war durch einen Pfeilschuß getödtet) meistens robuste, wohlgenährte Leute. Der Abmarsch zum Albert Nyanza erfolgte am 24. November. Die Entfernung von dort betrug noch 126 Meilen; mit reichlichem Proviant versehen war der Marsch nunmehr für uns ein Kinderspiel.

Am 1. Dezember erblickten wir von der Spitze eines mit dem Berge Pisgah zusammenhängenden Hügels offenes Land. Berg Pisgah war der Name, den ich dem Berge beim ersten Anblick des Landes, „wo Milch und Honig fleußt," gegeben hatte. Am 5. Dezember stiegen wir zur Ebene hinab, und der düstere, melancholische Urwald lag endlich hinter uns. Nach 160 Tagen anhaltendem Halbdunkel sahen wir endlich das helle Tageslicht rund um uns her, welches Alles verschönerte. Es schien mir, als habe ich niemals so lieblich grünendes Gras oder eine solch' reizende Gegend gesehen. Die Leute sprangen und schrieen wirklich vor Freude und wälzten sich mit ihren Lasten auf dem Boden umher. Fürwahr, das war der alte Geist der früheren, glücklich zum Ziele geleiteten Expeditionen, der jetzt auf's Neue auferstanden war.

Bevorstehende Schlacht.

Wir werden den wilden Angreifern schon heimzahlen, wie mächtig sie auch sein mögen; wo ein solcher Geist herrscht, wie jetzt bei meinen Leuten, da werden sie sich wie der Wolf auf die Schafe stürzen. Zahlen spielen hier keine Rolle! Der ewige Urwald hatte meine Leute zu willenlosen Sklaven gemacht, die sich von andern Sklaven in Kilonga-Longa brutal ausplündern ließen.

Am 9. Dezember kamen wir zum Lande des mächtigen Häuptlings Mozamboni. Die Dörfer lagen hier so dicht bei einander, daß die Wege nur durch Felder und Dorfstraßen führten. Die Wilden hatten sich längst auf unser Kommen vorbereitet. Wir nahmen, sobald wir inmitten einer Anzahl Dörfer angelangt waren, einen Hügel in Beschlag, auf welchem wir, so rasch es unsere Schlagbeile gestatteten, eine „Zariba" aufschlugen.

Von Hügel zu Hügel hallte der Kriegsruf, dessen Echo zwischen den Thälern wiederhallte, Hunderte eilten von allen Seiten herbei, Trommeln und Trompeten verkündigten, daß eine Schlacht im Anzuge sei. So kühn auch die Wilden vordrangen, kostete es uns doch nur wenig Mühe, den Angriff abzuschlagen.

Das Scharmützel endete damit, daß wir eine Kuh erbeuteten, das erste Rindfleisch, welches wir seit dem Verlassen des Oceans gekostet hatten.

Die Nacht verlief ruhig, da sich beide Parteien für den morgenden Kampf rüsteten. Am Morgen des 10. Dezember versuchten wir zu unterhandeln. Die Wilden wollten wissen, wer wir waren, während wir das Land kennen lernen wollten, wo man unsere Expedition zu vernichten drohte. Stundenlang wurde hin und her debattirt, wobei sich beide Parteien in achtungsvoller Entfernung hielten.

Die Wilden erklärten, sie gehörten zu Uganda; ihr wirklicher König sei jedoch Kabba-Rega — Mozamboni verwalte das Land für ersteren. Sie nahmen schließlich Tücher und Perlen, um sie Mozamboni zu zeigen, dessen Antwort folgenden Tages gegeben werden sollte. In der Zwischenzeit sollte Waffenstillstand herrschen.

Am 11. Dezember mit Tagesanbruch hörten wir einen Mann laut ausrufen, es sei Mozamboni's Verlangen, daß man uns aus dem Lande hinausjagen sollte. Die Proklamation wurde in den Thälern der Nachbarschaft mit betäubendem Geschrei empfangen. Ihr Wort „Kanwanna" bedeutet Frieden, während „Kurwanna" Krieg bezeichnet. Wir waren deßhalb im Zweifel, oder besser gesagt, hofften, daß wir falsch gehört, weßhalb wir einen Dolmetscher aussandten, der fragen sollte, ob es „Kanwanna" oder „Kurwanna" heiße. „Kurwanna!" lautete die Antwort, und um es zu bekräftigen, schossen sie zwei vergiftete Pfeile auf den Abgesandten ab, wonach aller und jeder Zweifel verschwunden war.

Scharfschützen vertreiben die Eingeborenen.

Unsere Anhöhe lang an einer Hügelkette, die etwas niedriger war. An der einen Seite lag ein enges 250 Ellen weites Thal, an der andern ein drei Meilen breites Thal. Oestlich und westlich dehnte sich das Thal zu einer weiten Ebene aus. Auf der oberen Hügelreihe standen Hunderte zum Heruntermarschiren bereit, während im breiten Thale unten bereits viele hundert Feinde versammelt waren. Hier war keine Zeit zu verlieren. Eine Abtheilung von vierzig Mann wurde unter Befehl von Lieutenant Stairs gegen das breite Thal abgeschickt. Jephson ging mit dreißig Mann östlich, während ein ausgewähltes Corps von Scharfschützen den Muth der von den höheren Hügeln herabsteigenden Wilden auf die Probe stellen sollte. Stairs drang vorwärts, ging über einen schmalen aber tiefen Fluß angesichts mehrerer Hundert Wilden und nahm das erste Dorf mit Sturm. Die Scharfschützen schossen ausgezeichnet, und trieben die Wilden die Hügel hinab, worauf es zum allgemeinen Gefechte kam. Inzwischen war Jephson nicht müßig gewesen. Er marschirte östlich das Thal hinauf, trieb die Wilden vor sich her und nahm ihre Dörfer im Sturm ein. Gegen drei Uhr war kein Wilder mehr nahe zu sehen, wir erblickten dieselben nur auf einem kleinen Hügel westlich, etwa anderthalb Meilen entfernt.

Am Morgen des 12. setzten wir unsern Marsch fort; während dieses Tages hatten wir vier leichte Gefechte. Am 13. ging unser Zug direkt östlich, wiederholt von links und rechts angegriffen bis Mittags, wo wir rasteten. Hierbei wurden wir nicht belästigt.

Stanley droht mit Erschießen, falls die Blechbüchse in's Wasser fallen sollte.

Um 1 Uhr nahmen wir den Marsch wieder auf. Fünfzehn Minuten später rief ich laut: „Bereitet euch auf den Anblick des Nyanza vor!“ Die Leute murmelten ihre Zweifel, vor sich hin sagend: „Weßhalb spricht

der Herr fortwährend vom Nyanza? Ja erst Nyanza! Ist denn dies nicht eine Ebene, wo man Gebirge auf vier Tagereisen Entfernung vor uns sieht?" Eine halbe Stunde später lag der Albert Nyanza zu ihren Füßen. Jetzt war die Reihe an mir, spöttelnde Bemerkungen zu machen; als ich mich jedoch gerade dazu anschickte, eilten die Leute an mich heran, küßten mir die Hände und baten mich um Verzeihung, sodaß ich kein Wort herausbrachte. Dies war meine Rache. Die vor uns liegenden Gebirge gehörten zum Lande Unyoro, oder vielmehr die hohe Vergebene.

Kavali, der Punkt, den die Expedition im Auge hatte, war in der Luftlinie sechs Meilen von uns entfernt.

Wir standen auf einer Anhöhe die 5200 Fuß über dem Meeresspiegel lag. Der Albert Nyanza See lag 2900 Fuß unter uns. Wir befanden uns in 1.20 nördlicher Breite des Südens; der See lag sechs Meilen weiter südlich Gerade vom entgegegesetzten Küstenufer war jedes Haus dem Auge sichtbar, während der Fluß Lanilíki sich wie eine Silberschlange auf dunklem Grunde von Südwesten in den See ergoß.

Nach kurzem Aufenhalte, während welches wir uns an der schönen Aussicht erlabten, begannen wir den schwierigen steinigen Abstieg zum Seeufer. Kaum waren die Wanderer 150 Fuß vorgerückt, als die Eingeborenen wieder hinter ihnen her liefen. Hätten sie in der Ebene soviel Muth gezeigt als hier, so konnten sie uns ernstlich beunruhigen. Sie hielten die Vorhut bis einige hundert Fuß vom See in steter Unruhe. W r schlugen unser Lager auf dem Hochplateau auf, wobei unsere Aneroiden zweitausendfünfhundert Fuß über Meereshöhe zeigten. Nachts wurden wir abermals angegriffen, doch waren unsere Schildwachen im Stande, den Feind allein zurückzutreiben.

Um 9 Uhr Morgens betraten wir das Dorf Kakongo, welches an der Südwestecke des Albert See's gelegen ist. Drei Stunden wurden mit Friedensversuchen vergeudet, aber ganz ohne Erfolg. Die Wilden wollten uns den Durchzug zum See nicht gestatten, weil sie behaupteten, ihr Vieh werde dadurch erschreckt werden. Auch wollten sie keine Blutsbrüderschaft mit uns anknüpfen, weil sie niemals gehört hätten, daß von der Westseite des See's gute Leute heruntergekommen seien. Auch wollten sie keine Geschenke annehmen, weil sie uns nicht kannten. Wasser wollten sie uns zum Trinken geben, ebenso uns den Weg nach Nyam Sassie zeigen. Uebrigens theilten uns diese sonderbaren Leutchen mit, sie hätten erfahren, daß sich ein weißer Mann in Unyoro aufhielte, niemals hätten sie jedoch gehört, daß sich ein Weißer auf der Westseite aufhalte, ebensowenig, daß sich Dampfer auf dem See befunden. Kanoes seien nicht aufzutreiben etc. etc.

Es gab keinen Vorwand, Streitigkeiten anzufangen, die Leute waren höflich, wollten uns aber nicht in ihrer Nähe haben. Wir ließen uns deßhalb einen Pfad zeigen, den wir bis auf eine halbe Meile vom See entfernt verfolgten. Hier begannen wir die Situation zu überdenken, wie sie sich nach den uns von den Kakongos gemachten Mittheilungen gestaltet hatte. Meine Kouriere aus Zanzibar waren offenbar noch nicht angelangt, da sonst Emin Pasha mit seinen beiden Dampfern an der Südwestseite des Sees einen Besuch gemacht haben würde, um die Eingeborenen auf meine Ankunft vorzubereiten. Mein eigenes Boot war noch in Kilonga-Longa, 180 Meilen von hier entfernt.

Ein Kanoe war nicht aufzutreiben, und ein solches ohne Erlaubniß des Besitzers aufzugreifen, gestattete mir mein Gewissen nicht. Bäume von einer Größe, daß man Kanoes daraus hätte anfertigen können, gab es nicht. Für ein geschwächtes Expeditionskorps wie das meinige, war die Distanz nach Wadelai geradezu enorm zu nennen. Fünf Kistchen Patronen waren während unserer jüngsten Kämpfe mit den Eingeborenen verschossen worden. Noch einen Monat mit ähnlichen Gefechten und die ganze Munition war erschöpft. Keiner der gemachten Vorschläge wollte mir gefallen, ausgenommen der eine, daß wir nach Ibwiri zurückkehren, dort ein Fort bauen, eine Abtheilung nach Kilonga-Longa zur Abholung des Bootes senden, alle nicht transportfähigen Gegenstände in dem Fort deponiren, eine Besatzung zurückzulassen und Korn für uns ziehen, dann wieder zum Albert-See und mit einem Boote zur Aufsuchung Emin's über den See fahren sollten. Diesen Plan führte ich nach längeren Besprechungen mit den Offizieren auch aus.

Am 15. Dezember marschirten wir nach Kavali, an der Westküste des Sees. Vor Jahren war Kavali zerstört worden. Um 4 Uhr Nachmittags folgten uns die Kakongos und schossen verschiedene Pfeile in unser Lager, worauf sie, so rasch wie sie gekommen, auch wieder verschwanden. Um sechs Uhr brachen wir zu einem Nachtmarsche auf, und am 16. Dezember hatten wir gegen 10 Uhr Morgens die Spitze des Hochplateaus wieder erreicht, wobei uns die Kakongo-Wilden hartnäckig bis zum Abhange des Hügels folgten. Unser Verlust war ein Todter und ein Verwundeter.

Krankheit von Stanley.

Am 7. Januar waren wir abermals in Ibwiri, von wo wir nach einer mehrtägigen Ruhepause Lieutenant Stairs nach Kilonga-Longa entsandten, um das Boot sowie den Doktor Parke und Capitain Nelson abzuholen. Von den achtunddreißig Leuten, welche in Kilonga-Longa krank zurückgelassen waren, wurden nur elf Mann eingebracht, die Uebrigen waren gestorben oder desertirt. Stairs war beauftragt, den Rück-

marsch längs Ugarrowwas Lager zu machen, um die dortigen Reconvalescenten mitzubringen, wofür ich ihm 39 Tage gestattete.

Bald nach seiner Abreise wurde ich vom gastrischen Fieber und einem Armgeschwür befallen; nach einmonatlicher sorgfältiger Pflege durch Doktor Parke war ich wieder wohl und munter, und konnte nach Verlauf von 47 Tagen abermals am 2. April zum Albert Nyanza aufbrechen, und zwar diesmal in Begleitung von Jephson und Parke. Capitain Nelson, der ebenfalls wiederhergestellt war, wurde in meiner Abwesenheit mit dem Kommando in Fort Bodo betraut mit einer Besatzung von 43 Männern und Knaben.

Am 26. April langten wir abermals in Mozamboni's Lande an; diesmal machte der König, nachdem ich darum ersucht, Blutbrüderschaft mit mir. Obschon ich fünfzig Bewaffnete weniger bei mir hatte, als das erste Mal, folgten doch alle übrigen Häuptlinge bis zum See dem Beispiele Mozamboni's, sodaß alle Schwierigkeiten beseitigt schienen. Lebensmittel wurden uns gratis verabreicht, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel wurden uns in solchen Mengen geschenkt, daß meine Leute wie die Könige speisten. Eines Tages kamen, als ich den Nyanza entlang marschirte, die Eingeborenen von Kavali zu mir mit der Botschaft, ein weißer Mann, Namens Maleja, habe ihrem Häuptling ein schwarzes Packet gegeben, damit er es mir, dem Sohne, überreichen möge. Sollte ich den Leuten folgen? „Jawohl, morgen," antwortete ich, „und wenn Du die Wahrheit sagst, so werde ich Dich fürstlich belohnen."

Kapitel XXXV.

Stanley findet Emin Pasha auf.

Wunderbare Erzählungen der Eingeborenen. — Schiffe von Inselgröße mit Leuten gefüllt. — Note von Emin Pasha. — Streifen amerikanischen Oeltuches. — Ein Boot nach Nyanza abgeschickt. — Gastfreundliche Aufnahme durch die ägyptische Garnison. — Fröhliches Wiedersehen. — Emin und Stanley tête à tête. — Von 56 nur 16 übrig. — Günstige Nachrichten vom Fort. — Befreien sich von Anhängseln. — Gehen vorwärts. — Reichliche Proviantvorräthe. — Immense Flotille von Kanoes. — Haarbreites Entkommen. — Die Expedition wird reorganisirt. — Stanley wird todtgesagt. — Ungeheure Menschenverluste. — Gute Nachricht von den Ueberlebenden. — Ausgedehnte Waldungen. — Erhabene Scenerie. — Hohes Tafelland. — See Nyanza. — Gespräch mit Emin. — Was zu geschehen hat. — Pläne zum Abzuge. — Was mit den Weibern und Kindern geschehen soll. — Letzte Worte. — Stanley sendet den Truppen eine Botschaft. — Emin besucht das Fort. — Stanley macht es kurz ab. — Die Expedition seither erfolgreich.

Während der Nacht blieben die Eingeborenen bei uns und erzählten uns Wunderdinge über große Schiffe von der Ausdehnung wie Inseln und voll von Menschen, worauf wir nicht mehr bezweifeln konnten, daß der weiße Mann kein anderer als Emin sein konnte. Folgenden Tages kamen wir zum Häuptling, der mir eine von Emin geschriebene Notiz überreichte, die in ein Stück amerikanischen Oeltuchs eingewickelt war. Der Inhalt der Notiz war: „Da ein Gerücht unter den Eingeborenen kursire, wonach ein weißer Mann am Südende des Sees gesehen worden sei, sei er (Emin) in seinem Dampfer ausgefahren, um Erkundigungen hierüber einzuziehen, habe aber nichts erfahren, da die Eingeborenen ungemein Furcht vor Kabba-Rega, dem Könige von Unyoro, hätten und jeden fremden Besucher mit diesem in Verbindung brächten. Die Frau eines Nyamsassie-Häuptlings habe jedoch einem seiner Verbündeten erzählt, sie habe uns in Mrusuma (Mozamboni's Gebiet) gesehen. Er bitte mich deßhalb zu verweilen wo ich die Notiz vorfände, damit ich mich mit ihm in Verbindung setzen könne."

Die Note trug die Unterschrift Dr. Emin und war vom 26. März datirt.

Folgenden Tages, am 23. April wurde Jephson mit starkem Gefolge abgeschickt, um in einem Boot den Nyanza See zu befahren.

Am 26. April erreichte die Besatzung die Station Mswa, die südlichste von Emin's Gebiete, wo Jephson auf das Herzlichste durch die ägyptische Besatzung empfangen wurde. Die Bootsleute versicherten mir nachher, wie man sie Mann für Mann umarmt habe, und daß sie nie in ihrem Leben so ungemein freundlich empfangen worden seien, als hier; man habe sie ganz wie leibliche Brüder behandelt.

Am 29. April erreichten wir zum zweiten Male die Stelle, wo wir am 16. Dezember unser Lager aufgeschlagen hatten, und gegen fünf Uhr Nachmittags erblickte ich den vicekönigl[ichen] Dampfer in etwa sieben Meilen Entfernung, der auf uns zuhielt. Bald nach sieben Uhr Abends kam Emin Pasha, Signor Cassati und Mr. Jephson in meinem Lager an und wurden auf das Herzlichste von uns willkommen geheißen.

Folgenden Tages schlugen wir an einer besseren Stelle das Lager auf, ungefähr drei Meilen oberhalb Nyamsassie, wo dann auch Emin kampirte, und blieben wir hier bis zum 25. Mai beisammen.

Am letztgenannten Tage verließ ich ihn; Jephson, drei Soudanesen und zwei Zanzibarer blieben unter Emin's Obhut, wofür er mir drei seiner „Irregulären," sowie 102 eingeborene Mahdis als Träger überließ.

„Nur 16 von 56 übrig."

Vierzehn Tage später war ich in Fort Bodo, wo ich Capitän Nelson und Lieutenant Stairs traf. Letzterer war von Ugarrowwa 22 Tage, nachdem ich zum Nyanza See aufgebrochen war, zurückgekehrt, hatte von den 56 aber nur 16 Mann mitgebracht. Alle übrigen waren todt. Die zwanzig Boten, welche ich mit Briefen an Major Barttelot entsandt, hatten am 16. März Ugarrowwa wohlbehalten verlassen.

Fort Bodo war in blühendem Zustande. Nahezu zehn Acres waren angebaut. Eine Ernte Indianer-Korn war eingebracht und in den Kornspeichern gelagert; man war gerade daran, eine neue Auspflanzung zu beginnen.

Am 16. Juni verließ ich Fort Bodo mit 111 Zanzibarern und 101 Leuten, die mir Emin überlassen hatte. Lieutenant Stairs erhielt das Kommando über das Fort, Nelson wurde zweiter im Kommando, Parke ärztlicher Beamter. Die Garnison zählte 59 Bewaffnete. Ich beraubte mich hierdurch aller Officiere, da ich nicht mit Gepäck, Lebensmitteln und Medizin überladen sein mochte, überdies hatte ich jeden Träger für die umfangreichen Vorräthe nöthig, die bei Major Barttelot zurückgelassen waren.

Am 24. Juni kamen wir nach Kilonga-Longa und am 19. Juli nach Ugarrowwa. Letztgenannten Platz fand ich verlassen, da der Araber, nachdem er so viel Elfenbein als möglich zusammengebracht, vor etwa drei Monaten flußabwärts gegangen war.

Als wir Fort Bodo verließen, war jeder Träger mit circa 60 Pfund Korn beladen, sodaß wir die ganze Wildniß ohne weitere Verproviantirung hätten durchkreuzen können.

Wir fuhren den Fluß, so rasch es eben anging, hinab, in der täglichen Erwartung, den Kourieren zu begegnen, die dadurch zu Extraeifer ange-

Tropische Thiere.

spornt waren, daß ihnen fünfzig Dollars per Kopf versprochen waren. Auch erwartete ich den Major selbst an der Spitze der Träger anmarschiren zu sehen, als wir aus unseren Träumereien sehr unsanft aufgeschüttelt wurden.

Am 10. August holten wir Ugarrowwa, der eine Flotille von 57 Kanoes bei sich führte, ein, und zu meinem Erstaunen war jetzt die Anzahl unserer Träger auf siebenzehn reducirt. Sie erzählten herzbrechende Leidensgeschichten. Drei oder vier waren getödtet, zwei von Wunden geschwächt, und Alle, fünf ausgenommen, trugen die Spuren von Pfeilschüssen an ihren Körpern. Eine Woche nachher, am 17. August, trafen wir die Nachhutkolonne der Expedition in Bunalya, oder wie die Araber es corrumpirt nennen, Unarya. Am Eingange sah ich einen weißen Mann stehen, den ich anfänglich für Herrn Jamieson hielt, aber der bei näherer Anschauung sich als Herr Bonny auswies, der den ärztlichen Dienst in der englischen Armee quittirt hatte, um sich unserer Expedition anzuschließen.

„Nun Herr Bonny, wo ist der Major?" fragte ich.

„Er ist todt, von den Manyuemas vor etwa einem Monate erschossen."

„Großer Gott! Und Herr Jamieson?"

"Er ist nach Stanley Falls herabgefahren, um zu versuchen, ob er von Tippo einige Leute erhalten kann."

„Und Herr Troup?"

„Herr Troup ist Invalide und nach Europa zurückgekehrt."

„Nun, und Herr Ward?"

„Herr Ward befindet sich in Bangala."

„Grundgütiger Himmel! dann sind Sie allein hier?"

„Jawohl mein Herr."

Die ganze Kolonne war ein Wrack. Von zweihundert Mann, die ausgezogen, waren noch 71 übrig. Etwa fünfzig waren noch dienstauglich, und diese waren mit Narben bedeckt. Die Avantgarde hatte den Marsch von Yambuya nach Bunalya in sechszehn Tagen trotz des Widerstandes der Eingeborenen vollbracht. Die Nachhutkolonne brauchte dazu 43 Tage. In den dreizehn Monaten, seit ich Yambuya verlassen, war nach Bonny's Versicherung die Chronik ein einziges mit Unglück, Desertion und Tod gefülltes Blatt. Ich habe den Muth nicht, in Einzelheiten mich zu ergehen, da manche derselben doch unglaublich klingen, habe auch wirklich keine Zeit dafür übrig, da ich mit Ausnahme von Bonny Niemanden zur Hand habe, der mir bei der Reorganisation der Truppe zur Hand gehen kann.

Stanley todt gesagt.

Es sind noch immer mehr Gepäckstücke da, als ich fortbringen kann, während nothwendige Artikel fehlen. So habe ich Yambuya mit einem

einzigen Campagne-Hemde verlassen, während ich alle meine übrigen Sachen den Officieren in Verwahrung gab. Im December brachten einige Deserteure des Vortrupps die Nachricht, daß ich in Yambuya getödtet sei. Sie hatten keinerlei Beweismittel, trotzdem schienen die Officiere das Gerücht für wahr zu halten, zumal im Januar der Herr Ward in einem Kriegsrathe den Antrag stellte, meine Instruktionen für ungültig zu erklären. Der einzige, der dagegen stimmte, soll Herr Bonny gewesen sein. Es wurden demgemäß meine sämmtlichen Effekten als überflüssig den Kongo hinabexpedirt.

Gefechtsübungen von Kaffernkriegern.

Nun finde ich mich, nachdem ich, um sie zu befreien, solche enorme persönliche Opfer gebracht, arm und nackt und selbst der nothwendigsten Bedürfnisse beraubt inmitten Afrikas. Seltsamerweise haben dieselben jedoch zwei Hüte, ein Paar Stiefel und eine Flanelljacke zurückgelassen, und nun habe ich die Absicht, mit dieser ächt afrikanischen Ausrüstung Emin Pasha aufzusuchen, und Afrika zu durchkreuzen.

Livingstone, der gute Mann, war arg in der Klemme, als ich ihn traf, diesmal wird aber Derjenige, den ich befreie, selbst in die Klemme ge-

rathen. Glücklicherweise werde ich bei keinem der Officiere Neid erregen, ihr Gepäck ist intakt, und ich — bin ja todt.

Bitte den Herren Committeemitgliedern zu sagen, daß wir vom Albert See nach Banalya nur 82 Tage und von Fort Bodo nur 61 Tage gebraucht haben. Die Distanz ist nicht übermäßig groß, aber die Leute fehlten mir. Als ich zum Nyanza ging, fühlten wir uns ermüdet und träge, auf dem Rückwege nach hier war alles Leben, jeder Mann kannte den Weg und hatte keine Aufmunterung nöthig. Zwischen dem Nyanza und hier verloren wir drei Mann, einen derselben durch Desertion. Ich brachte 131 aus Zanzibar hierher und ließ 59 in Fort Bodo, insgesammt 190, die von 389 übrig sind, also nicht einmal die Hälfte.

Ungeheurer Menschenverlust.

In Yambuya ließ ich 257 Mann, jetzt sind noch 71 dort, wovon zehn das Lager nicht lebend verlassen werden, der Verlust beträgt mithin etwa 270 Prozent. Dies beweist, daß, obschon die Avantgarde außerordentlich gelitten hat, doch die Sterblichkeit nicht so ungeheuer groß war, als im Lager von Yambuya. Die Ueberlebenden der Avantgarde sind alle kräftig, während die der Reserve abgemagert und sehr ungesund aussehen.

Ich habe schon hiermit in Eile eine Skizze unserer Bewegungen vom 28. Juni 1887 gegeben und wünschte nur, ich hätte Ihnen mehr Details geben können, habe aber nicht mehr Zeit dazu. Ich schreibe diesen Rapport inmitten der Unruhe und Vorbereitungen zur Abreise und unter fortwährenden Unterbrechungen.

Immerhin werden Sie aus meinen Berichten eine Idee von der Art der Gegend, die wir durchreist, bilden können. Hundertundsechszig Tage waren wir im Urwalde, einem ununterbrochen dichten, compakten Wald. Die Grasländereien durchschritten wir in acht Tagen. Die Grenzen von Forst und Feld sind scharf markirt.

Wir sahen das letztere nordöstlich mit Krümmungen, Bay's und Vorgebirgen, gerade wie eine Seeküste. Nördlich und südlich erstreckt sich der Urwald von Nyangwe bis zu den südlichen Grenzen des Monbuttu, östlich und westlich umfaßt es das Kongo Gebiet, von der Mündung des Aruwimi bis etwa zu 29.40 östlichen Längengrades. Wie weit der Wald westlich an den Kongo reicht, vermag ich nicht zu sagen. Nördlich vom Kongo zwischen Upoto und dem Aruwimi umfaßt der Forst ein Areal von zwanzigtausend Geviertmeilen.

Zwischen Yambuya und dem Nyanza stießen wir auf fünf verschiedene Sprachen. Diese sind die Wanyoro, Wanyankori, Wanya, Ruanda, Karangwe und Ukerewe.

Das Land senkt sich vom Tafelplateau über dem Nyanza nach dem Kongo, in Höhe von 5500 bis zu 1400 Fuß über dem Meeresspiegel.

Im Norden und Süden unserer Reisetour durch das Grasland war die Hochebene durch kegelförmige Berge und Hügel durchbrochen. Im Norden sahen wir kein höheres Gebirge als etwa 6000 Fuß, etwa fünfzig Meilen von unserer Lagerstätte am Nyanza sahen wir ein thurmartiges

Außerordentlicher Baumwuchs in Afrika.

Gebirge, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war, und nach meiner Schätzung 16—17,000 Fuß hoch ist. Es wird Ruevenzori genannt, und ist wahrscheinlich ein Nebenbuhler des Kilimanjaro. Möglicher Weise ist es das Gordon-Bennett-Gebirge in Gambaragara; zwei Umstände lassen dies

jedoch zweifelhaft, einmal ist es zu weit nach Westen für die Lage, welche ich 1876 festgestellt habe, zweitens habe ich auf dem Gordon-Bennett keinen Schnee gesehen. Ich könnte noch ein drittes erwähnen, und zwar den Umstand, daß letzterer offenbar eine vollständige Kegelform hat, während der Ruevenzori oblong geformt und am Gipfel beinahe flach ist, mit zwei nach Nordosten und Südwesten sich ausstreckenden Abhängen.

Nur drei Eingeborene habe ich getroffen, die den See im Süden bereist haben. Alle stimmen darin überein, daß der See groß ist, aber nicht so umfangreich wie der Albert-Nyanza.

Ungefähr hundert Meilen oberhalb Yambuya trägt der Aruwimi den Namen Suhali, bei Nepoko heißt er Nevoa, jenseits der Mündung des Nepoko heißt er No-Welle, vierhundert Meilen vom Kongo trägt er den Namen Itiri, bald nachher Ituri, welchen Namen er bis zur Quelle behält. Zehn Minuten vom Ituri entfernt, sahen wir den Nyanza wie einen Spiegel in seiner mächtigen Ausdehnung.

Was nun?

Ehe ich schließe, lassen Sie mich noch die Frage besprechen, welche mich in das Land gebracht hat — ich meine die Emin Pasha Frage.

Der Pasha hat zwei Bataillone regulärer Infanterie unter seinem Kommando; das erste 750 Bewaffnete zählend, garnisonirt in Duffle, Honyu, Labore, Muggi, Kirri, Bedden, Rejaf; das zweite Bataillon zählt 640 Mann und liegt in Wadelai, Fatiko, Mahagi und Mswa, eine Communikationslinie vom Nyanza See zum Nil von 180 Meilen Länge. Im inneren Westen hat er noch drei oder vier kleinere Stationen, Alles in Allem vierzehn. Außer den Regulären hat er noch eine ziemliche Anzahl Irregulärer, sowie Matrosen, Handwerker, Schreiber, Diener. „Alles in allem", so erklärte er mir, „muß ich etwa achttausend Menschen mitnehmen, wenn ich dies Land verlassen will."

„Wäre ich an Ihrer Stelle, ich würde mich keinen Augenblick auf das besinnen, was ich thun würde."

„Was Sie sagen ist gewiß richtig, wir haben jedoch eine solch große Zahl Frauen und Kinder; alles in allem vielleicht zehntausend Köpfe. Wie können die alle fortgebracht werden? Dazu gehören eine Unmasse von Trägern."

„Träger!" rief ich. „Wozu Träger?"

„Für Frauen und Kinder. Sicherlich werden auch Sie dieselben nicht zurücklassen wollen!"

„Die Frauen müssen laufen, es nützt ihnen mehr, als es schadet. Die kleinen Kinder werden auf Esel gesetzt, deren Sie, wie ich höre, einige hundert haben. Im ersten Monate werden Ihre Leute noch nicht rasch reisen, sich aber allmählig besser daran gewöhnen. Bei meiner zweiten

Tour durch Afrika marschirten Zanzibar Frauen den ganzen Kontinent hindurch. Können Ihre Frauen nicht dasselbe? Haben Sie keine Furcht, die Frauen werden Ihnen weniger Last machen als die Männer."

„Das würde enorme Proviantmengen für den Marsch erfordern."

„Jawohl, aber Sie haben doch Tausende von Ochsen und Kühen, wie ich höre. Die liefern das Fleisch. Die Gegend, welche wir durchreisen, liefert Getreide und Viehfutter."

„Sehr wohl — wir wollen das Gespräch auf morgen vertagen."

Pläne zur Rückkehr.

1. Mai 1888. Halt im Lager von Nsabe. Der Pascha kam an's Land vom Dampfer Khedive gegen 1 Uhr Nachmittags, kurz darnach beginnt das Gespräch über die Rückkehr auf's Neue:

„Also gestern sagten Sie mir, Sie hielten es für das Beste, wenn ich von hier wegzöge. Meine Aegypter sind dazu bereit. Ihrer sind etwa 300, außer den Frauen und Kindern. Ueber diese bin ich nicht zweifelhaft, selbst wenn ich bliebe, möchte ich die Leute los sein; sie erschüttern meine Autorität und machen alle meine Pläne zur Rückkehr zunichte. Als ich denselben mittheilte, Khartoum sei gefallen und Gordon ermordet, sagten die Nubier stets, dies sei eine abgefeimte Lüge, eines Tages würden dessen Dampfer zu unserer Hülfe herkommen. Auf die regulären Bataillone kann ich mich wenig verlassen; dieselben haben hier ein solch' freies, ungebundenes Leben geführt, daß sie unzufrieden sein würden, ein Land, in dem sie es so gut gehabt, mit Aegypten wieder zu vertauschen. Die Soldaten sind verheirathet, verschiedene haben sogar Harems. Viele der Irregulären würden mir gern folgen. Aber angenommen, die Regulären weigern sich, wie schwierig würde sich dann meine Lage gestalten. Könnte ich die Leute ihrem Schicksale überlassen? Waffen und Munition müßte ich ihnen lassen, und alle Disciplin wäre zu Ende. Streitigkeiten ohne Ende und Parteibildungen würden an der Tagesordnung sein. Die Ehrgeizigen würden die Macht mit Gewalt an sich reißen, und ein allgemeines Gemetzel entstehen, bis schließlich Niemand übrig bliebe."

„Angenommen nun, Sie bleiben, wie steht es dann mit den Aegyptern?" fragte ich

„Diese müßten Sie schon die Güte haben, mitzunehmen."

„Nun, Pascha, wollen Sie die Güte haben, Kapitain Casati zu fragen, ob wir das Vergnügen haben werden, ihn mit auf See zu nehmen, da mein Auftrag dahin lautet, auch diesem beizustehen, falls ich ihm begegnen möchte?"

Kapitain Casati antwortete mir durch Emin:

„Emin's Entscheidung werde auch ich mich fügen. Bleibt der Gouverneur, so bleibe ich auch. Geht Emin, so gehe ich mit."

„Sie sehen hiernach, daß, wenn Sie bleiben, eine große Verantwortlichkeit auf Ihnen lastet."

Emin lachte. Als die Antwort Casati übersetzt wurde, antwortete der tapfere Kapitain:

„Bitte um Vergebung; ich entbinde den Pascha von jeglicher Verantwortung, soweit es meine Person betrifft. Ich handele ganz nach eigener Wahl."

Auf diese Weise notirte ich Tag um Tag meine Verhandlungen mit Emin; was ich jedoch davon mitgetheilt, wird Ihnen genügenden Einblick in Emin's Denkweise geben. Ich ließ Jephson 13 meiner Soudanesen zurück, und sandte eine Botschaft, die, wie der Pascha wünschte, den Truppen vorgelesen wurde. Alles Uebrige habe ich zurückgelegt, bis ich mit der vereinigten Expedition vom Nyanza zurück sein werde.

Binnen zwei Monaten versprach der Pascha Fort Bodo zu besuchen und Jephson mit dorthin zu nehmen. Ich habe dem Kommandanten von Bodo Befehl ertheilt, nach dem Besuche des Paschas das Fort zu zerstören und den Pascha nach Nyanza zu begleiten. Ich hoffe, sie dann alle wiederzusehen und dann den Nyanza auf einem kurzen Wege zu durchkreuzen.

Kapitel XXXVI.

Stanley im unermeßlichen Urwalde.

Die von Stanley gewählte Route. — Ein mit tödtlichen Gefahren verbundener Marsch. — Tod lichtet die Reihen. — Buschwerk und Schlinggewächse. — Ausgedehntestes Waldgebiet in Afrika. — 160 Tage in dichtem Urwald. — Treue Schwarze. — Insekten und Affen. — Zwerge und vergiftete Pfeile. — Dämmerlicht bei Tage und ägyptische Finsterniß bei Nacht. — Quellen der Feuchtigkeit. — Wilde und grausame Eingeborene. — Kurzlebige Vision. — Endlich Licht. — Die Expedition in ausgelassener Freude. — Scene an einem Derby-Tage. — Wild vor Aufregung. — Eine Aussätzige. — Der Schöne und die Bestie. Nachricht über einen mächtigen Stamm. — Aufgeregtes Volk. — Hühner gerupft und gebraten. — Skelette werden wieder fett. — Vor- und rückwärts an den Ufern des Aruwimi. — Emin Pasha. — Siehe Herr, welch' hoher Berg. — Albert-Nyanza See. — Wichtige Entdeckungen.

Stanley's Erzählungen in den vorhergehenden Kapiteln haben uns gezeigt, daß er durch den Kongo nach dem Innern Afrikas aufgebrochen ist, den Fluß hinauffuhr und von da in einen Nebenfluß, den Aruwimi.

Dort etablirte er eine Station und ging dann über Land, um Wadelai zu erreichen, wo Emin Pasha, wie man vermuthete, sich aufhielt. Eine Durchsicht der Karte von Afrika zeigt dem Leser den Weg, den Stanley beim Verlassen des Aruwimi-Flusses einschlug.

Auf diesem Reiseabschnitte hatte er die größten Hindernisse und Gefahren durchzumachen. In der nachfolgenden spannenden Schreibweise, in welcher Stanley Meister ist, ist das Wunderbarste, daß irgend Jemand, der die furchtbare Tour mitgemacht, mit dem Leben davongekommen ist. Alle Arten von Gefahren starrten den kühnen Erforschern entgegen. Der Tod lichtete ihre Reihen, Hunger quälte sie und nur nach endlosen Leiden und Entbehrungen wurde durch eine Ausdauer und einen Muth sondergleichen das Ziel erreicht. Stanley berichtet folgendes:

Als wir in diese Gegend eindrangen, war sie niemals vor uns weder von einem Europäer noch Araber betreten worden. Die Schwierigkeit bestand in dichtem Strauchwerke, welches sich über den Pfad gelegt, dann niedriges Gebüsch, welches die Stelle alter Lichtungen eingenommen hatte. Ehe man sie passiren konnte, mußte ein Pfad durchgehauen werden. Wo Jahre verflossen waren, seit die Lichtungen entstanden, fanden wir jungen Nachwuchs und die Zwischenräume waren über und über besetzt mit rankenden Gewächsen und hohen Pflanzen. Wir mußten uns unter denselben her einen Weg bahnen, ehe wir einen Zoll vorwärts gelangen konnten. Wahrscheinlich ist dies die dichteste Waldung von ganz Afrika,

die vielfache Aehnlichkeit mit den tropischen Urwäldern Südamerikas zeigt.

Als ich in England überlegte, welches der beste offene Weg zum Albert-Nyanza sei, glaubte ich sehr liberal zu handeln, wenn ich zwei Wochen für die Durchkreuzung der Waldregion des Kongo nach der Grassteppe in Aussicht nahm. Man kann sich deßhalb meine Empfindungen vorstellen, als ich mich Monat auf Monat durch den schier endlosen Wald hindurchschleppen mußte. Es dauerte 160 Tage, bis ich endlich ausrufen konnte: „Gott sei Dank! endlich sind wir aus dem Dunkel heraus!"

Es gab eine Zeit, wo Alle, Schwarze und Weiße, vollständig erschöpft waren. Der September, Oktober und halbe November 1887 werden nicht so leicht aus meinem Gedächtniß verschwinden.

Mit dem Tode kämpfend.

Der Oktober-Monat wird uns wegen der vielen Unfälle noch lange in Erinnerung bleiben. Unsere Officiere haben die Urwälder herzlich satt, die guten Schwarzen jedoch, hundertunddreißig Köpfe stark, folgten mir wieder in das wilde, pfadlose Gehölz mit seinen zahllosen Unannehmlichkeiten, um ihren Kameraden in der Nachhut beizustehen. Man stelle sich nur einmal all' das Unangenehme eines solchen Marsches vor. Man denke sich einen schattigen, von Regen triefenden Busch, doch müßte der ganze Busch aus niederem Gestrüpp bestehen, welches durch den tiefen Schatten alter, von hundert bis hundertundachtzig Fuß hoher Bäume bedeckt wird, dazwischen Dorngebüsch, von trägen Wasserbächen und anderartig durchschlängelt, und zuweilen vom tiefen Speisearm eines großen Flusses. Man denke sich nun diesen Urwald und dies Dickicht in allen Stadien des Verfalls und des frischen Nachwuchses, faulende Stämme, die umgefallen sind oder doch schon gefährlich zur Seite neigen, Ameisen und Insekten aller Arten, über uns Affen und Chimpansen, ein Durcheinander von Vogel- und Thiergeschrei, das Gekrach brechenden Unterholzes, wenn Elephanten durchpassiren, und schließlich Zwerge mit vergifteten Pfeilen, die sich hinter einem Baume oder in einem Hinterhalt geborgen haben, stattliche dunkelbraune Ureinwohner mit schrecklich scharfen Speeren, welche starr und unbeweglich wie todte Baumstümpfe dastehen, und jeden zweiten Tag Regen, als ob alle Schleußen des Himmels geöffnet wären, eine unreinliche Atmosphäre mit allen davon zu fürchtenden Folgen von Fieber und Durchfall, Glühhitze am Tage und pestilenzartige Finsterniß während der Nacht, und nun ein solcher Wald in einer Ausdehnung von Plymouth nach Peterhead, und dann kann man sich ungefähr einen Begriff machen von einigen der Unannehmlichkeiten, denen wir vom 28. Juni bis 5. Dezember 1887 und dann wieder vom 1. Juni 1888 bis zum Tage, wo ich dies schreibe, ausgesetzt waren, welcher

Affendorf in Central-Afrika.

Termin jedoch erst mit dem 10. Dezember ablaufen dürfte, da ich an letztgenanntem Tage den Urwäldern des Kongo für immer den Rücken zuzuwenden gesonnen bin.

Eine gottvergessene Wildniß.

Jetzt wo wir den Urwald durch und durch gekreuzt haben, überrascht es mich, daß ich betreffs seiner Ausdehnung meinen Gedanken nicht ungleich freieren Spielraum gestattet hatte. Hätte ich dies gethan, so hätte ich nur an das riesige Wasserbecken zu denken brauchen, welches erforderlich ist, um diesen gewaltigen Waldkomplex mit der zum Wachsthum der Bäume und Pflanzen erforderlichen Feuchtigkeitsmenge zu versehen. Man braucht sich nur das ungeheure Wasserbecken des südatlantischen Oceans vorzustellen, dessen Wasserdünste während neun Monaten jeden Jahres nach dieser Richtung hin geblasen werden. Man denke ferner an den riesigen Kongo-Strom, dessen Breite von einer bis zu sechszehn Meilen schwankt und eine Längenausdehnung von vierzehnhundert Meilen hat, der ebenfalls kolossale Feuchtigkeitsmengen ausdünstet, die zu Regentropfen, Nebel und Thau verwandelt, sich auf diesem unersättlichen Waldgebiete niederlassen; dann die fünfhundert Meilen Stromlänge des Aruwimi oder Ituri, dann wird man sich nicht weiter darüber wundern, daß es hier 150 Regentage im Jahre giebt, auch nicht mehr über die riesige Ausdehnung der Kongo Urwälder zu staunen haben.

Auf der ganzen Strecke sehen wir nichts, was uns ein freundliches Lächeln, einen guten Gedanken oder eine moralische Anwandlung hätte abnöthigen können, bis wir etwa fünfzig Meilen vom Albert-Nyanza See unsern Fuß auf hohes Grasland setzten. Die Ureinwohner sind noch vollständig verwildert und unverbesserliche Diebe.

Die Zwerge, Wambutti genannt, sind noch viel schlimmere Gesellen. Selbst die Thierwelt ist hier dermaßen wild und scheu, daß man nicht zum Schuß kommen kann. Der Wald ist immerwährend düster. Das Wasser, in welchem sich die Ufervegetation wiederspiegelt, sieht dunkel und traurig aus. Die Hälfte des Tages ist der Horizont mit Wolken bedeckt, wie an einem englischen Wintertage. Natur und Leben schauen freudlos drein. Bricht die Sonne hin und wieder einmal durch das dunkle Gewölk und weht dann ein freundlicher Windstoß den Rauch vom Horizont weg und bringt einen hellen Lichtschimmer in die Scenen, so bildet diese Erscheinung nur Tantalusqualen für den Zuschauer und ist nur von kurzer Dauer.

Endlich wird es Licht.

Als wir dem Urwalde schließlich für immer Lebewohl gesagt, gewann der Frohsinn bei allen wieder die Oberhand. Gleich einem Gefangenen, der entfesselt und in Freiheit gesetzt wird, ergötzten wir uns an dem tiefen

Blau des Himmelsgewölbes, schwelgten in dem warmen Sonnenschein und verbannten Kopfweh, traurige Gedanken und ungesunde Ideen auf Nimmerwiedersehen. Jeder von uns wird schon eine Beschreibung gelesen haben, wie ein Bürger von London, nachdem er Monate lang in der gasartigen Atmosphäre der Riesenstadt seinen Geschäften nachgegangen, beim Anblick von Wald und Wiese, Bäumen und Pflanzen in Entzücken geräth, sodaß die Gefühle, welche seine verwirrten Sinne bestürmen, vielfach nicht zu beschreiben sind. Ich wohnte einst einem Derby-Rennen bei, und glaubte wirklich, nur Tollhäusler zu sehen, indem hochgewachsene langbärtige und übrigens wohlgekleidete Leute sich in wahrhaft unsinniger Weise aufführten. Nun, am 5. December, wurde ich von der gleichen Tollheit befallen. Hätten meine Bekannten mich gesehen, sie würden geglaubt haben, ich hätte meine fünf Sinne eingebüßt, oder aber eine „Legion" Teufel sei in mich gefahren.

Wir jagten mit unserer Bagage über ein weites uneingefriedigtes Feld (das weiche Gras erinnerte an einen englischen Park), von allen Seiten sahen wir Heerden Büffel, Elenthiere und Antilopen mit hochgestreckten Ohren und weitgeöffneten Augen dastehen, als wunderten sie sich über diese plötzlich herangewehte Menschenwoge, und dann eilten sie mit lautem Gebrüll wieder in ihr Gebüsch zurück.

Eine Aussätzige.

An den Ausläufern des Urwaldes in der Nähe eines Dorfes, dessen Felder reichlich mit Zuckerrohr, Bananen, Tabak, Indianer-Korn und anderen afrikanischen Produkten bestellt waren, sahen wir eine alte Frau schlafend am Wege liegen. Ich glaube, es war eine Aussätzige, auf alle Fälle war sie häßlich und alt und als solche hartköpfig. Ich versuchte alle möglichen Verführungsmittel, etwas anderes als Gemurmel zwischen den Zähnen aus ihr herauszubringen, aber alles war vergeblich. Etwa hundert meiner Leute waren Neugierde halber an sie herangetreten, als sie ihre Augen auf einen hübschen bartlosen Jüngling richtete und ihn anlächelte. Ich veranlaßte den Jungen, sich neben sie zu setzen, und siehe da, Schönheit und Jugend hatten die Bestie gezähmt, sie wurde ganz aufgeräumt.

Aus ihrer Sprache entnehme ich, daß nordöstlich von unserm Lager ein mächtiges Volk, die Banzanzas, unter einem großen Könige wohnten und daß wir uns wohl in Acht nehmen möchten, da der Stamm zahlreich wie Grashalme sei.

Hätte ich das zehn Tage früher gehört, so möchte ich mir darob vielleicht doch Sorge gemacht haben, jetzt aber verzog ich lediglich mein Gesicht zu einem verächtlichen Lachen, ein gleiches thaten meine Leute, da Jeder von uns beim Anblick von Gras und Anzeichen frischen Fleisches sich in einen Helden verwandelt fühlte.

In ungeordneten Haufen liefen wir anfangs über die Grasebene, bildeten aber später wieder eine geordnete Kolonne und schritten dann zu den verlassenen Dörfern, um uns an Melonen, delikat riechenden Bananen, Plantanen und großen Krügen Palmwein zu ergötzen. Die Hühner wurden in ihrer Unkenntniß, daß ein hungriger Haufen in das Dorf gedrungen war, ohne viel Federlesens erschlagen, gerupft, gebraten oder gekocht, Ziegen, noch während sie nachdenklich ihr Futter wiederkäuten, plötzlich ergriffen und enthauptet, und der angenehme Duft gebratenen Fleisches schwebte um unser Geruchsorgan.

Eine verschwenderische Fülle von Leckerbissen wartete unser beim Einbruch in das Grasland. Alle Dörfer hatten Lebensmittel in Hülle und Fülle und manche von uns lange entbehrte Leckerbissen. Bei solchen Eßgelagen wurden die Männer wieder stark und kräftig, Kranke genasen wie durch einen Zauberspruch, Schwache wurden Riesen und kein schwachherziges Wesen war mehr in unserer Truppe zu finden.

Der Ituri ist auf eine Entfernung von sechshundert und achtzig Meilen vor seiner Mündung, fünfhundertfünfundzwanzig Ellen breit, neun Fuß tief und hat eine Strömung von drei Knoten per Stunde. Er scheint parallel dem Nyanza zu laufen. In der Nähe der Bergkegel, welche die verehrten Namen — Schweinfurth — Junker — Speke tragen, möchte ich seine höchste Quelle suchen. Man zeichne drei oder vier ansehnliche Flüsse, welche auf dem Plateau des Albert-Nyanza in ihn münden, dann zwei ziemlich große Flüsse, die von Nordosten in ihn münden, zeichne den Lauf des Hauptstrommes südwestlich bis zum ersten Grade nördlicher Breite, gebe ihm bis 1°,50 nördlicher Breite eine Bogenform, lasse ihn dann bis 1°,17 nördlicher Breite nach Yambuya hinunterfließen, dann erhält man eine Skizze des Aruwimi- oder Ituri-Flusses von dessen höchster Quelle bis zur Mündung in den Kongo, und erhält man eine Gesammtlänge von achthundert Meilen. Wir haben den Strom auf sechshundert und achtzig Meilen entweder befahren oder sind längst dessen Ufern gereist, und zwar auf unserem ersten Marsche nach dem Nyanza hundert sechs und fünfzig Meilen; um unser Boot wiederzuerlangen, kehrten wir von Kilonga-Longa zurück und fuhren mit dem Boote eine gleiche Anzahl Meilen zum Nyanza; vierhundert und achtzig Meilen durchkreuzten wir seine Ufer oder befuhren seine Gewässer, um die Nachhut-Abtheilung der Expeditionskolonne einzuholen, und dieselbe Anzahl Meilen mußten wir zum dritten Male zum Albert-Nyanza zurücklegen. Man wird uns nach Obengesagtem zugestehen müssen, daß wir eine Kenntniß dieses Flusses besitzen, die für alle praktischen Zwecke genügen dürfte.

Am 25. Mai 1888 wurden Emin Pascha's soudanesische Soldaten in Parade aufgestellt, um der Kolonne zu salutiren, die in Reih'

und Glied vom Nyanza dem Ituri Flusse zuschritt. Eine halbe Stunde nachher nahmen wir Abschied von einander. Ich war ernst gestimmt und nachdenklich beim Abschiednehmen von Emin, als mein Gewehrträger ausrief: „Schauen Sie nach vorn'! welch' hohes Gebirge, es ist mit Salz bedeckt." Ich blickte nach der angedeuteten Richtung, und gewiß und wahrhaftig

„Viel blaue Berg' zum Himmel stiegen,
Von deren Gipfeln weißer Schnee
Des Wandrers staunend' Auge blendet."

oder in Prosa ein blaues Gebirge von wunderbarer Höhe und Massigkeit. Dies, sagte ich mir, muß der Ruwenzori sein, der, wie die Eingeborenen sagen, etwas weißes, wie das Metall meiner Lampe, auf seinem Gipfel trägt.

Weißköpfiges Gebirge.

Die Entfernung des Gipfels von meinem Standorte schätzte ich auf volle fünfzig Meilen. Ob es der Gordon Bennett Berg ist, oder ein anderer, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen meine Vermuthung spricht die Thatsache, daß auf letzterem Berge im Jahre 1876 kein Schnee lag, daß die äußere Form verschieden ist, daß der Ruwenzori für die Lage, welche ich dem Gordon Bennett gab, zu weit gen Westen liegt. Außerdem bezweifle ich, daß der Gordon Bennett, falls seine Breitegrade richtig, auf eine Entfernung von achtzig geographischen Meilen gesehen werden könnte, und zwar in einer Atmopshäre, die sich nicht grade durch sonderliche Klarheit auszeichnet. Die Schneegränze schien mir etwa tausend Fuß unter dem Gipfel des Berges zu liegen. Zwischen dem Beatrice Golf und dem Albert-Nyanza See ist Platz genug, sowohl für den Ruwenzori als für den Gordon Bennett.

Im Süden und Südwesten des Nyanza giebt es keine Geheimnisse mehr. Vor hundert Jahren oder etwas länger muß der See 12—15 Meilen länger und beträchtlich breiter gewesen sein als jetzt. Mit dem Wegschwemmen der Felsenriffe des Nil bei Wadelai ist der See wirklich kleiner geworden, und wird dies noch immer mehr zum Erstaunen Emin Pasha's, der den See zum ersten Male vor sieben bis acht Jahren sah. Er sagte mir, daß Inseln, welche damals an der Westküste lagen, nunmehr zum Festlande gehören, auf welchem Stationen und Dörfer seiner Provinz gebaut sind.

Von Nyamsassi bis Mbakovia beweist die Farbe des Wassers, daß der See zwischen diesen Plätzen nicht sonderlich tief sein kann; es ist braun und moderig gleich dem eines Flusses, der durch Alluvialboden fließt. Einige Schuld daran trägt offenbar der Semliki; als ich jedoch an Bord des ägyptischen Dampfers den See zwischen Nyamsassie bis Nsabi befuhr,

bemerkte ich, daß das Senkblei des am Bugspriet stehenden Mannes ein bis anderthalb Meilen vom Lande höchstens ausgeworfen wurde. In der Nähe des Südendes der Insel muß der Dampfer fünf Meilen vom Ufer entfernt vor Anker gehen.

Wichtige Entdeckungen.

An der Südwestseite steigt die Ebene vom See im Verhältniß wie eins zu hundertundachtzig Fuß, dagegen auf der Südseite im gleichen Verhältniß auf etwa zehn Meilen. Wo die östlichen und westlichen Wände des Tafellandes dem See näher kommen, ändert sich das Verhältniß etwas, indem die an's Ufer gespülten Ueberreste sowie das Gras und das Schilfdickicht allmählich eine feste Masse bilden und die Ufer erhöhen. Eingeborene versichern, daß im Süden die Ebene allmählig zur Höhe des oberen Landes emporsteigt. Ein Vorgebirge an der Westküste verhinderte uns, diese merkwürdige Erscheinung näher zu untersuchen, und was dahinter liegt, müssen wir uns bis zur Heimfahrt aufsparen.

Ich glaube, daß das Land zwischen dem Albert-Nyanza und dem von mir im Jahre 1876 entdeckten See eine Fülle merkwürdiger Ueberraschungen in sich birgt.

Bis zu diesem Augenblicke ist es mir noch unklar, zu welchem Flußgebiete der letztere See zählt, ob zum Nil oder zum Kongo. Ich glaube zwar zum letzteren, soviel weiß ich jedoch ganz bestimmt, daß der von mir entdeckte See in keiner Verbindung mit dem Albert-Nyanza steht.

Kapitel XXXVII.

Die Schrecken von Stanley's Marsch.

Stanley abermals spurlos verschwunden. — Lange und peinliche Ungewißheit. — Willkommdepesche von Zanzibar. — Wunderbarer Marsch. — Hervorragende Tapferkeit. — Stanley's markerschütternde Schilderung. — Ermordung von Major Barttelot. — Missionskirche. — Außerhalb der gesegneten Civilisation. — Lebhafte Schilderung. — Stanley's Brief an einen Freund. — Jephson's Bewegungen. — Stanley's Beschreibung seiner Reise. — Brief an den Vorsitzenden der Emin-Hülfsexpedition. — Die Nachhut in beklagenswerthem Zustande. — Der Landmarsch wird angetreten. — Sammeln Proviantmengen für den Marsch. — Pocken. — Schreckliche Sterblichkeit. — Ein Fluß überbrückt. — Kriegerische und feindliche Zwerge. — Spuren von Elephanten. — Kämpfen gegen Verhungern. — Stanley findet bei seiner Rückkehr die verschollenen Leute. — Befreundet sich mit Eingeborenen. — Staunenerregender Brief von Jephson. — Emin ein Gefangener. — Die Aufständischen kommen nach Lado. — Emin's Anhänger wie Ratten in der Falle. — Stanley's Ankunft wird ängstlich erwartet. — Emin hängt an seiner Provinz. — Stanley's Schreiben an Jephson. — Unverständliche Unentschlossenheit. — Brief an Emin. — Verzweifelte Lage. Emin's nobler Charakter. — Stanley's Brief an Marston. — Erzählung entsetzlicher Ereignisse.

Nachdem Stanley in den vorhergehenden Kapiteln den Verlauf des ersten Abschnittes seiner Reise geschildert hatte, war er eine Zeitlang wieder verschollen. Monate lang hörte und sah man nichts von ihm, sodaß wieder allerhand Besorgnisse über sein muthmaßliches Schicksal durch die Zeitungen gingen und man sogar die Befürchtung aussprach, Stanley und seine tapferen Begleiter seien in der schauderbaren Kongo-Wildniß umgekommen. Die peinliche Stille wurde endlich gebrochen.

Am 24. Oktober 1889 lief eine Depesche des Hauptmanns Wißmann, kaiserlich deutscher Kommissär für Ostafrika, ein, des Inhalts, es seien zuverlässige Nachrichten über das Befinden von Emin Pasha, Henry M. Stanley, Signor Casati und sechs Engländern eingelaufen. Alle genannten Herren würden gegen Ende November in Mpwapwa erwartet.

Bald nachher ging folgende Notiz durch die Zeitungen:

„London, 4. November. Herr Mackinnon, Vorsitzender des Emin-Hülfscommittees, hat von Henry M. Stanley folgende Depesche erhalten:

Ich erreichte den Albert-Nyanza, von Banalaya kommend, zum dritten Male in 140 Tagen, und entdeckte, daß Emin und Jephson seit dem 18. August 1888 in der Gefangenschaft schmachteten, dem nämlichen Tage, als ich entdeckte daß Barttelot's Karawane ausgeplündert war. Die Truppen der Aequator-Provinz hatten sich empört, und jede Verpflichtung

gegen die bestehende Regierung gelöst. Kurz nachher wurde die Provinz durch ein zahlreiches Heer des Mahdi überschwemmt.

Nach der ersten im Mai gelieferten Schlacht unterwarfen sich die Militärstationen dem Mahdi, während die von panischem Schrecken erfaßten Eingeborenen mit den Empörern zur Vernichtung der bestehenden Regierung gemeinsame Sache machten.

Später erlitten die Mahdisten empfindliche Verluste, und sandten einen Dampfer nach Khartoum, um dort Verstärkungen abzuholen.

Nahe dem Albert-Nyanza lag ein Brief für mich, in welchem die gefahrvolle Lage der Ueberlebenden geschildert und die dringende Nothwendigkeit meiner Ankunft vor Ende Dezember betont wurde, weil es sonst zu spät sein dürfte.

Ich kam hier am 18. Januar zum dritten Male an. Vom 14. Februar bis 8. Mai wartete ich auf die Flüchtlinge, und trat vom Albert-Nyanza-See den Heimweg an."

Dieser Brief machte der Sorge um Stanley's Sicherheit ein vorläufiges Ende, während man mit Spannung nähere Nachrichten über die Katastrophe erwartete. Dieselben ließen denn auch nicht lange auf sich warten; ehe wir jedoch den Lesern die Briefe von Stanley und Emin, welche alle Einzelheiten der Katastrophe enthalten, vorführen, müssen wir noch eine kurze Skizze von Stanley's Marsch geben. Derselbe bildete eine ununterbrochene Reihe von Gefahren, und nur heroische Tapferkeit und Ausdauer, die das eigene Leben ganz und voll einsetzte, konnte es ermöglichen, daß die braven Helden wieder das Licht der Civilisation erblickten.

Erschütternde Beschreibung.

Stanley und Genossen hatten nunmehr, um seine eigenen Worte zu citiren, die Ausläufer der Civilisation erreicht und die vollständige Beschreibung der wunderbaren Reise zeigt, daß dieselbe sowohl in den überwundenen Gefahren, gemachten Anstrengungen, erlittenen Entbehrungen, Kämpfen mit Wilden und glänzenden Entdeckungen unter ihren Vorgängern ihres Gleichen sucht. Stanley schreibt an Marston, Secretair des Emin-Hülfs-Committee's; Emin's Briefe sind an seinen alten Freund Schweinfurth gerichtet. Stanley's Briefe sind hochinteressant. Emin Pasha's Kurzsichtigkeit gestattete ihm nicht, lange Briefe zu schreiben und macht er dabei eine ergreifende Anspielung in dem Ausrufe, mit welchem er plötzlich das Schreiben abbricht. Stanley's Briefe athmen jedoch die gewohnte Lebhaftigkeit und den alten Humor, der ihn nie zu verlassen scheint.

Stanley's und Emin's Briefe knüpfen an die Verhältnisse im Vorjahre 1889 an, wie sie in den vorhergehenden Abschnitten unseres Werkes dargelegt sind. Stanley reiste von Yambuya am Aruwimi nach dem

Albert-Nyanza, wo er seine erste Begegnung mit Emin hatte. Nach vierzehntägiger Rast, kehrte er nach dem Punkte des Nyanza See's zurück, von welchem er ausgegangen war, um seine Reserven und Vorräthe zu organisiren, als er erfuhr, daß Major Barttelot während seiner Abwesenheit ermordet und die Station nur noch eine Ruine war.

Seine im April 1889 veröffentlichten Briefe waren unter dem Einflusse dieses entmuthigenden Ereignisses sowie der Vorbereitungen, die er um diese Zeit Zwecks seiner Vereinigung mit Emin zu treffen hatte, geschrieben.

Während seiner Abwesenheit war auch über Emin das Unglück hereingebrochen, ähnlich wie es Barttelot kurz vorher heimgesucht und nur die rechtzeitige Ankunft Stanley's hat den deutschen Erforscher vor dem Schicksale Barttelot's bewahrt. Stanley's Ankunft am Albert-Nyanza See ist der Ausgangspunkt seiner dritten Forschungsreise in diesen wilden Regionen, — Regionen beinahe undurchdringlichen Urwaldes deren Bevölkerung aus Menschenfressern und Zwergen besteht, wovon wir bereits eine Beschreibung gegeben haben. Eine Reise nach dem Albert-Nyanza See galt der Auffindung Emin's; er ging dann nach Yambuya und kehrte zum dritten und letzten Male zum See zurück, um Emin's Leben zu retten. Sein nächstfolgender Brief enthielt vorerst eine kurze Wiederholung seiner früheren Reisen, um dann den Marsch vom Tage seiner zweiten Begegnung mit Emin ausführlicher zu schildern. Einer ist vom Victoria-Nyanza, 3. September 1889 datirt. Er war damals ein gutes Stück Weges zur Ostküste vorgedrungen. Hunderte von Meilen hatten sie an den südlichen Gestaden des großen See's zurückgelegt und schließlich eine Missionskirche gesehen, die ein Kreuz in der Spitze trug und ihnen bewies, daß sie an den „Ausläufern der gesegneten Civilisation" angekommen seien.

Stanley's lebenswahre Beschreibung.

Stanley zeigt sich in dem Briefe an Marosin von seiner besten Seite. Er spricht von den Jahren, welche seit ihrem letzten Beisammensein dahingerollt seien, und von der sich „täglich mehr steigernden Dichtigkeit der Barriere des Schweigens", welche sich zwischen Beiden eingeschlichen habe. Ein Brief, der aus dem Inneren Afrikas kommt, ist gewissermaßen eine Nachricht aus dem Jenseits. Der Schreiber muß sich so vorkommen, als habe er die Pforten des Todes bereits überschritten und schließt sich unwillkürlich der Schreibweise früherer Schriftsteller an, welche sich damit beschäftigten, „Briefe aus dem Jenseits" abzufassen. Wie hart ist es nicht zu denken, daß das geordnete Getriebe großstädtischen Lebens irgendwelche Aehnlichkeit haben könnte mit der Sphäre, in welcher er lebt: unter den lasterhaften menschenfressenden Wilden und grausamen Zwergen der

Urwälder. Von diesem Standpunkte aus gesehen, hat die Civilisation stets einen unreellen und nicht selten grotesken Anstrich.

Stanley kommt nach dieser Einleitung zur eigentlichen Beschreibung seiner Reise; wir erfahren bald, wie er zum zweiten Male Emin traf, seine schwere Krankheit, die vereint mit den Schwierigkeiten, Emin's weitzerstreute Streitkräfte zu sammeln, großen Zeitverlust zu Wege brachte, bis man gemeinsam vorwärts marschiren konnte. Achtundzwanzig Tage lag Stanley auf dem Siechbette und war einmal am Rande des Todes. Allmählig kehrten die Kräfte wieder und er befahl den Vormarsch. Es giebt Stellen in diesem Briefe, die den Schreiber errathen lassen würden, selbst wenn er nicht die Unterschrift Henry M. Stanley tragen würde. Die ernstere Seite seiner complizirten Persönlichkeit zeigt sich in dem Ausspruche: „Sie wissen, daß es auch ein gutes Werk ist, wenn man weiterstrebt, ohne jemals loszulassen." Für uns ist es zweifellos, daß alle Ehren, welche auf sein Haupt gehäuft werden, nicht im Stande sein werden, aus seinem Gedächtniß die Scenen von Greuel und Verwüstung, die ihn bei Zeiten abgehärtet, stellenweise sogar entmenschlicht haben, zu verwischen.

Emin's seltsame Unentschlossenheit.

Stanley's Schreiben an das Emin Pasha-Hülfskommittee ist etwa einen Monat vor dem Marston'schen Briefe abgefaßt, enthält jedoch die werthvollsten Einzelheiten, die sich bei seinem Zusammentreffen mit Emin abgespielt haben. Wie alles in Stanley's Schilderungen, ist auch die vorliegende wahrhaft farbenprächtig gehalten. Er schildert den Mann sowohl als die Lage. Er zeigt uns aus Emin's Unschlüssigkeit die Schwierigkeit, welche es ihm macht, Ja oder Nein zu sagen, ob er seinen Posten verlassen oder behaupten soll, — alle diese Momente waren Stanley bereits bei seiner ersten Zusammenkunft mit Emin aufgefallen, sind aber durch die Macht der Verhältnisse endlich zum Austrage gebracht worden.

Wir hoffen, daß wir durch vorstehende einleitende Bemerkungen, den nachfolgenden Schilderungen Stanley's erhöhtes Interesse verleihen werden. Der Brief ist an W. Mackinnon, Esq., London, gerichtet und lautet folgendermaßen:

Kafurro, arabische Ansiedelung.
Karagwe, 5. August 1889.

An den Vorsitzenden des Emin Pasha-Hülfsfonds!

Mein Herr!

Mein letzter Bericht an Sie datirte vom Anfang September vorigen Jahres und wurde durch Salim bin Mohamed befördert. Seitdem ist ein ganzes Jahr voll erschütternder Ereignisse für diesen Erdtheil verflossen.

In diesem und einigen späteren Briefen will ich versuchen, Ihnen über die stattgehabten Ereignisse Bericht zu erstatten.

Nachdem ich meine Reserven versammelt, alle Manyemas, welche freiwillig theilnehmen wollten, engangirt und die Expedition vollständig reorganisirt hatte, brachen wir abermals zum Nyanza-See auf. Sie werden sich entsinnen, daß Herr Mounteney Jephson bei Emin Pasha zurückgelassen wurde, um den ägyptischen Truppen meine Botschaft zu übermitteln, sowie ferner, daß am 26. Juni Emin und Jephson zum Nyanza-See abreisen sollten, und zwar mit genügender Eskorte, sowie mit Trägern, um die Officiere und Mannschaften in Fort Bodo zu einer in Kavallis neu anzulegenden Station überzuführen; wodurch ich dann der Nothwendigkeit enthoben wurde, zum vierten Male nach Fort Bodo zu reisen. Ein Versprechen war gegen ein anderes gegeben worden, und ich für mein Theil hatte die feierliche Zusage gegeben, nach Nambuya zu eilen, die dort zurückgebliebenen Leute abzuholen und gegen Weihnachten wieder am Albert-See eintreffen zu wollen.

Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß die Nachhutkolonne sich in bejammernswerthem Zustande befand, und zweifelte ich, ob von den 102 Männern auch nur fünfzig den See lebend erreichen würden. Da ich jedoch eine Menge Kanoes angesammelt hatte, so wurden die Kranken sowie die Bagage hineingelegt und in derartig bequemer Weise transportirt, daß nur sehr wenig Todesfälle zu beklagen waren. Da die wilden Eingeborenen jedoch wiederholt die Sklavenräuber Ugarrowwa's besiegt hatten, so bekamen sie dadurch ein Gefühl ihrer Stärke, und machten uns viel zu schaffen. Ich büßte mehrere meiner besten Männer ein, die stets im Vordergrunde zu stehen hatten, wenn Gefahr drohte.

Immerhin hatten wir unterwegs keine Ursache, mit dem eingeschlagenen Wasserwege unzufrieden zu sein, bis die Fahrt auf dem Flusse so langsam von Statten ging, daß wir die Kanoes an's Land ziehen mußten. Dies geschah vier Tage nach unserem Abmarsche von Ugarrowwa's Station, oder 300 Meilen von Banalya. Ich entschloß mich nun, da mir die südliche Bank des Ituri Flusses mit ihrer unerträglichen Dürre und allen ihren Schrecken nur zu gut bekannt war, das nördliche Ufer entlang zu marschiren, trotzdem wir mehrere Tagereisen durch Gegenden ziehen mußten, die durch Ugarrowwa's Banden verwüstet worden waren. Wir waren noch 160 Meilen vom Graslande entfernt, und freuten uns der Aussicht, nunmehr bald in Delikatessen, wie Rind- und Kalbfleisch, sowie herrlichen Gemüsen schwelgen zu können. Durch solche Fata morgana Bilder wurden die Lebensgeister der müden Ueberlebenden von Nambuya wieder aufgefrischt.

Nachdem wir die Kanoes zurückgelassen, begann am 30. Oktober alles Ernstes der Marsch zu Lande, und zwei Tage später langten wir an einer von Zwergen bewohnten Plantanen-Plantage an. Die Leute suchten mit ihren Plantanen soviel als möglich aus uns herauszuschlagen, da sie wohl wußten, welch' schreckliche Wildniß wir noch zu passiren haben würden. Die Unternehmendsten machten die besten Geschäfte, und waren innerhalb zwölf Stunden mit Plantanen nahezu für eine Woche ausreichend verproviantirt, während die Schwachen und Sorglosen für heute im Ueberfluß schwelgten, aber versäumten, für die Zukunft zu sorgen, und dadurch dem Hunger verfielen. Zehn Tage verflossen, ehe wir eine neue Plantage erreichten, und verloren wir während dieser Tage mehr Leute als zwischen Banalya und Ugarrowwa. Unter den Manyemas brachen die Pocken aus, die Sterblichkeit erreichte schreckliche Ziffern. Die Zanzibarer blieben von der Pest verschont, da sie an Bord der Madura geimpft worden waren.

Wir waren jetzt noch einen Tagemarsch von der Mündung des Ihuru in den Ituri Fluß entfernt. Da es unmöglich war, diesen reißenden Strom zu überschreiten, so mußten wir am rechten Ufer weitermarschiren, bis wir eine Furth entdecken würden.

Vier Tage später stießen wir auf die Hauptstadt eines Andikumu genannten Distriktes, die von den feinsten Bananen- und Plantanen-Pflanzungen, welche ich noch je gesehen, umgeben war, und die der Zerstörungswuth der Manyema's entgangen war. Unsere Leute, von den Entbehrungen der letzten vierzehn Tage ganz ausgemergelt, stürzten nun dermaßen über die herrlichen Früchte her, daß unsere Reihen sich mehr und mehr lichteten. Fünf Prozent der Leute waren dermaßen krank, daß sie arbeitsunfähig waren. Der Ihuru Fluß liegt etwa 4 Meilen südöstlich von diesem Dorfe, sein Lauf ist nordöstlich; er war sechszig Ellen breit und in Folge des Regens sehr tief.

Von Andikumu brachte uns ein sechstägiger nördlicher Marsch zu einer anderen blühenden Ansiedelung Namens Indeman, welche etwa vier Stunden Weges von dem Flusse lag, in dem wir den Ihuru vermutheten. Hier wurde ich ganz irre ob der riesigen Abweichung der Beschreibungen von Eingeborenen von meinen eigenen Beobachtungen. Die Eingeborenen nannten ihn Ihuru, meine Instrumente und Chronometer zeigten mir jedoch zur Erwiderung, daß es nicht der Ihuru, den wir als solchen kennen, sein konnte. Endlich erfuhren wir durch einige gefangene Zwerge, daß es ein Nebenfluß des Ihuru, Dui genannt, sei, was auch meine Ansicht war.

Nach vielem Suchen fanden wir endlich eine Stelle, wo wir eine Brücke schlagen konnten. Bonny und unser Zanzibar Chef begaben sich an die

Arbeit, binnen wenigen Stunden war der Fluß überbrückt und wir kamen in ein Land, welches noch nicht von den Manyemas heimgesucht worden war.

Verschmitzte Zwerge.

In dieser zwischen Nebenflüssen des Ituri liegenden Gegend giebt es zahlreiche, Wambutti genannte Zwerge, mit denen unsere Vortruppe tägliche Scharmützel hatte, die nicht ohne Schaden für Beide abliefen. Die Zwerge welche wir einfingen, wurden gezwungen, uns die Wege anzuweisen, führten uns aber unabänderlich gen Osten, während mein Ziel eine südöstliche Richtung erheischte. Schließlich folgten wir Spuren von Elephanten und anderem Wild, welche nach südöstlicher Richtung gingen; am 9. Dezember waren wir jedoch inmitten eines Urwaldes gezwungen, Proviant aufzuspüren, und zwar an einer Stelle, die nach meiner Karte nur einige Meilen vom Ituri-Flusse entfernt war, den viele meiner Leute während ihres Aufenthaltes in Fort Bodo gesehen hatten.

Ich schickte 150 Bewaffnete zu einer Ansiedelung, die 15 Meilen rückwärts unseres Weges lag; viele Manyemas schlossen sich an.

Ich citire hier aus meinem Tagebuche vom 14. Dezember, dem sechsten Tage der Abwesenheit unserer fouragirenden Männer:

„Sechs Tage sind verflossen, seit uns die Fouragire verlassen. Die ersten vier Tage verliefen rasch, ich möchte beinahe sagen angenehm, da ich dadurch Zeit gewann, alle meine von Ugarrowwa bis zum Albert-See gemachten Beobachtungen aufzuzeichnen und einige Ungenauigkeiten, die sich während meiner zweiten und dritten Reise eingeschlichen hatten, zu berichtigen. Als dies jedoch geschehen, fing ich an, mich über das lange Ausbleiben der Leute zu verwundern. Am fünften Tage hatte ich alles vorräthige Mehl vertheilt und die letzte Ziege geschlachtet, sodaß ich gezwungen war, die Büchsen der Offiziersprovisionen anzugreifen und aus einem Pfund Butter sowie zwei Löffeln Mehl eine Art Brei zu kochen, wonach in den Blechbüchsen nur noch Thee, Kaffee, Zucker und etwas Sago zurückblieb. Nachmittags starb ein Knabe und die Lage der Uebrigen war herzerschütternd; viele konnten nicht aufrecht stehen und stürzten bei einem Versuche dazu zu Boden. Diese Scenen afficirten meine Nerven, sodaß ich nicht nur moralisch, sondern auch physisch angegriffen wurde, als ob Schwäche ansteckend wäre. Vor Abend starb ein Mahdi-Träger; der letzte meiner Somalis drohte zusammenzubrechen, während die paar zurückgebliebenen Soudanesen sich kaum fortschleppen konnten.

Kampf gegen Hunger.

Der Morgen des sechsten Tages brach an, wir kochten eine gewöhnliche Suppe, aber was für eine Brühe — ein Topf Butter, sehr viel Wasser, ein Topf condensirter Milch, eine Tasse Mehl — Alles für 130 Leute.

Der Abend des siebenten Tages sah, außer der Besatzung des Lagers, noch zehn Mann auf den Beinen. Sadi, der Manyema Häuptling, ließ vierzehn seiner Leute sterben, Kibbobora, ein anderer Häuptling, wurde von seinem Bruder verlassen, Fundi, ein anderer Häuptling, ließ seine Frau und Kind im Stich. Wir verließen sechsundzwanzig Lebende, die aber auch hoffnungslos der Vernichtung anheimfielen, wenn nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden Proviant eingebracht wurde.

In freundlichem Tone, aber mit zerrissenem Herzen stellte ich den vom Hunger geplagten Leuten vor, wie ich der Fouragepartie entgegeneilen wolle; wahrscheinlich würde ich sie unterwegs treffen, in welchem Falle ich sie auf den Trab nach dem Lager bringen würde. An diesem Nachmittage marschirten wir neun Meilen, wobei wir an verschiedenen Leuten, die gestorben waren, vorbeikamen, als wir endlich am achten Tage die Leute in gemüthlich langsamem Tempo heimkriechen sahen, welches sich, als sie Stanley erblickten, etwas beschleunigte. Sechsundzwanzig Stunden, nachdem ich das Lager verlassen, war ich wieder unter meinen hungernden Leuten, kochte Suppe und Brei, schmorte Bananen, briet Plantanen und siedete Fleisch für Bouillon."

Es war dies die äußerste Grenze zum Verhungern, der ich in allen meinen Afrikanischen Reisen ausgesetzt gewesen bin. Einundzwanzig Personen büßten dabei ihr Leben ein.

Nach drei Stunden Marschirens wurde am 17. Dezember der Ihuru-Fluß erreicht. Da ich nun ein Vorgefühl hatte, daß die Garnison von Fort Bodo noch immer da sei, wo ich sie verlassen, so setzte ich folgenden Tages über den Fluß, und zwei Tage später hatte ich das Vergnügen, am 20. Dezember den westlichen Rand der Fort Bodo Anpflanzungen zu erreichen, wobei ich durch pfadlose Wälder hinstürmte.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Lieutenant Stairs und seine Garnison waren noch in Fort Bodo, statt früherer 59 noch 51; man hatte weder von Emin Pasha noch von Mountenay Jephson das geringste gehört, und doch waren sieben Monate seit meiner Trennung von demselben verflossen. Da ich Jephson als energischen Mann kannte, so blieb ich auf's Errathen angewiesen, weßhalb er nicht gekommen, und selbst wenn der Pascha dienstlich behindert gewesen sein mochte.

Befreundet sich mit Eingeborenen.

Am 23. Dezember marschirte die jetzt wieder vereinigte Expedition ostwärts. Da wir nun in Folge der vielen Bagage nur langsam vorwärtskamen, so erreichten wir die Furth am Ituri, wo wir unser letztes Lager aufgeschlagen hatten, als wir von dem endlosen Urwald ins Grasland herabgestiegen waren, erst am 9. Januar.

Meine Aengstlichkeit wegen Emin und Jephson gestattete keinen langsamen Vormarsch, sodaß ich, nachdem wir eine reiche Plantage und nahebei einen guten Platz für ein Lager gefunden, am 11. Januar 124 Mann unter Kommando von Lieutenant Stairs und Dr. Parke mit aller Bagage zurückließ und östlich weiter eilte.

Die Bewohner des Graslandes, welche eine Wiederholung der Kämpfe vom Dezember 1887 fürchteten, strömten zum Lager, sowie wir anrückten, um uns ihre Unterwerfung anzukündigen und sich zur Lieferung von Lebensmitteln zu verpflichten. Blutbrüderschaften wurden gemacht, gegenseitige Geschenke ausgetauscht und feste Freundschaft geschlossen. Die Eingeborenen bauten Hütten für uns, Lebensmittel, Holz und Wasser wurde jedesmal, wenn wir ein Lager bezogen, in Hülle und Fülle dargebracht.

Von den Bewohnern der Ebene erfuhren wir nichts über die weißen Leute am Albert-See, wodurch meine Sorge sich noch vermehrte, bis am 16. Januar an einem Platze, Gavirus genannt, Leute von Kavalli mit einem Pakete Briefe anlangten, darunter ein Schreiben mit drei verschiedenen Daten von Herrn Jephson und zwei kurze Notizen von Emin Pasha, in welchen die Richtigkeit der von Jephson mitgetheilten Berichte beglaubigt wurde.

Sie können sich meine ungeheuere Ueberraschung vorstellen, als ich die Briefe las, von denen ich den von Jephson reproduzire:

Duffile, 7. November, 1888.

Geehrter Herr! Ich schreibe Ihnen, um Sie von der Sachlage in dieser Gegend zu unterrichten, und hoffe dieses Schreiben wird Ihnen in Kavalli so zeitig übergeben werden, daß Sie sich sichern können.

Am 18. August brach hier ein Aufstand aus, in welchem Emin und ich selbst zu Gefangenen gemacht wurden. Der Pascha wird in strenger Bewachung gehalten, während man mir gestattet, in der Station umherzugehen, obschon mein Thun und Lassen scharf überwacht wird. Die Rebellion ist von einem halben Dutzend Aegyptern angezettelt worden, (Officiere und Schreiber) — allmählig haben sich Andere angeschlossen, einige aus Neigung, viele mehr aus Furcht. Mit Ausnahme der Besatzung von Labore haben sich die Soldaten nicht daran betheiligt, vielmehr Alles den Officieren überlassen.

Als der Pascha und ich nach Nejaf unterwegs waren, kamen zwei Leute — ein Officier, Abdul Baal Effendi, und ein Schreiber — uns nach und erzählten der Bevölkerung, daß man Sie gesehen, Sie seien jedoch lediglich ein Abenteurer und nicht von Aegypten gekommen; daß Ihre vom Khedive und Nubar Pascha vorgezeigten Briefe Fälschungen seien, daß Khartoum nicht gefallen, daß Sie und Emin jedoch ein Komplot geschmiedet, sie zu überfallen, ihre Weiber und Kinder aus dem Lande zu

schleppen und als Sklaven an die Engländer zu verkaufen. Derartige, in einem unwissenden, fanatischen Lande ausgesprochene Worte wirkten wie Feuer auf das Volk, und das Resultat war die Rebellion, durch welche wir zu Gefangenen gemacht wurden.

Die Rebellen versammelten dann die Officiere der verschiedenen Stationen und hielten hier eine große Versammlung ab, um über die einzuschlagenden Maßregeln zu entscheiden. Alle, welche nicht der Rebellion zustimmen wollten, wurden dermaßen insultirt und eingeschüchtert, daß sie, um ihr Leben zu retten, zustimmen mußten.

Der Pascha wurde seines Amtes entsetzt, die Officiere, deren Anhänglichkeit an ihn man kannte, abgesetzt, und andere, der Rebellion freundliche, an deren Stellen gesetzt. Man beschloß, den Pascha als Gefangenen nach Rejaf abzuführen, einige der schlimmsten Rebellen wollten ihn gar in Ketten legen, die Officiere fürchteten sich jedoch diesen Vorschlag zur Ausführung zu bringen, da sie befürchten mußten, daß die Soldaten dies nicht gestatten würden. Auch wurden Pläne geschmiedet, um Sie abzufangen, sobald Sie zurückkehrten, und Sie aller Ihrer Habe zu berauben.

So lagen die Sachen, als wir durch die Botschaft überrascht wurden, daß die Leute des Mahdi in Lado, mit drei Dampfern im Gefolge, angelangt seien, außerdem mit neun Fahrzeugen, und ihr Lager in der alten Station aufgeschlagen hätten. Omar Sali, ihr Kommandant, schickte drei Pfauenfeder-Derwische mit einem Briefe an den Pascha (von welchem ich eine Abschrift nachsenden werde, da er sehr interessante Neuigkeiten enthält), in welchem derselbe zu sofortiger Uebergabe des Landes aufgefordert wurde. Die aufrührerischen Officiere ergriffen die Derwische, warfen sie in's Gefängniß und beschlossen den Krieg.

Einige Tage später wurde Rejaf von den Mahdisten angegriffen und erstürmt, wobei sie fünf Officiere und einen Soldaten tödteten, und alle Frauen und Kinder in Gefangenschaft schleppten. Alle Vorräthe und die Munition des Platzes gingen verloren. Dies verursachte eine wahre Völkerwanderung aus den Stationen Bidden, Kirri und Muggi, da Alle unter Mitnahme ihrer Weiber und Kinder nach Labore flohen, alles im Stiche lassend; in Kirri wurde die Munition liegengelassen, und sofort von den Eingeborenen geraubt. Der Pascha schätzt die Zahl der Mahdistischen Truppen auf etwa 1500.

Die Officiere und viele Soldaten sind nach Muggi zurückgekehrt, wo sie den Mahdisten Widerstand leisten wollen. Unsere Lage hier ist außerordentlich ungemüthlich; seit Ausbruch der Rebellion ist Alles Chaos und Verwirrung, kein Oberhaupt, ein halbes Dutzend Befehle werden täglich gegeben, aber keine davon ausgeführt, die aufrührerischen Officiere haben durchaus keine Autorität über die Soldaten.

Die Baris haben sich mit den Mahdisten vereinigt; kommen diese gemeinsam auf uns losgestürzt, so giebt es für uns keine Rettung mehr.

Die Officiere sind durch das Vorgefallene auf's äußerste eingeschüchtert, und warten wir alle mit Ungeduld auf Ihre Rückkehr, um in Ihrer Begleitung das Land zu verlassen, da alle jetzt davon überzeugt sind, daß Khartoum gefallen und Sie wirklich im Auftrage des Vicekönigs handeln.

Gleich Ratten in einer Falle.

Wir sind wie Ratten in der Falle, man will uns weder frei- noch abziehen lassen; ich fürchte, wenn Sie nicht bald kommen, so wird es zu spät werden, wir werden das gleiche Schicksal erleiden, welches den übrigen Garnisonen des Soudan beschieden gewesen ist. Wäre dieser Aufruhr uns erspart geblieben, so hätte Emin die Mahdisten noch gut und gern einige Zeit im Schach halten können, so wie die Sachen liegen ist er machtlos.

Ich möchte Ihnen anheimstellen, bei Ihrer Ankunft in Kavalli, einen arabischen Brief an Shukri Aga, Kommandanten der Mswa Station, zu schreiben, und ihm Ihre Ankunft mitzutheilen, sowie daß Sie mich und Emin zu sprechen wünschen; ferner Emin oder mir direkt zu schreiben und uns mitzutheilen, wie viele Leute Sie bei sich haben. Besser ist es allerdings, den Brief an mich zu adressiren, da er, wenn an Emin gerichtet, wahrscheinlich confiscirt werden würde.

Weder Emin noch ich befürchten mehr, daß man augenblicklich daran denkt, Sie abzufangen, da die Leuten nunmehr fest davon überzeugt sind, daß Sie von Aegypten kommen, und von Ihrer Intervention die Lösung der jetzigen Verwickelungen erwarten, immerhin kann es nicht schaden, wenn Sie Ihr Lager befestigen.

Sollte es mir nicht beschieden sein, das Land lebend zu verlassen, so bitte ich mich dem Andenken meiner Freunde bestens empfehlen zu wollen.

Achtungsvoll Ihr A. J. Mounteney Jephson.

An H. M. Stanley, Esq, Kommandanten der Emin-Hülfsexpedition.

Wadelai, 24. November 1888.

Da mein Bote Wadelai noch nicht verlassen, so füge ich dies Postscriptum bei, da der Pascha wünscht, daß mein voriger Brief Ihnen in seinem ganzen Inhalte gesandt werden möchte.

Kurze Zeit nachdem ich Ihnen geschrieben, wurden die Soldaten von ihren Officieren in's Feld geführt, um Rejaf wieder zu erobern. Die Mahdisten vertheidigten sich jedoch tapfer und tödteten sechs Officiere und zahlreiche Mannschaften. Unter den erschlagenen Officieren befanden sich mehrere, die zu ihren Lebzeiten des Paschas tödtlichste Feinde waren. Auf allen Stationen waren die Soldaten von alledem, was vorgefallen, der-

maßen ergriffen, daß sie erklärten, sie würden erst dann wieder kämpfen, wenn der Pascha in Freiheit gesetzt würde. Die Rebellen haben ihn in Folge dessen losgegeben und ihn sowie mich nach Wadelai geschickt, wo er thun kann, was ihm beliebt. Bis zur Stunde hat er jedoch seine Funktionen als Gouverneur noch nicht wieder angetreten, auch scheint er es damit gar nicht so eilig zu haben.

Binnen wenigen Tagen hoffen wir in Tunguru, einer Station am See, anzulegen, zwei Tagereisen per Dampfer von N'sabe; ich glaube, wenn wir von Ihrer Ankunft hören, so wird der Pascha selbst im Stande sein, mit mir zu Ihnen zu kommen.

Soweit die Mahdisten dabei in Betracht kommen, ist unsere Lage durch die jüngste Niederlage nur noch gefährlicher geworden; in einer Beziehung ist sie jedoch wesentlich gebessert: wir sind jetzt weiter von denselben entfernt und können uns jederzeit aus dem Staube machen, was wir natürlich, solange wir gefangen gehalten wurden, nicht konnten.

Wie wir hören, haben die Mahdisten Dampfer nach Khartoum geschickt, um Verstärkungen zu holen, in welchem Falle vor Ablauf von sechs Wochen nichts Wichtiges vorfallen wird.

Kommen die Verstärkungen wirklich an, so ist Alles mit uns vorbei, da die hiesigen Soldaten in keiner Weise mehr Stand halten werden; die Eroberung des Landes wird wie auf einem Spaziergang sich vollziehen.

Alle sehnen sich nach Ihrer Ankunft, da der Einbruch der Mahdisten Allen die Besinnung geraubt hat.

Wenn Sie nicht später als Ende Dezember anlangen, so werden wir wohl noch entschlüpfen können, obschon es unmöglich ist, die Ereignisse voraussagen zu wollen.

A. J. M. J.

Tunguru, 18 Dezember 1888.

Geehrter Herr!

Da Mogo (der Bote) noch nicht fort ist, sende ich Ihnen eine zweite Nachschrift. Wir befinden uns jetzt in Tunguru. Am 25. November umzingelten die Mahdisten die Dufile-Station, welche sie vier Tage belagerten. Die Besatzung, welche aus 500 Mann bestand, schlug den Angriff ab, worauf die Feinde nach Rejaf, dem Hauptquartier, retirirten. Man hat von Khartoum Verstärkungen erbeten, kommen dieselben an, so wird der Angriff unzweifelhaft erneuert. Bei unserer Flucht aus Wadelai ersuchten mich die Offiziere, unser Boot zu zerstören, worauf ich dasselbe auseinanderbrechen ließ.

Dufile ward soviel als möglich stark gemacht. Emin kann weder Hand noch Fuß rühren, da seine Gegner nach wie vor sehr stark und

mächtig sind, und die Officiere selbst nicht mehr in unmittelbarer Furcht vor den Mahdisten sind.

Kommen Sie aber um Gotteswillen nicht nach Usate herab (wo ich früher ein Lager aufgeschlagen hatte), sondern campiren Sie in Kavalli. Schreiben Sie gleich nach Ihrer Ankunft; sobald wir Ihre Ankunft erfahren, eile ich zu Ihnen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihnen bei Ihren Unterhandlungen mit des Pascha's Leuten eine saure Arbeit bevorsteht. Ich vertraue, daß Sie vor Ankunft der Mahdisten-Verstärkungen anlangen werden, sonst ist bei uns Alles verloren.

Ihr aufrichtiger
A. J. Mounteney Jephson.

Sie werden sich ohne Zweifel entsinnen, daß ich Ihnen in einem meiner letzten Briefe andeutete, ich wüßte von Emin's Intentionen nicht mehr als Sie in England. Einmal schon war er willens das Land zu verlassen, ein anderes Mal, schüttelte er den Kopf und rief trauernd aus: „Ich kann meine Leute nicht verlassen." Bei meiner Verabschiedung im Mai 1888 erhielt ich eine bedingte Zusage: „Wenn meine Leute mitziehen wollen, so ziehe ich ab, wenn nicht, so bleibe ich wo ich bin."

Emin hängt an seiner Provinz.

Wohlan denn, am 16. Januar 1888 empfange ich dieses Bündel Briefe, sowie zwei kurze Notizen des Pascha's, welche den Inhalt der obigen Briefe bestätigten, aber nicht ein Wort von Jephson oder Emin über des letzteren jetzige Pläne. Zaudert Emin noch immer oder zu was hat er sich entschlossen? Hätte man einen anderen Mann wie Emin oder Gordon vor sich, so würde man erwarten, er werde, da er stündlich als Gefangener von seinen Todfeinden den Todesstoß zu gewärtigen hatte, mit Freuden die erste beste Gelegenheit ergreifen, dem Lande den Rücken zu kehren.

Nichts von diesen Briefen deutet jedoch auf eine derartige Absicht Emin's hin. Die Winke, welche ich ihm gab, werden durch das Postscriptum, welches ich folgen lasse und meinen damaligen Gemüthszustand nach Empfang der Briefe gekennzeichnet.

Ich schrieb einen formell gehaltenen Brief, den Jeder, sei es Emin, Jephson oder einer der Rebellen hätte lesen können, adressirte ihn wie gewünscht an Jephson und legte ein Stückchen Papier mit folgendem Postscriptum als Privatmittheilung an Jephson bei.

Kavalli, 18. Januar 1889.
3 Uhr Nachmittags.

Lieber Jephson! Ich sende dreißig Büchsenschützen und drei von Kavalli-Leuten zum See mit meinen Briefen hinab. Dieselben haben die

ernsteste Instruktion sofort ein Kanoe zu engagiren und den Führer zu belohnen.

Möglicher Weise habe ich hier noch sechs Tage zu thun, vielleicht bis zehn Tage, werde aber mein Bestes thun, meinen hiesigen Aufenthalt zu verlängern, bis Sie hier anlangen, ohne den Platz unterst-oben zu kehren. Meine Leute haben reichliche Vorräthe an Perlen und Tüchern. Da ich nun gefunden habe, daß mit den Eingeborenen gut zu handeln ist, so hoffe ich in Kavalli gute Geschäfte zu machen.

Seien Sie vernünftig und handeln Sie rasch, verlieren Sie keine Stunde und bringen Sie Buiza nebst Ihren Soudanesen mit. Ich habe Ihre Briefe ein halbes Dutzend Mal übergelesen, vermag mir jedoch kein klares Bild von Ihrer Lage zu machen, da sie sich in verschiedenen wichtigen Details vollständig widersprechen. So sagen Sie in dem einen, der Pascha werde in strenger Gefangenschaft gehalten, während Ihnen ein gewisses Maß von Freiheiten gestattet sei; im zweiten schreiben Sie, Sie wollen zu mir eilen, sobald Sie meine Ankunft erfahren und hoffen der Pascha werde im Stande sein, Sie zu begleiten. Da Sie gefangen sind, so vermag ich mir die Möglichkeit, wie Sie Tunguru überhaupt verlassen können, nicht auszumalen. Alles dies ist für uns, die wir soeben aus dem Urwalde kamen, nichts weniger als klar und deutlich.

Kann der Pascha kommen, so senden Sie vor Ihrer Ankunft ein Kanoe, sobald Sie an der Stelle wo das alte Lager stand, ankommen; ich sende dann eine starke Eskorte, um ihn auf das Hochplateau zu geleiten, selbst wenn nöthig, zu tragen. Ich bin zu ermüdet, um zum See hinunterzusteigen, da ich 1300 Meilen marschirt bin, seit ich im Mai von Ihnen Abschied nahm. Der Pascha muß schon etwas Geduld mit mir haben.

Beunruhigen Sie sich nicht um mich, kein Feind kann meinem Lager auf zehn Meilen nahe kommen, ohne daß ich es weiß. Ich lebe inmitten von befreundeten Leuten, lasse ich die Kriegstrommel schlagen, so kann ich innerhalb vier Stunden zweitausend Krieger um mich versammeln, die mir helfen werden jeden feindlichen Angriff abzuwehren. Und soll der Krieg listig geführt werden, nun dann nehme ich es mit dem raffinirtesten Araber auf.

Offene Sprache.

Ich erwähnte oben, daß ich Ihre Briefe sechsmal durchgelesen und bei jedem neuen Lesen eine andere Ansicht über deren Inhalt bekommen habe. Zuweilen kommt es mir vor, Sie seien halber Mahdist oder Arabist und dann wieder Eminist. Ich werde erst dann daraus klug werden, wenn ich Sie persönlich gesprochen habe.

Nun seien Sie nicht hartköpfig, sondern gehorsam und lassen Sie meinen Befehl wie eine Himmelsbotschaft vor Ihrem Auge stehen, dann wird mit Gottes gnädiger Hülfe alles gut werden.

Ich möchte gewiß dem Pascha auf irgend eine Weise helfen, aber er muß mit dazu helfen und mir vertrauen.

Will er aus seinen jetzigen Wirren herauskommen, so bin ich sein ergebenster Diener und Freund, zögert er jedoch aufs Neue, so bringt er mich in verzweifelte Verlegenheit. Ich könnte hundert Paschas retten, wenn sie gerettet zu werden wünschten. Ich möchte vor dem Pascha auf die Knie rutschen und ihn anflehen, in seiner Sache Vernunft obwalten zu lassen. In allen Sachen ist er verständig und kenntnißreich, mit Ausnahme seiner eigenen Interessen. Ehren und schätzen wir ihn um seiner vielen edlen Tugenden, lassen wir uns aber nicht von der fatalen Begriffsverwirrung anstecken, welche in den Köpfen der Europäer während der letzten Jahre Platz gegriffen hat. Sobald diese Leute Grund zu fühlen glauben, werden sie in den Strudel hinabgezogen, der sie mit seinen Wogen bedeckt und einsaugt. Der einzige Weg dies zu vermeiden, ist der, blind und ohne allen von außerhalb kommenden Befehlen irgend welche Beachtung zu schenken, ergebungsvoll zu gehorchen.

Das Committee trug mir auf: „Unterstützen Sie Emin Pasha mit der beifolgenden Munition." Will Emin mit mir kommen, so kann ihm die Munition dies ermöglichen, will er bleiben, so wird sie ihm auch von Nutzen sein. Aehnlich sprach sich der Khedive aus und fügte hinzu: „Wenn aber Emin und seine Officiere ausharren, so thun sie dies auf ihre eigene Verantwortlichkeit." Evelyn Baring sprach sich in gleichem Sinne aus, und hier stehe ich, nachdem ich 4100 Meilen gereist habe, mit der letzten Einzahlungsquote des Emin-Hülfsfonds. Laßt Denjenigen, der dazu berechtigt ist, diese Quote erheben. Kommen Sie her, lieber Jephson; ich will Ihnen alle meine Kräfte widmen und Ihnen beistehen. Hier darf aber nicht gezögert werden, Ja oder Nein, und dann gehen wir heimwärts.

Aufrichtig der Ihrige,

Henry M. Stanley.

P. S. Wollen Sie sich gütigst erinnern, daß ich nach einem Marsche von 600 Meilen, um meiner Flügelabtheilung nachzuspüren, nur einen elenden Rest derselben noch lebend fand. Die Kolonne war durch Unentschlossenheit der Officiere, Nachlässigkeit in Erfüllung von Versprechen und Gleichgültigkeit gegen niedergeschriebene Instruktionen ruinirt worden; und werden Sie nunmehr leicht begreifen, wie mir zu Muthe wurde, als ich nach Zurücklegung eines weiten Marsches von 700 Meilen hören mußte, daß Mr. Jephson und Emin Pasha, statt ihr Versprechen, die Garnison von Fort Bodo abholen zu wollen, erfüllt zu haben, sich so ziemlich um dieselbe Zeit ruhig gefangen nehmen ließen, wo sie in Fort Bodo hät-

ten anlangen sollen. Es war nicht angenehm zu sehen, daß, anstatt Emin befreien zu können, es viel wahrscheinlicher war, daß ich einen meiner Officiere verlieren sollte, als Zugabe zu den zahlreichen Europäern, die der Aequator Provinz zum Opfer gefallen sind. Unter allen Umständen war eine Unterredung mit Jephson in erster Reihe unerläßlich, um den eigentlichen Sachverhalt ergründen zu können.

Zusammenkunft mit Jephson.

Am 6. Februar 1889, Nachmittags, langte Jephson in meinem Lager auf dem Hochplateau von Kavalli an, und ich war nicht wenig erstaunt, als mir derselbe in dürren Worten erklärte: „Des Pascha's schlimmster Feind ist seine Sentimentalität. Niemand hält Emin Pasha zurück als Emin Pasha selbst." Das ist das Endurtheil, welches Jephson sich während der neun Monate, vom 25. Mai 1888 bis 6. Februar 1889, gebildet hatte. Für mich war es genügend, daß während dieser neun Monate weder der Pascha selbst, noch Casati, noch irgend ein Mann der Provinz zu einer anderen Entschließung gekommen war als der, welche Emin mir mit den Worten gab:

Emin: „Wenn meine Leute gehen wollen, gehe ich mit, sonst bleibe ich."

Signor Casati: „Geht der Pascha, so gehe ich mit, bleibt er, so bleibe ich auch."

Die Vertrauten: „Geht der Pascha, so gehen wir mit, bleibt der Pascha, so bleiben wir auch."

Seit der Invasion der Mahdisten hat sich allerdings das Blatt zu unseren Gunsten gewendet, sodaß das furchtbare Gemetzel, welches sie überall, wo sie durchdrangen in Scene setzten, uns Hoffnung auf eine endlich entscheidende Antwort gab; trotzdem konnte Jephson blos berichten:

„Ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, was Emin zu thun gedenkt. Er sagt, er wolle das Land verlassen, dabei bleibt es aber auch, er will den Anfang nicht machen, Keiner will es. Man kann unmöglich sagen, was er thun will. Vielleicht würde ein neuer Angriff der Mahdisten die ganze Blase Ihnen zuwehen, wo die Unentschlossenheit auf's Neue beginnen und verschiedene Wochen Ausruhens, um darüber nachzudenken, erfordern würde."

Stanley's Verlangen.

Am 1. Februar sandte ich ein Detachement nach dem Landungsplatze der Dampfer, mit dem Befehl an Kapitän Stairs, mit seiner Kolonne nach Kavalli zu eilen, um das ganze Expeditionskorps für alle Eventualitäten in Bereitschaft zu haben. Auch wurden Kouriere an den Pascha gesandt, welche ihn von unseren Absichten und Bewegungen unterrichteten und ihn fragen sollten, ob wir ihm besser dienen könnten, wenn wir in

Kavalli blieben oder aber in die Provinz einrückten und nach Mswa oder der Tunguru Insel gehen sollten. Ich ließ ihm sagen, der einfachste Weg, den er einschlagen könne, sei, einen Dampfer mit Beschlag zu belegen, den er für den Transport der Flüchtlinge, die in Scheuern in Tunguru lagen, nach meinem früheren Lager am Nyanza See benutzen könne. Gehe dies nicht an, so möge er über Land von Tunguru nach Mswa marschiren, und ein Kanoe mit der Nachricht, daß das geschehen, an mich senden, ich würde dann ein Paar Tage später mit 250 Bewaffneten eintreffen und ihn nach Kavalli geleiten. Mein Verlangen ging über auf eine positive Erklärung, sonst würde ich die Munition vernichten und heimkehren.

Am 13. Februar erschien ein eingeborener Kourier im Lager und übergab mir einen Brief von Emin Pasha, der mich förmlich elektrisirte. Er war schon direkt unter unserem Lager vor Anker gegangen. Hier ist der Wortlaut des Briefes:

Lager, 13. Februar 1889.

Henry M. Stanley, Kommandant der Hülfsexpedition.

Mein Herr! In Beantwortung Ihres Schreibens vom 7. c., für welches ich Ihnen meinen besten Dank ausspreche, habe ich Ihnen mitzutheilen, daß ich gegen Nachmittag hier mit drei Dampfern angekommen bin, welche die erste Abtheilung der Leute herbringen, die unter Ihrer Führung das Land zu verlassen gesonnen sind. Sobald ich die Leute unter Dach und Fach gebracht, kehren die Dampfer wieder nach Mswa zurück, um einen anderen Zug Leute herzubringen.

Bei mir befinden sich zwölf Officiere, die Sie sehnlichst zu sprechen wünschen, außerdem noch 40 Soldaten. Sie sind gekommen, Sie in meinem Auftrage um Urlaub zu bitten, wenigstens ihnen dazu behilflich zu sein.

Die Verhältnisse sind jetzt andere. Sie haben es in der Hand, die Ihnen passend scheinenden Bedingungen zu stellen. Um darüber mit Ihnen zu verhandeln, werde ich mich mit den Officieren zu Ihrem Lager begeben; wenn Sie mir einige Träger senden könnten, so würde mir dieses von Vortheil sein.

Ich hoffe aufrichtig, daß die großen Schwierigkeiten, welche Sie durchgemacht und die großen Opfer, die Sie durch Leitung der Expedition zu unseren Gestaden gebracht haben, mit vollem Erfolge gekrönt werden, indem Sie meine Leute glücklich aus dem Lande fortschafften. Die Mißleiteten haben sich unterworfen und auf die Leute, welche jetzt mit mir kommen, kann man sich verlassen.

Signor Casati bittet mich, Ihnen bestens dafür zu danken, daß Sie seiner so freundlich gedacht haben.

Gestatten Sie mir Ihnen schließlich nochmals herzlich für Alles, was Sie bis jetzt für uns gethan, zu danken.

Ihr ganz ergebener Dr. Emin.

In der Zwischenzeit zwischen Jephson's Ankunft und dem Empfange dieses Schreibens hatte Jephson einen vollständigen Bericht ausgearbeitet über Alles, was er von Emin, Casati und den ägyptischen Soldaten über die hauptsächlichsten Ereignisse, welche sich in den letzten Jahren in der Aequator-Provinz zugetragen hatte, erfahren hatte.

Verzweifelte Lage.

In Jephson's Bericht stieß ich auf Stellen, die zu denken geben. Urtheilen Sie selbst:

Und das bringt mich dazu, einige Worte über die Lage der Dinge in diesem Lande zu der Zeit zu sagen, als ich dasselbe am 21. April 1888 betrat. Das erste Bataillon — 700 Mann — hatte sich längst gegen des Paschas Autorität aufgelehnt, und zweimal versucht, ihn gefangen zu nehmen. Das zweite Bataillon — 650 Mann — war anscheinend loyal, doch ungehorsam und beinahe nicht zu zügeln. Der Pascha besaß nur einen Schatten oder vielmehr einen Lappen von Autorität, und wollte er etwas Wichtiges durchsetzen, so konnte er nicht befehlen, nein, er mußte die Officiere bitten, es zu thun.

Als wir im Mai 1888 in Nsebe waren, gab der Pascha zwar zu, daß die Lage der Dinge sich in seiner Provinz etwas schwieriger gestaltet habe, niemals enthüllte er mir aber die ungeheure Gefahr der Lage, die gradezu verzweifelt war, und hatte ich nicht die geringste Ahnung, daß es zu ernstlicher Unzufriedenheit oder gar Meuterei je kommen könne. Wir glaubten nur, wie in Europa allgemein angenommen und durch Emin's und Dr. Baker's Briefe bestätigt zu werden schien, daß die Schwierigkeiten der Lage von außen — von Mahdisten — herrühren, während sie in Wirklichkeit von heimischen Spaltungen herrührten.

Emin's nobler Charakter.

Nun muß ich Sie noch mit einer Stelle aus Jephson's Schlußrapport bemühen:

„Was nun des Pascha's Wunsch, das Land zu verlassen, anlangt, so kann ich nur sagen, daß er entschieden gern fortgehen möchte; welche Bedingungen er jedoch stellen könnte, ist schwierig zu sagen. Ich glaube, er weiß es selbst nicht. Heute will er sofort aufbrechen, morgen hält ihn ein neuer Gedanke zurück. Ich habe darüber wiederholt Besprechungen mit ihm gehabt, bin aber niemals im Stande gewesen, eine entschiedene Aeußerung von ihm zu hören. Nach dem Aufruhr bemerkte ich gesprächsweise: „Nachdem Ihre Leute Sie abgesetzt, vermuthe ich, daß Sie keine

Verpflichtungen mehr gegen dieselben zu haben glauben," worauf er antwortete: „Hätte man mich nicht abgesetzt, so würde ich in Ehren gebunden sein, mit ihnen zu stehen und zu fallen; jetzt bin ich jedoch der Ansicht, daß ich nur mein Wohl und meine Sicherheit in's Auge zu fassen habe, und wenn ich mit Ehren gehen kann, so gehe ich, unbekümmert um alles andere."

Und doch hatte er mir einige Tage vorher gesagt: „Ich weiß zwar, daß ich in keiner Weise für die Leute verantwortlich bin, kann jedoch den Gedanken nicht ertragen, daß ich fortgehen und meine Anhänger zurücklassen soll. Es ist lediglich Gefühlssache, aber ein Gefühl, mit welchem Sie sympathisiren müssen, und meine Feinde würden mit Fingern auf mich weisen und den Leuten sagen: „Nun seht ihr, daß er euch doch im Stich läßt!"

Es sind dies nur zwei Episoden von den vielen Unterredungen, die ich mit dem Pascha hatte; ich könnte jedoch eine Unzahl ähnlicher Widersprüche anführen!

Als er eines Tages sich in ähnlicher Weise widersprochen, sagte ich unwillig: „Sollte Stanley jemals mit seinen Leuten in Ihre Nähe kommen, so werde ich ihm empfehlen, Sie einzusperren, und ob Sie wollen oder nicht, abführen zu lassen," worauf er erwiderte: „Ich werde keinen Widerstand leisten, falls Sie dies thun!" Es will mir scheinen, als ob wir, um Emin zu retten, ihn vor sich selbst erretten müssen."

Ehe ich schließe, muß ich noch wahrheitsgemäß konstatiren, daß in allen meinen Gesprächen, die ich mit Beamten, Officieren und Mannschaften, sowie Eingeborenen geführt habe, alle ohne Ausnahme voll Lobes waren über die Rechtschaffenheit und Großmuth, die sich in allen seinen Handlungen zeige, gleichzeitig hörte ich aber auch Ansichten aussprechen, wonach er die Zügel seines Regiments nicht mit allzufester Hand führe.

Sowohl die Länge, welches dieses Schreiben bekommen hat, als auch andere nothwendige Arbeiten, nöthigen mich, abzubrechen. Mein Verbleib in Kafurro geht zu Ende, morgen marschire ich weiter. In meinem nächsten Briefe werden Sie interessante Neuigkeiten über die noch vor uns liegende Periode unseres Zuges finden. Sie haben jedoch schon jetzt die Beruhigung zu wissen, daß wir ganz in Emin's Nähe sind, daß Träger zu ihm unterwegs sind, um seine Sachen zu holen und seinen Leuten beizustehen.

Ihr ergebener

Henry M. Stanley.

W. Mackinnon, Esq.,

Vorsitzender des Emin Pasha-Hülfskommittees,

London.

Folgendes Schreiben, welches Stanley an einen persönlichen Freund gerichtet, bringt über seinen Zug noch folgende Einzelheiten:

E. M. S. Station; Südküste des Victoria-Nyanza,
3. September 1889.

Mein lieber Marston!

Es kommt mir so vor, als sei ein ganzes Jahrhundert in die Ewigkeit hinübergegangen, seit ich England verlassen habe. Sicherlich ist es ungefähr so lange her, als ich Sie zum letzten Male sah. Wissen Sie auch weßhalb? Nun einfach deßhalb, weil zwischen damals und jetzt eine hohe, von Schweigen erbaute Mauer steht, welche so dicht ist, daß man nicht hindurchsehen kann. Ich meinerseits darf wohl fragen: Was haben Sie während der langen Zeit angefangen? worauf Sie mir natürlich mit Fug und Recht mit der Gegenfrage antworten können: Und was haben denn Sie gethan? Ich kann Ihnen nunmehr die Versicherung geben, daß ich weiß, daß Sie noch leben, während ich selbst von dem Tage an, als ich Yambuya verließ, bis zum 28. August 1889, an welchem Tage ich an meiner jetzigen Station anlangte, Tag um Tag mit allen möglichen Widerwärtigkeiten, natürlicher und anderer Art, zu kämpfen gehabt habe.

Vielerlei Abenteuer.

Die bloße Aufzählung der Abenteuer würde Bände füllen, der Katalog ausgefochtener Kämpfe von respektabler Länge werden, eine Liste aller Vorfälle, Leiden von Fieber, großer Sterblichkeit, bitterer Gedanken über fortwährende Mißerfolge, würde ein großes Register füllen.

Wie Sie wissen, ist der ganze Landstrich von Yambuya nach hier vollständig unerforscht und unbekannt, mit Ausnahme der fünf Märschen, die wir durch denselben gemacht haben.

Zunächst ist das seitherige tödtliche Weiß der Landkarte nunmehr pechschwarz geworden. Ich meine damit die dunkelste Region des ganzen Erdkreises, die zwischen 25° und 29,45° östlicher Länge gelegen ist, ein einziger, großer, compakter, unendlich trübseliger Urwald, — das Produkt zahlloser Jahrhunderte, welcher auf gewissen Strichen von einer Anzahl niederträchtiger Menschenfresser und hinterlistiger Zwerge bewohnt wird, die uns unablässig angriffen; ich meine ferner die ungeheure Prairie, welche zwischen dem Urwalde und dem Nyanza-See liegt, deren Anwohner uns jeden Schritt vorwärts energisch streitig machten, sodaß man hätte denken mögen, sie seien die Hüter irgend eines kostbaren, im Nyanza-See versenkten Schatzes gewesen oder aber, sie seien im Kriege mit Emin Pasha begriffen. Sir Percival hätte auf der Suche nach dem heiligen Graal keinem heißeren Widerstande begegnen können.

Meine eigenen Leute verkauften, durch Hunger und Elend dazu getrieben, ihre Gewehre und Munition an unsere natürlichen Todfeinde, die Manyema Sklavenhändler, wahre Scheusale, ohne irgendwelche menschenwürdige Eigenschaften, weder leibliche noch geistige. Welcher glücklichen Eingebung habe ich es zu danken, daß ich nicht alle Betheiligten habe hängen lassen. Jedesmal wenn ich die Erzählung von Capitain Nelson's und Dr. Parke's Leiden las, wurde ich unwillig ob meiner Milde, und doch bin ich dafür jetzt aufrichtig dankbar; da eine höhere Gewalt als die meinige die Mörder damit heimsuchte, daß sie wenige Wochen nach der Befreiung Nelson's und Parke's sich selbst aufgefressen haben. Wenn ich an diese Ereignisse zurückdenke, so fühle ich einmal verhärtet und dann wieder unmännlich.

Gleich nachdem wir Emin und den armen alten Casati befreit, nebst allen denen, welche den ägyptischen Fleischtöpfen vor dem reichen Ueberflusse der Nyanza Provinz den Vorzug gaben, kehrten wir zurück, und während wir ruhig zuschauten, vollzog sich das Verhängniß für die Rebellen.

Seit diesen Tagen voll Noth und trüber Aussichten hat mich eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, die Aufregung war zu groß, sodaß ich achtundzwanzig Tage hülflos auf dem Siechbette lag, wobei ich mich der liebevollen und sachkundigen Pflege des Doktors Parke zu erfreuen hatte.

Langwierige Verzögerung.

Wir haben alle Ursache dankbar zu sein, möge das Gefühl stets in mir lebendig bleiben. Wir haben als Freiwillige unser Gelübde ebenso treu erfüllt, als ob wir im amtlichen Auftrage der Regierung gehandelt hätten. Freiwillige waren wir Alle, Jeder stellte willig seine Gaben, Fähigkeiten und seine volle Energie den uns gestellten Aufgaben zur Verfügung, damit dieselben erfolgreich zum Ziele geführt werden könnten. Wenn irgend etwas geeignet war, einen Schatten auf unsere gehobene Meinung zu werfen, so war es die unschlüssige Haltung Emin's und seiner Leute, wodurch wir befürchten müssen, bei unseren Freunden den Vorwurf langsamen Vorgehens aufkeimen zu sehen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit habe ich mir alle Mühe gegeben, derartige Vermuthungen im Keime zu ersticken, indem ich dem Committee detaillirte Ausweise über unser Vorgehen lieferte, damit Alle, die ein Interesse daran hatten, genau wissen sollten, was wir gethan und wie wir gehandelt hatten. Einige der Officiere sind auch nicht ohne Sorge, daß es seitens ihrer Vorgesetzten nicht übersehen werden dürfte, daß sie ihren Urlaub überschritten haben, es ist jedoch nicht minder wahr, daß alle Millionen, die das englische Schatzamt zur Verfügung hat, außer Stande gewesen sein würden, unseren Marsch beschleunigen zu helfen, ohne uns eines großen Vertrauensbruches

schuldig zu machen; überdies waren die Officiere nicht minder als ich selbst dabei interessirt, daß alles gut und richtig gethan wurde.

Wie ich höre, ist es in in Zanzibar zu ernstlichen Reibungen zwischen Deutschen und Arabern gekommen. Ich kann von hieraus nicht beurtheilen, welchen Einfluß dies auf den weiteren Verlauf unserer Expedition haben mag, lebe aber in der zuversichtlichen Hoffnung, daß nichts im Stande sein wird, den Marsch zur Seeküste, den wir binnen einigen Tagen antreten werden, zu verhindern.

Mit solchen Wünschen, wie sie die besten und unparteiischen Freunde für einander nur hegen können, bitte ich mich stets ansehen zu wollen als

im Herzen der Ihrige, Henry M. Stanley.

An Ed. Marston, Esq.

Professor Schweinfurth, zur Zeit in Berlin, empfing folgendes Schreiben von Emin Pasha.

Englische Mission, Station Ussambiro.

Victoria-Nyanza, 26. August 1889.

Soeben sind Stanley und seine Leute, sowie die wenigen, die mir gefolgt sind, hier angelangt. Ich beeile mich Ihnen, der mir stets soviel Güte bewiesen und solch' großes Interesse an mir genommen hat, durch ein Paar Zeilen ein Lebenszeichen von mir zu geben.

Bleiben wir, wie ich hoffe, ein Paar Tage hier, so will ich Ihnen ausführlicher schreiben, obschon ich halb blind bin. Ich hoffe, Ihnen an einem Feierabende alles Nähere über die in meiner Provinz ausgebrochene Militärrevolte sowie alles Wünschenswerthe mittheilen zu können; wie ich mit Herrn Jephson in Dufile, gefangen gehalten wurde, die Ankunft der Mahdisten in Lado, die Einnahme und Zerstörung von Rejaf, die Niedermetzelung der sämmtlichen ausgesandten Officiere und Soldaten, unsere Abreise nach Wadelai und Tunguru; der Angriff der Mahdisten auf Dufile und ihre complete Niederlage, unsere schließliche Vereinigung mit Stanley und endlich den Marsch nach hier, vom Albert Nyanza aus, der zu hochinteressanten geographischen und anderen Entdeckungen geführt hat. Auch habe ich einige hübsche Pflanzenproben für Sie in petto. Bitte die Herren Junker, Ratzel, Leipan, Haffenstein und Perthes von mir grüßen zu wollen. Ich möchte gerne weiter schreiben, — aber meine Augen! — Empfangen Sie die besten Grüße von

Ihrem aufrichtig ergebenen Emin.

Kapitel XXXVIII.

Stanley's Triumph.

Stanley setzt seine Reisebeschreibung fort. — Emin's Ankunft in Stanley's Lager. — Vorbereitungen für die Reise. Araber, die stets zustimmen. — Das gestohlene Gewehr. — Selim Bey abgesetzt. — Treue des Arztes. — Ein Doktor, der seine Patienten liebt. — Die Flüchtlinge und ihre Baggage. — Fallstaff's Tragekorb. — Alter Plunder. — Uebelgelaunte Träger. — Emin's Anfrage. — Abgesandter der Regierung. — Stanley's Antwort an Emin. — Der Aegypter schwankende Haltung. — Stanley überschlägt noch einmal die Lage. Gefahr für den Pascha. — Ueberall Rebellen. — Emin wird aufgeregt. — Rebellen bedrohen Stanley. — Versuche, Stanley's Expedition in der Wildniß umkommen zu lassen. — Selim Bey's Nachlässigkeit. — Rebellen haben genügend Munition. — Wann der Marsch beginnen soll. — Antwort der Officiere. — Fragen von Ehre und Pflicht. — Europäer, die Afrika nicht verlassen wollen. — Ein gebrochener Vertrag. — Emin von jeder unehrenhaften Handlung freigesprochen. — Seine nie wankende Zuversicht. — Wenige, die Emin nach Aegypten folgen wollen. — Beschreibungen von Armuth und Unordnungen. — Forcirte Musterung und Abreise. — Alle, zwei ausgenommen, wollen nach Zanzibar. — Stanley bedroht die verrätherischen Araber. — Die Rückfahrt. — Fünfzehnhundert Mann im Gefolge. — Stanley's Krankheit. — Verschwörungen. — Der Leiter derselben wird gehängt. — Ein Packet Briefe. — Freche Botschaft von Selim Bey. — Der gefahrvolle Marsch. — Großes, schneebedecktes Gebirge. — Uebersteigen das Gebirge. — Strapazen der Reise.

Zwölf Tage, nachdem Stanley seinen im vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Bericht über die Thätigkeit der Expedition zu Papier gebracht hatte, schickte er eine Fortsetzung desselben an das Committee in London, sodaß wir eine vollständige Erzählung dieser Wunderfahrt aus der eigenen Feder des Helden besitzen. Diese Fortsetzung lautet:

Im Lager von Kizinga. Uzinja, 17. August 1889.

An den Vorsitzenden des Emin Pasha-Hülfs-Committees.

Mein Herr! Am 17. Februar kam Emin Pasha in mein Lager in Kavalli; in seinem Gefolge befanden sich 65 Leute, darunter Selim Bey oder Colonel Selim mit sieben weiteren Officieren, die als Deputation von dem Officierkorps der Aequator-Provinz entsendet waren. Der Pascha war in Mufti-Kleidung, während die Deputation in großer Uniform war und dadurch hier großes Aufsehen machte.

Drei der Officiere waren Aegypter, die übrigen Nubier, und besonders stramm in ihrer Haltung; einen oder zwei ausgenommen, wurden Alle vom Pascha warm empfohlen. Nächsten Tages sollte eine Rathsversammlung abgehalten werden.

Am 18. kam Stairs mit seiner Kolonne an, die durch Mazambonis reichlichen Zuwachs erhalten hatte, die am Ituri-Flusse wohnen, sodaß die Expedition wieder einmal vereinigt war, um sich, wie ich hoffte, so

lange wir in Afrika weilten, nicht mehr zu trennen. In der folgenden Tages abgehaltenen Sitzung führte Selim Bey den Vorsitz. Derselbe hatte sich kürzlich vor Dufile ausgezeichnet, indem er die Station den Mahdisten wieder entrissen und etwa 250 derselben getödtet hatte, wie man wenigstens behaupten wollte. Er war ein stattlicher etwas beleibter ältlicher Herr von etwa fünfzig, und konstatirte, daß er und seine Kameraden seitens der Officiere in Wadelai beauftragt seien, doch eine gewisse Zeit zu erbitten, um den Soldaten und ihren Familien zu gestatten, sich in Kavalli sammeln zu dürfen.

Die Treue des Arztes.

Am 21. ging der Pascha und die Deputation zum Nyanza-Lager hinab, da sich das Gerücht verbreitet hatte, die Wanyoros seien im Anzuge, um das Lager anzugreifen. Durch einen Officier von der Deputation wurde der Expedition ein Gewehr entwendet. Dies war ein schlechter Anfang der beabsichtigten Annäherung. Inzwischen waren die beiden Dampfer Khedive und Nyanza nach Mswa abgefahren, um neue Flüchtlinge zu transportiren. Dieselben kehrten am 25. zurück, worauf folgenden Tages die Deputation wieder abreiste; ehe sie jedoch abreiste, empfing sie noch ein Schreiben aus Wadelai, in welchem ihnen gemeldet wurde, daß abermals eine Veränderung in der Regierung stattgefunden habe. Selim Bey, der höchste im Range nächst dem Pascha, war abgesetzt und verschiedene Rebellenofficiere zum Range von Bey's befördert worden.

Am folgenden Tage kehrte der Pascha mit seiner kleinen Tochter Ferida und einem Gefolge von 144 Mann in unser Lager zurück.

Auf meine Anfrage erwiederte Emin, zwanzig Tage seien ihm genügend, damit er Alles für die Abreise vorbereitet haben könne, auch erklärte er sich bereit, mir dies schriftlich zu geben. Ich lehnte dies zwar ab, wünschte jedoch zu hören, ob unsere beiderseitigen Ansichten über den Begriff „angemessene Zeit" auseinandergingen; da ich nämlich beobachtet hatte, wie viel Tage ein Dampfer zu einer Rundreise von unserem alten Lager von Nyanza bis nach Wadelai und zurück gebraucht hatte, so hielt ich einen Monat für mehr als ausreichend, binnen welcher Zeit Selim Bey alle diejenigen Leute herbeischaffen konnte, die nach Aegypten auswandern wollten.

Die durch Herbeischaffung der Leute von Wadelai erforderliche Zeit konnte dann durch Doktor Parke zur Behandlung der Kranken verwendet werden.

Wir hatten dem Pascha versprochen, seinen Pflegebefohlenen einige Träger beizugeben, oder deutlicher gesagt, für jeden Auswanderer einen bis zwei Träger. Aber niemals sind Menschen so schmählich betrogen worden, als das mit uns der Fall war.

Die Gepäckstücke waren einfach zahllos. Der Anblick des alten Plunders, den die Leute mitbrachten, und der nunmehr eine Höhe von 2800 Fuß oberhalb des Nyanza hinaufgetragen werden mußte, verursachte lautes Murren unter meinen Leuten. Sachen wie Schleifsteine, kupferne Kochtöpfe von zehn Gallonen Inhalt, etwa zweihundert Bettstellen, unheimlich große Körbe ähnlich dem Fallstaff'schen Waschkorbe, alte Saratoga-Koffer wie sie ältere amerikanische Damen mitzuführen pflegen, große schwerfällig ausschauende Kasten, sogar Viehtröge, zwölf Gallonen haltende Weinkrüge, Papageien, Tauben 2c., Alles das war der alte Plunder, welcher weggeworfen werden mußte, sobald der Marsch angetreten wurde.

Am 31. März waren wir todtmüde und gaben unsere Anstrengungen als hoffnungslos auf. Eintausenddreihundertfünfundfünfzig Ladungen waren vom Lager am See zum Hochplateau hinaufbefördert worden.

Anfrage des Paschas.

Dreißig Tage nach Selim Bey's Abreise nach Wadelai, kam ein Dampfer vor dem Seelager an, der einen Brief von Selim Bey brachte, sowie einen zweiten von allen Rebellenofficieren dieses Platzes, die sich hocherfreut zeigten, als sie zwölf Monate nach meiner zweiten Ankunft am Nyanza-See erfahren hätten, daß der „Abgesandte unserer großen Regierung" angelangt sei, und daß sie gern bereit seien, unter meinem Geleite nach Aegypten abzureisen. Als der Pascha seinen Brief durchgelesen hatte, theilte er mir mit, Selim Bey habe angeordnet, daß ein Dampfer mit Flüchtlingen von Wadelai nach Tunguru fahren sollte, und seitdem damit beschäftigt sei, Leute von Dufile nach Wadelai transportiren zu lassen. Ging es in diesem Schlendrian weiter, so wären drei Monate erforderlich, selbst wenn Selim Pascha seinen Eifer nicht noch weiter mäßigen sollte, ehe die Ueberführung der Leute zum Nyanza-Lager durchgeführt sein könnte. Der Pascha selbst schien persönlich entzückt zu sein ob des günstigen Fortschreitens der Evakuirung, und fragte mich, was ich von dem jetzigen Stande der Dinge halte. Statt jeder Antwort berief ich die Officiere der Expedition zusammen und ersuchte dieselben, in Gegenwart des Paschas eine Erklärung von mir anzuhören, und dann Mann für Mann, sowie sie aufgerufen würden, ihr Urtheil darüber abzugeben:

„Meine Herren!" sagte ich, „Emin Pasha hat Nachrichten aus Wadelai erhalten. Selim Bey, der uns hier unten am 26. Februar mit dem Versprechen verließ, er werde die Leute, welche nach Aegypten zu gehen wünschten, rasch zusammentrommeln, schreibt nun, daß die Dampfer mit dem Transport von Leuten von Dufile nach Wadelai beschäftigt seien; nachdem dies geschehen, werde der Transport zwischen Wadelai und Tunguru seinen Anfang nehmen. Als er von hier abreiste, hörten wir,

er sei abgesetzt, und nebst Emin Pasha durch die Rebellenofficiere zum Tode verurtheilt. Jetzt hören wir, daß die aufrührerischen Officiere (zehn an der Zahl) den Wunsch hegen, nach Aegypten auszuwandern. Wir dürfen somit annehmen, daß Selim Bey's Partei wieder Oberwasser hat. Shukri Aga, der Kommandant der Mswa-Station, besuchte uns Mitte März. Es wurde ihm am 16. März, als er wieder abreiste, mitgetheilt, daß unsere Abreise nach Zanzibar unbedingt am 10. April beginnen werde. Briefe, die er an Selim Bey mitnahm, bestätigten dies in den klarsten Ausdrücken.

Stanley's Antwort.

Acht Tage später hörten wir jedoch, daß Shukri Aga sich noch immer in Mswa aufhalte, und nur ein Paar Frauen und Kinder nach dem Nyanza Lager geschickt habe; wollten dieselben wirklich mit uns ziehen, so müßten sie längst hier sein. Vor dreißig Tagen verließ uns Selim unter dem Versprechen einer „angemessenen Zeit." Damals dachte der Pascha, zwanzig Tage sei eine „angemessene Zeit," — ich dehnte dieselbe jedoch auf 44 Tage aus. Wird die Masse Zeit, welche Selim bereits gebraucht hat, um Tunguru mit etwa einem Sechszehntel der Flüchtlinge zu erreichen als Maßstab für seine ferneren Leistungen angesehen, so bin ich in der Lage, Selim Pascha meine endgültigen Antwort zu geben.

Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß der Pascha, nachdem er Selim's Bericht so entmuthigend gefunden hat, nunmehr meine Entscheidung zu vernehmen wünscht; ich habe es aber für besser gehalten, Sie zur Berathung zusammenrufen zu lassen, um für mich zu antworten. Sie wissen, daß unsere Instruktionen dahin lauten, Emin Beistand zu leisten, und Alle, welche nach Aegypten auswandern wollen, dorthin zu geleiten.

Wir langten am Nyanza an und trafen Emin Pascha Ende April 1888, grade vor 12 Monaten. Wir übergaben ihm Briefe des Khedive und seiner Regierung, sowie die erste Abschlagsquote des Hülfs-Committees, und fragten ihn, ob wir das Vergnügen haben würden, ihn nach Zanzibar begleiten zu können. Er antwortete, seine Entschließung hänge von derjenigen seiner Leute ab. Das war die erste unangenehme Neuigkeit, die wir hier hörten. Statt eine Masse von Leuten zu treffen, die mit Freude das Land verlassen wollte, war es zweifelhaft, ob außer einigen ägyptischen Schreibern überhaupt irgend Jemand auszuwandern gewillt sei. Da Major Barttelot noch so weit von uns entfernt war, konnten wir uns am Nyanza See nicht mit dieser Entscheidung zufriedengeben. Da eine solche sich noch Monate lang hinziehen konnte, so erschien es vortheilhafter, die zurückgebliebene Kolonne aufzusuchen und ihr beizustehen; bis wir dann nochmals hierher kämen, würden vermuth-

lich diejenigen, welche wirklich nach Aegypten ziehen wollten, ungeduldig den Abmarsch erwarten. Wir ließen deshalb Jephson mit dem Auftrage zurück, den Truppen des Paschas eine Botschaft an uns zu überbringen, und gingen in den Urwalddistrikt zurück, um die zurückgebliebene Kolonne aufzusuchen. Neun Monate später waren wir wieder hier, statt jedoch das Lager mit Leuten angefüllt zu sehen, die begierig sind, von hier fortzukommen, sahen wir hier Niemanden, und hörten blos, daß der Pascha und Jephson gefangen gesetzt seien, daß selbst das Leben des Paschas von den Rebellen bedroht sei, und er bei einer anderen Gelegenheit in der Gefahr geschwebt habe, auf eine Bettstelle gebunden und in das Innere des Makkaraka Landes abgeführt zu werden. Man glaubt allgemein in der Provinz, daß wir nur eine Gesellschaft von Verschwörern und Abenteurern seien, die Briefe des Khedive und von Nubar Pascha abgefeimte Schelmenstreiche des gemeinen Christenhundes Stanley seien, der von Mahomed Emin Pasha unterstützt worden.

Drängt den Pascha.

Die Rebellen waren durch ihren unblutigen Sieg über den Pascha und Jephson dermaßen aufgeblasen, daß sie zuverlässig glaubten, mich durch gleißnerische Redensarten fangen, unserer Expedition alles was sie bei sich führt, rauben und uns selbst in die Wildniß jagen zu können, damit wir daselbst auf elende Weise zu Grunde gingen.

Nachdem ich Selim Bey und dessen Officieren eine „angemessene Zeit" zugestanden, versprachen dieselben wiederholt, keine Verzögerung dulden zu wollen. Der Pascha hatte bereits den Tag der Abreise auf den zehnten April festgesetzt, wodurch Selim genügend Zeit erhielt, die Rundreisetouren durch die Dampfer machen zu lassen.

Wie wir heute erfahren, ist Selim nicht nur nicht nach hier unterwegs, er ist noch nicht von Wadelai abgefahren. Außer seinen eigenen Freunden, die, wie man sagt, ihm gehorsam und loyal ergeben sind, bringt er zehn Rebellenofficiere nebst 600—700 Soldaten, ihre Helfershelfer.

Bedenkt man, daß diese Officiere drei Revolten angestiftet hatten, ihre offenkundige Gesinnungen gegen die Expedition, ihre Complotte und Gegencomplotte, die Verschwörerexistenz die sie geführt, das verrätherische Lächeln, was ihre Lippen verunziert, so muß man billig bedenken und sich fragen, welche Absichten haben die Leute eigentlich jetzt, indem sie von unbezähmter rebellischer Auflehnung gegen jede bestehende Autorität, sich plötzlich zu gehorsamen und loyalen Soldaten des Khedive und seiner großen Regierung bekehren.

Sie müssen erwägen, daß die Rebellen ausschließlich der 31 Kisten Munition, welche wir dem Pascha im Mai 1888 aushändigten auch einen Munitionsvorrath aus dem Magazin der früheren Provinzial-

verwaltung besitzen, der zwanzig Mal größer ist, als unsere zwanzig Kisten.

Wir müssen denselben genug Einsicht zutrauen, daß sie begreifen, wie dieses kleine Quantum innerhalb einer Stunde Fechtens verschossen sein werde, und daß sie nur durch erheuchelte Unterwürfigkeit und Loyalität hoffen können, weitere Zufuhren von uns zu erlangen. Obschon der Pascha sich jedesmal aufheiterte, wenn er ein paar plausible Briefe von diesen Leuten empfängt, so muß es doch Fernstehenden wie uns verziehen werden, wenn wir nicht so leicht denen Vertrauen schenken, die so vielerlei Anlaß zu Mißtrauen gaben. Sind wir denn so sicher, daß wenn wir die Leute als gute Freunde in unser Lager aufnehmen, sie nicht in einer schönen Nacht sich erheben und sich der Munition bemächtigen werden, wodurch uns die Möglichkeit nach Zanzibar zurückzukehren, genommen sein würde? Dies würde den Leuten ein Leichtes sein, wenn sie nur erst die Lagervorschriften kennen gelernt hätten. Noch unter dem Eindrucke der Jephson'schen Enthüllungen über die Vorgänge in der Provinz mit der Blokade des Nils, — wenn ich ferner den Pascha vor mir sehe, der noch vor Kurzem verschiedene Tausend Bewaffnete unter seinem Befehl haben sollte und nun fast ohne alles Gefolge dasteht, — wenn ich endlich bedenke, durch welche „Schliche und Ränke" man uns hat fangen wollen, — dann meine Herren! frage ich Sie: „Würde es wohlgethan sein, die Frist über den einmal festgesetzten Termin, den zehnten April, hinaus zu verlängern?

Die Officiere verneinten diese Frage einstimmig.

Herr Pascha, rief ich aus, hier haben Sie Ihre Antwort. Wir werden am zehnten April abmarschiren.

Der Pascha legte uns dann die Frage vor, ob wir ihn nach Recht und Gewissen freisprechen könnten, falls er diejenigen seiner Leute ihrem Schicksale überließe, die nicht bis zum zehnten April im Lager eingetroffen seien. Unsere einstimmige Antwort lautete: Ganz gewiß!

Fragen von Ehre und Pflicht.

Einige Tage später wurde mir durch den Pascha, der auf Kapitän Casati's Urtheil großes Gewicht legt, mitgetheilt, daß letztgenannter durchaus nicht darüber mit sich einig sei, ob Emin recht handle, wenn er seine Leute im Stiche ließe, weßhalb ich, des Pascha's Wünschen gern entsprechend, mich alsbald zu Casati begab, während Emin bald nachher folgte. Casati verbreitete sich ausführlich über Gesetz, Ehre und Pflicht und erklärte es als seine unumstößliche Ueberzeugung, daß moralisch (morale mente) Emin gebunden sei, bei seinen Leuten auszuhalten.

Ich erwähne dies lediglich, um zu demonstriren, daß unsere Schwierigkeiten nicht allein in unsern Beziehungen zu den Soudanesen und Aegyp-

tern lagen, wir haben sie auch mit Europäern gehabt, die aus dem einen oder andern Grunde keine Lust hatten, Afrika zu verlassen, und selbst dann nicht, als der kommandirende Pascha der Provinz nur noch wenige Leute hatte, auf die er sich verlassen konnte, als schwere Gefahren, ja Tod ihnen in's Auge starrten und außer einem schleunigen Rückzuge kein anderer Ausweg offen stand als ein gähnendes Grab. Die wunderlichen Ideen des Kapitain Casati konnte ich mit dem A-B-C des gesunden Menschenverstandes leicht widerlegen. Nicht als ob ich glaubte, daß ich Casati oder auch Emin überzeugt hätte. Immerhin ist es merkwürdig, zu beobachten, welche Anziehungskraft dieser Theil von Afrika für europäische und ägyptische Officiere, sowie für soudanesische Soldaten haben muß.

Folgenden Tages theilte mir Emin mit, alle im Lager anwesenden Aegypter würden an dem bestimmten Termin mit abmarschiren, während mir von andrer Seite versichert wurde, nicht ein Viertel würden mitgehen. Reichliche Mahlzeiten, die friedfertige Haltung der Eingeborenen, mit denen wir in vollster Harmonie lebten, schienen ihnen hinreichend Veranlassung zu bieten, das Leben nahe dem Nyanza dem Marschiren vorzuziehen. Ueberdies waren die Mahdisten, vor denen sie sich fürchteten, in weiter, ja sehr weiter Ferne, und konnten ihnen denkbarer Weise nichts anhaben.

Unerschütterliche Treue des Paschas.

Am 5. April erzählte mir Serom, Emin's Diener, daß nicht viele seiner Leute dem Pascha auf seiner Reise am 10. folgen würden, was mir Emin später bestätigte. Welch' eine Enttäuschung! Sollte man meinen! Von etwa zehntausend Anhängern waren schließlich nur wenige gewillt, ihm nach Aegypten zu folgen. Uns Officieren der Expedition war es von Anfang an klar gewesen, daß der Pascha seine Autorität über die Leute eingebüßt hatte; weder Officiere und Soldaten noch Diener zeigten Lust, ihm zu folgen. Und doch konnten wir die Argumente des Paschas nicht verdammen, mußten sogar zugeben, daß er seine Gründe hatte, wenn er in seinem Vertrauen auf die Leute sich nicht irre machen ließ, wie er dies in den Worten zum Ausdrucke brachte: „Ich kenne meine Leute, dreizehn Jahre habe ich unter ihnen gelebt. Alle werden mir folgen, wenn ich abziehe." Als die Briefe der Rebellen ankamen, in welchen sie schrieben, sie würden ihrem Gouverneur folgen, rief er aus: „Jetzt sehen Sie es, ich habe es ja immer gesagt." Dann wieder umgekehrt: „Ich kann mit zwei Dienern gerade so gut auskommen, als wenn ich deren fünfzig zur Verfügung habe, und denke nicht, daß mir dieser Umstand viel Kummer machen würde, da ich mir Alles rechtzeitig überlegt habe; es gab mir jedoch einen Stich in's Herz, als ich erfuhr, daß, nachdem 44 Tage Frist bewilligt, den Leuten Lagerzelte gebaut und vierzehnhundert Tragladungen

für dieselben den Berg hinaufgeschleppt worden waren, nur wenige uns folgen würden."

Am folgenden Tage wurde mir mitgetheilt, daß in der letzten Nacht Unruhen im Lager ausgebrochen seien, — es war in die Zelte der Zanzibarer eingebrochen und ein Versuch gemacht worden, die Gewehre zu stehlen und zwar durch Emin's Leute. Dies veranlaßte mich, sofort energisch vorzugehen. Ich wußte, daß eine Verschwörung im Lager brütete, daß die Zahl der Unzufriedenen in der Zunahme begriffen war, daß wir manche Todfeinde unter uns bargen, daß die Leute mehr Furcht vor dem Marschiren als vor den Eingeborenen hatten; nicht glauben konnte ich jedoch, daß sie ihre unsauberen Pläne bereits jetzt in meinem Lager zur Ausführung bringen wollten.

Ich konferirte mit Emin, derselbe wollte keinem meiner Vorschläge zustimmen, nicht weil sie unnöthig oder überflüssig wären, er könne jedoch nicht, auch habe er keine Zeit ꝛc. ꝛc. Und doch hatte Emin gerade Abends vorher einen Brief aus Wadelai empfangen, in welchem ihm entsetzliche Schilderungen von Anarchie, Armuth und Hülflosigkeit, die bei Selim und dessen Anhängern eingerissen seien, gemacht wurden.

Ich erklärte ihm nun meinen Entschluß, auf eigene Verantwortung und sofort handeln zu wollen, indem ich mir Gewißheit über die Vorgänge im Lager verschaffen wolle. Als erster Schritt dazu würde der Pascha mich verpflichten, falls er für alle ägyptischen Soldaten des Lagers Generalmarsch schlagen lassen würde.

Ein erzwungener Appell und Abreise.

Die Trommeln wurden gerührt, da denselben aber für meine Erregtheit nicht rasch genug Folge geleistet wurde, so wurde eine halb Sektion Zanzibarer beauftragt, mit Stöcken in der Hand die Leute aus ihren Hütten zu treiben. Durch diese energischen Maßregeln aufgerüttelt, stürmten sie zum Appellplatze, der mit Bewaffneten umzingelt war.

Darüber befragt, leugneten sie jedwede Mitwissenschaft an einem Komplott um unsere Gewehre zu stehlen, zu raufen oder der Lagerordnung zuwider zu handeln. Ich ersuchte jetzt diejenigen, welche uns nach Zanzibar begleiten wollten, auf die Seite zu treten. Mit Ausnahme zweier von Emin's Diener, traten alle auf die Seite.

Diejenigen von Emin's Leuten, welche der Ordre zum Appell zu erscheinen keine Folge geleistet hatten, wurden in die Hütten eingesperrt und dann zum freien Platze gebracht, wo einige derselben durchgepeitscht und in Ketten gelegt wurden. Und nun Pascha, sagte ich zu Emin mich wendend, werden Sie die Güte haben, diesen Arabern zu sagen, daß die aufrührerischen Streiche von Wadelai und Dufile hier zu unterbleiben haben, da ich bei dem geringsten Anzeichen dafür die ganze Bande ohne

weitere Umstände über die Klinge springen lassen werde. Als der Pascha dies den Leuten mittheilte, machten die Araber eine tiefe Verbeugung und gelobten ihrem Vater treuen Gehorsam leisten zu wollen. Bei der Musterung ergab sich das folgende eigenthümliche Resultat:

Im Lager befanden sich 134 Männer, 84 verheirathete Frauen, 187 Dienerinnen, 74 Kinder über zwei Jahre alt, 35 Säuglinge, im Ganzen 514. Ich habe Grund zu der Annahme, daß es im Ganzen etwa 600 waren, da viele aus Furcht eingekerkert zu werden, nicht zum Vorschein kamen.

Am zehnten April wurde der Abmarsch von Kavalli angetreten. Die ganze Reisekarawane zählte etwa 1500 Köpfe, da 350 Eingeborene des Distrikts als Träger engagirt worden waren, um die Baggage der Leute des Paschas fortzuschaffen, der von den Erfordernissen dieses gewaltigen Marsches keine Ahnung hatte.

Gefahrvoller Marsch.

Am elften campirten wir in Masambonis, wo mich inmitten der Nacht eine schwere Krankheit befiel, die nahezu einen tödlichen Ausgang genommen hätte. Der Vormarsch wurde dadurch achtundzwanzig Tage aufgehalten; wäre nun Selim mit seinem Anhange wirklich gesonnen gewesen, sich aus Afrika zurückzuziehen, so hätten sie jetzt eine günstige Gelegenheit dazu gehabt, da sich die ihnen gestellte Frist auf 72 Tage ausgedehnt hatte. Während dieser ganzen achtundzwanzig Tage ließ sich jedoch nur Shukri Aga, der Kommandant der Mswa Station, blicken. Er war mit zwölf Soldaten ausgezogen, von denen einer nach dem andern desertirte, bis er schließlich nur noch einen Trompeter, sowie einen Diener um sich hatte. Einige Tage später lief auch der Trompeter fort, sodaß von einer aus fünfzig Mann bestehenden Besatzung nur einer übrig war. Und doch hielt man diese Besatzung für die treueste unter den Treuen.

Am 8. Mai wurde der Vormarsch wieder aufgenommen, und am Abende dieses Tages traf der letzte Brief von Selim Bey ein. Derselbe war in frechem Style abgefaßt, wie beispielsweise: „Was soll es heißen, daß Sie ägyptischen Officieren Lasten zum tragen auf die Schulter legen? Wollen Sie aus den Soldaten Lastthiere machen? ꝛc. ꝛc. Natürlich alles erlogene Anschuldigungen! Der Brief schloß mit ganz unterwürfigen Bitten um Verlängerung der Frist, mit der Prophezeihung, sie wären dem Tode geweiht, falls wir ihre Bitte nicht erhörten, da sie nur noch wenig Munition vorräthig hätten. Der Schluß des Schreibens war ganz darnach angethan, bei uns Zweifel darüber aufkommen zu lassen, ob der Schreiber auch noch ganz bei Sinnen sei. Man theilte uns nämlich schließlich mit, daß die zehn Rebellenofficiere mit ihren Anhängern eines Nachts in dem

Regierungs-Magazin einen Einbruch verübt und die ganze Reservemunition nebst anderen Vorräthen gestohlen hätten. Sie seien dann nach Makkaraka entflohen, und hätten den dupirten Selim Bey allein zurückgelassen. Er sehe jetzt ein, daß er ein immenser Dummkopf gewesen sei, als er die Befehle des Paschas mißachtet und dessen Vorstellungen kein Gehör geschenkt habe, und das alles für solch' undankbare Subjekte, die ihn in einen tiefen Abgrund gestürzt hätten, aus dem er nur durch unsere Beihülfe gezogen werden könne. Als letzte Antwort wurde ihm geschrieben, daß, im Falle er uns zu folgen wünsche, wir langsam weitermarschiren und 24 weitere Rasttage bis zur Küste machen würden, innerhalb welcher Zeit er uns bequem mit seinen 200 Soldaten einholen könnte. Dies war das letzte Lebenszeichen, welches wir von dem Biedermann empfingen.

Die von uns eingeschlagene Marschroute schlängelte sich von Nyanza etwa 40 Meilen weit den Abhängen des Balegga Gebirges entlang. Der erste Tag war ein wonniger Spaziergang, an den nächsten Tagen machten uns jedoch die Aegypter wegen des Auf- und Absteigens, sowie des Schilfrohrgrases viel zu schaffen. Als wir am Südende des Gebirges anlangten, erfuhren wir, daß es nicht rathsam war, weiter vorzugehen, da der König von Unyoro einen kühnen Einbruch gemacht und einen beträchtlichen Theil des am Semliki Flusse belegenen Terrains annektirt hatte, welches das ganze Grasgebiet zwischen dem Semliki Gebiete und dem Urwalde umfaßte. Da wir nun durch diesen der Aegypter wegen nicht ziehen konnten, so blieb uns kein anderer Ausweg als trotz Kabrega's und seiner Warasuras vorwärts zu marschiren. Letztere Bezeichnung wird den Wanyoros von allen Eingeborenen der benachbarten Staaten gegeben. Unser erstes Scharmützel mit denselben fiel dermaßen zu unseren Gunsten aus, daß das Terrain bis zum Semliki Flusse von Wanyoros vollständig gesäubert war.

Inzwischen zeigte es sich, daß wir an der Schwelle eines Gebietes standen, welches recht interessant zu werden versprach. Ein Gebirge, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt, rückte uns, als wir südwärts marschirten, immer näher und näher. Dasselbe dehnte sich weit nach dem Südwesten aus und mußte uns unvermeidlich auf einige Entfernung von unserem Kurse abbringen, wenn es uns nicht gelang einen Paß aufzufinden, der die Richtung nach Süden abkürzte. In Buhoho, wo wir das Gefecht mit Kabrega's Leuten hatten, standen wir auf dem Gipfel der Hügelkette, welche den Semliki im Nordosten und Südwesten umgiebt. An der entgegengesetzten Seite ragte der Ruwenzori-Kegel in die Wolken hinein, ein Schneegebirge mit enormer nach Westen absteigender Flanke, bis es sich ins Tafelland von Unyoro hinabsenkt. Die buckelartigen westlichen Abhänge

senken sich auf Gegenden herab, die wir nicht einmal dem Namen nach kannten.

Zwischen diesen gegenüberstehenden Barrieren breitetet sich das Semliki-Thal aus, welches an seinen Ausläufern einem See glich, sodaß unsere Officiere ausriefen, es sei der See, während die weiblichen Genossen der Aegypter ein Freudengeschrei anhuben, in der Meinung, sie hätten ihren eigenen See, den Nyanza, vor sich.

Mit bloßem Auge sieht es allerdings wie ein See aus, ein Fernglas überzeugte mich jedoch bald, daß es Land mit Gras war, welches reifte und deßhalb weiß aussah. Diejenigen, welche Baker's „Albert-Nyanza" gelesen haben, werden sich der Stelle entsinnen, wo er sagt, daß sich der südwestliche Nyanza „unbegrenzbar ausstrecke". Er war darüber natürlich im Irrthum, doch war derselbe gerade so gut zu entschuldigen, als wenn viele unserer Leute auf eine Distanz von einer Meile reifes Grasland für den Nyanza See hielten. Wo die Ebene südwestlich zurücktritt, wird das Buschwerk dichter — zuletzt zeigen sich Akazienwälder, und weiter das undurchdringliche Dunkel der tropischen Urwälder; die Ebene schien jedoch, soweit wir sehen konnten, zwischen zehn und zwölf Meilen breit innerhalb der Gebirge zu liegen. Durch die Mitte der Ebene strömt der Semliki Fluß, indem er sich zuweilen an die südöstliche und dann wieder an die westliche Seite der Gebirgskette anschmiegt.

Nach zwei Tagemärschen von Buhoho aus standen wir an seinen Ufern. Wie schade, daß Mason Bey und Gessi Pasha nur zwei Stunden mit ihren Dampfern dort anhielten, sie würden sonst noch mehr geographische Entdeckungen gemacht haben, da es ein mächtiger Strom ist, der bis zu 100 Ellen breit, durchschnittlich neun Fuß tief ist und eine Strömung von dreieinhalb Knoten per Stunde hat. Seine Größe beträgt ungefähr zwei Drittel des Victoria Nils. Als wir über den Fluß setzten, wurden wir von den Warasuras angegriffen, und mit einer vollen Salve begrüßt; glücklicher Weise war die Distanz zu groß. Wir jagten ihnen einige Meilen nach, aber flink wie die Windhunde flohen sie davon, sodaß beiderseitig keine Verluste zu beklagen waren. Wir betraten nunmehr die Awamba Gegend am östlichen Gestade des Semliki und marschirten mehrere Tage inmitten von Plantanenanpflanzungen, die in den Lichtungen gut zu gedeihen schienen. Endlich kamen wir wieder in offenes Land direkt unterhalb des Ruwenzori.

Großes Schneegebirge.

Groß waren unsere Erwartungen ob des Anblicks eines schneebedeckten Gebirges gewesen, man konnte nur nicht viel davon sehen. Gewöhnlich hing es über uns, wie eine tropische Sturmwolke, die sich eben über uns mit Regen und Blitz entladen will. Gegen Sonnenuntergang hier und

da ein Bergkegel, dort ein Abhang, dann ein Vorgebirge, alle schneebedeckt, das war Alles, was wir sahen.

Beinahe alle Officiere hatten den Wunsch, als gute Kletterer in diesen afrikanischen Alpen eine Vorstellung zu geben; es zeigte sich jedoch, daß dieselben garnicht einer solchen Aufgabe gewachsen waren. Der Pascha brachte es bis auf 1000 Fuß über unser Lager, während Lieutenant Stairs die immerhin respektable Höhe von 10,077 Fuß über dem Meeresspiegel erreichte, wo er die Enttäuschung erfuhr, zwei tiefe Einschnitte zwischen sich und dem Bergkegel vorzufinden. Er brachte übrigens eine hübsche Sammlung Pflanzen mit, darunter Riesen-Heidekraut, Wald- und Vogelbeeren. Der Pascha war hier in seinem eigentlichen Element und sortirte die Pflanzen sorgfältig. Am ersten Tage hatten wir das eigentliche Gebirge und seine vorspringenden Dickichte umgangen und warfen einen Blick auf das unter uns liegende Grasland, eben wie eine Kegelbahn — ein Duplicat dessen, welches wir am Albert-Nyanza bemerkt hatten, — welches sich südlich an den Waldungen des Semliki Thales erstreckt.

Wir wußten nunmehr, daß wir nicht mehr weit von dem südlichen, von mir 1877 entdeckten See entfernt sein konnten. Unter Führung der Wakonjus sandte ich Lieutenant Stairs ab, um den Lauf des Flusses, der in den südlichen Nyanza münden sollte, zu verfolgen. Folgenden Tages kehrte er zurück und berichtete, daß der Semliki sich auf ein 42 Ellen weites und zehn Fuß tiefes Gewässer verenge, und, wie ihm die Kanoeruderer versicherten, sich zum Nyanza-Utuku oder Nyanza von Unyoro, also dem Albert-Nyanza, ergoß.

Außer von den Eingeborenen hatte er noch weitere Beweise dafür, daß es der Semliki wirklich war.

Am zweiten Tage, nachdem wir die Grenze von Awavela überschritten, kamen wir in's Usongora-Gebiet, eine Graslandschaft, die in vollstem Gegensatze zu einem trockenen Lande stand, weil die nie versiegenden Quellen des Ukonju sie stets reichlich bewässern. Dies Land gränzt im Norden und Nordwesten an den Nyanza.

Ein wundervoller Salzsee.

Vier Tage später, während wir die Warasuras vor uns hertrieben — oder besser gesagt, ihre eigene Furcht trieb sie vor uns her — betraten wir das Hauptquartier dieser Räuber kurz nachdem sie es verlassen hatten, und zwar die wichtige Stadt Kative. Sie liegt an einer Bucht des südlichen Nyanza und eines Salzsees von zwei Meilen Länge und dreiviertel Meilen Breite, der einen weißen Untergrund hat und rosenrothes Salz in solider krystallener Kruste absetzt. Als wir in Uhaiyana eintraten, welches südlich von Toro liegt, hatten wir die Nordspitze des Nyanza,

Beatrice's Golf, passirt, sodaß der Weg nach Süden jetzt offen lag; doch hatten wir vorher noch ein Scharmützel mit den Warasuras zu bestehen.

Einige Tage später kamen wir nach Unyanpaka, welches ich im Januar 1876 besucht hatte. Der König Ringi lehnte es ab, sich mit den Unyoro zu verbünden und gestattete uns unaufgefordert, uns in seinen Bananengärten zu stärken. Nachdem wir dem Seeufer bisher südwestlich gefolgt waren, schlugen wir den Landweg nach dem hohen Inselkande Ankori ein, von dessen Bewohnern wir gut empfangen wurden, da uns der Ruf unserer Thaten gegen die verhaßten Warasuras vorausgeeilt war. Zieht man vom Nyanza eine gerade Linie nach der Uzinga-Küste des Victoria-Sees, so hat man damit ziemlich genau unsere Marschroute auf dieser Strecke vorgezeichnet. Ankori nahm uns ebenfalls freundlich auf, weil wir die Wanyoros am Salzsee verhauen hatten. Die Geschichte war allgemein bekannt geworden, auch hier hatte man einen gehörigen Respekt vor einem Expeditionskorps, welches Thaten vollbrachte, die alle Macht der Ankoris nicht zu Wege gebracht hätte. Karagwe war für uns offen, weil Freihandel der Politik der Waganda's in den Kram paßt, und überdies die Waganda's zu viel mit ihren Bürgerkriegen zu thun hatten, als daß sie Lust hätten spüren sollen, mit uns anzubinden.

Uhayia willigte in den Vorschlag schon aus Hochachtung vor unserer großen Anzahl, auch wohl deßhalb, weil wir durch die Wanyambus gut empfohlen waren. Die Wakwiyas behandelten uns schließlich in gleicher Weise, um den Wazinjas gefällig zu sein.

Leidet an Fieber.

Nichts ist während des langen Marsches vom Albert-Nyanza vorgefallen, was uns hätte bedauern lassen können, daß wir diese direkte Richtung für unseren Marsch gewählt hatten.

Aus Hochachtung vor dem ersten englischen Prinzen, der ein so hervorragendes Interesse an den geographischen Entdeckungen in Afrika genommen, haben wir die südlichen Nyanza: Albert-Edward-Nyanza getauft. Es ist ein sehr umfangreicher See, allerdings klein im Vergleiche zu dem Victoria, Tanganyika und Nyassa, seine Wichtigkeit besteht jedoch darin, daß er alle Ströme östlich vom Nilbassin in sich aufnimmt, und dieselben wieder durch einen einzigen Strom, den Semliki, abgiebt, der in den Albert-Nyanza mündet. In gleicher Weise empfängt der Victoria See alle Gewässer südöstlich vom Nilbassin und ergießt dieselben mittelst des Victoria Nils in den Albert-Nyanza. Diese beiden Nile verbinden sich im Albert See, den sie unter dem Namen des weißen Nils wieder verlassen.

Ihr gehorsamer Diener

Henry M. Stanley.

Kapitel XXXIX.

Brillante Resultate von Stanley's Reise.

Die Welt vernimmt staunend die neue Mähr.— Stanley's und Emin's Ankunft in Mpwapwa.— Zeitungen vollgefüllt mit Berichten. — Ungeheures Interesse der ganzen civilisirten Welt. — Unseliger Bericht über Emin's Tod. — Allgemeine Freude, als die Nachricht dementirt wird. — Der „Herald" beschließt, eine Hülfsexpedition auszusenden. — Wißmann's Depesche aus Zanzibar. — Die deutsche Regierung giebt alle mögliche Unterstützung. — Stanley's spannende Erzählungen. — Zwischenfälle beim Rückmarsche. — Der Entdecker bei guter Gesundheit. — Stanley's Aufforderung, die Expedition anzuführen. — Zwanzig verschiedene Aufträge. — Ein Held, der vor nichts zurückschreckt. — Große geographische Entdeckungen.— Der Aruwimi von der Quelle bis zur Mündung erforscht.— Der unermeßliche Kongowald. — „Cloud King" in ewigem Schnee. — Verbindung zwischen den beiden Seen. — Bergketten überstiegen. — Unter dem sengenden Aequator. — Leben von Waldbeeren. — Sechstausend Geviertmeilen Wasser dem Victoria-Nyanza hinzugefügt. — Vögel. — Thiere und Pflanzen. — Neue Wissensquellen. — Die Hand der Gottheit. — Wie die Ereignisse sich abspielten.— Verluste und Leiden. — Schrecklicher Anblick von mit Aussatz behafteten Männern. — Tod eines Weißen. — Emin und Jephson mit sofortigem Tode bedroht. — Gefangene in Händen der Mahdisten. — Jephson's Briefe. — Stanley's Ueberzeugtheit von der Reinheit seiner eigenen Motive. — Durch höhere Mächte geleitet. — Schreckliche Entbehrungen auf dem Marsche. — Fieberagonie. — Was gewöhnliche Leute Glück nennen. Seltsame Dinge auf und über der Erde. — Aufzählung von Heldenthaten. — Die Helden des schwarzen Erdtheils beklagen sich nie. — Anspornung zur Pflicht. — Stanley's Schreiben an den britischen Konsul in Zanzibar. — Zahlreiche Personen aus Centralafrika mitgebracht. — Neunundfünfzig Kinder. — Achtzehn von Emin's Leuten verschollen. — Die Leiden mehren sich mit vorschreitendem Zuge. — Die Hülflosen werden 1000 Meilen mitgetragen. — Vier Tage Kämpfens. — Vorurtheil gegen den Pascha unter den Eingeborenen. — Reden hilft nichts. — Werthvolle Entdeckung. — Größte Ausdehnung des Sees.— Gebirgige Inseln.— Vollständigkeit der Stanley'schen Berichte. — Rückblick auf die Expedition. — Glänzende Resultate. — Unsterblicher Ruhm des großen Helden.

Am 14. Dezember 1889 brachte der Telegraph nach allen Richtungen der Windrose die Meldung, daß Stanley und Emin im Gefolge von verschiedenen Hundert Begleitern von Central-Afrika an der Ostküste angelangt seien. Ueberall erregte die Botschaft die freudigste Aufregung, und die Zeitungen aller Nationen konstatirten die geschichtliche Thatsache, daß der große Entdecker seine letzte Aufgabe nunmehr glücklich zu Ende gebracht hatte.

Kurz vorher, am 21. November, hatte das Berliner Emin-Unterstützungscommittee die Freudenbotschaft von Stanley's wohlbehaltener Ankunft in Mpwapwa, einem der unter deutschem Protektorate stehenden ostafrikanischen Gebiete, empfangen. Die Nachricht von der glücklichen Errettung Emin's erregte um so größere Freude, als man in Folge eines irrthümlichen Telegramms anfänglich annehmen mußte, Emin sei ums Leben gekommen. Natürlich erregte dieser Irrthum große und allseitige Trauer, zumal als man wissen wollte, der deutsche Kaiser habe durch seinen Kommissär in Ostafrika eine Bestätigung der Nachricht erhalten. Seine

Majestät sollte dem Hilfskommittee seine tiefste Bewegung und Sympathie ausgesprochen haben. Doppelt tragisch schien es, daß der tapfere Gouverneur der Aequator-Provinz, der so unzählige Gefahren durchlebt hatte, gerade in dem Augenblicke seine ruhmreiche Carriere hatte beschließen sollen, als er der Heimath zueilte und bereits an der Grenze eines Gebietes angelangt war, welches unter deutschem Schutze steht. Glücklicher Weise wurde der Irrthum bald entdeckt und diente nunmehr nur dazu die Freude über die Rettung Emin's nur noch höher zu steigern.

Der „New Yorker Herald", der sich stets durch großartigen Unternehmungsgeist ausgezeichnet hat, ließ sofort einen Hülfszug von Zanzibar ins Innere ab, um Emin und seine Begleiter mit neuen Vorräthen zu versehen. Am 11. November brachte die Zeitung folgende Notiz seines Zanzibarer Correspondenten:

Zanzibar, 10. November 1889.

Kapitän Wißmann hat mir die Erlaubniß ertheilt, mit einer Expedition Stanley entgegenzureisen, um ihm Thee, Chinin, Tabak und andere Bedarfsartikel zu überbringen, zu welchem Zwecke Wißmann meinen Männern noch eine Extraeskorte beigeben will; er verlangt jedoch, daß ich die deutsche Flagge führen soll. Wißmann kommt heute Abend von der Küste hier an. Die deutsche Regierung hat ihn gestern telegraphisch autorisirt, mir auf jede mögliche Weise beizustehen.

Stanley's spannende Schilderungen.

Auch publizirte der „Herald" den folgenden Brief, in welchem die späteren Zwischenfälle des Rückmarsches in spannender Weise beschrieben werden. Er schreibt:

Vor allen Dingen bin ich vollkommen gesund und fühle mich wie ein Arbeiter an einem Sonnabend Nachmittage, wenn er den Wochenlohn für seine Arbeit in der Tasche hat und sich auf den morgenden Sonntag freut.

Es sind jetzt etwa drei Jahre her, als ich, in New England Vorträge haltend, eine Kabel-Depesche erhielt, in welcher ich ersucht wurde, mich zu beeilen, um einen Auftrag zu übernehmen, der dahin ziele, Emin Pasha aus Wadelai zu erretten. Es ging hierbei jedoch ähnlich wie bei einem guten Tragpferde, zahlreiche Kleinigkeiten werden noch dem Hauptbündel zu- und angefügt. So empfing ich außer der Hauptkommission noch etwa zwanzig kleinere, die aber alle viel Sorge und Nachdenken nöthig machten. Wenn ich nunmehr auf das Vollbrachte zurückblicke, so erblicke ich keinerlei Grund zu ernstlicher Unzufriedenheit. Ich darf sagen, daß wir vor keiner Aufgabe zurückgewichen sind, und daß guter Wille im Verein mit stetigen Anstrengungen es uns ermöglichten, die Durchführung jedes einzelnen Auftrages so gut auszuführen, als die Verhältnisse solches thunlich machten.

Außer der glücklichen Beendigung der uns übertragenen Pflichten, und selbst darüber hinaus, sind wir nicht gerade unglücklich in geographischen Entdeckungen gewesen. So ist der Aruwimi nunmehr von der Quelle bis zur Mündung erforscht. Wir haben zur Evidenz festgestellt, daß im Kongo-Gebiete ein Waldkomplex besteht, der die Größe von Frankreich und der iberischen Halbinsel zusammen erreicht. Die richtige Lage der Mondgebirge ist nunmehr über jeden Zweifel festgestellt, und der Ruwenzori, der „Nebelkönig", ist mit dem Gipfel in ewigen Schnee gekleidet gesehen worden, seine Felsen sind erforscht und einige seiner Seitenkegel erstiegen, wobei die beiden Bergriesen „Gordon Bennett- und Mackinnon-Kegel" nichts als pompöse Schildwachen sind, die den Zutritt zu den inneren Gemächern des Nebelkönigs bewachen.

Die Hand der Gottheit.

Dies war die merkwürdigste Tour, welche ich je in Afrika gemacht habe. Gott selbst scheint uns auf der Reise beschützt zu haben. Ich sage dies mit tiefster Ehrfurcht. Er hat uns getrieben, wohin er wollte, seinen eigenen Willen ausgeführt, uns aber stets geführt und beschirmt.

Was sagen Sie beispielsweise von folgendem Ereigniß! Am 17. August 1887 sind alle Officiere unserer Nachhuttruppe in Yambuya vereint. Sie haben meine geschriebenen Instruktionen vor sich liegen; statt daß dieselben jedoch, wie vorgeschrieben, am folgenden Tage den Marsch antreten, um meiner Spur zu folgen, ziehen sie vor, in Yambuya zu bleiben, durch welche Entscheidung eine der schrecklichsten Heimsuchungen eingeleitet wurde, die jemals eine Gesellschaft Männer in Afrika oder anderswo zu erdulden hatte.

Das Endresultat war, daß drei Viertheile der Leute an langsamer Vergiftung in's Grab sanken, ihr Befehlshaber ermordet und auch der zweite Kommandant bald nach diesem Unglücksfalle an Kummer und Krankheit starb. Ein anderer Officier magerte zum Skelett ab, und war gezwungen, nach Hause zurückzukehren. Ein vierter wurde ausgeschickt, um zweck- und planlos den Kongo auf- und abzuwandern, während der Ueberlebende in einer solch' fürchterlichen Pesthöhle aufgefunden wurde, daß wir deren Schreckuisse nicht zu beschreiben wagen.

Am nämlichen Tage führt, hundertfünfzig Meilen von dem Schreckensorte fern, der Officier des Tages 333 Leute der Avantgarde in den Urwald, verliert den Weg und weiß nicht mehr wo aus noch ein, jeder Schritt weiter führt ihn auf neue Abwege. Seine Leute werden wahnsinnig wüthend, während seine weißen Gesellschafter verwirrt und aufgeregt durch den Anblick des Unheils um sie her keine Auskunftsmittel anzugeben wissen. Zum Ueberfluß sind sie noch von Menschenfressern umringt; dabei werden ihre Reihen durch vergiftete Pfeile gelichtet.

Während dieser Zeit führte ich den Oberbefehl über die Flußabtheilung, von dem aus ich nach vier verschiedenen Richtungen die Gegend absuchte; auch durch den Urwald schickte ich meine Kundschafter, aber erst am sechsten Tage gelingt es mir, sie zu finden.

Gerade ein Jahr später, am 17. August 1888, horchte ich mit athemloser Spannung der Schilderung des letztüberlebenden Officiers der Nachhut in Banalya, welche Schilderung eine Kette von Tod und Leiden, Leiden und Tod und abermals Tod und Leiden war. Vor meinem geistigen Auge entrollten sich die entsetzlichen Gestalten von todtkranken, entstellten und narbenbedeckten Männern, während die Lagerscene, wo vier Wochen vorher der infame Meuchelmord an Major Barttelot begangen war, einfach herzzerreißend war.

Am gleichen Tage haucht Jameson, 500 Meilen westlich von unserm Lager, erschöpft von Strapazen, Krankheit und Trübsinn seinen Athem aus. Am folgenden Tage, am 18. August, wurden Emin Pasha und mein Officier Jephson, 600 Meilen östlich, plötzlich von tobenden Rebellen umringt, die sie mit geladenen Gewehren mit sofortigem Erschießen bedrohen; glücklicher Weise ziehen sie mildere Seiten auf und machen sie lediglich zu Gefangenen, in der Absicht sie an die Mahdisten auszuliefern.

Emin in Gefahr.

Nachdem wir Bonny dem Rachen des Todes entrissen, kamen wir zum zweiten Male an den Nyanza See, wo wir Emin und Jephson als Gefangene vorfinden, die täglich ihres Todesurtheils gewärtig sein müssen.

Jephsons eigene Briefe geben eine genaue Schilderung seiner Lage und seiner Angst. Aber erst als ich beide, Emin und Jephson, in meinem Lager in Sicherheit und die ägyptischen Gefangenen unter meinem Schutze waren, dämmerte in mir die Erkenntniß auf, daß ich die Pläne eines Höheren zur Ausführung brachte. Meine eigenen Absichten wurden stets durch unglückliche Zwischenfälle vereitelt. Ich bemühte mich mein Fahrzeug gradaus vorwärts zu bringen, fand aber eine unsichtbare Hand am Ruder.

Ich habe meine Aufgabe mit der Willigkeit zu erfüllen gesucht, welche das stärkste Gefühl für Ehre vorschreibt. Anfangs schmeichelte ich mir, die Reinheit meiner Motive gäben mir schon ein Anrecht auf Erfolg; inzwischen bin ich jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Ergebniß aller meiner Arbeiten in andern Händen ruhte.

Keiner der Officiere unserer Expedition wird jemals die Leiden, welche er erduldet, vergessen können, und doch sind Alle, die sich der Expedition mit der Bestimmung anschlossen, in der Avantgarde marschiren und an deren wunderbaren Erlebnissen theilnehmen zu dürfen, nunmehr frisch,

munter und gesund. Der Dank hierfür gebührt nicht mir. Lieutenant Stairs wurde von einem vergifteten Pfeile durchbohrt, wie so viele seiner Gefährten; während die Uebrigen an den Folgen der Wunde gestorben sind, ist er genesen, und doch kamen achtzehn Monate nach seiner Verwundung zwei dieser vergifteten Spitzen unter der Herzgegend wieder zum Vorschein. Jephson war vier Monate eingesperrt, stets von Soldaten mit geladenen Gewehren überwacht. Daß man ihn nicht getödtet hat, ist ebenfalls nicht mein Verdienst.

Eine Fülle von Tapferkeit.

Ich muß mich kurz fassen. Zahllose Scenen drängen sich vor mein geistiges Auge. Könnte man dieselben in einem einzigen Gemälde zur Darstellung bringen, so würde dasselbe hervorragendes Interesse erwecken. Der niemals versagende Heldenmuth unserer schwarzen Begleiter, deren ernste Männlichkeit in jeder ungewohnten Lage, das Zartgefühl, welches sie bei unzähligen Gelegenheiten bewiesen, die Menschenliebe auch der Unwissenden, die Opfer, welche von selbst Unglücklichen anderen noch Unglücklicheren gebracht wurden, das Ehrgefühl, welches wir auch bei Wilden beobachteten, welches wie bei uns selbst durch noble Gesinnung und Anspornung zur Pflicht gefördert wurde, über alles dies könnte ich Ihnen noch manches Interessante erzählen, will diese Aufgabe jedoch lieber Ihrem Correspondenten überlassen, der, wenn er die Augen offen hat, schon genug für sich selbst bemerken wird, und dann mit seiner Gabe der Darstellung ein ergreifendes Bild alles dessen liefern wird, was vollbracht worden und nunmehr der Vollendung nahe ist, wofür dem Allmächtigen Dank gesagt sei von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ihr ergebener

Henry M. Stanley.

Im nachfolgenden Briefe erzählt Stanley den schließlichen Verlauf seines Rückmarsches. Derselbe ist an den stellvertretenden britischen Konsul in Zanzibar, Mr. Smith, gerichtet, und lautet folgendermaßen:

Deutsche Station Mpwapwa, 11. November 1889.

Geehrter Herr! Gestern langten wir hier an, nachdem wir vom Victoria-Nyanza 55, und vom Albert-Nyanza 188 Tage unterwegs gewesen waren. Unsere ganze Reisegesellschaft zählt 750 Köpfe. Bei der letzten Musterung, die vor drei Tagen stattfand, ergab sich ein Bestand von 294 Emin-Leuten, worunter 59 Kinder, meistens Waisen ägyptischer Officiere. Meine europäischen Begleiter sind Lieutenant Stairs, Capitain Nelson, Mounteney Jephson, Doktor Parke, William Bonny, Herr Hoffmann, Emin Pasha, Capitain Casati, Signor Marco, ein Tunese, Vita Hassan, und ein Apotheker. Außerdem haben sich uns

die Väter Girault und Schinze von der algerischen Mission angeschlossen. Unter den hervorragenden Officieren des Paschas befinden sich die Vakirs von der Aequator-Provinz, sowie der Major Awash Effendi vom zweiten Bataillon.

Seit wir den Victoria-Nyanza verließen, haben wir achtzehn der Emin-Leute und einen Zanzibarer verloren. Die genannten Leute wurden sämmtlich getödtet, während wir mit feindlichen Wilden verhandelten. Bei allen früheren von mir geleiteten Expeditionen sah ich, wie die Stimmung sich in dem Maaße mehr hob, als wir der Meeresküste näher kamen, diesmal habe ich die gleiche Beobachtung nicht machen können. Die lange Reihe der Träger von Hängematten erweckt ganz andere Gefühle; wir werden erst dann ruhig unser Haupt hinlegen können, wenn wir diese armen Geschöpfe an Bord der Schiffe wohlbehalten untergebracht haben. Es ist übrigens schade, daß wir nicht den Vorzug haben, in Zanzibar den ganzen Umfang der von uns vollbrachten Arbeiten zeigen zu können. Nachdem wir die Hülflosen 1000 Meilen fortgetragen, dabei links und rechts zu kämpfen, die Waraguras von ihrer Beute vertrieben, und Gebirge auf Gebirge mit Anspannung aller Kräfte zu überschreiten hatten, entschlüpfen Manche uns schließlich doch noch, indem sie in ihren Hängematten den letzten Athem aushauchen. Auf diese Weise starb eine alte 75jährige Dame, Mutter des Valkiel, in Nord Msukuma, südlich des Victoria-Nyanza Sees.

Viertägiger Kampf.

Vier Tage hintereinander hatten wir zu kämpfen, wie nie zuvor. Es war einfach ein ununterbrochenes Ringen, so lange es Tag war. Die thörichten Wilden hatten ein unerklärliches Vorurtheil gegen die Leute des Paschas. Sie behaupteten steif und fest, es seien Menschenfresser, und mit bösen Absichten in ihr Land gedrungen. Alle unsere Vorstellungen begegneten tauben Ohren. Wollte man ihnen widersprechen, so geriethen sie in grimmige Wuth, und hatten dann für ihr wahnsinniges Anstürmen gegen uns schwer zu büßen.

Man hat mir mitgetheilt, daß der Seeweg via Simba und Mwene deßhalb für mich der beste ist, weil dort Ueberfluß an Lebensmitteln ist, weßhalb ich diese Route einschlagen werde. In Beziehung auf mögliche feindliche Angriffe halte ich diesen Weg nicht für mehr gefährlich als die übrigen.

Wir haben die unerwartete Entdeckung gemacht, daß der Victoria-Nyanza sich viel weiter nach dem Westen ausdehnt als seither bekannt war, was für die Feststellung der geographischen Lage Afrikas von wirklichem Werthe ist. Diese südwestliche Ausdehnung erstreckt sich bis 2°,48 südlicher Breite, welches die Entfernung dieses Sees von dem Tanganyika auf 155 Meilen abkürzt.

Ich war für mich so fest davon überzeugt, daß obiges Faktum durch die vielen Reisen der Missionäre in Uganda längst festgestellt sei, daß mich die gemachte Entdeckung gar nicht sonderlich aufregte. Mackey zeigte mir daraufhin die letzten von der Missionsgesellschaft publizirten Landkarten, woraus sich zur Evidenz ergab, daß man in diesen Kreisen absolut keine Ahnung davon gehabt hatte. Während des Rückmarsches hierher habe ich eine oberflächliche Skizze davon gemacht und dann gefunden, daß die ganze Fläche des Sees 26,900 Quadratmeilen beträgt, also ca. 1900 Quadratmeilen mehr als Speke angenommen hatte, welch' letztere Schätzung man schon für eine übertriebene hielt.

Betrachten Sie eine Karte des Sees, so finden Sie, daß im südwestlichen Theile desselben die Küstenlinie nordwestlich und ost-südöstlich läuft; doch besteht entlang der so gezogenen Küstenlinie eine Reihe von großen gebirgigen Inseln, von denen mehrere gut bevölkert sind, und die in einer Linie fortlaufen. Südlich von diesen Inseln ist eine große Wasserfläche, die erst jüngst entdeckt und Ujiji-See genannt wurde, welche Kapitain Speke ebenfalls oberflächlich skizzirt hat. Es hat sich jetzt gezeigt, daß es ein großer See ist, auf welchem sich bevölkerte Inseln befinden.

Binnen Kurzem hoffe ich Sie zu sehen.

Inzwischen verbleibe ich

Ihr gehorsamer Diener

Henry M. Stanley.

Diese Schilderungen Stanley's geben der Geschichte dieser denkwürdigen Expedition eine dramatische Vollendung. Er hat Emin Pasha grade in dem Momente befreit, als derselbe des geleisteten Beistandes höchst dringend benöthigt war. In der zwischen der ersten und zweiten Stanley-Emin-Begegnung liegenden kurzen Spanne Zeit war die ohnehin schwache Struktur der Emin'schen Administration durch die Angriffe der Mahdisten vollends zertrümmert worden. Seine demoralisirten Truppen waren in hellem Aufstande, sodaß Stanley, der sich so viel als möglich beeilt hatte, rechtzeitig zu dem verabredeten Rendez-vous zur Stelle zu sein, alsbald ausfand, daß kein Augenblick mehr zu verlieren war. Seit fünf Monaten bereits schmachteten Emin und Jephson in Gefangenschaft. Stanley ging an's Werk, wartete aber einen vollen Monat, um den Flüchtlingen Zeit zu geben, sich ihm anzuschließen; dann verließ er den Albert-Nyanza, um sich heimwärts zu begeben. Seine im April 1889 geschriebenen Briefe, in welchen er ankündigte, daß er sich zur Rettungsexpedition zu Emin begebe, deren Schlußresultat wir nunmehr kennen, sind ausführlich und meisterhaft in der Form. Diese im August 1888 geschriebenen Briefe waren nach vierzehnmonatlichem Schweigen Stanley's erstes Lebenszeichen.

Seit Juni 1887 war Stanley verschollen gewesen. Abermals ging seine Spur verloren, bis zu der berühmten Depesche, welche er durch Boten nach Zanzibar vorausseuden ließ, von wo aus der Telegraph sie aller Welt verkündigte.

Seine erste Begegnung mit Emin fand im April 1888 statt, nachdem er sich durch den dichten Urwald durchgekämpft hatte, wie er uns in so lebendiger Weise in seinen Briefen erzählt. Er fand, daß Emin wenig Lust hatte, mit ihm das Land zu verlassen, und verließ ihn, um demselben Zeit zu geben, seine Entschließung nochmals in Erwägung zu ziehen, worauf er sich direkt zum Aruwimi zurückbegab, um nach der Nachhut auszuschauen und seine Vorräthe zu completiren. Bei seiner Ankunft im Fort traf ihn eine entsetzliche Schreckensbotschaft — die Ermordung des Majors Barttelot und die Preisgebung der Station. Am folgenden Tage schon war Emin Pasha bereits Gefangener und in den Händen der Mahdisten, obschon Stanley dies natürlich damals noch nicht wissen konnte.

Vielleicht ahnte er jedoch, daß eine Katastrophe im Anzuge war, indem er in Eilmärschen wieder auf Emin zumarschirte, sodaß er demnach noch gerade zur rechten Zeit kam um das Schlimmste abzuwenden und mit entscheidender Energie zu handeln.

Dieser entscheidende Schlußakt krönt die wunderbare Expedition mit dem schönsten Erfolge und muß eine Nachwirkung hervorbringen, die Jeder für unmöglich halten mußte; man wird nämlich fortan Stanley's Ruhm als muthiger, ausdauernder und mit unbezähmbarer Willenskraft ausgerüsteten Helden fortan noch höher stellen müssen, als derselbe ohnehin schon war. Die Befreiung Emin Pasha's bildet in Stanley's herrlichem Lebensberufe den Gipfelpunkt, und alle Welt ist voll seines Ruhmes.

Emin's Anhänglichkeit an seine Leute.

Unheimlich lange dauerte es, bis Emin sich entschließen konnte, was allerdings nicht zu sehr Wunder nehmen darf. Er wagte noch immer zu hoffen, wo es keine Hoffnung mehr gab, daß er nämlich seine alte Autorität wiedergewannen, und dadurch die Aufgabe seines Lebens, die Aequator-Provinz und damit den ganzen Soudan zu civilisiren, zur Ausführung werde bringen können. Es war nicht das Schwanken eines Mannes, der zwischen zwei ehrlichen Offerten zu wählen hat; es war vielmehr das Widerstreben eines pflichttreuen Mannes, der das nicht aufgeben wollte, was ihm des Lebens allein würdig erschien.

Hierin handelte Emin durchaus consequent und ist er sich auch darin nicht untreu geworden, stets hat er erklärt, Afrika nicht freiwillig verlassen zu wollen. Er hatte nicht um Hülfe gebeten, wenigstens nicht um

die durch großartige Freunde in's Werk gesetzte Hülfsexpedition. Man wird bemerken, daß er in seinem letzten von Dankbarkeit überströmenden Briefe lediglich um Beistand für „seine Leute" bittet. Persönlich wünschte er Beistand nicht, um von Afrika fortziehen zu müssen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er, obschon alle Chancen gegen ihn waren, persönlich lieber geblieben wäre — sei es um sein Land wiederzugewinnen oder daselbst seine Gebeine bleichen zu lassen.

Ein Dichter, der einen tragischen Monolog zu schreiben wünscht, könnte dazu kein ergreifenderes Thema auswählen, als Emin's Gedanken in Worte zu bringen, als dieser sein Reich verlassen mußte. Der großen von ihm übernommenen Aufgabe hatte er die Fülle seiner Gaben, sein Genie, seine Energie, wie seine Hoffnungen rückhaltlos zur Verfügung gestellt. Seine Hingabe für dies Werk, veranlaßte ihn sogar seinen Namen zu ändern, um alle Spuren seiner europäischen Abstammung zu verwischen. Aus dem Doctor Eduard Schnitzer wurde ein Emin oder der „einzig Treue", und vergaß er in gewissem Sinne seine deutsche Abkunft über seiner unbegrenzten Sympathie für seine neuen Landsleute.

Als er von Gordon mit der Verwaltung der Provinz als dessen Stellvertreter und Diener des Vicekönigs betraut wurde, befand sich das Land in sehr verwahrlostem Zustande. Binnen 3—4 Jahren hatte er dasselbe in ein friedliches, prosperirendes Gemeinwesen umgewandelt, die Sklavenhändler über die Grenze verwiesen, Ackerbau und Gewerbebetrieb gefördert, einen regelmäßigen, wöchentlichen Postdienst eingerichtet und das früher nicht unerhebliche Defizit der Staatseinnahmen in einen namhaften Ueberschuß verwandelt. Als er das Land nicht länger für den Khedive halten konnte, verwaltete er dasselbe unter eigener Verantwortlichkeit.

Er war auf dem besten Wege der Rajah Brooke von Centralafrika zu werden, der edle Begründer eines geordneten Staatswesens. Sein ganzes Herz, sagt Dr. Felkin, schien sich in der Wohlfahrt seines Volkes und der Beförderung der Wissenschaften zu concentriren, jeder Gedanke, ein berühmter Mann werden zu wollen, lag ihm fern.

Mannhaft bis zum Ende.

Als Stanley ihn zum zweiten Male traf, war Emin's herrlicher Versuch kläglich gescheitert, während er selbst Gefangener und in der Gewalt der revoltirenden Soldaten war. Er hatte jedoch bereits ähnliche Widerwärtigkeiten früher durchgemacht und dieselben glücklich überwunden.

Seine Briefe sind überreich an Kriegsschilderungen und Kriegsbetrachtungen, an Verrätherei und Rebellion, und alle den Zwischenfällen, die so häufig das Loos eines Beherrschers sind, der inmitten einer ganz barbarischen Gegend wohnt.

Es ist unbestreitbar, daß er auch diesmal die Hoffnung hegte, die jetzt eingetretene Katastrophe glücklich zu überwinden, sodaß Stanley's Ankunft ihn in das peinlichste Dilemma brachte, welchem sein Urtheil und seine Gefühle je ausgesetzt waren. Seither hatte er lediglich die Wahl zwischen Sieg und Tod gehabt. Jetzt gab es überhaupt keine Wahl, weil ihn die Dankbarkeit für Stanley und dessen Auftraggeber moralisch zwang, deren Anerbieten anzunehmen.

Niemanden trifft hierbei ein Vorwurf; einer jedoch verdient unsere aufrichtige Theilnahme, der Held nämlich, der zu unwillkommener Ruhe und Sicherheit zurückgeführt wird aus einer so ruhmvollen Carriere, wie sie selten einem Sterblichen beschieden war.

Afrikanische Barbarei hat den Todesstoß erhalten.

Stanley's Beschreibung seiner letzten und größten Expedition ist charakteristisch für den Helden. Sie enthält eine Fülle markerschütternder Erlebnisse, zwingt uns ungetheilte Bewunderung für den Schreiber ab und erweckt mit Trauer gemischte Sympathieen für die Heldenschaar, deren Muth unzählige Gefahren glücklich überwand.

Die Leiden der großen Unternehmung werden mit der Zeit verblaßt sein, die Erfolge gehören bereits der Geschichte an.

Der dunkle Erdtheil ist nicht länger in Dunkel gehüllt. Die Welt schuldet Stanley und seinen Kameraden eine Dankesschuld, die schwerlich ganz abgetragen werden kann. Jetzt endlich ist für Afrika die Morgenröthe der Civilisation angebrochen. Seine unabsehbaren unkultivirten Landstrecken werden den Unternehmungsgeist der Pfadfinder wachrufen, und der Tag ist nicht fern, — jedenfalls werden ihn unsere Enkelkinder erleben, — wo der schrille Pfiff der Lokomotive längs der Gebirgsabhänge der Schneegebirge wiederhallt, welche Stanley entdeckte, wo in den endlosen Urwäldern die Axtschläge der Holzfäller ertönen, und die jetzigen Wilden in sich selbst achtende Bürger eines geordneten Staatswesens umgewandelt sein werden. Der Barbarismus wird seine letzte Hochburg auf unserem Planeten so sicher verlieren, wie das Dunkel verschwindet, sobald die Sonne über den Bergen emporzusteigen beginnt. Wenn ein solch' glänzendes Problem seiner Lösung entgegenreift, scheint ein langes Leben wirklich ein Segen werden zu wollen.

Unsere Leser werden durch den streng religiösen Zug, der Stanley's Briefe durchweht, sympatisch berührt sein. Stanley fühlt sich offenbar überwältigt durch die unvergleichliche Großartigkeit dessen, was unter seiner Führung vollbracht wurde, und erklärt demüthig, wie er fest davon durchdrungen sei, daß eine höhere Macht ihre schützende Hand über ihn ausgebreitet, als die Gefahren ihn und seine kleine Armee zu erdrücken drohten. Der Bau, den er begonnen, wurde besser, als er wußte und ihn geplant

hatte. Er schreibt dies der Thatsache zu, daß „es eine Gottheit giebt, die unsere Enden scharf zuspitzt, mögen wir sie noch so roh behauen haben."

Die unsichtbare Macht.

Für einen wirklich großen Mann ist Stanley's Haltung keine ungewöhnliche. Als Napoleon I. unter der ägyptischen Sonne wandelte, beseelten ihn ähnliche Gedanken, die er damals auch ausgesprochen hat. Was er zu leisten im Stande war, überstieg dermaßen seine kühnsten Träume, daß er bereitwillig den Ruhm seiner Siege mit der unsichtbaren Macht theilte, die ihn zum „Mann der Vorsehung" gemacht hatte. Aehnlich Stanley. Als er seinen Weg durch Kannibalenhorden bahnen mußte, in zahllosen Gefechten unversehrt blieb, die entsetzlichsten Krankheiten, welche das tropische Klima ausbreitet, glücklich überstand, alle möglichen Hindernisse überwand, und schließlich wohlbehalten das Meeresufer erreichte, und zwar vollkommen gesund, und fühlend wie ein Arbeiter an einem Samstag Abend, der seinen Wochenlohn in der Tasche hat, — da bringt er seine erschütternde Beschreibung zum Schluß mit den Worten: „Gott sei gedankt von nun an bis in Ewigkeit!"

Die Fülle von Ungemach auf dieser zweiundeinhalbjährigen großen Reise spottet jeder Beschreibung. Er deutet nur einige derselben so im Vorbeigehen an, verschweigt jedoch die meisten derselben. Hören wir seine warmen Lobsprüche, welche er der Loyalität seiner Officiere und Kameraden zollt, die durch das bischen Gift, in welches die Wilden ihre Pfeile und Speere tauchen, in's Grab sinken oder tapfer ihren Pfad durch unbegrenzte Sümpfe erkämpfen, um doch zuletzt zu unterliegen, so überkommt uns das Gefühl, daß eine ähnliche Beschreibung niemals erschienen ist und auch wohl nicht wieder gemacht werden wird.

Stanley wird ein großartiger Empfang bereitet.

Am fünften December 1889 erreichte Stanley's Gesellschaft die Küste und zwar erfolgte die Ankunft in Bagamoyo gegen 11 Uhr Morgens.

Major Wißmann hatte für Stanley und Emin Pferde in Bereitschaft gestellt, auf denen sie im Triumph in Bagamoyo ihren Einzug hielten. Die Stadt prangte im vollsten Fahnenschmucke, grünumkränzte Bogen waren an allen Wegkreuzungen erbaut und Palmzweige wehten aus allen Fenstern. Von der Truppe des Majors Wißmann wurden neun Kanonenschüsse als Salut abgefeuert, eine gleiche Begrüßung erfolgte seitens der auf der Rhede vor Anker liegenden Kriegsschiffe. Wißmann gab in seinem Hauptquartier allen Officieren der Expedition ein auserlesenes Frühstück.

Der deutsche Kaiser Wilhelm sandte ein herzlich gehaltenes Begrüßungstelegramm und ein ähnliches lief vom König Leopold von Belgien ein.

Insgleichen hatte Königin Victoria von England es sich nicht nehmen lassen, in einem Telegramm an Stanley ihrer herzlichen Anerkennung für dessen brillante Leistungen Ausdruck zu geben.

Abends wurde Stanley zu Ehren ein Banquet veranstaltet, wobei er auf den ihm gebrachten Toast bescheiden antwortete, er danke Gott, daß er seine Pflicht gethan habe. Dann sprach er mit tiefer Rührung von den Soldaten, deren Gebeine in der Wildniß bleichten, und fügte weiter hinzu, daß bei ihm und seinen Leuten nur ein Losungswort: „Vorwärts!" gegolten habe. Schließlich bezeugte er, daß ihn göttlicher Einfluß bei der Ausführung seiner Aufgabe geleitet habe.

Aehnlich herzlich war der Empfang, den man Emin Pasha bereitete. Unglückseliger Weise traf Letzteren in Folge seiner Kurzsichtigkeit ein herbes Mißgeschick, er stürzte vom Balkon herab und verletzte sich schwerer, als es ihm jemals in allen den Jahren seiner gefahrvollen afrikanischen Carriere zugestoßen war. Die ganze civilisirte Welt sympathisirte mit dem schwergeprüften Manne und drückte die innigsten Wünsche für seine Wiederherstellung aus.

Am 14. Dezember 1889 sandte die Regierung der Vereinigten Staaten durch den Staatssekretair in Washington folgende Gratulationsdepesche:

„Stanley, Zanzibar.

Der Präsident der Vereinigten Staaten beauftragt mich, Ihnen seine Glückwünsche zu dem Erfolge zu übermitteln, der ihre langen Entdeckungsreisen durch Afrika stets beglückt hat, welch' letztere wichtige Vortheile für die civilisirte Welt im Gefolge haben werden."

Es liegt auf der Hand, daß Stanley nach dem außerordentlichen Interesse, welches man an seinen Reisen, und namentlich an dieser jüngsten großen Unternehmung hat, eine höhere Stellung in unserer Zeitgeschichte einnimmt, als die ein bloßer geographischer Entdecker in Anspruch zu nehmen berechtigt ist; auch ist damit die Sache nicht abgethan, daß man etwa sagt, seine Hauptaufgabe sei diesmal gewesen, Emin zu finden, ähnlich wie er früher Livingstone gefunden hatte. Stanley's Thaten haben eine ungleich tiefere Bedeutung. Mehr denn einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen hat Stanley dazu beigetragen, das Herz Afrika's zu erschließen und den Weg zu bahnen, auf welchem die Civilisation fortschreitet, sowie für die christlichen Bestrebungen, welche den Charakter der Menschheit heben, Wilde zähmen und die Segnungen der Bildung und Wohlfahrt im Gefolge haben. Nur im Lichte solcher Resultate — deren Verwirklichung wir für eine nicht ferne Zukunft zuversichtlich erhoffen —, können wir zu einer richtigen Schätzung der monumentalen Verdienste, welche Stanley dem dunklen Erdtheile leistete, gelangen.

Stanley würde ein großer Held sein, hätte er nichts anderes gethan, als Diejenigen zu retten, deren Leben in Gefahr war, nichts weiter, als wenn er in einige der afrikanischen Geheimnisse Licht gebracht hätte, nichts weiter gethan hätte, als den dunklen Erdtheil vom indischen bis zum atlantischen Ocean zu durchkreuzen. Wo ein Mann wie Stanley, mit einem Gefolge wohlanständiger Leute hingekommen, ist der Weg für Civilisation gebahnt und die Route, welche unser Held vorgezeichnet, wird sich zur großen Heerstraße des Reiches erweitern. So groß Stanley's Ruhm schon ist, im Laufe der folgenden Jahrhunderte wird derselbe ungleich größer dastehen.

Wenn die afrikanischen Wilden keine Wilden mehr sind und außerdem die natürlichen Hülfsquellen dieses herrlichen Landes entwickelt sein werden, dann erst werden alle Völker des Erdkreises zu der Erkenntniß gelangen, daß eins der vornehmsten Werkzeuge dieses zauberhaften Umschwunges der kühne Reisende war, auf den jetzt die Blicke der ganzen civilisirten Welt gerichtet sind.

Wir, die wir die erschütternden Schilderungen in den entsprechen Kapiteln lesen, umgeben von allen Bequemlichkeiten, die das civilisirte Leben bietet, sind wirklich nicht im Stande die Situation ganz und voll zu begreifen, wir können unmöglich deren Länge, Breite, Höhe und Tiefe ermessen. Wie sollten wir nach Gebühr würdigen die stets drohenden Gefahren, die entsetzlichen Entbehrungen, die erschütternden Leiden der tapferen Männer, welche zu den Nilquellen vordrangen und durch ihre Heldenthaten den Schleier des Geheimnisses, der über Afrika so lange gebreitet lag, gelüftet haben. Man mag die Frage aufwerfen, ob Stanley selbst im Stande war, den Werth seiner Entdeckungen und den Gang seiner Thaten richtig zu würdigen. Obwohl nicht im Range eines Generals, war er doch mehr als ein General, selbst nicht Glücksucher, hat er der Welt einen riesigen Schatz gehoben, kein Eroberer von Königreichen, hat er den Weg vorgezeichnet und den Grund gelegt zu Königreichen, deren Ruhm denen der alten Welt nicht nachstehen wird.

Es ist deßhalb nur recht und billig, daß die irdischen Würdenträger, die gekrönten europäischen Häupter, sowie Nationen gleich der unsrigen, wo jeder Mann ein König ist, dem Ruhme Stanley's huldigen, seine Erfolge bewundern und die glänzenden Resultate von Stanley's heroischen Thaten von Mund zu Mund tragen.

Kapitel XL.

Was Stanley und Emin für Afrika gethan haben.

Stanle 's Ankunft in Kairo. — Warmer Empfang. — Unterhaltung mit dem Forscher. — Ein Vermögen zurückgelassen. — Große Vorbereitungen für Stanley's Empfang. — Bankett von hervorragenden Personen besucht. — Stanley's Brief an Bruce. — Eine Geschichte, die Livingstone in Staunen gesetzt hätte. — Zweihunderttausend Speere. — Weiße Baumwollen-Anzüge. — Unerwartetes Zusammentreffen. — Der König findet einen Zufluchtsort. — Muhammedanische Intriguen. — Entsetzliches Blutbad. — Christen in Afrika. — Stanley hat Gelegenheit für ein Abenteuer. — Imposante Deputation. — Bekehrte Christen mächtiger als Könige. — Schüler von Bibel und Gebetbuch. — Ein zäher Schotte. — „Frieden und den Menschen ein Wohlgefallen." — Stanley findet Grüße und Glückwünsche. — Stanley's Rückkehr in London erwartet. — Ausschreiben eines Preisgedichtes. — Eine Amerikanerin gewinnt den Preis. — Das Gedicht zur Feier von Stanley's Rückkehr. — Von den Todten auferstanden.

Stanley kam in Kairo am 14. Januar 1890 an. Seine Ankunft versetzte den ganzen Ort in die größte Aufregung, und die Bewohner jeder Nationalität, Rasse und Hautfarbe rüsteten sich zu seinem Empfange. Die Depesche aus Kairo, welche seine Ankunft meldete, lautet wie folgt:

„Stanley ist heute Mittag angekommen, und wurde an der Bahnstation von Sir Evelyn Baring, Gen. Sir Francis Grenfell, dem stellvertretenden Ver. Staaten Consul Gen. Grant und Anderen herzlich und großartig empfangen. Er begab sich in Gala zum Palast des Khedive, welchem er einen officiellen Besuch von einstündiger Dauer machte; er wurde mit dem Groß-Cordon des Medjidieh dekorirt, eine sehr große Auszeichnung. In Shepherd's Hotel wurde er durch eine große Volksmenge herzlich begrüßt. Stanley sieht sehr gut aus mit seinem broncefarbenen Gesicht unter einer weißen deutschen Mütze und in seinem weißen Anzuge. Die Mitglieder seiner Expedition erfreuen sich vorzüglicher Gesundheit und Stimmung. Er denkt, daß Emin in einem Monat hier sein wird."

Eine Unterhaltung mit dem Forscher.

„Stanley gewährte mir heute eine Unterredung von einigen Minuten. Er erklärte, die Gerüchte von seinem Tode rührten von dem Abhandenkommen von Briefen her, die er durch auserlesene Boten geschickt hätte, die aber von feindlichen Stämmen fünf Tagereisen von dem Orte, wo Barttelot getödtet wurde, aufgehalten wurden. Er selbst hatte zwei solcher Botenabtheilungen auf seiner Reise nach der Küste angetroffen.

„Stanley sagt, daß Emin mit seinem großen Einfluß und Takt einen unschätzbaren Agenten in Suakim oder Wady Halfa abgeben würde.

Unterstützt durch Militärgewalt würde er den Weg ebnen für ein besseres Verständniß zwischen der ägyptischen Regierung und den Stämmen der Eingeborenen — die beste Methode um den Sudan zurückzugewinnen."

Ein Vermögen zurückgelassen.

„Emin hat fünfundzwanzig Tonnen Elfenbein zurückgelassen. Stanley spricht sehr anerkennend von seiner Truppe. Er speist am Donnerstag bei dem Khedive. König Leopold hat einen Officier mit Glückwunschschreiben an den großen Forscher gesandt."

Eine andere Depesche aus Kairo vom 19. Januar 1890 meldet, daß große Vorbereitungen für ein Bankett gemacht sind, welches Stanley am nächsten Abend von der ägyptischen Regierung gegeben werden soll. Riaz Pasha wird den Vorsitz führen. Am Abend vorher speiste die ganze Gesellschaft bei Sir Evelyn Baring. Stanley, obgleich ganz gesund, erklärt, daß er in der nächsten Zeit noch nicht nach Europa gehen, vielmehr in Aegypten bleiben werde, um auszuruhen und sich zu stärken. Privatdepeschen berichten, daß Emin schwer erkrankt, aber sicher genese.

Stanley's Bewillkommnung, die vorstehend angedeutet wurde, fand statt wie folgt:

„Kairo, 20. Januar 1890. Riaz Pasha, der Premierminister, präsidirte bei dem Bankett zu Ehren Stanley's. Viele Europäer von Rang waren anwesend, darunter Joseph Chamberlain. Beim Ausbringen des Toastes auf Stanley lobte Riaz Pasha die Dienste, die Emin der Welt und der Wissenschaft geleistet habe. In seiner Antwort zählte Stanley die Hauptpunkte seines Unternehmens auf und erwähnte das Schwanken Emin's. Er sagte, daß er Emin angeboten habe, ihn zum Gouverneur einer anderen schönen Provinz zu machen, wenn er durchaus in Afrika verbleiben wolle. Er berührte in zarter Weise Emin's Unfall und dankte in seinem und seiner Begleiter Namen auf das Wärmste für die erwiesene große Ehre.

Stanley's Brief an Mr. Bruce.

Der letzte von Stanley's interessanten Briefen, der uns rechtzeitig zur Veröffentlichung erreicht, ist an Alexander L. Bruce, den Schwiegersohn Livingstone's gerichtet. Er ist aus Ugogo im Oktober 1888 datirt und muß ungefähr um die Zeit geschrieben sein, als Stanley Mpwapwa erreichte und wieder einmal in den Bereich der Civilisation kam. Er enthält einen ermuthigenden Bericht über die großen Fortschritte des Christenthums in Central-Afrika und weist nach, daß Mwanga, der Mörder Bischof Hannington's, seinen Lohn erhalten hat. Die verfolgten eingeborenen Christen waren stark genug gewesen, um ihn im Bündniß mit den Muhammedanern in die Verbannung zu vertreiben. Auf seiner Flucht war er von französischen Missionären aufgenommen worden, eine edle Ver-

geltung der Barmherzigkeit und Güte für die Brutalität, mit der er sie aus seinem Gebiete vertrieben hatte. Er wartet jetzt auf eine Gelegenheit zur Rückkehr, um sein Erbtheil zu beanspruchen, das sich in den Händen einer Creatur der Muhammedaner befindet, die sofort für ihren eigenen Vortheil handelten, nachdem die unmittelbare Gefahr, welche sie zu dem Bündniß mit den Christen getrieben hatte, vorüber war.

Stanley ist der Ansicht, daß die bekehrten Eingeborenen jetzt stark genug sind, um in einem der mächtigsten afrikanischen Königreiche eine Revolution herbeizuführen, und daß dies Livingstone, wenn er es hätte voraussehen können, sehr erfreut und ihn vielleicht mehr als alles Andere bewogen haben würde, zufrieden die Stätte seines lebenslänglichen Wirkens zu verlassen. Es ist klar, die Christen in Afrika haben alle die Stadien durchzumachen, die in der Vorzeit die Ausbreitung des Christenthums in Rom mit sich brachte, — von Verfolgung bis zu mäßiger Duldung und von da bis zu politischer Herrschaft. Viel darf man jetzt hoffen, wo der Schlächter Mwanga so bald nach seinem Abschlachten der unschuldigsten Menschen ein Flüchtling aus seiner Hauptstadt geworden ist. Er hatte eine Schaar an Stanley abgeschickt, um dessen Hülfe zur Wiedergewinnung seines Thrones zu erwirken. Der schlaue Forscher, der von Uganda's Staatsweisheit gelernt hatte, hielt hin, bis er einen Platz der Sicherheit erreicht hatte, sprach dann aber unumwunden seine Meinung über Mwanga und seine Thaten aus.

Man sollte unzweifelhaft diesem Schurken Gelegenheit zur Besserung geben, aber man kann das Gefühl der Genugthuung darüber, daß ihn so schnell das verdiente Geschick erreicht hat, nicht unterdrücken.

Ugogo, Central-Afrika, 15. October 1889.

Mein lieber Herr Bruce: Ich beabsichtige nicht, Kouriere vorauszuschicken, ehe ich nicht Mpwapwa erreiche, aber schreibe dies für die nächste günstige Gelegenheit. Ich will Ihnen eine wahre Geschichte mittheilen — eine Geschichte, wie sie Livingstone erfreut und veranlaßt haben würde, mit Simeon zu sagen: „Jetzt laß Deinen Diener in Frieden fahren."

Wir waren an einem Punkte an den Ufern des Albert-Edward-Nyanza angekommen, und sollten uns entscheiden, welche von den verschiedenen gefahrvollen Routen seewärts wir einschlagen sollten. Südlich liegt Ruanda, ein großes, von König Kigiri beherrschtes Königreich; süd-süd-östlich liegt Mpororo mit einer wegen ihrer Kühnheit und Grausamkeit bekannten Bevölkerung; ost-süd-östlich erhebt sich die Hochebene von Ankori, einem von 200,000 Speeren vertheidigten Lande. Nördlich liegt ein Landstrich, durch welchen wir in wenigen Tagen nach Uganda kommen würden, mit einer halben Million Speere und 2000 Büchsen. Nach einer eingehenden Beschreibung von jedem Lande und seinen Hülfs-

quellen, überließen die Officiere mir die Entscheidung, da doch keine große Auswahl zu treffen wäre.

Da der Weg durch Aukori der gradeste und direkteste war, so wählte ich diesen. Unsere Vorbereitungen für etwaige Feindseligkeiten waren so gut, als sie nur immer sein konnten. Es wurden nur kurze Märsche gemacht. Die Vorhut hielt häufig, um in Verbindung mit dem Nachtrab zu bleiben, und innerhalb Hörweite eines Büchsenschusses; so ging es vorwärts, dicht geschlossen und in vorzüglichster Ordnung. Gleichzeitig gab, obgleich Jeder wußte, daß wir jeden Augenblick kampfbereit sein mußten, Niemand Anlaß zu Beschwerden, wir waren eben nicht herausfordernd. Endlich lag die Hauptstadt des Königs, nach einem starken Tagemarsch, westlich vor uns. Wir schlugen still und ruhig unser Lager auf, als wir bemerkten, daß eine Gruppe vornehmer Eingeborener auf uns zukam. Sie trugen tadellos weiße baumwollene Kleidung und waren so gut angezogen, wie nur der eitelste Eingeborene von Zanzibar. Wie Sie sich denken können, waren wir sehr überrascht. Die Leute wurden uns von den Boten des Königs als Wagandas vorgestellt.

Ein unerwartetes Zusammentreffen.

Ich kann sagen, daß Sie die Geschichte dieser Expedition von Anfang an verfolgt haben. Sie wissen, wie Junker über die Bedürfnisse von Emin Pasha berichtete; wie Felkin an das Publikum appellirte, daß Hülfe nach Wadelai geschickt werde; wie ich neulich von Lord Iddesleigh und dem französischen Minister verhindert wurde, mich Uganda zu nähern, und Sie werden deßhalb auch wissen, was wir glaubten, daß die Anwesenheit der Wagandas in Aukori für uns zu bedeuten habe. Nach all' meinen Bemühungen direkt nach Uganda zu reisen, standen hier die Wagandas vor uns, beinahe zweihundert Meilen von dem Platze, wo sie hätten sein sollen. Die Wanyaukori allein waren uns schon übermäßig überlegen, wenn aber die Wagandas mit ihnen gemeinsame Sache machten, so brauchten wir für uns nur einen Flecken saftigen grünen Grases zu suchen. Wir fanden aus, daß die Deputation Vertreter eines Trupps von 3000 Wagandas war, die einen Tagemarsch östlich von des Königs Hauptstadt, also zwei Tagemärsche von uns lagerten. Ich glaube, Sie wissen, daß die Wagandas in ihrem Auftreten sehr diplomatisch sind. Dennoch setzten mich diese Wagandas in Erstaunen durch die Geschicklichkeit, mit welcher sie allen Fragen über ihre Absichten auszuweichen wußten. Nachts kamen die Abgesandten zu meiner Hütte und enthüllten mir dort das merkwürdigste Stück thatsächlicher moderner Geschichte, das ich kenne. Unzweifelhaft haben die Missionäre der „Church Missionary Society", die in diese Angelegenheiten verwickelt sind, dem englischen Volke volle Rechenschaft abgelegt; dessen ungeachtet will ich Ihnen den Inhalt dessen

mittheilen, was mir Zacharias, ein bekehrter Waganda, gesagt hat, damit Sie die beiden Berichte vergleichen können.

Mwanga, der König von Uganda, der Mörder von Bischof Hannington, hat das Blutvergießen schlimmer und immer schlimmer fortbetrieben, bis die Muhammedaner sich mit den Christen, die sich selbst Amasia nennen, vereinigten, um den König zu entthronen. Die Christen wurden zu diesem Bündniß mit den Moslems bewogen nicht allein wegen der blutigen Hinschlachtungen ihrer Glaubensgenossen, sondern auch weil der König neuerdings die Ausrottung aller Christen plante. Er hatte eine große Anzahl Ziegen nach einer Insel bringen lassen und hatte dann die Christen eingeladen, sich in einer Flottille von Kanoes einzuschiffen und die Ziegen zu jagen, grade als ob er ihnen ein großes Fest geben wollte. Ein christlicher Page warnte seine Freunde vor der Annahme von des Königs Einladung. Die Christen lehnten nun ab und versteckten sich, indem sie Mwanga in großer Hast und Eile verließen. Der König hatte beabsichtigt, die Christen die Ziegen verzehren, hernach aber sie verhungern zu lassen. Die verbündeten Moslems und Christen errangen bald darauf einen entscheidenden Sieg.

Der König findet Zuflucht.

Mwanga leistete kurze Zeit mit allen verfügbaren Streitkräften Widerstand; als aber seine Hauptstädte Rubaga und Ulagalla angegriffen und genommen wurden, mußte er fliehen. Er und seine Anhänger schifften sich in Kanoes ein, fuhren nach Süden über den Victoria-See und fanden Zuflucht bei Said bin Saif, einem alten Freunde von mir von 1871, der hier im Lande Kipanda hieß. Wie es scheint, behandelte Kipanda den königlichen Flüchtling schlecht, stahl ihm seine Gewehre und seine schönen Frauen, sodaß sich Mwanga entschloß, wieder zu fliehen, ehe es etwa zu spät war. Dieses Mal suchte er Zuflucht in der französischen Mission zu Ukumbi, die zufällig näher bei Kipanda's Niederlassung war, als Mackay's Missionsstation. Die stets gastfreien Franzosen nahmen ihn freundlich auf und nahmen die Gelegenheit wahr, ihn zu bekehren. Sie waren erfolgreich, und Mwanga wurde katholischer Christ, wie es wohl auch Nebukadnezar unter ähnlichen Umständen geworden wäre. Früher hatte Mwanga alle Missionäre, englische sowohl wie französische, aus Uganda vertrieben, vertrieben unter den schamlosesten und erniedrigendsten Umständen, hatte ihre Stationen total ausgeplündert und ihnen sogar die Oberkleider geraubt, ihre Hüte selbst genommen und sie dann auf den See hinaustreiben lassen. Nach unsäglichen Gefahren kamen die Missionäre am Südende des Sees an, und ließen sich die Franzosen in Ukumbi nieder, die Engländer aber mit Mackay in Usambiro. Es währte jedoch nicht lange, so zwang die rächende Nemesis den Tyrannen, in der neuen Hei-

math der armen Missionäre, die er so schmählich mißhandelt hatte, Zuflucht zu suchen.

Nach Mwanga's Flucht wählten die siegreichen Gläubigen Kiwewa zu ihrem König. Alles ging eine Weile gut, bis die Christen ausfanden, daß die Muhammedaner darnach trachteten, ihnen die Gunst und Fürsorge des Königs abspenstig zu machen. Sie verbreiteten das Gerücht, daß die Christen beabsichtigten, eine von Mtesa's Töchtern an Stelle von Kiwewa auf den Thron zu setzen, wie ja auch England von einer Königin regiert werde. Der neue König blieb nicht lange unschlüssig über die von ihm zu ergreifenden Maßnahmen, doch ließen ihn die Muhammedaner wissen, daß er erst den herkömmlichen Ritus durchmachen müsse, ehe sie ihn in ihre Religionsgemeinschaft aufnehmen könnten. Kiwewa jedoch, der bereitwillig war, sich von den Christen loszusagen, hatte in diesem Punkt seine eigenen Ideen und erklärte, daß er lieber die Absetzung riskiren, als dem Verlangen nachkommen würde.

Ein schreckliches Blutbad.

In der Aufregung über Kiwewa's Starrköpfigkeit wurde beschlossen, Gewalt anzuwenden, und zwölf Watongoles wurden abgesandt, Kiwewa zu fesseln und persönlich die Operation vorzunehmen. Unter diesen Watongoles war mein Gevatter Sabadu! Ihn ereilte sein Geschick. Kiwewa war gewarnt und füllte sein Haus deshalb mit Bewaffneten. Als die Watongoles ankamen, wurden sie ergriffen und niedergemetzelt. Kiwewa tödtete zwei mit eigner Hand. Sofort war die ganze Stadt in Aufruhr und die anderen moslemitischen Führer eilten zu den Waffen.

Es wurde ein Angriff auf Kiwewa's Haus gemacht, wobei derselbe ergriffen und niedergestochen wurde. Die Rebellen erwählten darauf Karema, einen andern von Mtesa's Söhnen, den Cain, der seinen Bruder Ma'ando erschlagen hatte, den großäugigen Burschen, von dem ich 1875 geglaubt hatte, daß er nach Mtesa König von Uganda werden würde. Karema ist es, der jetzt über das getheilte Uganda herrscht. Denn die Christen haben sich wiederholt (fünf Mal, wie ich höre) aufgelehnt und ihre Sache kräftig verfochten, einige Male sogar mit Erfolg; das letzte Mal jedoch wurden sie jämmerlich geschlagen und die meisten der Ueberlebenden flohen nach Aukori. Dort sind jetzt 3000 versammelt, während mehrere hundert zerstreut im Uddu Lande leben.

Einige Zeit nach dieser letzten Revolution hörten die Christen von Uddu, daß Mwanga zum Christenthum übergetreten sei und in dem Glauben, daß seine Bekehrung eine wirkliche sei, schickten sie zu ihm und boten ihm ihren Beistand an. Mwanga kam darauf mit einem englischen Händler Namens Stokes nach Uddu, da aber seine Streitkräfte nicht hinreichend stark waren, so ergriff er Besitz von einer Insel östlich von

Sesse und blieb dort mit ungefähr 250 Büchsen, während Stokes, wie man sagt, zurück nach der Küste eilte, um mehr Gewehre und eine große Menge Munition zu besorgen, auf das Versprechen hin, daß Mwanga ihn seiner Zeit mit Elfenbein entschädigen würde. Während so Karema König des Festlandes ist, hat Mwanga über alle Christen und Unzufriedenen, sowie über die Eingeborenen von Sesse und den Inseln, die königliche Autorität angetreten. In dem Bürgerkriege sind beinahe alle hervorragenden Bewohner von Uganda, die im „schwarzen Continent" erwähnt sind, entweder im Kampfe gefallen oder sonst der Gewalt unterlegen und die, die zu meiner Zeit in 1875 noch Pagen waren, sind jetzt zu Häuptlingen geworden.

Gute Gelegenheit für ein Abenteuer.

Nachdem diese interessante Erzählung beendet war, fragte ich, was man denn nun von mir wolle. Zuerst folgte ein weiteres diplomatisches Zögern, bis sie mir schließlich erklärten, sie wären von ihrem Häuptling abgesandt, um mich zu bitten, den Einfall in Uganda anzuführen, um Karema abzusetzen und Mwanga wieder zum König zu machen. Hier gab es eine herrliche Gelegenheit für ein Abenteuer. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alles erzählen wollte, was stattfatte, aber ich bitte Sie, von so Vielem Kenntniß zu nehmen. Die jüngsten Ereignisse am Albert-See — an sich schon verdächtig — hatten mich argwöhnischer als gewöhnlich gemacht. Die große, geradezu bemerkenswerthe Kunst der Aegypter für Verstellung und Hinterlist, war einzig durch ein starres Festhalten an den Befehlen zu Schanden geworden, und jetzt konnten wir vor dem Hineinstürzen in ein, wenn auch vielversprechendes Abenteuer nur bewahrt werden, wenn wir uns absolut strikt an die von Denjenigen ertheilten Instruktionen hielten, welche für diese Expedition verantwortlich waren. Ueberhaupt sollen persönlichen Neigungen, Gefühle oder Sympathien nichts zu sagen haben, wo es sich um einfache Pflichterfüllung handelt.

Ich fürchtete die Waganda's, und um etwas näher an den Alexandra-Nil zu kommen, erklärte ich ihnen, daß ich ihnen keine definitive Antwort geben könnte, ehe ich nicht Nuampara (südlich von der Hauptstadt) erreicht hätte, wo ich sicher war, daß meine Leute unterhalten werden würden, während ich abwesend war. Wir kamen also überein, daß die Deputation zum Häuptling zurückkehren solle, um zu berichten, was sie gehört und gesehen hätte, dann aber nach Nuampara kommen sollte. Inzwischen, setzten wir unsern Marsch fort, und endlich, als wir nur noch einen Tagemarsch vom Alexandra-Nil entfernt waren, traf die Delegation wieder ein. Nun erklärte ich ihr rundweg, daß ich nicht an Mwanga's Bekehrung glaube, weil ich nicht annehmen könne, daß ein so niedriger Schurke mit einem Male ein wirklicher Christ würde, daß seine Ermordung von

Bischof Hannington ein so großes Verbrechen wäre, daß ich auf meine eigene Verantwortung hin nicht wagen würde, ihn auch nur mit einer Büchse zu unterstützen, oder ihm irgendwelches Geschenk zu machen, ehe nicht meine Landsleute in der Heimath darüber entschieden hätten.

Mächtiger als Könige.

Da die Deputation jetzt fünf Tagereisen von ihrem Lager und die Residenz des Königs vier Tagemärsche entfernt war, wir aber nur einen Tagemarsch von Karague fort waren, so mußte der König, der Mwanga begünstigt, und die Waganda's sich fügen, denn mit der größten Leichtigkeit hätten wir uns in Sicherheit bringen können, ehe sie die Hauptstadt erreicht hätten, wo die Hauptstreitkräfte sich befanden.

Wenn aber die Erzählung wahr ist — und ich habe keinen Grund es zu bezweifeln — was würde Livingstone mehr erfreut haben, als daß eine Schaar von Christen in zwölf Jahren so zahlreich und mächtig werden konnte, um den absolutesten und mächtigsten König in Afrika abzusetzen und jeder gegen sie gerichteten Combination die Spitze zu bieten? Welchen besseren Beweis für die Möglichkeit des Christenthums in Afrika kann man verlangen? Ich vergaß zu sagen, daß jedes Mitglied der Deputation ein Gebetbuch hatte und das in Kiganda gedruckte Evangelium Matthäus, und daß sie sich sofort in ihre Gebetbücher vertieften, nachdem sie mich verlassen hatten. Fünf von ihnen begleiteten uns, um ihre religiösen Studien an der Küste fortzusetzen.

Ich halte diese mächtige Gemeinde eingeborener Christen im Herzen Afrika's, die die Verbannung wegen ihres Glaubens dem Leben unter einem ihrem Glauben feindlichen oder indifferenten Herrscher vorziehen, für ein beredteres Zeugniß für die Wirksamkeit Mackay's als irgend eine Menge imposanter Bauten, die man dann Missionsstationen nennt. Diese eingeborenen Afrikaner haben die tödtlichsten Verfolgungen erduldet; Scheiterhaufen und Feuer, Stricke und Knüttel, das scharfe Messer und die Büchsenkugel sind angewandt worden, um sie ihrem neuen Glauben abspenstig zu machen. Stark in ihrem Glauben, fest in ihrer Ueberzeugung, haben sie treu und entschlossen zusammengehalten, und Mackay und Ashe mögen mit gerechtem Stolze darauf hinweisen bei dem treuen guten Volke in der Heimath, welches ihnen vertraut hat, als auf das Resultat ihrer Arbeit.

Ein zäher Schotte.

Ich setze voraus, daß Sie Mackay nicht persönlich kennen. Er ist ein Schotte, der zäheste kleine Bursche, den Sie sich denken können. Auch ist er jung—ungefähr 32 Jahre oder so, und hält das Klima vorzüglich aus, selbst sein Teint ist unverändert, in keiner Weise afrikanisirt, trotz seines ununterbrochenen zwölfjährigen Aufenthaltes. Diese Missionsgesell-

schaften tragen sicher dazu bei, außergewöhnliche Männer heranzubilden. Können Sie mir beiläufig sagen, warum die Schotten häufiger erfolgreich sind, als andere Leute? Man nehme Moffat, Livingstone, Mackay, alles Schotten vom reinsten Blut. Sie ragen hervor unter den Missionären aller Nationalitäten. Ihr Schottenthum ist nicht der Grund, daß sie Erfolg haben. Es ist nicht, weil sie in irgend einer Weise, körperlich, geistig oder moralisch, bessere Menschen sind, sondern es ist der Fall, weil sie in einer Sache besser erzogen sind, als alle Anderen. Während ich das sage, übersehe ich im Geiste alle, die ich kenne und denen ich begegnet bin, und ich wiederhole meine Behauptung überzeugungsvoll, diese eine Sache ist die Pflicht.

Diese Missionäre Moffat, Livingstone, Mackay, sind from erzogen worden, aber vor Allem sind sie gelehrt worden, was Pflicht ist, was sie bedeutet, um nichts zu thun, als strikt die Pflicht. So kann Moffat fünfzig Jahre lang unter den Heiden seine Pflicht thun, und Livingstone, der Sir Roderick sein Versprechen gegeben hat, daß er sein Bestes thun will, glaubt seine Pflicht zu verletzen, wenn er in die Heimath zurückkehrt, ohne seine Werke vollendet zu haben; und Mackay arbeitet weiter trotz aller Hindernisse, sieht sein Haus geplündert und seine Gemeinde zerstreut, und doch hängt er in der Furcht, seine Pflicht zu verletzen, an der Hoffnung auf eine kommende bessere Zeit, wenn die Eingeborenen des Landes im Stande sein werden, anderen das schöne Evangelium zu predigen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Mein Brief ist, hoffe ich, ausführlich genug, um mich glauben zu machen, daß ich Ihnen gegenüber meine Pflicht gethan habe. Ich bedaure, daß ich sagen muß, daß ich nicht eine Zeile von Ihnen erhalten habe. Bei alledem denken Sie nicht, daß ich mich beschwere. Ich glaube vielmehr, daß Sie mir geschrieben, daß aber die Briefe ihr Ziel verfehlt haben. Sagen Sie Ihrer geehrten theuren Frau meine besten Grüße und erinnern Sie die Kinder an mich.

Henry M. Stanley.

An Herrn A. L. Bruce.

Das außerordentliche Interesse, welches man an Stanley's Rückkehr nahm, und zwar in allen Klassen der Bevölkerung, von den höchsten bis zu den niedrigsten, erhellt aus der schnellen Antwort auf eine Offerte, welche der „New York Herald" durch seine Londoner Office machte. Die Zeitung kündigte an, daß sie einen Preis von zwanzig Guineen, das ist in unserem Geld einhundert Dollars, für das beste kurze Gedicht auf Stanley's Rückkehr zahlen würde. In London lebt jetzt Fräulein Harriet Ford, eine Amerikanerin, geboren und erzogen in Seymour, New Haven County, Connecticut.

Fräulein Ford besitzt die nöthige Begabung, um einen schönen Ehrengruß an einen solchen Helden wie Stanley zu richten und ist auch bei ihrer Bewerbung um den Preis erfolgreich gewesen. Die Leser der Zeitung hatten über die Ertheilung des Preises abzustimmen, nachdem die Gedichte gedruckt waren. Fräulein Ford's Arbeit erhielt über fünftausend Stimmen und erhielt den Preis mit ansehnlicher Majorität. Diese begabte junge Dame sandte dem Herausgeber dieses Buches das Preisgedicht mit der ausschließlichen Berechtigung, es in „Stanley's Entdeckungen und Abenteuer" zu verwenden.

Die Kürze des Gedichts ist an sich schon zu loben und ist ein großer Vorzug; man kann hier recht sehen, wie viel in einem kurzen Raum zusammengedrängt werden kann.

BACK FROM THE DEAD.

A nation's heart that beat with pride
At thy brave deeds and courage true,
A heart that throbbed with anxious fears
When dangers dread encompassed thee,
And silence seemed to shroud thy fate,
That heart is waiting now for thee
As never maiden watched for love,
Or counted days, or counted hours
When he she loved was from her side.
A nation's arms that ready were
To rescue thee from murd'rous clans
Or save thee toil in thy brave search,
Those arms are stretched to welcome thee
As would a mother greet her son,
Whose life or death hung by a thread,
And God had giv'n him back to her.
A nation's voice that spoke thy praise,
And cheered thee on to do or die,
And trembled when thy loss was feared,
That voice now rings with gratitude,
And echoes sound from everywhere,
A gratitude the world must feel
To thee for knowledge of itself.
A nation's thankful prayers are raised
To that Great Guide who guards unseen,
Who led thee on to rescue one
The world had given up for lost —
A brave man by a brave man saved.
May that same hand that guided thee
Protect thee still, and bring thee safe
Across the seas to English soil.

Menschenfressende Wilde.

Als Dr. Wolf eine neue Bahn nach Central-Afrika, den Saukuru hinauf, entdeckte, wurde ein Plan geschmiedet, seine Expedition zu vernichten, und zwar von den eingeborenen Bassango-Minos, die offen darüber be-

riethen, da sie nicht wußten, daß einer von Wolf's Leuten sie verstehen konnte. „Seht", rief der Häuptling, „sie haben weder Speere noch Pfeile. Wir werden sie alle tödten, und uns ihre schönen Sachen nehmen." Wolf ging nun direkt auf den Häuptling zu und feuerte seinen Revolver dicht an seinem Ohre ab, worauf der Wilde erschreckt zu Boden stürzte und den weißen Mann anflehte, in Frieden seines Weges zu ziehen. Grenfell ließ auf dem Tchuapa-Fluß mit Platzpatronen feuern, doch mit schlechtem Erfolg. „Ihr schießt mit Rauch", riefen die Feinde, „und Rauch hat uns noch niemals verletzt." Einige scharfe Kugeln, die Wasser über ihre Kanoes spritzten, brachten ihnen andere Ansichten bei, und sie retirirten in respektvolle Entfernung. Grenfell, während seiner langen Fahrt auf dem Dampfer „Peace", hat keinen Tropfen Blut vergossen. Wenn er nicht vorrücken konnte, ohne Wilde zu tödten, so zog er sich zurück.

Wunderliche Ansichten am Kongo.

Die Entdeckungsreisenden haben festgestellt, daß wahrscheinlich ein Drittheil der Anwohner des Kongo-Bassins, welche man auf 20,000,000 Seelen schätzt, Kannibalen sind. 1300 Meilen weit den großen Fluß hinauf von Bolobo oberhalb des Stanley-Bassins bis eine beträchtliche Strecke oberhalb Nyangwe, sind beinahe alle Stämme Menschenfresser. Einige der größten Zuflüsse des Kongo, wie der Mobangi und Aruwimi nördlich und der Tchuapa und Lulongo südlich, sind dicht von solchen umwohnt. Sie sind die herrschenden Stämme in mehr als der Hälfte der Kongostaaten und einige sehr sonderbare Beobachtungen sind über sie gemacht worden. In der Regel essen dieselben keine Frauen. Obgleich einige Stämme, wie die Manyuema, sagen, das Fleisch eines Mannes sei viel wohlschmeckender als das einer Frau, so ist doch wohl die Ursache dafür, daß das schöne Geschlecht gewöhnlich dem Kochtopfe entgeht, dessen größerer Werth im Markte, und daß von ihnen nur wenige im Kriege getödtet werden. Das größte Gebäude, welches bis jetzt am afrikanischen Aequator gefunden worden ist, die Versammlungshalle der Monbuttu-Kannibalen ist über 50 Fuß hoch und 150 Fuß lang; ihr ungeheures Dach wird getragen durch fünf Reihen Pfosten, die aus ganzen Baumstämmen bestehen. Die Monbuttus sind der berühmteste Menschenfresser-Stamm im ganzen Kongo Gebiet. Als Schweinfurth sie aufsuchte, behandelten sie die Nachbarstämme nur wie Wild, tödteten von ihnen, so viele sie konnten, räucherten das Fleisch und führten es als Proviant mit sich.

Hänge-Brücken.

Unter den wundersamen Anblicken im Kongo-Bassin sind die Hängebrücken zu erwähnen, ein Netzwerk von starken Weinreben, das sich über die Flüsse spannt. Sie sind gewöhnlich Privateigenthum eines Häuptlings, der von den Passanten Zoll erhebt. Die schönsten Exemplare

solcher Brücken sollen die von den Manyuema Kannibalen im oberen Kongo-Bassin gemachten sein. Sie sind so geschickt gemacht und fest verankert, daß sie sich unter dem Tritt marschirender Leute kaum bewegen.

Die besten eingeborenen Diener im Kongo Staate sind die Bangala Kannibalen, die oberhalb Mobangi die Ufer des Kongo dicht bevölkern. Fünftausend dieser Kannibalen, von welchen viele zur Bemannung jener Boote gehörten, welche einen furchtbaren Angriff auf Stanley machten und ihn mit dem Rufe: Fleisch! Fleisch! den Fluß hinunter verfolgten, sind jetzt in der Staatsmiliz eingereiht und sind zu Soldaten, Bootsleuten und Stationsarbeitern herangebildet.

Die Stämme, die dieser entsetzlichen Unsitte nicht fröhnen, haben den größten Abscheu vor Kannibalen. Coquilhat's Leute konnten in Bangala ihren Widerwillen nicht zurückhalten, als sie Gruppen von Eingeborenen kommen sahen, die noch warmes Menschenfleisch, in Bananenblätter eingewickelt, mit sich trugen. Von Francois beschreibt die Angst seines wohlbeleibten Dieners, als sie die Kannibalenstämme am Tchuapa Flusse besuchten. Nichts konnte ihn bewegen, das Boot zu verlassen und seine Vorsicht war gerechtfertigt, denn die Eingeborenen betrachteten ihn mit gierigen Blicken und baten die Weißen wiederholt, ihnen den Mann als Beweis der Freundschaft zum Geschenk zu machen. Da die Eingeborenen wissen, daß die Weißen die Menschenfresserei verabscheuen, leugnen sie dieselbe oft anfänglich ab, geben sie jedoch später keck zu wenn ein Ableugnen nicht länger möglich ist. Die Manyuema sagten einem Entdeckungreisenden, daß ihre Nachbarn Diebe wären und aufgezehrt werden sollten. „Sie kommen hierher," sagten sie, „und stehlen unsre Bananen, und deshalb verfolgen wir sie, tödten sie und verzehren sie." Ein kleiner Stamm in der Nachbarschaft von Kassai sagten Kund und Tappenbeck, daß diese keine Freunde wären, denn wenn Freunde zum Besuch kämen, brächten sie jederzeit einige Menschen zum Verzehren mit.

Ein vorzügliches Gericht.

Die Bangalas waren bei ihren Antworten auf Coquilhat's Vorwürfe geradezu witzig.

„Das ist entsetzlich," sagte derselbe zu einem Häuptling, den er beim Male überraschte.

„Im Gegentheil, es ist sehr schmackhaft mit Salz;" war die Antwort.

„Das ist eine schlechte Verwendung eines Mitmenschen," sagte Coquilhat zu einem Anderen.

„All' Ihr Gerede, daß der Mensch ein so erhabenes Geschöpf sei," antwortete der Häuptling, „beweist nur, daß Menschenfleisch die allerbeste Speise ist. Es ist ein edles Nahrungsmittel, während das Fleisch vom Thiere nur ganz gewöhnlicher Art ist."

Die einsichtsvolleren Kannibalen gaben zu, daß sie durch das Verzehren von Menschenfleisch eine Erwerbsquelle vernichten, erklären aber, einen wirklichen Genuß nicht für einen zweifelhaften Vortheil aufgeben zu können.

Es muß ein Unterschied gemacht werden, zwischen den Kannibalen, die nur gelegentlich Menschenfleisch kosten, und denen, welchen es ständige Nahrung ist. Die Bangalas zum Beispiel glauben, daß Tapferkeit und sonstige Tugenden des Opfers auf Denjenigen übergehen, der dessen Fleisch verzehrt. Ein Weißer, der lange Zeit unter ihnen lebte, sagt, daß er während fünf Monaten nur drei Mal habe Gastmähler mit Menschenfleisch gesehen.

Es giebt jedoch viele Stämme, so namentlich die an den Ufern des Aruwimi, wo Menschenfleisch tägliche Nahrung ist, wenn es zu haben ist. Es war unter diesen Leuten an der Mündung des Aruwimi, wo ein Haussa Soldat ein schreckliches Erlebniß hatte. Er und zwei andere Soldaten waren auf einem Platze zurückgelassen worden, wo die Regierung eine Station errichten wollte. Die Eingeborenen nahmen seine beiden Kameraden in ihren Kanoes mit, angeblich zu einer Fischpartie; aus dem Gebüsch, in dem er sich versteckt hatte, sah er aber, wie deren Leichen zurückgebracht und alle Vorbereitungen für einen Kannibalenschmauß getroffen wurden. Er wurde ebenfalls gefangen genommen und zu demselben Geschicke bestimmt, konnte jedoch entfliehen, ehe es zu spät war. Wochenlang lebte er in den Wäldern und nährte sich von Wurzeln und etwas Manioc, den er Nachts aus den Gärten stahl. Endlich wurde er wieder gefangen genommen, sollte jedoch erst gemästet werden, da er zu abgemagert war. Schließlich wurde er durch Araber gerettet, gerade als er seinem Geschick zum Opfer fallen sollte.

Krieg, um Fleisch zu bekommen.

Kapitain Van Gele berichtet über den dichtbevölkerten Landstrich am unteren Mobangi, wo Stämme Kriege anfangen, einzig und allein um sich Fleisch zu verschaffen. Er sah einen Kriegszug der Baatis in fünfzig Kanoes. An der Mündung des Aruwimi war grade eine Station errichtet worden, unter deren Besatzung sich mehrere Hundert Basoko-Kannibalen befanden. Man glaubt, daß man Menschenfresser ihre Leidenschaft abgewöhnen könne, wenn man ihnen im Dienste des Staates alle Gelegenheit entzöge. Der Staat bietet allen seinen Einfluß auf, um den Kannibalismus zu unterdrücken. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß ein Stamm bekannt ist, der der Balubas, der freiwillig den Kannibalismus aufgegeben hat und denselben jetzt verabscheut, obgleich es unzweifelhaft lange währen wird, daß mit der Ausbreitung der Macht der Weißen der Kannibalismus im Kongo-Bassin allmählich verschwinden wird, wie das auf vielen Inseln im Stillen Meere der Fall gewesen ist.

Bei seiner ersten Expedition quer durch den Kontinent hörte Stanley, als er den Kongo bis zu seiner Mündung erforschte, in Nyangwe, daß in den großen Wäldern im Norden kriegerische Zwerge lebten, die unbändigen Charakters wären und mit vergifteten Speeren und Pfeilen kämpften wie Dämonen; ihre gefallenen Feinde sollten sie verzehren; sie hätten keine festen Niederlassungen, sondern wanderten in den Wäldern umher. Man glaubte, es wären dies arge Uebertreibungen der Araber, die nach einer Entschuldigung suchten für ihre Weigerung, Stanley auf seiner Reise den Fluß hinunter eine Eskorte zu geben. Erst in den Jahren 1885 und 1886 entdeckten unsre Forscher die Batwa-Zwerge, die über ein großes Gebiet jenes Theils des Kongo-Bassins zerstreut sind, welches direkt südlich von dem großen Landstrich im Norden dieses Flußgebietes liegt. Zur selben Zeit fanden sie Grenfell und Von Francois in großer Menge in zwei verschiedenen Flußgebieten, die 200 Meilen von einander entfernt waren. Grenfell hatte sie schon vorher am oberen Lomami, südwestlich von den Stanley-Fällen, beobachtet. Die Araber behaupten, daß sie zwischen dem Lomami und dem Kongo viele schwere Kämpfe mit denselben gehabt hätten. Weiter westlich hatten Grenfell und Von Francois am Bussera und Tchuapa eine ganze Anzahl unangenehmer Zusammenstöße mit denselben.

An den äußersten Punkten, die an diesen beiden Flüssen erreicht wurden, machte die Feindseligkeit dieser kleinen Teufel ein weiteres Vordringen unmöglich. Ihre stark vergifteten Pfeile wurden zu Hunderten auf das hölzerne Sonnendach des Dampfers abgeschossen oder prallten gegen das Stahlnetz, welches das Vorderdeck umgab. Auf den steilen Uferhöhen oberhalb des Tchuapa, konnten die Reisenden die kaffeebraunen Zwerge umherklettern sehen, wo man es für Menschen hätte für unmöglich halten sollen; sie sahen ferner, wie sie sich mit der Geschicklichkeit von Affen auf hohen Bäumen von Zweig zu Zweig schwangen, weit hinaus auf die über den Fluß ragenden Aeste kletterten und hoch aus der Luft ihre Speere auf die Reisenden herabschlenderten, die es wagten, ihre Einsamkeit zu stören. Mehr als 275 Meilen weiter südlich, traf sie Wißmann in dem Lande der Bassonges, und beschreibt sie als eine mißgestaltete, unförmige Menschenrasse, verachtet von ihren Nachbarn und in ärmlichen Hütten lebend. Auch weit im Westen am Kassai-Flusse, begegnete ihnen Dr. Wolf unter den Bakubas. Sie schienen furchtsame Kerlchen zu sein, ungleich ihrer kriegerischen Brüder, die Grenfell und Von Francois einen so warmen Empfang bereitet hatten.

Diese sonderbaren Leute bewohnen, wie von Forschern festgestellt ist, einen Landstrich, der etwas größer ist, als der Staat Maine. Sie haben eine hellere Hautfarbe und sind nicht so kampflustig wie die Akkas, die

Schweinfurth am Oberlauf des Mobangi-Makua entdeckte und von deren kriegerischen Gelüsten Stanley jüngst unangenehme Proben erhalten hatte. Sowohl die Akkas, wie die Batwas, sind Kannibalen. Es war ein Akka-Zwerg, der Emin Pascha bei seiner Entlassung aus dem Dienst sagte, daß er in die Heimath zurückkehre, weil er das Rindfleisch satt habe. Die Akkas sind 4—4½ Fuß hoch und sollen die kleinsten Menschen der Welt sein. Nur an wenigen Orten bilden sie die ausschließliche Bevölkerung. Sie wandern unter anderen Stämmen umher, deren Sprache sie sprechen und die sie mit ihrer Jagdbeute versorgen, denn diese kleinen Kerlchen sind die eifrigsten Jäger im ganzen Kongo-Gebiet mit seinen Urwäldern. Acht oder mehr Familien schlagen ihre einfachen Hütten auf einem guten Jagdterrain auf, und wenn nach wenigen Monaten das Wild rar wird, ziehen sie nach anderen Gegenden und graben wieder ihre Fallgruben für Elephanten, Büffel und Flußpferde, die sich beim Hinabstürzen in die Gruben an zugespitzten Pfählen aufspießen. Auch schleudern sie von den Aesten der Bäume ihre Speere auf das zur Tränke eilende Wild und verfolgen angeschossene Thiere, wenn nöthig, tagelang.

Bleibt den Zwergen fern.

Die Zwerge greifen ihre Feinde bei Nacht an, indem sie geräuschlos an ihre Hütten herankriechen, dieselben in Brand stecken und dann die hülflosen Insassen niederstrecken, wenn sie herauskommen. Stämme, die noch nicht mit ihnen zusammengestoßen sind und in Freundschaft mit ihnen leben, haben eine tödtliche Furcht vor ihnen. „Geht nicht zu den Zwergen," sagten die Kongoanwohner zu Grenfell. „Sie erlauben keinem Fremden ihr Land zu betreten, schießen mit vergifteten Pfeilen und sind die häßlichsten Sterblichen, mit dicken Köpfen und bartbewachsenem Kinn auf winzig kleinem Körper." Die Forscher bemerkten allerdings, daß einige derselben dünne Bärte trugen, nicht aber, daß sie außergewöhnlich häßlich waren oder außer ihrer auffallenden Kleinheit sonst körperliche Absonderlichkeiten hatten.

Wenn die Zwerge auf dem Marsch nach einem neuen Lagerplatz sind, so schlafen sie Nachts auf Baumästen, um den reißenden Thieren aus dem Wege zu gehen. Ihren Fleischvorrath bringen sie zum nächsten Häuptling und tauschen ihn für Gemüse oder Messingdraht und Perlen aus, für welche sie sich wieder Frauen erkaufen; so assimiliren sie sich den Stämmen, unter welchen sie wandern und viele ihrer Kinder werden viel größer als sie selbst. Die Anthropologen zerbrechen sich die Köpfe über das Herkommen dieser sonderbaren Leute, die schon den alten Griechen bekannt waren, und von Herodot und Aristoteles beschrieben werden.

Nächst dem Kannibalismus ist der schrecklichste Gebrauch im Kongo-Bassin das Opfer von Menschen gelegentlich der Begräbnißfeierlichkeiten

von hervorragenden Personen. Je reicher die Familie des Verstorbenen ist, desto größer ist die Anzahl der Opfer. Auf vielen hierher gesandten Photographien vom oberen Kongo sieht man den Mittelpfahl der Wohnhütten mit Menschenschädeln geschmückt — gespenstige Reliquien mörderischer Scenen. Den Eingeborenen ist der Abscheu, welchen die Weißen vor dieser Unsitte haben, unverständlich. Sie behaupten, daß die Weißen, weil sie viel reicher seien als sie selbst, auch viel mehr Sklaven opfern müßten, wenn einer ihrer Mächtigen stürbe. Weil weit oben an den Nebenflüssen die Sklaven bedeutend billiger gekauft werden können als am Kongo selbst, werden Kanoe-Expeditionen hunderte von Meilen geschickt, einzig und allein um Material für die Menschenopfer einzukaufen.

Gewöhnlich gehen diese hülflosen Gefangenen ihrem Geschick ohne Zittern entgegen. Es werden ihnen die Augen verbunden, und dann werden sie in sitzender oder knieender Stellung an einen Pfahl gebunden; ein einziger Schlag des geübten Scharfrichters enthauptet sie dann. Coquilhat hat eine Skizze einer solchen entsetzlichen Schlächterei an der Aequator-Station aufgenommen, wo vierzehn starke Männer den Tod erlitten, inmitten eines heulenden Volkshaufens, der noch durch ein Dutzend Elfenbeinhörner und den Schall der Trommeln in Aufregung versetzt wurde, als das Schwert herniedersauste. Starke Männer bilden die Mehrzahl der Opfer, weibliche Sklaven werden jedoch auch zuweilen erdrosselt und in das Grab geworfen, oder lebendig in demselben begraben. Nur ein Mal haben die Weißen die Enthauptung einer Frau gesehen, und das Geschrei des armen Geschöpfes stand in auffallendem Gegensatze zu der schweigenden und hündischen Ergebung der anderen Opfer in ihr Schicksal. Coquilhat sagt, daß die Leute seinen Abscheu gegen diese Unsitte mit Mitleiden oder Verachtung ansehen, wogegen einzelne Frauen im Geheimen ihm gestanden: „Es sei schlimm."

Der schöne Tag wird kommen, wo dieser barbarische Gebrauch und andere Unsitten der Wilden im Kongo-Staate werden beseitigt werden. König Leopold's Regierung rottet sie bereits aus, so weit nur ihr Einfluß reicht. Sie hat Kanonenboote nach dem oberen Flußgebiet geschickt, und errichtet Militär-Stationen am Aruwimi, Lomami und Sankuru, um der Sklavenfängerei der Araber ein Ende zu machen, und der Unsitte, menschliche Opfer für das Schwert des Scharfrichters oder für die Menschenfresser einzuhandeln oder einzutauschen. Nahezu hundert Häuptlinge haben sich in 1888 bequemt, die Menschenopfer abzuschaffen und die Bemühungen der Regierung zu unterstützen, den Frieden aufrechtzuerhalten und das menschliche Leben zu schützen.

Tang c/c/92

3 5282 00387 5468

Entdeckungen und Abenteuer